Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

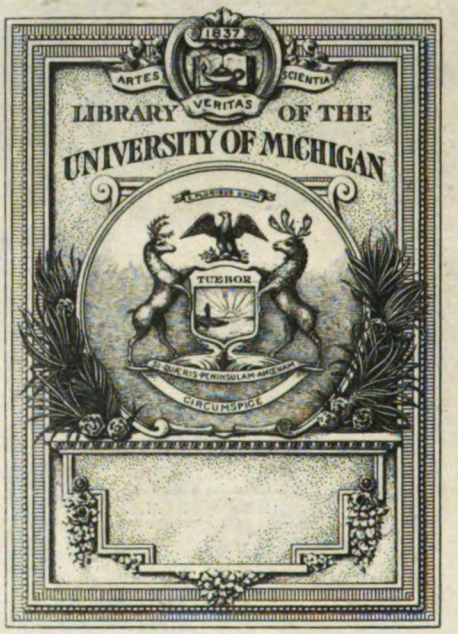
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,575,907

Digitized by Google



Digitized by Google

8301.6
N48
R9

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

DIE NEUE RUNDSCHAU

XXXV. Jahrgang der freien Bühne

Herausgeber: Oskar Bie, S. Fischer, S. Saenger

Band 2

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN UND LEIPZIG

1924

Digitized by Google

Digitized by Google

Gen.
Harr.

INHALTSVERZEICHNIS

Dramen, Novellen, Gedichte, Briefe, Reisen, Erinnerungen:

Hermann v. Boetticher, Die aussätzige Magd 1248
Otto Flake, Reise nach Südtirol 824
Otto Flake, In Wien und Prag 977
Maxim Gorki, Ein Mensch 753
Hermann Hesse, Tragisch 705
Arthur Holitscher, Aus dem Narrenbaedeker . . 1052, 1128
Hermann Kasack, Schädel der Prinzessin 953
Thomas Mann, Noch jemand 993
Max Meyerfeld, Englische Menschen 1151
Josef Ponten, Das große Asien 714
Alexei Remisow, Kreuze 806
Siegfried Sassoon, Konzert 1149
Arthur Schnitzler, Fräulein Else 993
Bernard Shaw, Die heilige Johanna 652, 778, 878
Osbert Sitwell, Die Maschine versagt 1104
Jakob Wassermann, Geschichte der Fides 684

Literatur, Kunst, Wissenschaft:

Ernst Robert Curtius, Die literarische Bewegung in Frankreich 731
Ernst Robert Curtius, Spanische Perspektiven 1229
Alfred Döblin, Der Geist des naturalistischen Zeitalters . 1275
Arthur Eloesser, Gerhart Hauptmanns neuer Roman . . 1294
Theodor Fontane, Aus dem Nachlaß 939
Hermann Hesse, Goethe und Bettina 1061
Oskar Loerke, Das unbekannteste Genie 915
Samuel Saenger, Nietzsche in und über England . . . 1068

Digitized by Google

Arthur Schopenhauer, Unveröffentlichte Aphorismen . . 955
Bernard Shaw und Archibald Henderson, Das Drama, das Theater, der Film 1115

Politik, Geschichte, Wirtschaft:

Carl Brinkmann, Über Anglophilie und Anglophobie. . 1097
Robert Dell, England und Deutschland 1089
Junius, Politische Chronik 740, 843, 1180, 1300
Rudolf Kayser, Europäische Rundschau 748, 851, 965, 1075, 1185, 1306
Ferdinand Lion, Das Prestige in der Politik 641
Albrecht Mendelssohn Bartholdy, Glossen zu den Diplomaten-Akten 865
Samuel Saenger, Notizen zu einer ungehaltenen Festrede 959
René Schickele, Caillaux und die französische Politik . . 1201

Anmerkungen:

Ludwig Bernhard, Lujo Brentano 1310
Ernst Blaß, Ernst Blochs Destructio destructionis 861
Oskar Ewald, Friedrich Wilhelm Försters Religionsphilosophie . 975
Otto Flake, Robert Müller 1083
Leo Greiner, Wilhelm von Scholz 859
Hermann Hesse, E. Th. A. Hoffmanns Werke 1199
Hermann Hesse, Die alte Schule 863
R. K., Franz Kafka 752
Rudolf Kayser, Lessings Gespräche 1088
Rudolf Kurtz, Gottfried Benn 1086
Leo Matthias, Mexiko 863
Robert Müller, Der Trugschluß der Organisation 1084
S. Saenger, In memoriam 1197
Osbert Sitwell, Eiland England 1195
Adrien Turel, Christus als Wanderer 972
Otto Zarek, Der Michelangelo des Georg Brandes 973
Notiz 1200

Digitized by Google

PERIODICAL ROOM GENERAL LIBRARY UNIV. OF MICH.

SIEBENTES HEFT JULI 1924

DIE NEUE RUNDSCHAU

XXXV. Jahrgang der freien Bühne

Herausgeber: Oskar Bie, S. Fischer, S. Saenger

Inhalt

Ferdinand Lion, Das Prestige in der Politik
Bernard Shaw, Die heilige Johanna (Fortsetzung)
Jakob Wassermann, Geschichte der Fides (Erzählung)
Hermann Hesse, Tragisch (Novelle)
Josef Ponten, Das große Asien (Erzählung)
Ernst Robert Curtius, Die literarische Bewegung in Frankreich
Junius, Politische Chronik
Rudolf Kayser, Europäische Rundschau

Anmerkungen

R. K., Franz Kafka

S. FISCHER / VERLAG A.-G.

Berlin und Leipzig

Postvertrieb ab Leipzig

Digitized by Google

Redaktion: Dr. Rudolf Kayser, Berlin. Alle Zusendungen für die Redaktion werden ohne Namensnennung nach Berlin W. 57, Bülowstr. 90 erbeten. — Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden. — Manuskripte, denen kein Porto beiliegt, werden nicht zurückgesandt.

Alle Rechte für sämtliche Beiträge, besonders das der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright 1924 by S. Fischer, Verlag.

Monatlich erscheint ein Heft,
das durch jede Buchhandlung, durch die Post oder direkt vom Verlage bezogen werden kann.
Preis des Heftes Gm. 2.–; Quartalspreis Gm. 6.–, für das Ausland Schw. Fr. 7.50, umgerechnet in die betreffende Währung nach dem jeweiligen Schlüssel des Buchhändler-Börsenvereins.
Zahlungen bitten wir auf das Postscheckkonto von S. Fischer, Verlag, Berlin Nr. 16692 zu leisten.

„Ein menschliches Dokument, das unvergeßlich ist."
Das Tagebuch.

FRANK HARRIS
OSCAR WILDE

Eine Lebensbeichte. 10. Auflage

Mit einem Schlußkapitel von Bernard Shaw und drei Abbildungen

Auf holzfreiem Papier gedruckt

Geheftet Gm. 5.–, in Halbleinen Gm. 7.–

Wir kennen längst den Weg der Freude und des Leidens, der Höhe, der Tiefe und des Versinkens, den Wilde, der „zu spät geborene Grieche", geschritten ist. Aber wir verschlingen das Buch nun doch mit dem phosphoreszierenden Glanz, den es aus Wildes Leben zu sich selbst hinübergenommen hat. Es atmet Schicksal mit seiner Verstrickung von Schuld und Schwäche, mit dem Fehl eines Menschen, der hemmungslos, aber auch apollinisch war: „Ein Mann, an dem man mehr gesündigt als er sündigte." *Berliner Tageblatt.*

In seiner stofflichen Wirkung, in dieser Tragödie eines realen Lebens ist diese Biographie die erschütterndste, die ich kenne . . . Sie hat das Ausmaß Dostojewskischer und Balzacscher Phantasie und ist als Schöpfung Oskar Wildes größtes Werk. *Bohemia, Prag.*

Dieses ergreifende und erschütternde Kunstwerk ist jetzt auch deutsch erschienen. Damit ist den zahllosen Deutschen, denen Oskar Wildes Kunst so viel bedeutet, endlich die Gelegenheit gegeben, das wahrheitsgetreueste und wirkungsvollste Buch über Wilde zu lesen, das Buch, von dem Bernard Shaw sagt, daß „Wildes Andenken damit stehen oder fallen muß". *Vossische Zeitung.*

Was die Biographie von Frank Harris besonders auszeichnet, ist ihre Objektivität. Sie verschweigt nicht das, was an Oscar Wilde dunkel war, aber sie erklärt zugleich, weshalb Wilde das Opfer des englischen Puritanertums wurde: weil seine Sünden nicht die des englischen Mittelstandes waren. *Heidelberger Neueste Nachrichten.*

1 Goldmark = 10/42 Dollar, für das Ausland = 1.25 Schw. Fr.

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN

Diesem Heft liegt ein Prospekt des Verlages Ullstein, Berlin bei.

Digitized by Google

DAS PRESTIGE IN DER POLITIK

von

FERDINAND LION

Die Ausstrahlung des Prestige ist, wie die des Lichts, nicht nur in ihrer Stärke von dem Körper, von dem sie ausgeht, abhängig, sondern auch vom Träger, der sie übermittelt, und von dem Gegenstand, den sie trifft und der sie zurückstrahlt. Daher ist für ein Volk die Weltmeinung, in der es sich objektiviert und gebadet ist, ein gemeinsames Werk von ihm selbst und den Umgebenden, sie hängt jedenfalls nicht ganz von ihm selbst ab; eine feinste Fühlung, ein erratender Takt gehört dazu, um dieses fliehende wogende Element, das allen und niemandem gehört, zu beherrschen. Ein Teil der höheren politischen Kunst liegt nicht nur im Erfolg des Seins, sondern auch des Scheinens: ein Volk kann militärisch, finanziell, geistig, überhaupt politisch mehr darstellen, als es ist, während ein anderes so ungeschickt sein kann, die Realität zu besitzen, ohne zu verstehen, sie in den Augen der andern gültig werden zu lassen, sodaß sie ihm durch den allgemeinen Nichtglauben schließlich selbst verloren geht.

Die stärkste dramatischste Umwandlung eines Prestige gibt ein militärischer Sieg; von der zusammengefaßt überdeutlichen Tat aus wird wie von einem Gipfel Zukunft wie Vergangenheit eines Volkes neu erblickt. Und die Wirkung ist um so größer, je überraschender die Wendung auf dem Schlachtfeld war. So ist 1870, während Frankreich weit unter seinen realen Wert sank, Deutschland durch eine Lichtfülle plötzlich überhellt worden. Jedenfalls seine Politik erhielt durch die Tatsache Sedan eine ungeheure Schwungkraft: die rasche Entwicklung, eine hegemoniale Stellung in Europa, der wirtschaftliche Aufstieg, die koloniale Ausdehnung, alles strömt radial wie von einem Brennpunkt aus jenen Ereignissen auf dem Schlachtfeld oder eher aus dem Glanz, der sie ihm gab. Freilich gerade ein Militärsieg verblaßt auf eine gewisse Entfernung, wie ein Lichtstrahl

Digitized by Google

mit der Ferne des Raums. Daher war in der ersten Zeit nach 1870 die deutsche Politik viel leichter zu führen als nach 1900, damals genügte noch ein Wink, später (wie bei Tanger, Agadir) mußte schon gedroht werden, zuletzt, um das militärische Prestige wiederzuerhalten, mußte zu der Wirklichkeit des Krieges gegriffen werden. Daher wäre nach Bismarck ein noch Größerer notwendig gewesen, denn in umgekehrtem Verhältnis zu dem sich notwendig schwächenden militärischen Prestige, hätte eine immer größere diplomatische Kunst ausgleichend wirken müssen. Gewöhnlich wird das Militärische überschätzt, denn an sich selbst ist es mit aller Brutalität, rohen Übertreibung, Zufälligkeit des Körperlichen behaftet, sodaß die Realität der einander gegenüberstehenden Völker oft nachher als eine karikierte nur erscheint; erst die Zeit gibt jedem wieder die Rechte seiner wirklichen Wirklichkeit. Jedenfalls der Träger dieses Prestige wird oft von ihm erdrückt und in die Irre geführt; das heutige Frankreich ist wie das Deutschland von Sedan dem eigenen Sieg nicht gewachsen und ringt mit ihm.

Während aber das militärische Prestige plötzlich entsteht, ebenso aber abnimmt und verschwindet, gibt es ein anderes, dessen Wesen im Gegenteil die Dauer ist. Die Welt bildet sich dann langsam mit der Zeit eine Meinung, an der sie haften bleibt und von der sie sich ebenso langsam nur wieder entfernt. Wenn ein Staat wie England durch Jahrhunderte stetig wächst, so entsteht der Glaube, daß er diese Linie weiter wird einhalten können; ein militärisches oder diplomatisches Unglück wird als vorübergehend betrachtet, und dann, tatsächlich durch diesen Glauben gestärkt, ist ein solcher Staat fähig, die schwierigste Lage zu überwinden. Er arbeitet nicht nur mit der Macht, die ihm im Augenblick zur Verfügung steht, sondern mit seiner aufgehäuften Geschichte, die tätig lebendig nachwirkt. England kann sich daher eine ganz andere Diplomatie oder Kriegführung erlauben, weil es vor sich und der Welt auch Anfangsniederlagen leicht erträgt. Während andere eilig wie ein Dieb eine Frucht pflücken müssen, kann ein Staat, der die Ruhe der Zeit besitzt, sie langsam ausreifen lassen. Welche Stärke Englands gegenüber den Kontinentalstaaten, die sich verschwenden und vor der abwartenden Insel hinrauschen! Nur die römische Kirche hat eine gleiche historische Bewährung, die durch ihre Existenz schon ihre Existenzberechtigung erweist; bei ihr ist schon der Glaube an die Notwendigkeit ihres Daseins, also an ihre äußere Form so groß, daß

Digitized by Google

er fast wirksamer wird als der Glaube an ihren Inhalt; die Kirche ist zu einer Religion, zu einer Bindung und Verwurzlung in sich selbst geworden. Ebenso ist England von einem Strahlenschein des politischen Glaubens umgeben. Das Deutsche Reich war dagegen schon durch seine Neuheit zu einer ganz anderen Taktik gezwungen: es hatte das Bedürfnis, vor sich selbst und den andern das lang entbehrte Dasein durch sofort greifbare Erfolge zu bestätigen, die es in Unrast vorwärts trieben. Die vornehme Ruhe, welche die Gewohnheit des ererbten Besitzes ergibt, fehlte. Aber Prestige, das sich selbst immer von neuem darstellen will, schwächt sich ab, als ob es durch das allzuhelle Tageslicht verbraucht würde. — Auch die französische Republik hatte erst sich ein Prestige neu zu erwerben und zu schaffen; denn da die vorhergehenden Republiken von 1793 und 1848 kurz und stürmisch gewesen waren, hatte die Welt Gründe, ihr mit Zweifeln gegenüber zu stehen. Eine neue Erfahrung mußte sich langsam bilden. Erst als die großen Krisen der Panama- und Dreyfusaffären überwunden waren, als die Ministerien sich hielten und der innere und äußere Friede bewahrt blieb, wurde sie vollwertig innerhalb des europäischen Staatensystems aufgenommen. Das Vertrauen, mit dem sie dann umgeben wurde, war um so größerer politischer Gewinn nach dem früheren Ruf der Unzuverlässigkeit. Nur durch den Glauben an diese neue französische Ausdauer und Festigkeit wurde die Allianz mit Rußland und England und später sogar die Angelstellung zwischen den beiden möglich.

Anderseits wurde gerade durch diese Bündnisse die selbstsichere Stetigkeit gefördert. Denn Prestige kann auch von außen gegeben werden, wie ein Licht, das sich mitteilt und dann in schwächerer mondhafter Helle weiterstrahlt. Durch das russische Bündnis erhielt Frankreich nicht nur einen dem neu hinzutretenden Alliierten entsprechenden Kräftezuwachs, sondern der Glanz, der Rußland als eine Monarchie umgab, ging auf die Republik über. Noch mehr gewann es durch die Entente, nämlich nicht nur die Macht, sondern das ganze Weltvertrauen, welches England besaß. Anderseits kann ein Staat, der allzuviel von seinem Prestigelicht ausleiht, rückwirkend selbst geschwächt werden: der Bundesgenosse Deutschlands, Österreich, stützte sich auf das deutsche Prestige, trieb durch ihn seine Balkanpolitik, zehrte es aber so langsam auf. So hängen die verschiedenen Prestiges untereinander zusammen; keines ist unabhängig, also absolut, sondern sie relativieren sich gegenseitig. Als im Burenkrieg das

Digitized by Google

englische sank, stieg sofort dasjenige aller Kontinentalstaaten. Jeder Staat hängt von demjenigen seines Bundesgenossen ab: als Rußland in Mukden besiegt war, verfiel in gleichem Maß dasjenige von Frankreich. So ist ein ganzes Netz von Prestigebeziehungeu wie von elektrischen Einflußfeldern über Europa ausgebreitet.

Der Politiker muß sie mit der größten, sorgsamsten Nervosität verfolgen, aber zugleich sie mit Schweigen umgeben. Denn allzuviel Worte sind gefährlich, sie rauben die Kraft, die nur unbesprochen ihren größeren Wirkungskreis abrundet. Gerade hier ist neben der Dauer ein anderes Geheimnis der politischen Macht Englands; mit feinem Takt wird nur selten auf sie und ihre Grundlage, die Flottenüberlegenheit, hingewiesen. Auch die große politische Meinung, die sich um das frühere Preußen bildete, wurde durch die stumme Einfachheit seines Tuns nur gefördert; es liebte die unbedingt nüchterne Sachlichkeit, für die nichts gilt, als die Sache selbst: kategorischer Imperativ des Staats, der den Ruf, die Weltmeinung, den äußem Glanz, der von der Sache ausgehen kann, verachtet oder eher nicht einmal beachtet, ganz hingegeben der nackten Realität. Es war eine glänzende Prestigelosigkeit, die schon durch ihre Gleichgültigkeit gegen die Welt die Aufmerksamkeit derselben bezwang; durch sie unterschied sich das alte Preußen antithetisch von Frankreich, welches sich in glänzender Sichtbarkeit erschöpfte. Bis dann — Wilhelm II. diese beste Tradition aufgab und wie in einem allzulang zurückgehaltenen Genuß in äußerem Glanz schwelgte, er berauschte sich daran, das Nichttun, zu dem er sich wie Bismarck of resignieren mußte, durch Reden zu ersetzen, er rückte alles, die Macht, die er nicht gebrauchte, den Flottenbau, die wirtschaftlichen Erfolge, jede Tat ins Licht. Aber Prestige liebt das geheimnisvolle Dunkel. — Das Frankreich von 1870 bis 1914 war in dieser Beziehung wechselnd: die Niederlage nach seinem glänzenden Kaisertum hatte es wenigstens zeitweise von seiner Lust am Glanz geheilt, es wurde bürgerlich still und oft geschäftsmäßig nüchtern. So hat es die allgemeine Wehrpflicht (1873-1882) in einem schweigenden Übereinkommen der Parteien fast geräuschlos eingeführt; es ahmte hier also nicht nur in der Sache, sondern in der Form Preußen nach. Ebenso ist die Entente cordiale unmerkbar vorbeitet worden. Dagegen wurde die russische Allianz bei ihrem Entstehen laut gefeiert; aber sie wurde schon dadurch wirkungsloser. Unter den französischen Staatsmännern der Epoche hat es stille gegeben, wie Ferry,

Digitized by Google

Waldeck-Rousseau und den großen Schweiger Delcassé, und andere allzu laut glänzende wie Gambetta, Boulanger. Poincaré übrigens gehörte in seiner ersten Periode von 1912-1914 zu den leise stumm Wirkenden. Erst in und nach dem Krieg wurde er rhetorischer, er stärkte dann vielleicht sein Prestige im Innern, schwächte es aber in der äußern Welt, die immer empfindlicher ist.

Infolge dieser zauberhaft irrationalen Eigenart ist Prestige am wirkungsvollsten im Orient: dort herrscht man nicht durch eine bewusste und daher lenkbare öffentliche Meinung, auch nicht durch Heere, die nur gewitternd sich in den unendlichen Räumen verlieren würden, sondern durch das geheimnisvoll wie ein rauschender Fittich Steppen, Wüsten, Urwälder, Städte überwehende Geflüster, das von Ohr zu Ohr eilt und die Luft erfüllt. Daher ist Prestige für England, insofern es Orientmacht ist, eine Lebensfrage. Denn es beherrscht Indien nicht durch die 70000 Mann, die es dort garnisoniert hält, sondern von dem Archimedespunkt aus des Glaubens an seine Kraft. Dabei wandert dieser Punkt; bald ist er in Indien selbst, bald in Konstantinopel, er ist ungreifbar, überall und nirgends. England aber muß immer unter dem Schein einer würdevoll schweigenden Unbewegtheit aushorchen, wie stark noch sein Prestige dort ist im Vergleich mit dem russischen oder japanischen. Auch Frankreich hütet sein „rayonnement" im Osten: es galt dort seit den Kreuzzügen als die führende katholische Macht, der Dauerglanz der römischen Kirche ging also auf es über. Daher auch warnte Gambetta, obwohl er leidenschaftlich gegen die Kirche im Innern kämpfte: „der Antiklerikalismus ist kein Exportartikel"; er fürchtete nach dem Verlust des französischen Prestige in Europa, noch dasjenige im Orient auf das Spiel setzen. Deutschland seinerseits war infolge der Neuheit seines Reiches auf andere Mittel im Orient angewiesen. Das Auftreten des Kaisers mit sultanischem Prunk, seine äußerlich glänzende Person, die Fahrten nach Konstantinopel, Jerusalem, Tanger waren von einprägsamer Bildkraft. Nur daß diese für den Orient günstig berechneten Mittel verhängnisvoll wurden für den europäischen Kredit Deutschlands, für den sie zu laut und zu verschwenderisch waren. Den Fernen Osten behandelte übrigens Deutschland auf gleiche Weise (Glanz des Waldersee-Feldzugs), aber dort ist man subtiler und verlangt ganz andere feinere Mittel.

Da der Balkan zum Orient gehört, ist auch dort gerade das Prestige immer so wichtig. Bei dem wechselvollen Ringen der Großmächte

Digitized by Google

an dieser Stelle handelte es sich selten um Realität. Seit dem Berliner Kongreß wurde dort kein Stück Land mehr erobert oder auch nur gewünscht, und trotzdem war ein fortwährendes hartes Ringen. Was Rußland nach der Annexion von Bosnien 1908 verletzte, war nicht so sehr die formale Besitzänderung, sondern daß Österreich durch die eigenwillige selbstherrliche Art seines Auftretens das ganze Prestige dort an sich gezogen hat. Als der Balkanbund dagegen unter der Ägide Rußlands geschlossen wurde, dehnte dieses seine imaginären Herrschaftssphäre über den ganzen Balkan aus: unerträgliche Lage für Österreich. Der europäische Krieg ist dann schließlich vielmehr als aus einer effektiven Machtfrage aus den hypothetischen Prestigegegensätzen auf dem Balkan entstanden. Wie schwer ist es aber, Recht und Unrecht zu unterscheiden, wenn es sich nicht einmal um Realitäten (wie Landbesitz, strategische Grenzen, historische Rechte) handelt, sondern um das unwägbare Prestige, denn wer kann bemessen, auf wieviel von diesen ein bestimmter Staat Anspruch zu erheben berechtigt ist? Daher wird auch ein dauerhafter europäischer Friede immer schwer herzustellen sein. Denn alle diese Staaten sind auf dynamische Fernwirkungen eingestellt, die sich, selbst wenn der Boden gerecht verteilt wäre, noch in der Luft durchqueren und überkreuzen. Sie müßten also bis in ihr eigenstes Wesen verändert werden.

Da das politische Prestige ein so unwägbar geistiges ist, so kann es nicht wundernehmen, daß auch das Geistige an sich es direkt beeinflußen kann. Wie erwartete und feierte Frankreich nach 1870 auf bedrängt leidenschaftliche und dankbar flehende Weise das Erscheinen großer Geister, deren Werke das fehlende politische Glück ersetzen könnten! Ob es Zola oder Anatole France, der Chemiker Berthelot oder Huysmans, Barrès oder der Historiker Lavisse, Rostand oder Becque, Verlaine oder Claudel waren, gleichviel, wenn nur das Land auf sie hinweisen konnte, protestierend: „Seht, das kann und bin ich! Wer wagt es gegen mich, selbst wenn mein Körperliches schwächer ist, mit Gewalt sich zu vergreifen?“ Die Stetigkeit jedenfalls, mit der das französische geistige Leben über die Senkung der Niederlage hinweg unbehindert seine Reihe fortsetzte, erregte schon Respekt; denn wenn ein wirklicher Verfall des Volkes gewesen wäre, wie die Welt zuerst geglaubt hatte, so hätte auch das Geistige mitverfallen müssen; indem aber dieses seine frühere Höhe behielt, hob es dann an unsichtbaren Fäden auch die gesunkene politische Macht zu sich empor. Auch für das Geistige entsteht das beste Prestige durch die Dauer.

Digitized by Google

Außerdem brachte die französische Literatur gerade jetzt die Anregung von Vielfachem, Neuem. Frankreich führte zeitweise, und die Zielrichtung, das Wohin ist wenigstens für die politische Wirkung weniger wichtig als die Tatsache des Führens selbst. — Auch für Deutschland nach 1870 war jede Welle seiner geistigen Bewegung bedeutsam. Denn seine politische Größe war noch zu neu, um nicht noch auf andere Art und Weise gestützt werden zu müssen. Das Reich von Goethe, Kant, Hegel, Ranke, das von niemandem bestritten worden war, legitimierte die politische Hegemonie. Nun war die Welt fast eifersüchtig aufmerksam. Fast jedes weitere Vorwärtsschreiten Deutschlands hätte von einer ebenbürtigen geistigen Überraschung begleitet werden müssen. Aber auf unglückliche Weise war die Romantik, mit welcher Deutschland ein Jahrhundert lang Europa geführt hatte, gerade jetzt nahe ihrem Ende. Konnte es überhaupt sofort, rasch die Notwendigkeit eines Neuen begreifend, dieses aus sich schöpfen, während seine Kräfte schon durch den wirtschaftlichen, politischen Aufschwung ganz in Anspruch genommen waren? Jedenfalls ermutigte diese eine Schwäche, die sofort erspäht wurde, die Kühnheit des französischen Gegners: „Wo ist der Nachfolger von Wagner und euren großen Philosophen? Im Gegenteil, ihr jagt uns atemlos nach. Ihr erregt euch an Problemen, die für uns schon überwunden sind. Und wir sollten euch politisch gehorchen?“ Worauf Deutschland antworten konnte: „Haben wir nicht genug gegeben? Prüft zuerst, ob das, was uns Frankreich heute vermittelt und von uns dankbar aufgenommen wird, nicht nur eine letzte südliche Frucht des großen romantischen Zauberbaumes ist, den wir gepflanzt haben und von dem Europa überschattet wird. Die Welt soll kurze Zeit nachsichtige Geduld mit uns haben. Wir müssen nur zum Bewußtsein unseres neuen Seins erst kommen, noch taumeln wir im überraschten Genuß, wir werden den neuen Ausdruck morgen schon finden.“ „Nur der drängende Augenblick gilt wie auf dem Schlachtfeld.“ „Selbst heute führen wir. Wir haben den besten Staat.“ Von dem lernen zu wollen wir nicht leugnen. Bald wird sich unsere Ordnung mit der euren messen können. Aber dieser Staat ist nur eine kalte vollendete Form ohne den glühenden Inhalt einer Idee.“ „Wir führen in der Technik, in der Physik . . .“ Seltsamerweise gilt aber für das Prestige gerade der technisch-wirtschaftliche Fortschritt am geringsten. Noch ist die Welt zu edel, um nicht das Seelische, selbst wenn sie von ihm wegflieht, zu bewundern. Daher wurde das

Digitized by Google

wirtschaftlich still gebliebene Frankreich poetisiert, die angelsächsische Welt liebte in ihm eine paradiesische unschuldige Vergangenheit, während Deutschland, das, sie nachahmend, ihnen glich und sie bald übertraf, erschreckte. Es gibt eben Zeiten, wo der Fortschritt, zu dessen Träger der stärkste Staat wird, nicht nach der richtigen Seite führt, sodaß dann die Schlafenden, Zurückbleibenden den bessern Teil erwählt haben, der ihnen einen zart leuchtenden Glanz gibt. Überhaupt gibt es eine Abstufung der geistigen Werte für Prestige: am höchsten steht der religiöse; wer diesen schafft, ist noch immer Träger der Zukunft; daher die Kraft, die Rußland erhielt, als seine große religiöse Literatur bekannt wurde. (1886 wurde sie in Frankreich durch Vogüe: Le Roman Russe vorgestellt; das politische Bündnis wurde durch den geistigen Respekt erleichtert; von da ab war Rußland nicht mehr ein Barbarenland, das nur als blinde Kraft im europäischen politischen Spiel eingesetzt wurde, sondern es hatte sich ein neues Recht mitzuhandeln oder sogar politisch zu führen erobert.) Folgt die Kunst, die für ein Volk wirbt, überrascht, blendet, verführt, und unter den Künsten hat jede Zeit ihre Favoritin, durch die dann das Volk, welches Träger von dieser ist, rückwirkend politische Vorteile erhält (so liebte das neu heraufkommende Deutschland, sinnlich geworden, die Malerei, bewunderte daher die französische Kunst und geriet auf diese Weise in eine Teilvasallität zu Frankreich). Geringeres Prestige gibt Wissenschaft. — Übrigens jetzt hat die Niederlage Deutschland in einen so tiefen Abgrund geführt, daß jene Geistigen, die einer absoluten hegemonialen Stellung nicht entsprachen und genügten, plötzlich zu Rettern und Schutzengeln wieder werden. Denn die geistige deutsche Lage wäre noch immer stark genug gewesen, um zum mindesten ein politisches Gleichgewicht zu rechtfertigen; bei seiner heutigen erniedrigten Stellung dagegen ist ein unendliches Gefälle zwischen dem Niveau seines politischen und geistigen Prestige. Die Welt weiß es. Frankreich studiert mit Angst die geistige Produktion Deutschlands und vergleicht. Puissance oblige.

Die Weltmeinung wartet, um sich zu richten, auf Personen, die ihr als Fanal dienen, während das stillere Leben der Völker in seiner Anonymität oft verborgen bleibt. Ein Einzelner kann daher den Ruf des Volkes, das er vertritt, über Gebühr erhöhen oder schwächen. Unter Bismarck wurde die politische Fähigkeit der Deutschen überschätzt. Wenn ein Großer wie er einen Fehler begeht, ist die Achtung, die ihn umgibt, so groß, daß niemand wagt, den Fehler

Digitized by Google

als solchen anzusehen, er wird von der Welt selbst umgedeutet und endet unerwartet mit einem Erfolg, der den Großen, welcher alles durchschaut, fast erschrickt. Daher konnte Bismarck den Grund zu allem deutschen Unglück legen: er hat den Frankfurter Frieden formuliert, er hat am Berliner Kongreß Rußland enttäuscht, also Frankreich zugeschoben, und hat Deutschland an das österreichische Schicksal gefesselt. Aber nichts vom Bösen trat in Erscheinung, solange er selbst als Zauberer alle gegnerischen Kräfte nur durch die Kraft seines Daseins niederhielt und bändigte. Nach Bismarck ist die Stelle eines in einer Person zentrierten europäischen Einflusses vakant geblieben: Wilhelm II., trotz seines sehnsüchtigen Werbens gerade um die zauberhafte Wirkung, konnte sie nicht ausfüllen, aber ebensowenig sein Gegner Eduard VII., der wohl voll alle Geschicklichkeiten und Erfolge hatte, und auch das Schweigsame, das dem Prestige so günstig ist, aber es fehlte ihm dagegen das problematisch-göttliche Element, das wie ein Dunst eine Gestalt umgeben muß. Dieser Mangel aber überhaupt an einer führenden Person hat dem allgemeinen Prestige Europas gegenüber der anderen Welt geschadet, es war nur noch eine Masse inmitten anderer größerer Massen, gerade bei seiner Kleinheit bezwingt es nur die Welt, wenn eine über diese hinwegtäuschende, verwirrende, allkönnende Persönlichkeit es vertritt. Auch Frankreich seinerseits hat keine solche Europa gegeben; vielleicht liegt es an seiner Politik, die seit 1870 anschmiegend opportunistisch und also halbverhüllt sein mußte.

Dagegen hat es sich durch eine Reihe gleichmäßig interessanter politischer Gestalten dargestellt. Kein Teil des Landes bleibt stumm, in der Fülle der Einzelnen erscheinen alle Phasen und Klassen, sodaß die Welt inmitten dieser Polyphonie immer ein ihr Angenehmes heraushören kann. Wer die eine Gestalt verneint, bejaht vielleicht die andere. Welches Glück wäre es für Deutschland, wenn es seine dumpfen Nöte wie Frankreich 1870 in einem Gambetta verkörpern und so, indem es alles unterirdisch Eiternde in das Sichtbare treiben würde, sich von ihm befreien könnte! Dadurch daß die Revanchelust und -Gefahr damals durch diese Gestalt für Europa offen dastand, konnte man ihr ebenso offen gegenübertreten. Die Welt, selbst wenn sie ablehnt, ist, sobald sie versteht und sieht, sehr bald versöhnt; sie klagt dagegen über das Rätselhafte von Deutschland. Sie weiß nicht, woran sie sich halten soll. Wie kann sie ein Prestige gleichviel welcher Art dort geben, wo ihr die Substanz selbst unbekannt bleibt?

Digitized by Google

Die Kunst des Politikers ist, die verschiedenen Arten des Prestige gegeneinander abzuwägen. Bald ist das wirschaftliche wichtiger als das diplomatische, bald dieses bedeutsamer als das militärische. Beim Ausbruch des Krieges ließ Deutschland (Verletzung der belgischen Neutralität) dem militärischen den Vortritt über das moralische; es war eine wichtige, für den ganzen Krieg entscheidende Frage. Da schließlich das Prestige doch nur ein Bild ist, das die andern Staaten sich von dem einen Staat machen, so gibt es oft Fälle, wo jedes Prestige einer nackten Realität geopfert werden muß. So hätte Ende Juli 1914, als das Eintreten Englands auf russisch- französischer Seite sicher geworden war, Deutschland den diplomatischen Rückzug antreten müssen. Sein Balkan-, sein Europaprestige war verloren? Sicherlich. Aber den Krieg zu unternehmen war noch gefährlicher. In andern Fällen wieder muß das Prestige alle Realität überwiegen. Denn ein Staat kann ohne ein gewisses Mindestmaß von ihm nicht bestehen. Wie der Einzelne zum Leben nicht nur Nahrung braucht, sondern auch den freudigen Glauben an sich selbst, so schöpft auch ein Staat die Kraft zum Dasein aus dem Idealgefühl seines eigenen Werts. Bei einer gewissen Entziehung von Prestige erlischt das Sein. Es fehlt vielleicht diesem Staat dann nichts als die umgebende Luft, ohne die er aber nicht atmen kann. Daher mußte Deutschland fraglos bei der Besetzung der Ruhr durch die Franzosen mit dem passiven Widerstand antworten. Nur so konnte es das Ansehen des souveränen Staates im Innern und im Äußeren, das letzte, was ihm blieb, wahren. Freilich wurde die Frage, indem sie von Deutschland auf das Terrain des Prestige verlegt worden war, auch für Frankreich zu einer solchen. Eine Vermittlung war unmöglich, denn Prestigefragen (wie Juli 1914 die von Österreich gegen Serbien,) können nur gewaltsam autoritär gelöst werden; Realitäten können geteilt werden, ein Entgegenkommen ist möglich, dagegen ist Prestige ein Unteilbares: so wird diese unsichtbare Luftwelt noch von einem härteren Gesetz regiert als die irdische selbst. Übrigens, sobald durch den wirtschaftlichen Zusammenbruch das Leben des Volkes selbst bedroht war, war Deutschland zum Rückzug nicht nur gezwungen, sondern vor sich und der Welt berechtigt. Nur die Überhastung hätte vermieden, der Schein der Freiwilligkeit gewahrt werden sollen. Jedenfalls dem Prestige war genug getan durch die Monate des Ausharrens; Frankreich seinerseits gewann freilich durch diesen neuen Sieg noch mehr an militärischem Prestige, das aber jetzt nahezu über-

Digitized by Google

spannt war und daher zerbrechlich. Übrigens seit 1918 oder vielleicht schon während des Krieges war die nackte Lebensrealität eine äußerste Grenze, die Deutschland nicht zu überschreiten braucht, ihr darf jedes Prestige auf unheroische Weise geopfert werden, die Gegenwart des Volkes weicht dann zurück vor seinem geheimen späteren Leben, welches von der Morgenröte des Ewig-Zukünftigen überstrahlt wird. (Anderseits gibt es noch ein andres dunkelglühendes Prestige, das von dem aufgehäuften Schatz der Vergangenheit ausgeht; auf dieses stützen sich die französischen Nationalisten, sie forderten seit 1870 eine größere politische Stellung für Frankreich, welche in einem richtigeren Verhältnis zu seiner geschichtlichen Leistung stünde, sie hielten diese nicht nur lockend den Verbündeten wie England und Rußland entgegen, sondern stellten sie auch im Wettstreit gegen die lebendige Helle auf, die damals von dem nur in der Gegenwart lebenden Deutschland ausging. Übrigens arbeiten alle europäischen Völker politisch mit dieser Art von Prestige ihrer Vergangenheit, welches ihre sinkenden Kräfte ersetzt.)

Die Macht, die Tradition, die geistigen Werke, die Finanzen, die Personen sind ebensoviele tatsächliche Kräfte, die also wohl wie ein Wirbel von Atomen unberechenbare Wellen ausstrahlen. Seltsamer ist, daß auch eine Nicht-kraft, eine Schwäche eine politische Prestigewirkung haben kann: ein Negatives verwandelt sich dann gleichsam in der Ferne in ein Positives, welches schließlich sogar stärker werden kann als ein ursprünglicher Besitz von Kraft. Denn wenn schon ein einzelner Mensch durch Krankheit, Armut, Ohnmacht Mitleid erregen kann, so wird dieses gegenüber einer leidenden Vielheit und Gemeinschaft um so zwingender und ergreifender. Ein solches Prestige entwickelt sich freilich langsamer, es gehört viel abwartende Geduld dazu, bis das Leiden von der umgebenden Welt mitgefühlt wird. Frankreich hat diesen Glanz des Leidens 1870 für sich gefordert: die Bittreise von Thiers an den europäischen Höfen war ein Ruf aus der Tiefe. Wie groß war aber das Erstaunen, als noch jahrzehntelang jeder wiederholte Hinweis auf das vermeintlich verletzte Recht wirkungslos blieb! Frankreich lernte, daß es den anderen härteren Weg des Hinaufsteigens aus eigener Mühe ohne Hoffnung auf andere gehen müsse. Aber zugleich, ahnend, daß auch die Schwermut und die zarte Klage eine Kraft bedeuten, übte es auch diese neben einer klugen und harten Politik weiter. Schon war es nicht mehr der Verfolgte, der Unterdrückte, noch gab es sich als solcher aus. So

Digitized by Google

trat aber Frankreich in den Krieg mit einem doppelten, sich eigentlich widersprechenden Prestige, dem der Kraft und der Ohnmacht zugleich. Nach der deutschen Niederlage wird nun Deutschland, aber auf ganz langsame, die Nebel durchdringende Weise, von dem blassen Glanz des Leidens überhüllt. Auch dieses Prestige, wie dasjenige der Macht, darf nicht in Worte geprägt werden. Wie haben die allzuhäufigen Klagen der Protestnoten geschadet! Die Stummheit, mit der ein waffenlos gemachtes Volk Unrecht ertragen würde, wäre wirksamer. Jedenfalls das Leiden ist für Deutschland zum politischen Tun geworden. Selbstverständlich darf ein Volk nicht in jenem verharren wollen, es muß im geheimen zu der Wirklichkeit des Seins wieder drängen. Aber solange die Aktivität im großen nicht möglich ist, so sei es wenigstens groß in der Passivität. Schon ist unsichtbarer Kampf zwischen dem Prestige des kraftübersonnten Frankreich und dem des besiegten Volkes. Wie jenes nach jedem Sturz (1814 und 1870) zum idealen Treffpunkt aller leidenden Völker wurde, so könnte jetzt Deutschland, aus politisch berechneter Täuschung, vielleicht sogar aus vorübergehender Überzeugung, sich an die Spitze der Schwachen stellen. Da diese die unendliche Mehrheit in der Welt bilden, so haben sie auf die Dauer die Überlegenheit, also auch die Macht: ihnen gehört die Zeit, ihnen mit ihrem inbrünstig weichen Sammetschimmer die unendliche Nacht, in die alles im Taghaften sich verschwendende Prestige zum Schluß ermattet zurücksinkt.

DIE HEILIGE JOHANNA

Dramatische Chronik in sechs Szenen und einem Epilog von

BERNARD SHAW

Deutsch von Siegfried Trebitsch

(Fortsetzung)

Dritte Szene

(Orleans am 29. Mai 1492. Dunois, sechsundzwanzig Jahre alt, geht auf und ab, und zwar auf einem Grundstück am südlichen Ufer der silbernen Loire, von der man nach beiden Richtungen eine weite Aussicht über den Fluß hat. Er hat seine Lanze mit einem Fähnlein in den Boden rammen lassen. Es flattert im heftigen Ostwind. Sein

Digitized by Google

Schild mit dem Linksschrägbalken — das Zeichen unehelicher Geburt — liegt daneben. Er hat seinen Kommandostab in der Hand. Es ist gut gewachsen und trägt seine Rüstung leicht. Seine breite Stirne und sein spitzes Kinn geben ihm ein gleichseitiges dreieckiges Antlitz, das schon Spuren seines tätigen Dienstes und seiner Verantwortlichkeit trägt. Er hat den Ausdruck eines gutmütigen und fähigen Mannes, der weder Ziererei noch Illusionen kennt. Sein Edelknabe sitzt auf dem Boden, die Ellbogen auf den Knien, die Wangen auf den Fäusten und beobachtet müßig das Wasser. Es ist Abend, und sowohl der Mann als auch der Junge sind von der Schönheit der Loire bewegt.)

Dunois (zu sich selbst, während er auf und ab geht): Westwind, Westwind, Westwind! Du bist eine Dirne, standhaft, wenn du leichtfertig sein sollst, und leichtfertig, wenn du standhaft sein sollst. Westwind auf der Silberloire. Was für ein Wort reimt sich auf Loire? (Er blickt auf das wehende Fähnchen und schüttelt die Faust danach.) Wende dich, du verdammte englische Hure von einem Wind, wende dich, wehe von Westen, wehe von Westen, sage ich dir. (Mit einem müden Seufzer setzt er seinen Gang schweigend fort, beginnt aber bald von neuem): Westwind, Hurenwind, liederlicher Wind, eigensinniger Wind, weibischer Wind, falscher Wind jenseits des Wassers, wirst du niemals wieder blasen?

Edelknabe (auf die Füße springend): Seht, was dort schwebt.

Dunois (fährt aus seiner Träumerei auf, eifrig): Wo? Wer? Die Jungfrau?

Edelknabe: Nein, der Fischreiher. Wie ein blauer Blitz verschwand er in jenem Busch.

Dunois (wütend enttäuscht): Ist das alles? Du verdammter junger Idiot, ich hätte gute Lust, dich in den Fluß zu werfen.

Edelknabe (unerschrocken, da er seinen Mann kennt): Er sah verteufelt lustig aus, dieser blaue Blitz. Seht, dort geht der andere.

Dunois (ebenso erregt wie der Knabe): Wo? Wo?

Edelknabe (zeigt mit dem Finger; sie gehen durch das Riedgras und folgen dem Flug, bis der Vogel verschwindet.)

Dunois (entzückt): Ich sehe schon.

Edelknabe: Ihr habt mich gestern ausgezankt, weil ich Euch nicht rechtzeitig aufmerksam machte.

Dunois: Du wußtest, daß ich auf die Jungfrau gewartet habe, als du zu schreien begannst. Ich werde dir das nächste Mal schon was geben, was dich schreien machen wird.

Digitized by Google

Edelknabe: Sind diese Vögel nicht entzückend, ich wollte, ich könnte sie fangen.

Dunois: Wehe dir, wenn ich dich einmal dabei erwische, wie du sie fängst. Dann werd' ich dich einen Monat lang in einen eisernen Käfig stecken, um dich zu lehren, was ein Käfig ist. Du bist ein abscheulicher Kerl.

Edelknabe (lacht und kauert sich nieder wie zuvor).

Dunois (auf und ab gehend):

Blauer Vogel, blauer Vogel,
da ich dir so wohlgesinnt,
wende du für mich den Wind.

Nein, es reimt sich nicht. —

der sich so versündigt hat,
als er um den Westwind bat —

Das ist schon besser. Allerdings kein rechter Sinn darin. (Er steht dicht hinter dem Edelknaben): Du abscheulicher Junge! (Wendet sich ab von ihm): Maria mit dem blauen Stirnband, Fischreihers Farbe, mißgönnst du mir den Westwind?

Die Stimme einer Schildwache aus dem Westen: Halt! Wer da?!

Johannas Stimme: Die Jungfrau!

Dunois: Laßt sie durch. Hierher, Jungfrau, zu mir. (Johanna, in glänzender Rüstung kommt von Westen rasch herein. Sie sieht unzufrieden aus. Der Wind hört auf und das Fähnlein hängt müßig an der Lanze herab. Aber Dunois ist mit Johanna zu sehr beschäftigt, um es zu bemerken.)

Johanna (schlicht): Bist du der Bastard von Orleans?

Dunois (stützt seinen Stab gegen den Schrägbalken auf seinem Schild): Du siehst den Schrägbalken. Bist du Johanna, die Jungfrau?

Johanna: Gewiß.

Dunois: Wo sind deine Truppen?

Johanna: Meilenweit zurück. Sie haben mich hintergangen und auf die andere Seite des Flusses geführt.

Dunois: Das befahl ich ihnen.

Johanna: Warum? Die Engländer stehen auf der anderen Seite.

Dunois: Die Engländer stehen auf beiden Seiten.

Johanna: Aber Orleans ist auf der anderen Seite. Dort müssen wir die Engländer bekämpfen; wie können wir über den Fluß setzen?

Digitized by Google

Dunois (zeigt grimmig nach vorwärts): Dort ist eine Brücke.

Johanna: In Gottes Namen denn: überschreiten wir die Brücke und stürzen wir auf sie.

Dunois: Das scheint einfach, aber es geht nicht.

Johanna: Wer sagt das?

Dunois (dem dies nicht gefällt): Ich sag' es und ältere und weisere Köpfe als meiner sind der gleichen Ansicht.

Johanna (schroff): Dann sind deine älteren und weiseren Köpfe Dummköpfe. Sie haben dich zum besten gehalten, und jetzt wollen sie auch noch mich zum besten halten, indem sie mich auf die unrichtige Seite des Ufers führen. Weißt du nicht, daß ich dir bessere Hilfe bringe, als jemals irgendein Feldherr oder irgendeine Stadt erhalten hat?

Dunois (lächelt geduldig): Deine eigene Hilfe?

Johanna: Nein, die Hilfe und den Rat des Königs des Himmels. Wo ist der Weg zur Brücke?

Dunois: Du bist ungeduldig, Jungfrau!

Johanna: Ist das eine Zeit für Geduld? Der Feind steht vor unseren Toren, und wir stehen hier und tun nichts. Oh, warum kämpfst du nicht? Hör' mich an. Ich will dich von der Furcht befreien. Ich —

(Dunois lacht herzlich und winkt ihr ab.)

Dunois: Nein, nein, mein Mädel, wenn du mich von der Furcht befreitest, wäre ich ein sehr guter Ritter für ein Märchen, aber ein sehr schlechter Befehlshaber für meine Armee. Geh, ich will damit anfangen, einen Soldaten aus dir zu machen.

Siehst du jene beiden Schanzen am Ende der Brücke? Die großen?

Johanna: Ja, sind es unsere oder die der Goddams?

Dunois: Schweig' und hör' mir zu. Wenn ich mit nur zehn Mann in einer jener beiden Schanzen wäre, könnte ich sie halten, selbst gegen ein ganzes Heer. Die Engländer haben mehr als zehnmal zehn Goddams, um sie gegen uns zu halten.

Johanna: Gegen Gott können sie sie nicht halten. Gott hat ihnen das Land unter jenen Schanzen nicht gegeben, sie haben es ihm gestohlen. Uns gab er es. Ich will die Schanzen erobern!

Dunois: Allein?

Johanna: Unsere Männer werden sie erobern. Ich werde sie führen.

Dunois: Kein einziger Mann wird dir folgen.

Johanna: Ich werde mich nicht umsehen, ob mir einer folgt.

Digitized by Google

Dunois: Gut! Du hast das Zeug zu einem Soldaten in dir. Du bist in den Krieg verliebt.

Johanna (stutzig): Ach? und der Erzbischof sagte, ich wäre in die Religion verliebt.

Dunois: Gott verzeih mir, ich selber bin ein wenig in das häßliche Scheusal Krieg verliebt. Ich bin wie ein Mann mit zwei Frauen — willst du eine Frau mit zwei Männern sein?

Johanna (prosaisch): Ich würde niemals einen Gatten nehmen. In Toul hat mich ein Mann wegen Nichteinhaltung des Eheversprechens verklagt, aber ich habe mich ihm nie versprochen. Ich bin Soldat, ich will nicht als Frau gelten. Ich will mich nicht wie eine Frau kleiden. Ich kümmere mich nicht um Dinge, um die sich Frauen kümmern. Sie träumen von Liebhabern und von Geld — ich träume von der Führung eines Angriffes und von der Aufstellung der großen Kanonen. Ihr Soldaten wißt nicht, wie man die großen Kanonen verwenden soll. Ihr glaubt, man kann Schlachten mit viel Getöse und Rauch gewinnen.

Dunois (achselzuckend): Das stimmt. Meistens macht Artillerie mehr Mühe, als sie wert ist.

Johanna: Ja, Kamerad, aber man kann steinerne Mauern nicht mit Pferden bekämpfen. Man muß Kanonen haben und viel größere noch dazu!

Dunois (lacht über ihre Ungezwungenheit): Ein festes Herz auf einer starken Leiter wird die steinigsten Mauern übersteigen, Johanna.

Johanna: Ich will die erste auf der Leiter sein, wenn wir die Schanze erreichen, Bastard. Ich fordere dich heraus, mir zu folgen.

Dunois: Du darfst keinen Generalstabsoffizier herausfordern, Johanna. Nur Kompagnieoffiziere dürfen sich das Vergnügen persönlicher Tapferkeit leisten. Übrigens mußt du wissen, daß du mir als Heilige und nicht als Soldat willkommen bist. Ich habe Wagehälse genug auf Rufweite, wenn die mir helfen könnten.

Johanna: Ich bin kein Wagehals, ich bin ein Diener Gottes, mein Schwert ist geweiht. Ich fand es hinter dem Altar der Kirche zu Sankt Katharina, wo Gott es für mich verwahrt hat, und ich werde vielleicht keinen Streich damit führen. Mein Herz ist voll Mut, nicht voll Zorn. Ich werde vorangehen, und deine Leute werden folgen, das ist alles, was ich vermag. Aber ich muß es tun, du wirst mich nicht aufhalten.

Dunois: Alles zu seiner Zeit. Unsere Leute können jene Schanzen nicht durch einen Ausfall über die Brücke erobern. Sie müssen

Digitized by Google

zu Wasser kommen und die Engländer auf dieser Seite im Rücken fassen.

Johanna: Dann laß Flöße machen und pflanze große Kanonen darauf, und laß deine Leute zu uns herüberkommen.

Dunois: Die Flöße sind schon fertig und die Männer sind eingeschifft, aber sie müssen auf Gott warten.

Johanna: Was soll das heißen? Gott wartet auf sie.

Dunois: Dann soll er uns einen Wind schicken. Meine Schiffe liegen stromabwärts, sie können nicht herauf gegen beide Mächte, Wind und Strömung — wir müssen warten, bis Gott den Wind wendet. Komm, ich will dich in die Kirche führen.

Johanna: Nein! Ich liebe die Kirche, aber die Engländer werden sich Gebeten nicht ergeben, sie verstehen nichts als harte Schläge und Hiebe. Ich will nicht in die Kirche gehen, ehe wir sie geschlagen haben.

Dunois: Doch, du mußt. Du mußt dort etwas für mich besorgen.

Johanna: Was denn?

Dunois: Du mußt um einen Westwind beten. Ich habe gebetet und zwei silberne Kerzenhalter gespendet. Aber meine Gebete blieben unerhört. Vielleicht werden deine erhört. Du bist jung und unschuldig.

Johanna: O ja, du hast recht. Ich will beten, ich will es der heiligen Katharina sagen, sie wird Gott bewegen, mir einen Westwind zu schicken. Schnell, zeig' mir den Weg zur Kirche.

Edelknabe (niest heftig): Hatschi!

Johanna: Gott segne dich, Kind. Komm, Bastard.

(Sie gehen ab. Der Edelknabe erhebt sich, um zu folgen. Er nimmt den Schild und will den Speer ebenso mitnehmen, als er das Fähnlein bemerkt, das jetzt ostwärts weht.

Edelknabe (läßt den Schild fallen und ruft ihnen aufgeregt nach): Euer Gnaden! Euer Gnaden! Fräulein!

Dunois (läuft zurück): Was ist los? Der Fischreiher? (Er blickt erregt über den Fluß nach ihm aus.)

Johanna (bei ihnen): Oh, ein Fischreiher? Wo?

Edelknabe: Nein, der Wind, der Wind, der Wind. (Er zeigt auf das Fähnlein.) Deshalb habe ich niesen müssen.

Dunois (blickt nach dem Fähnlein): Der Wind hat sich gedreht! (Er bekreuzigt sich.) Gott hat gesprochen. (Er kniet nieder und reicht

Digitized by Google

Johanna seinen Feldherrnstab.) Du befehligst die Armee des Königs, und ich bin dein Soldat!

Edelknabe (blickt den Fluß hinab): Die Boote sind abgestoßen und fliegen stromaufwärts wie von selbst!

Dunois (erhebt sich): Nun zu den Schanzen. Du wagtest mich herauszufordern, dir zu folgen. Wagst du auch, mich zu führen?

Johanna (bricht in Trähnen aus, wirft ihre Arme um Dunois und küßt ihn auf beide Wangen): Dunois, teurer Waffenbruder, hilf mir, meine Augen sind blind vor Tränen. Setze meinen Fuß auf die Leiter und sage: Vorwärts, Johanna!

Dunois (schleppt sie hinaus): Unbesorgt der Tränen wegen. Vorwärts zum Blitz der Kanonen. Für Gott und Sankt Denis! —

Edelknabe (gellend): Die Jungfrau, die Jungfrau! Gott und die Jungfrau. Hurra! (Er reißt den Schild und die Lanze auf und springt ihnen toll vor Erregung nach.)

Vorhang

Vierte Szene

(Ein Zelt im englischen Lager. Ein stiernackiger englischer Kaplan von fünfzig Jahren sitzt auf einem Schemel bei einem Tisch und schreibt emsig. Am Kopfende des Tisches sitzt ein imponierender Edelmann, sechsundvierzig Jahre alt, in einem schönen Sessel und wendet die Blätter eines illustrierten Stundenbuches um. Der Edelmann unterhält sich. Der Kaplan kämpft mit unterdrücktem Grimm. Der Eingang in das Zelt befindet sich in der Mitte. Zur Linken des Edelmannes steht ein leerer Ledersessel, der Kaplan befindet sich rechts.)

Edelmann: Das ist eine Arbeit, die ich mir lobe. Es gibt nichts Erbaulicheres auf Erden als ein schönes Buch mit richtig gesetzten Spaltseiten voll reicher, schwarzer Schrift, wundervollen Einfassungen und bunten Bildern. Aber heutzutage lesen die Leute Bücher, statt sie anzusehen. Als ob ein Buch nichts anderes wäre als eine der vielen Bestellungen von Speck und Kleie, die du kritzelst.

Kaplan: Ich muß schon sagen, Mylord, Ihr faßt unsere Lage sehr kühl auf, wahrhaftig, sehr kühl.

Edelmann (hochnäsig): Was ist geschehen?

Kaplan: Was geschehen ist, Mylord? Es ist geschehen, daß wir Engländer geschlagen worden sind.

Digitized by Google

Edelmann: Ihr wißt doch, daß das vorkommt. In Geschichtsbüchern und Balladen wird immer nur der Feind geschlagen.

Kaplan: Aber wir werden fortwährend geschlagen. Erst Orleans —

Edelmann (geringschätzig): Pah, Orleans —

Kaplan: Mylord, das war ein klarer Fall von Hexerei und Zauberkünsten, aber wir werden noch immer geschlagen. Jargeau, Meung, Beaugency genau wie bei Orleans. Und jetzt sind wir bei Patay niedergemetzelt worden und Sir John Talbot ist gefangengenommen. (Er wirft seine Feder hin, beinahe in Tränen): Mir geht das nahe, Mylord, mir geht das sehr nah, ich kann es nicht ertragen, meine Landsleute von einem Haufen Ausländer geschlagen zu sehen.

Edelmann: Oh, Ihr seid ein Engländer, so?

Kaplan: Oh nein, Mylord, ich bin ein Gentleman. Immerhin bin ich wie Eure Herrlichkeit in England geboren, und das macht einen Unterschied.

Edelmann: Ihr seid an den Grund und Boden Englands anhänglich, was?

Kaplan: Es gefällt Eurer Herrlichkeit, sich auf meine Kosten lustig zu machen. Euer Rang sichert Euch Straflosigkeit. Aber Eure Herrlichkeit wissen sehr gut, daß ich nicht wie ein gewöhnlicher Leibeigener an Grund und Boden hänge. Immerhin habe ich eine Empfindung dafür — (mit wachsender Aufregung) — und ich schäme mich deswegen nicht — (erhebt sich wütend) — bei Gott, wenn das noch länger so fort geht, werf' ich meine Soutane dem Teufel hin und gehe selbst auf das Schlachtfeld, um die Hexe eigenhändig zu erwürgen.

Edelmann (lacht ihn gutmütig an): Das sollt Ihr, Kaplan, das sollt Ihr; wenn wir nichts Besseres fertig bringen, aber noch nicht, nicht augenblicklich.

Kaplan (nimmt seinen Platz sehr mürrisch wieder ein).

Edelmann (obenhin): Ich mach mir nicht sehr viel aus der Hexe. Ich habe meine Pilgerfahrt ins Heilige Land hinter mir, und die himmlischen Mächte werden kaum, schon der eigenen Ehre zuliebe, gestatten, daß ich von einer Dorfhexe besiegt werde. Aber der Bastard von Orleans ist eine härtere Nuß. Und da er auch im Heiligen Lande war, sind wir einander in dieser Beziehung ebenbürtig.

Kaplan: Er ist nur ein Franzose, Mylord.

Edelmann: Ein Franzose — wo habt Ihr diesen Ausdruck aufgezwickt? Fangen diese Burgunder und Bretonen und Pikarden und

Digitized by Google

Gaskogner an, sich Franzosen zu nennen? Genau so, wie unsere Jungens sich Engländer zu nennen anfangen? Sie sprechen sogar von Frankreich und England als von ihren Ländern. Ihren, wenn ich bitten darf! Was soll aus uns beiden werden, wenn diese Art zu zu denken in die Mode kommt?

Kaplan: Warum, Mylord, kann uns das schaden?

Edelmann: Die Menschen können nicht zwei Herren dienen. Wenn dieses Gewäsch vom Dienst für das eigene Land einmal zur allgemeinen Auffassung wird, dann gute Nacht Autorität der Lehnsherren, gute Nacht Autorität der Kirche. Und das heißt: Gute Nacht Euch und mir.

Kaplan: Ich bilde mir ein, ein treuer Diener der Kirche zu sein, und zwischen mir und der vom Eroberer geschaffenen Baronie von Stogumber stehen nur sechs Vettern. Aber ist das ein Grund, ruhig zuzusehen, wie die Engländer von einem französischen Bastard und der Hexe aus der lausigen Champagne hinausgeprügelt werden?

Edelmann: Regt Euch nicht auf, Mensch, regt Euch nicht auf. Wir werden den Bastard schlagen und die Hexe rechtzeitig verbrennen.

In diesem Augenblick warte ich sogar auf den Bischof von Beauvais, um die Verbrennung mit ihm vorzubereiten. Eure Partei hat ihn aus seinem Kirchensprengel hinausgeworfen.

Kaplan: Erst werdet Ihr sie fangen müssen, Mylord.

Edelmann: Ich will ein königliches Lösegeld für sie bieten oder sie kaufen.

Kaplan: Ein königliches Lösegeld für diese Schlampe?

Edelmann: Geld darf dabei keine Rolle spielen. Soldaten Karls werden sie den Burgundern verkaufen. Die Burgunder werden sie uns verkaufen, und wahrscheinlich wird es drei oder vier Mittelsmänner geben, die dabei auf ihre kleine Provision rechnen.

Kaplan: Ungeheuerlich. Daran sind nur diese Schurken von Juden schuld. Sobald irgendwo Geld von Hand zu Hand geht, drängen die Juden sich dazwischen. Ich würde keinen Juden in der Christenheit am Leben lassen, wenn man mich machen ließe.

Edelmann: Warum nicht? Die Juden geben gewöhnlich, was eine Sache wert ist. Sie lassen sich bezahlen, aber sie liefern die Ware. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß Menschen, die etwas umsonst wollen, immer Christen sind.

(Ein Edelknabe erscheint.)

Digitized by Google

Edelknabe: Seine Hochwürden, der Bischof von Beauvais, Monsignore Cauchon.

(Cauchon, ungefähr sechzig Jahre alt, tritt ein; der Edelknabe zieht sich zurück. Die beiden Engländer erheben sich.)

Edelmann (mit beflissener Höflichkeit): Mein lieber Bischof, wie gütig von Euch, zu kommen. Erlaubt, daß ich mich vorstelle: Richard von Beauchamps Graf von Warwick steht Euch zu Diensten. Dieser hochwürdige Geistliche ist Herr Johann von Stogumber.

Kaplan (zungenfertig): John Bowyer Spenser Neville von Stogumber, wenn Mylord gestatten, Bakkalaureus der Theologie und Geheimsiegelverwahrer Seiner Eminenz des Kardinals von Winchester.

Warwick (zu Cauchon): Den nennt man Kardinal von England, glaub' ich, den Onkel unseres Königs. Erweiset mir die Ehre, Platz zu nehmen. (Er überläßt Cauchon seinen Sitz und nimmt den Ledersessel für sich in Anspruch.)

Cauchon (der all diese Vorstellungen und Höflichkeiten durch *Neigen* seines Hauptes zur Kenntnis genommen hat): Der Ruhm Eurer Herrlichkeit ist mir wohlbekannt. (Er setzt sich auf den Platz Warwicks.) Herr Johann von Stogumber, ich bin noch immer der sehr gute Freund Seiner Eminenz.

Warwick (herzlich und mitteilsam): Na, bischöfliche Gnaden, Ihr findet uns da in einem unserer unglücklichen Augenblicke. Karl soll zu Reims gekrönt werden. Eigentlich nur durch das junge Frauenzimmer aus Lothringen, und — ich darf Euch nicht täuschen, noch Euren Hoffnungen schmeicheln — wir können es nicht hindern. Ich nehme an, daß dies die Stellung Karls ungemein stark beeinflussen wird.

Cauchon: Zweifellos. Es ist das Meisterstück der Jungfrau.

Kaplan (wieder aufgeregt): Wir sind nicht regelrecht geschlagen worden, Eminenz. Kein Engländer wird jemals regelrecht geschlagen.

Cauchon (hebt die Augenbrauen ein wenig, dann aber wird sein Gesicht rasch wieder ruhig).

Warwick: Unser Freund da ist der Ansicht, daß das junge Weib eine Zauberin sei. Ich nehme an, daß es die Pflicht Eurer hochwürdigen Herrlichkeit wäre, sie dem Inquisitionsgericht anzuzeigen, damit sie wegen dieses Verbrechens verbrannt werde.

Cauchon: Wenn sie in meinem Sprengel gefangengenommen würde, ja.

Warwick (fühlt, daß er prachtvoll vorwärtskommt): Ganz recht.

Digitized by Google

Nun nehme ich aber an, es könne keinen vernünftigen Zweifel darüber geben, daß sie eine Zauberin ist.

Kaplan: Nicht den geringsten. Eine abgefeimte Hexe.

Warwick (weist die Unterbrechung freundlich zurück): Wir bitten Eminenz um Ihre Meinung, Messire.

Cauchon: Wir werden hier nicht bloß unsere eigenen Meinungen, sondern auch die Meinungen — wenn Ihr wollt, die Vorurteile — eines französischen Gerichtshofes berücksichtigen müssen.

Warwick: Eines katholischen Gerichtshofes, Eminenz.

Cauchon: Katholische Gerichtshöfe werden aus sterblichen Menschen zusammengesetzt wie andere Gerichtshöfe, wie heilig Amt und göttliche Eingebung auch sein mögen. Und sind die Menschen Franzosen, wie die Mode sie jetzt nennt, so fürchte ich, die bloße Tatsache, daß eine englische Armee von einer französischen geschlagen worden ist, dürfte sie nicht überzeugen, daß dabei irgendeine Hexerei im Spiele gewesen ist.

Kaplan: Was? Nicht einmal, wenn sogar der berühmte Sir Talbot von einer Hure aus der Gosse Lothringens geschlagen und gefangengenommen wurde?

Cauchon: Sir Talbot ist, wie wir alle wissen, ein stolzer und gewaltiger Soldat, aber ich habe noch nicht gehört, daß er auch ein fähiger General ist. Und obgleich es Euch gefällt, zu behaupten, er sei von jenem Mädchen geschlagen worden, könnten einige unter uns trotzdem seine Niederlage teilweise Dunois zuschreiben.

Kaplan (verachtungsvoll): Dem Bastard von Orleans!

Cauchon: Darf ich Euch daran erinnern —

Warwick (unterbricht): Ich weiß, was Ihr sagen wollt, Eminenz. Dunois hat mich bei Montargis geschlagen.

Cauchon (verneigt sich): Ich betrachte das als Beweis, daß Herr von Dunois ein sehr begabter Führer ist.

Warwick: Eminenz sind die Blume der Höflichkeit. Ich gebe unsererseits zu, daß Talbot nur ein kämpfender Bulle ist, und daß ihm wahrscheinlich recht geschah, als er bei Patay in Gefangenschaft geriet.

Kaplan (aufgeregt): Eminenz! Bei Orleans ist der Hals dieses Frauenzimmers von einem englischen Pfeil durchbohrt worden, und man sah, daß sie vor Schmerzen wie ein Kind geweint hat. Es war eine Todeswunde, und dennoch hat sie den ganzen Tag gekämpft. Und als unsere Leute die gegnerischen Angriffe wie echte Engländer

Digitized by Google

zurückgeschlagen hatten, schritt sie allein, ein weißes Banner in der Hand, auf die Mauer unserer Befestigung los. Der Anblick lähmte unsere Leute, sie konnten weder schießen noch fechten, während die Franzosen über sie herfielen und sie über die Brücke jagten, die plötzlich in Flammen aufging und alles unter sich in den Fluß sinken ließ, wo die Soldaten haufenweise ertranken. War das die Feldherrnkunst eures Bastards, oder waren jene Flammen nicht vielmehr Höllenflammen, durch Hexerei auf uns herabbeschworen?

Warwick: Eminenz werden Messire Johanns Heftigkeit verzeihen, aber er hat unseren Fall richtig dargestellt. Dunois ist ein großer Feldherr, zugegeben — aber warum vermochte er nichts, ehe die Hexe kam?

Cauchon: Ich sage nicht, daß ihr keine übernatürlichen Kräfte zur Verfügung standen, aber die Namen auf jenem weißen Banner waren nicht die von Satan und Beelzebub, sondern die heiligen Namen unseres Herrn und seiner heiligen Mutter.

Und euer Feldherr, der ertrank, Clahz-da nennt ihr ihn, wenn ich nicht irre —

Warwick: Glasdale, Sir William Glasdale.

Cauchon: Glass-dell — danke. Er war kein Heiliger, und viele von unseren Soldaten glauben, er sei wegen seiner Lästerungen gegen die Jungfrau ertrunken.

Warwick (fängt an, sehr unsicher dreinzusehen): Nun, was sollen wir aus all dem schließen, Eminenz? Hat die Jungfrau Euch bekehrt?

Cauchon: Wenn das der Fall wäre, Mylord, wäre ich so gescheit gewesen, mich hier nicht in Eure Gewalt zu geben.

Warwick (mild abbittend): Aber, aber, Eminenz.

Cauchon: Wenn der Teufel dieses Mädchen benützt — und ich glaube, daß dem so ist —

Warwick (beruhigt): Ah, hört Ihr, Messire Johann. Ich wußte, daß Eure Eminenz uns nicht im Stiche lassen würden. Entschuldigt meine Unterbrechung, fahret fort —

Cauchon: Wenn dem so ist, so hat der Teufel eine weitere Voraussicht, als Ihr ihm zutraut.

Warwick: Wirklich? In welcher Richtung? Hört gut zu, Messire Johann.

Cauchon: Wenn der Teufel ein Landmädchen verdammen wollte, glaubt Ihr, daß er das nur um der Kleinigkeit willen täte, ein halbes Dutzend Schlachten zu gewinnen? Nein, Mylord. Jedes beliebige armselige Teufelchen könnte das ebensogut vollbringen, wenn das Mädchen

Digitized by Google

überhaupt verdammt werden sollte. Der Fürst der Finsternis läßt sich nicht zu so billiger Plackerei herab. Wenn er zum Streich ausholt, trifft er die katholische Kirche, deren Reich die ganze geistige Welt ist. Wenn er verdammt, verdammt er die Seelen des ganzen Menschengeschlechtes. Gegen diesen furchtbaren Anschlag steht die Kirche immer auf der Wacht. Und als ein Werkzeug jenes Anschlages betrachte ich dieses Mädchen. Es ist besessen, aber vom Teufel besessen.

Kaplan: Ich sagte Euch schon, sie sei eine Hexe.

Cauchon (über ihn hinweg): Sie ist keine Hexe — sie ist ein Ketzer.

Kaplan: Was macht das für einen Unterschied?

Cauchon: Das fragt Ihr mich — Ihr, ein Priester? Ihr Engländer seid merkwürdig schwerfällig in eurem Denken. All diese Dinge, die ihr Zauberei nennt, können auf natürliche Weise erklärt werden. Die Wunder dieses Weibes würden nicht einmal Kaninchen täuschen. Und sie selbst nennt sie nicht Wunder. Ihre Siege beweisen nichts anderes, als daß sie einen besseren Kopf auf den Schultern hat als eure fluchenden Glass-dells und eure tollen stierischen Talbots, und daß der Mut des Glaubens, selbst wenn es ein falscher Glaube ist, den Mut des Zornes immer überwinden wird.

Kaplan (kaum fähig, seinen Ohren zu trauen): Wollen Eminenz Sir John Talbot, den Erben der Grafschaft von Shrewsbury, mit einem tollen Stier vergleichen?!!!

Warwick: Für Euch würde sich das nicht schicken, Messire Johann, da Ihr noch sechs Stufen von der Baronie entfernt seid. Aber da ich ein Graf bin und Talbot nur ein Ritter, darf ich mir die Kühnheit gestatten, den Vergleich hinzunehmen. (Zum Bischof): Eminenz. Ich beuge mich, was die Hexerei betrifft. Nichtsdestoweniger müssen wir das Frauenzimmer verbrennen.

Cauchon: Ich kann es nicht verbrennen. Die Kirche darf kein Leben vernichten, und meine erste Pflicht besteht darin, das Heil dieses Mädchens zu suchen.

Warwick: Zweifellos. Aber gelegentlich verbrennt ihr trotzdem Menschen?

Cauchon: Nein. Wenn die Kirche einen hartnäckigen Ketzer als toten Zweig vom Baum des Lebens schneidet, wird er dem weltlichen Arm überliefert. Es geht die Kirche dann nichts mehr an, was der weltliche Arm zu tun für richtig befinden mag.

Digitized by Google

Warwick: Stimmt. Und in diesem Falle werde ich der weltliche Arm sein. Bitte, Eminenz, reicht mir euren toten Zweig, und ich will dafür sorgen, daß das Feuer für ihn bereit sei. Wenn Ihr die Verantwortung für die Kirche tragen wollt, so will ich den weltlichen Arm verantworten.

Cauchon (mit glimmendem Ärger): Ich kann für nichts die Verantwortung übernehmen. Ihr großen Lords seid zu geneigt, die Kirche als eine bloße politische Bequemlichkeit zu behandeln.

Warwick (lächelnd und versöhnlich): Nicht in England, glaubt mir.

Cauchon: In England mehr als anderswo. Nein, Mylord, die Seele dieses Dorfmädchens ist vor Gottes Thron ebenso wertvoll wie Eure oder die Eures Königs, und meine erste Pflicht besteht darin, diese Seele zu retten. Ich werde nicht gestatten, daß Eure Lordschaft über mich lächelt, als ob ich eine sinnlose Redensart aufsagte und als wäre es zwischen uns vielleicht verabredet, daß ich das Mädchen an Euch verriete. Ich bin kein bloß politischer Bischof, mir bedeutet mein Glaube soviel wie Euch Eure Ehre, und wenn es eine Lücke gibt, durch die dieses getaufte Kind Gottes zu seinem Heil hindurchschlüpfen kann, so werde ich es zu dieser Lücke führen.

Kaplan (erhebt sich wütend): Ihr seid ein Verräter.

Cauchon (springt auf): Das lügt Ihr, Priester! (Zitternd vor Wut): Wenn Ihr zu tun wagt, was dieses Weib getan hat — Euer Land höher stellen als die heilige katholische Kirche — dann sollt Ihr mit ihr verbrennen.

Kaplan (eingeschüchtert, macht eine Anstrengung, zu sprechen, kann aber keine Worte finden und setzt sich).

Warwick (gießt Öl in die erregten Gewässer): Eminenz, ich entschuldige mich wegen des Wortes, das Messire Johann von Stogumber gebraucht hat. In England hat es nicht dieselbe Bedeutung wie in Frankreich. In eurer Sprache bedeutet Verräter Betrüger, einen, der falsch, verräterisch, treulos und unloyal ist. In unserem Lande bezeichnen wir damit einen, der unseren englischen Interessen nicht völlig ergeben ist. Entschuldigt gütigst.

Cauchon: Das hab' ich nicht verstanden. (Er nimmt seinen Platz wieder ein.)

Warwick (um ein unangenehmes Schweigen zu vermeiden): Ich muß mich entschuldigen, wenn ich die Verbrennung dieses armen Mädchens leicht zu nehmen schien. Wenn man wiederholt ganze Landstriche verbrennen sah als bloße Zwischenfälle im regelmäßigen

Digitized by Google

militärischen Leben, muß man sich eine sehr dicke Haut wachsen lassen, sonst müßte man wahnsinnig werden. Ich würde es jedenfalls. Darf ich wagen, anzunehmen, daß auch Eure Eminenz, weil Ihr so viele Ketzer von Zeit zu Zeit brennen sehen müßt, gezwungen seid — wie soll ich sagen — das vom beruflichen Standpunkt aus zu betrachten, was sonst ein ganz entsetzlicher Zwischenfall wäre?

Cauchon: Ja, es ist eine schmerzliche Pflicht, sogar, wie Ihr sagt, eine entsetzliche. Doch im Vergleich mit der Entsetzlichkeit der Ketzerei ist es nichts. Aber ich denke eben nicht an den Leib dieses Mädchens, der nur einige Augenblicke leiden und jedenfalls auf mehr oder weniger schmerzvolle Weise sterben muß, sondern an ihre Seele, die bis in alle Ewigkeit leiden könnte.

Warwick: Richtig. Und Gott gebe, daß ihre Seele gerettet wird. Aber das praktische Problem wäre, wie ihre Seele gerettet werden könnte, ohne daß ihr Leib gerettet würde, denn eines müssen wir ins Auge fassen, Eminenz: wenn dieser Kultus mit der Jungfrau weitergeht, ist unsere Sache verloren.

Kaplan (mit der gebrochenen Stimme eines Mannes, der eben geweint hat): Darf ich sprechen, Mylord?

Warwick: Wahrhaftig, Messire Johann, lieber nicht, außer wenn Ihr Euch beherrschen könnt.

Kaplan: Ich will nur meine unmaßgebliche Meinung sagen. Die Jungfrau ist voll Falschheit. Sie behauptet, fromm zu sein, ihre Gebete und Beichten sind endlos. Wie kann man sie der Ketzerei beschuldigen, wenn sie keine der Obliegenheiten einer gläubigen Tochter der Kirche vernachlässigt?

Cauchon: Eine gläubige Tochter der Kirche? Der Papst selber in seiner stolzesten Stunde wagt nicht, sich das herauszunehmen, was diese Person sich herausnimmt. Sie handelt, als ob sie die Kirche selber wäre. Sie bringt Karl die Botschaft Gottes, und die Kirche muß ihretwegen beiseite stehen. Sie will ihn in der Kathedrale zu Reims krönen: Sie, nicht die Kirche.

Sie schickt dem König von England Briefe, worin sie ihm durch den eigenen Mund die Befehle Gottes gibt. Sie fordert ihn auf, heimzukehren auf seine Insel bei Gottes Rache, die sie sonst vollstrecken wird. Laßt mich Euch sagen, daß das Schreiben solcher Briefe eine Gewohnheit des verruchten Mahomed, des Antichrist, gewesen ist. Hat sie jemals in all ihren Äußerungen ein Wort von der Kirche gesagt? Niemals. Es ist immer Gott und sie selber.

Digitized by Google

Warwick: Was konnte man anderes erwarten? Eine Bettlerin zu Pferde! Sie hat den Verstand verloren!

Cauchon: Wer hat sie darum gebracht? Der Teufel. Und zwar zu einem mächtigen Zweck. Er streut diese Ketzerei überall aus. Der Mann Hus, der vor dreizehn Jahren zu Konstanz verbrannt wurde, hat damit ganz Böhmen angesteckt. Ein Mann namens McLeef, selbst ein gesalbter Priester, hat die Pest in England verbreitet, und zu eurer Schmach ließet ihr ihn in seinem Bette sterben. Wir haben solche Leute auch hier in Frankreich, ich kenne die Brut, sie ist krebsartig, wenn man sie nicht ausschneidet, ausstampft, ausbrennt; sie wird nicht innehalten, bevor sie den ganzen Körper der menschlichen Gesellschaft in Sünde, Verderbtheit, Laster und Untergang verwandelt hat. Durch sie trieb ein arabischer Kameltreiber Christus und seine Kirche aus Jerusalem und raste nach Westen, alles zerstörend wie ein wildes Tier, bis endlich nur die Pyrenäen und Gottes Erbarmen zwischen Frankreich und der Verdammung standen. Was aber hat dieser Kameltreiber zu Beginn anderes getan als das, was dieses Hirtenmädchen jetzt tut? Er hatte seine Stimmen vom Engel Gabriel, sie hat ihre Stimmen von der heiligen Katharina und der heiligen Margareta und dem seligen Michael. Er erklärte sich als Bote Gottes und schrieb in Gottes Namen an die Könige der Erde. Ihre Briefe an diese Gesalbten gehen täglich ab. Nicht zur Mutter Gottes müssen wir jetzt um Fürbitte aufsehen, sondern zu Johanna der Jungfrau. Wie wird die Welt aussehen, wenn die aufgestapelte Weisheit, die Kenntnisse und die Erfahrung der Kirche, ihre Räte, gelehrte, hochwürdige, fromme Männer, durch jeden unwissenden Arbeiter oder durch jedes Milchmädchen, das der Teufel mit der ungeheuerlichen Einbildung aufbläht, daß er oder sie direkt vom Himmel entflammt sei, in die Gosse gezogen werden können. Es wird eine Welt des Blutes, der Wut, der Zerstörung sein, in der jedermann für sich kämpfen wird, kurz, eine Welt, die in die Barbarei zurückgeworfen ist.

Denn jetzt gibt es nur Mahomed und seine Gimpel und die Jungfrau und ihre Gimpel. Aber was wird werden, wenn jedes Mädchen sich für eine Johanna und jeder Mann sich für einen Mahomed hält? Ich schaudere bis in das Mark meiner Knochen, wenn ich daran denke. Ich habe mein ganzes Leben lang dagegen gekämpft und will bis ans Ende dagegen kämpfen.

Alle Sünden dieses Weibes mögen vergeben werden mit Ausnahme

Digitized by Google

dieser Sünde, denn es ist die Sünde wider den Heiligen Geist. Und wenn sie nicht vor der ganzen Welt im Staube widerruft und sich bis zum letzten Zoll ihrer Seele der Kirche unterwirft, dann ins Feuer mit ihr, wenn sie mir jemals in die Hände fällt.

Warwick (nicht sehr ergriffen): Ihr empfindet die Sache natürlich sehr stark.

Cauchon: Und Ihr nicht?

Warwick: Ich bin Soldat und kein Geistlicher. Als Kreuzritter habe ich die Mahomedaner kennen gelernt. Sie waren nicht so unerzogen, wie man mich glauben machen wollte. In mancher Hinsicht stach ihr Benehmen von dem unsrigen günstig ab.

Cauchon (unerfreut): Ich hab' das schon früher bemerkt. Die Menschen fahren nach dem Osten, um die Ungläubigen zu bekehren, und die Ungläubigen bekehren sie. Der Kreuzritter kommt als halber Sarazene zurück. Ganz abgesehen davon, daß alle Engländer geborene Ketzer sind.

Kaplan (fürchterlich verblüfft): Engländer Ketzer? (Zu Warwick, beschwörend): Mylord, müssen wir das dulden? Seine Eminenz ist außer sich. Wie kann das, was ein Engländer glaubt, Ketzerei sein? Das ist ein Widerspruch im Begriff.

Cauchon: Ich vergebe Euch, Hochwürden von Stogumber, wegen unbesiegbarer Unwissenheit. Die dicke Luft eures Landes zeugt keine Theologen.

Warwick: Ihr würdet nicht so sprechen, wenn Ihr uns über Religion streiten hörtet, Eminenz. Ich bedaure, daß Ihr der Meinung seid, ich müsse entweder ein Ketzer oder ein Dummkopf sein, weil ich als gereister Mann wohl weiß, daß die Jünger Mahomeds unserem Herrn große Achtung zollen und viel eher bereit sind, dem heiligen Petrus zu verzeihen, daß er ein Fischer war, als Eure Eminenz Mahomed verzeihen können, daß er ein Kameltreiber war. Aber wenigstens können wir in dieser Sache ohne Frömmelei vorgehen.

Cauchon: Ich weiß, was ich mir zu denken habe, wenn Leute den Eifer der christlichen Kirche Frömmelei nennen.

Warwick: Das sind nur östliche und westliche Ansichten über ein und dieselbe Sache.

Cauchon (bitter): Nur östliche und westliche – nur!

Warwick: Oh, ich widerspreche Euch nicht, Eminenz. Ihr werdet die Kirche hochbringen, aber Ihr müßt die Adligen auch mitnehmen. Nach meiner Meinung ist gegen die Jungfrau eine stärkere Anklage

Digitized by Google

zu erheben als die, die Ihr so kräftig erhoben habt. Aufrichtig gesprochen, fürchte ich nicht, daß dieses Mädchen ein zweiter Mahomed wird und die Kirche verdrängt. Ich glaube, Ihr übertreibt diese Gefahr. Aber habt Ihr bemerkt, daß sie in ihren Briefen allen Königen Europas, so wie sie es schon bei Karl getan hat, einen Ausgleich aufzudrängen sucht, der den ganzen gesellschaftlichen Bau des Christentums zerstören würde?

Cauchon: Die Kirche zerstören, ich habe es Euch schon gesagt.

Warwick (dessen Geduld zu Ende geht): Eminenz, ich bitte Euch, laßt die Kirche einen Augenblick beiseite und bedenkt, daß es weltliche Einrichtungen in der Welt gibt, so gut wie geistliche. Ich und meine Pairs, wir vertreten die feudale Aristokratie, so wie Ihr die Kirche vertretet, wir sind die weltliche Macht. Nun, seht Ihr nicht, wie die Idee dieses Mädchens es auf uns abgesehen hat?

Cauchon: Wie kann ihre Idee es auf Euch abgesehen haben? ausgenommen wie sie es auf uns alle abgesehen hat — durch die Kirche?

Warwick: Ihre Idee besteht darin, daß die Könige ihre Reiche Gott schenken und dann als Gottesverwalter regieren sollen.

Cauchon (uninteressiert): Das ist theologisch vollkommen richtig, Mylord. Aber der König wird kaum darauf hören, vorausgesetzt, daß er regiert. Es ist eine abstrakte Idee, eine bloße Redensart.

Warwick: Durchaus nicht. Es ist ein listiger Anschlag, um die Aristokratie zu unterdrücken und den König zum alleinigen und absoluten Autokraten zu machen. Statt daß der König der Erste unter seinen Pairs sein soll, wird er deren Herr. Das können wir nicht dulden. Wir anerkennen keinen Herrn. Dem Namen nach bekommen wir unsere Länder und Würden vom König, weil der Boden der menschlichen Gesellschaft einen Schlußstein haben muß; aber wir halten unsere Länder in eigenen Händen und verteidigen sie mit unseren eigenen Schwertern und den Schwertern unserer eigenen Vasallen.

Die Lehre der Jungfrau aber wird dem König gestatten, unsere Länder einzustecken — unsere Länder! — und sie Gott zum Geschenke zu machen, und Gott wird sie dann dem König allein anvertrauen.

Cauchon: Habt ihr das zu befürchten? Ihr seid doch schließlich die Königsmacher. York oder Lancaster in England, Lancaster oder Valois in Frankreich, sie regieren so, wie es euch gefällt.

Warwick: Ja, aber nur so lange, als die Leute ihren Lehnsherren gehorchen und den König nur als wandernde Schaustellung kennen,

Digitized by Google

dem nichts gehört als die Landstraße, die jedermann gehört. Wenn die Gedanken und die Herzen der Menschen dem König zugewendet würden und ihre Lehnsherren in ihren Augen zu den Dienern des Königs herabsänken, könnte der König einen nach dem andern übers Knie brechen, und was wären wir dann anderes als livrierte Höflinge in seinen Hallen.

Cauchon: Dennoch habt Ihr nichts zu fürchten, Mylord. Manche sind geborene Könige und manche geborene Staatsmänner. Die beiden sind selten in einer Gestalt vereinigt. Wo fände der König Ratgeber, die ihm eine solche Politik vorschlagen und ausführen würden?

Warwick (mit einem nicht sehr freundlichen Lächeln): Vielleicht in der Kirche, Eminenz.

Cauchon (mit einem ebenso sauren Lächeln, zuckt die Achseln und widerspricht ihm nicht).

Warwick: Nieder mit den Lehnsherrn, und die Kardinäle werden alles nach ihrem eigenen Gutdünken besorgen.

Cauchon (ernst, gibt seinen streitenden Ton auf): Mylord, wir werden die Jungfrau nicht besiegen, indem wir einander bekämpfen. Ich weiß sehr gut, daß es in der Welt einen Willen zur Macht gibt. Ich weiß, daß, solange dieser Wille dauert, zwischen Kaiser und Papst, zwischen den Herzögen und den politischen Kardinälen, zwischen den Lehnsherrn und den Königen gekämpft werden wird. Der Teufel trennt uns und regiert. Ich sehe, Ihr seid kein Freund der Kirche. Ihr seid zuerst und zuletzt ein Graf, wie ich zuerst und zuletzt ein Bischof bin. Aber können wir unsere Mißhelligkeiten im Angesicht eines gemeinsamen Feindes nicht beiseite lassen? Ich sehe jetzt, Ihr macht diesem Mädchen nicht zum Vorwurf, daß es niemals die Kirche erwähnt hat und nur an Gott und an sich selbst denkt, sondern daß es niemals den Adel erwähnt hat und nur an den König und an sich selbst denkt.

Warwick: Ganz richtig. Schließlich ist beides aber ein und dasselbe. Ihr geht in die Tiefe, Eminenz. Ihr seid der Protest der individuellen Seele gegen die Vermittlung des Priesters oder des Pairs zwischen dem Privatmann und seinem Gott. Ich würde es Protestantismus nennen, wenn ich dafür einen Namen finden müßte.

Cauchon (blickt ihn hart an): Ihr versteht außerordentlich gut, Mylord. Kratze einen Engländer, und du findest einen Protestanten.

Warwick (spielt äußerste Höflichkeit): Ich glaube, Ihr seid nicht ganz frei von Sympathie für die weltliche Ketzerei der Jungfrau, Eminenz, ich überlasse es Euch, einen Namen dafür zu finden.

Digitized by Google

Cauchon: Ihr mißversteht mich, Mylord. Ich habe keinerlei Sympathien mit ihren politischen Anmaßungen. Aber als Priester habe ich einen Einblick in die Gedanken der gewöhnlichen Menschen gewonnen, und ich kann Euch sagen, daß Ihr dort immer noch einen anderen Gedanken finden werdet, den Ihr nicht erwähnt habt. Ich kann ihn nur mit solchen Redensarten ausdrücken, als da sind: Frankreich für die Franzosen, England für die Engländer, Italien für die Italiener, Spanien für die Spanier usw. Der Gedanke ist manchmal so beschränkt und bitter für das Landvolk, daß es mich überrascht, wie dieses Landmädchen sich über den Gedanken erheben kann: ihr Dorf für ihre Dorfbewohner. Aber sie kann es, sie tut es. Wenn sie droht, die Engländer vom Boden Frankreichs zu vertreiben, denkt sie zweifellos an den Boden des ganzen Landes, in welchem Französisch gesprochen wird. Für sie sind die französisch sprechenden Menschen das, was die Heilige Schrift als eine Nation bezeichnet. Nennt diesen Teil ihrer Ketzerei Nationalismus, wenn Ihr wollt, ich kann Euch keinen besseren Namen dafür finden; ich kann Euch nur versichern, daß er durchaus antikatholisch und antichristlich ist. Denn die katholische Kirche kennt nur ein Reich — und das ist das Reich des Königtums Christi. Zerteilt dieses Königtum in Nationen, und Ihr entthront Christus. Und Christus einmal entthront, wer wird dann zwischen unseren Gurgeln und dem Schwerte stehen? Die Welt wird in einem Blutbad untergehen.

Warwick: Nun, wenn Ihr den Protestanten verbrennen wollt, will ich den Nationalisten verbrennen, obgleich ich dabei Hochwürden Johann vielleicht nicht auf meiner Seite haben werde. England für die Engländer dürfte ihm zusagen.

Kaplan: Gewiß ist „England für die Engländer" selbstverständlich. Das ist einfach Naturgesetz. Aber dieses Frauenzimmer macht England seine gesetzmäßigen Eroberungen streitig, zu denen Gott es ermächtigt hat, wegen seiner besonderen Fähigkeit, über weniger zivilisierte Rassen zu deren eigenem Vorteil zu regieren. Ich begreife nicht, was Eure Herrlichkeiten unter den Ausdrücken Protestant und Nationalist verstehen. Ihr seid zu gelehrt und zu klug für einen armen Geistlichen meinesgleichen, aber der gewöhnliche Menschenverstand sagt mir, daß diese Person ein Rebell ist, und das genügt mir. Sie rebelliert gegen die Natur, indem sie männliche Kleider trägt und kämpft. Sie rebelliert gegen die Kirche, indem sie sich die päpstliche Autorität des Papstes anmaßt. Sie rebelliert gegen Gott durch

Digitized by Google

ihre verdammungswürdige Verbindung mit dem Satan und durch die mit seinen bösen Geistern gegen unsere Armee. Und alle diese Auflehnungen sind nur Ausreden für ihre große Auflehnung gegen England. Das kann nicht geduldet werden. Sie soll zugrunde gehen, sie soll brennen. Man gestatte ihr nicht, die ganze Gemeinde anzustecken. Es ist zweckmäßig, daß ein solches Weib für die Allgemeinheit sterbe.

Warwick (erhebt sich): Eminenz, wie es scheint, sind wir einig.

Cauchon (erhebt sich ebenfalls, aber unter Protest): Ich will meine Seele nicht in Gefahr bringen. Ich will die Gerechtigkeit der Kirche hochhalten und will bis zum äußersten für das Heil jenes Weibes kämpfen.

Warwick: Das arme Mädel tut mir leid. Ich hasse diese Strenge. Ich will es schonen, wenn ich kann.

Kaplan (unversöhnlich): Ich möchte die Hexe mit meinen eigenen Händen verbrennen.

Cauchon (segnet ihn): Sancta simplicitas –

Vorhang

Fünfte Szene

(Der Chorgang in der Kathedrale von Reims, in der Nähe der Tür der Sakristei. Ein Pfeiler trägt eine der Stationen des Kreuzweges. Die Orgel spielt, während die Leute nach der Krönung aus dem Kirchenschiff hinausgehen. Johanna kniet im Gebet versunken vor der Leidensstation. Sie ist wunderschön gekleidet, aber noch immer in männlicher Tracht. Die Orgel setzt ab, während Dunois, auch prächtig angetan, aus der Sakristei in den Chorgang kommt.)

Dunois (klopft sie auf die Schulter): Komm, Johanna, du hast genug gebetet. Nach diesem Tränenerguß wirst du dich erkälten, wenn du länger da bleibst. Es ist alles vorüber, die Kathedrale ist leer und die Straßen sind voll. Man ruft nach der Jungfrau. Wir haben ihnen gesagt, daß du hier allein zurückgeblieben bist, um zu beten, aber sie wollen dich wiedersehen.

Johanna: Nein, dem König gebührt alle Herrlichkeit und Ehre.

Dunois: Er verdirbt das Schauspiel nur, der arme Teufel. Nein, Johanna, du hast ihn gekrönt und mußt die Folgen tragen.

Johanna (schüttelt widerstrebend den Kopf).

Dunois: Geh, geh. In ein paar Stunden ist alles vorüber. Es ist jedenfalls besser als die Brücke bei Orleans.

Digitized by Google

Johanna (erhebt sich): Oh, lieber Dunois, wie sehr wünschte ich, wir stünden wieder auf jener Brücke. Damals haben wir gelebt.

Dunois: Ja, meiner Treu. Und einige von uns sind auch gestorben.

Johanna: Ist das nicht sonderbar, Hans? Ich bin ein solcher Feigling. Es ist nicht auszudenken, wie ich mich vor einer Schlacht fürchte, aber nachher, wenn die Gefahr vorüber ist, wird es so langweilig, oh, so langweilig! langweilig! langweilig!

Dunois: Du mußt lernen, mäßig im Genuß des Krieges zu sein, genau so wie du beim Essen und Trinken mäßig bist, meine kleine Heilige.

Johanna: Lieber Hans, ich glaube, du magst mich leiden, wie ein Soldat seinen Lieblingskameraden leiden mag.

Dunois: Du hast es auch nötig, du armes, unschuldiges Kind Gottes. Du hast nicht viel Freunde bei Hof.

Johanna: Warum hassen mich all diese Höflinge, Ritter und Geistlichen? Was habe ich ihnen getan? Ich habe nichts anderes für mich verlangt, als daß mein Dorf nicht besteuert werde, denn wir können keine Kriegssteuern leisten. Ich habe ihnen Glück und Sieg gebracht. Ich habe ihnen den richtigen Weg gezeigt, als sie allerhand Dummheiten machten, ich habe Karl gekrönt und ihn zu einem wirklichen König gemacht, und alle Ehren, die er aussät, sind ihnen zugekommen. Warum lieben sie mich also nicht?

Dunois: Du Einfaltspinsel — erwartest du von dummen Menschen, daß sie dich lieben, weil du sie bloßgestellt hast? Lieben alte, ungeschickte, ausgemerzte Führer die erfolgreichen jungen Feldherrn, die sie ersetzen — lieben ehrgeizige Politiker Hochgekommene, die ihre Vorderplätze einnehmen — lieben es Erzbischöfe, wenn sie — und sei's durch Heilige — um ihre eigenen Altäre gebracht werden? Ich selber würde dich beneiden, wenn ich ehrgeiziger wäre.

Johanna: Du bist hier der Hahn im Korb, Hans, der einzige Freund, den ich unter allen diesen Adligen habe. Ich möchte wetten, daß deine Mutter vom Lande war. Ich will zurück zu meiner Meierei, sobald ich Paris erobert habe.

Dunois: Ich bin nicht so sicher, daß man dir gestatten wird, Paris zu erobern. Ich selbst hätte Paris längst erobert, wenn alle darüber einig gewesen wären. Ich glaube, es gibt Leute, die es lieber sehen würden, wenn Paris dich eroberte. Also nimm dich in acht!

Digitized by Google

Johanna: Hans, die Welt ist für mich zu schlecht. Wenn mir die Goddams und die Burgunder nicht den Garaus machen, werden es die Franzosen tun. Ohne meine Stimmen würde ich meinen ganzen Mut verlieren. Das ist der Grund, warum ich hierher kam, um nach all den Krönungsfeierlichkeiten allein zu beten.

Ich will dir etwas sagen, Hans: Die Glocken sind's, aus denen ich meine Stimmen höre. Nicht heute, da sie alle klangen — das war nichts als Geläute, aber hier in dieser Ecke, wo die Glocken aus den Himmeln niedertönen und ihr Echo verweilt, oder auf den Feldern, wo sie aus der Ferne durch die Stille der Landschaft dringen, sind meine Stimmen in den Glocken.

(Die Uhr der Kathedrale schlägt das Viertel.)

Horch! (Sie wird verzückt.) Hörst du: „teures Gotteskind", genau was du gesagt hast. Um die halbe Stunde wird es heißen: „Sei tapfer, schreite voran!" Wenn die Uhr Dreiviertel schlägt, wird sie künden: „Ich bin dein Hort", aber beim Stundenschlag, wenn die große Glocke noch „Gott wird Frankreich retten" schlägt, dann kann ich nicht voraussagen, was die heilige Margareta und die heilige Katharina und manchmal sogar der selige Michael sagen werden. Dann, o dann —

Dunois (unterbricht sie gütig, aber nicht mitfühlend): Dann, Johanna, werden alle aus dem Schallen der Glocke das vernehmen, was sie sich dabei einbilden. Es beunruhigt mich, wenn du von deinen Stimmen sprichst. Ich würde dich deswegen für ein wenig verrückt halten, wenn ich nicht bemerkt hätte, daß du mir sehr vernünftige Gründe für das angibst, was du tust, obgleich ich dich anderen erzählen höre, daß du nur der heiligen Frau Katharina gehorchst.

Johanna (verdrießlich): Na ja, für dich muß ich Gründe finden, weil du an meine Stimmen nicht glaubst. Aber die Stimmen kommen zuerst, und hinterher finde ich die Gründe, was immer dir zu glauben beliebt.

Dunois: Bist du böse, Johanna?

Johanna: Ja. (Lächelnd): Nein, nicht auf dich. Ich wollte, du wärest eines von den Dorfkindern.

Dunois: Warum?

Johanna: Ich könnte dich dann ein wenig bemuttern.

Dunois: Schließlich hast du doch etwas von einer Frau.

Johanna: Nein, gar nichts. Ich bin Soldat und nichts anderes. Soldaten bemuttern Kinder immer, wenn sie Gelegenheit dazu finden.

Digitized by Google

Dunois: Das ist wahr. (Er lacht.)

(König Karl mit Blaubart zur Linken und La Hire zur Rechten kommt aus der Sakristei, wo er sich der Krönungskleider entledigt hat. Johanna weicht hinter den Pfeiler zurück. Dunois bleibt zwischen Karl und La Hire.

Dunois: Na. Sind Majestät jetzt endlich ein gesalbter König. Wie gefällt es Euch?

Karl: Ich möchte es kein zweites Mal mitmachen, auch wenn ich dadurch Kaiser der Sonne und des Mondes würde. Das Gewicht jener Kleider — als man mir die Krone auflud, glaubte ich niederzusinken — und das berühmte heilige Öl, über das man so viel gesprochen hat, war ranzig. Pfui! Der Erzbischof muß nahezu tot sein. Seine Kleider müssen eine Tonne gewogen haben. Sie entkleiden ihn noch in der Sakristei.

Dunois (trocken): Majestät sollten öfters Rüstungen tragen, das würde Euch an schwere Kleidung gewöhnen.

Karl: Ja, der alte Spott. Nun, ich werde keine Rüstungen tragen. Kämpfen ist nicht meine Sache. Wo ist die Jungfrau?

(Johanna kommt zwischen Karl und Dunois heran und fällt auf die Knie.)

Johanna: Sire, ich habe Euch zum König gemacht. Mein Werk ist getan. Ich kehre auf die Meierei meines Vaters zurück.

Karl (überrascht, aber erlöst): Oh, wahrhaftig? Na, das wird sehr nett sein.

Johanna (erhebt sich tief entmutigt).

Karl (fährt nachlässig fort): Ein gesundes Leben, wie man weiß.

Dunois: Aber ein langweiliges.

Blaubart: Du wirst über den Weiberrock straucheln, weil du ihn schon so lange nicht getragen hast.

La Hire: Du wirst das Kämpfen vermissen. Es ist eine schlechte Gewohnheit, aber eine großartige und diejenige, auf die man am schwersten verzichten kann.

Karl (ängstlich): Dennoch wollen wir dich nicht zurückhalten, wenn du wirklich lieber nach Hause gingest.

Johanna: Ich weiß wohl, daß es keiner von euch bedauern wird, wenn ich gehe.

La Hire: Na, ich werde fluchen können, wenn ich dazu Lust habe, aber mir wirst du doch manchmal fehlen.

Johanna: Trotz all deiner Sünden und deines Fluchens werden

Digitized by Google

wir einander im Himmel begegnen, denn ich liebe dich, wie ich Pitou, meinen alten Schäferhund, liebe.

(Sie lachen alle mit Ausnahme von La Hire, der verständnisvoll nickt.)

Pitou konnte einen Wolf töten — du wirst die englischen Wölfe töten, bis sie in ihr Land zurückkehren und gute Hunde Gottes werden, nicht wahr?

La Hire: Mit dir gemeinsam, ja!

Johanna: Nein. Ich werde alles in allem nur ein Jahr überdauern, ich weiß das irgendwie.

Dunois, glaubst du, daß du imstande sein wirst, die englischen Wölfe zu vertreiben?

Dunois (einfach und überzeugt): Ja, ich werde sie vertreiben. Sie schlugen uns, weil wir glaubten, Schlachten seien Turniere und Lösegeldmärkte. Wir spielten die Narren, während die Goddams den Krieg ernst nahmen, aber ich habe meine Lektion gelernt. Die Goddams sind hier wurzellos. Ich habe sie schon geschlagen und werde sie wieder schlagen.

Johanna: Du wirst nicht grausam gegen sie sein, Hans.

Dunois. Die Goddams werden zarter Behandlung nicht weichen. Wir haben nicht angefangen.

Johanna (plötzlich): Hans, laß uns Paris erobern, ehe ich heimkehre.

Karl (entsetzt): O nein, nein, wir werden dabei alles verlieren, was wir gewonnen haben. Oh, laßt uns nicht mehr kämpfen. Wir können jetzt, da ich gekrönt und gesalbt bin, mit dem Herzog von Burgund einen sehr guten Vertrag schließen. O dieses Öl!

(Der Erzbischof kommt aus der Sakristei und schließt sich der Gruppe zwischen Karl und Blaubart an.)

Karl: Eminenz, die Jungfrau will wieder zu kämpfen anfangen.

Erzbischof: Wir haben also zu kämpfen aufgehört? Wir haben Frieden?

Karl: Nein, vermutlich nicht, aber wir wollen uns mit dem zufrieden geben, was wir erreicht haben. Wir hatten zu viel Glück, als daß es dauern könnte. Jetzt haben wir Gelegenheit, einzuhalten, ehe es sich wendet.

Johanna: Glück? Gott hat für uns gekämpft — und Ihr nennt es Glück! Und Ihr möchtet einhalten, während noch immer Engländer auf dem heiligen Boden des geliebten Frankreich stehen?

Digitized by Google

Erzbischof (ernst): Jungfrau, der König hat zu mir gesprochen, nicht zu dir. Du vergißt dich, du vergißt dich sehr oft.

Johanna (nicht eingeschüchtert und ziemlich rauh): Dann redet Ihr und sagt ihm, es sei nicht Gottes Wille, daß er seine Hand vom Pflug lasse.

Erzbischof: Wenn ich mit dem Namen Gottes nicht so freigebig bin wie du, so kommt das daher, weil ich seinen Willen mit der Autorität der Kirche und meines heiligen Amtes auslege. Als du zuerst herkamst, hast du mein Amt geachtet und hättest nicht gewagt, zu sprechen, wie du jetzt sprichst. Du kamst in die Tugend der Demut gekleidet, und weil Gott dein Unterfangen demgemäß segnete, hast du dich der Sünde des Stolzes schuldig gemacht. Die alte griechische Tragödie waltet unter uns. Es ist die Züchtigung der Überhebung.

Karl: Ja. Sie glaubt, daß sie alles besser weiß als jeder andere.

Johanna (traurig, aber in naiver Weise außerstande, den Eindruck zu erkennen, den sie hervorruft): Aber ich weiß es auch besser, als irgendeiner von euch es zu wissen scheint. Und ich bin nicht stolz, ich spreche niemals, wenn ich nicht weiß, daß ich recht habe.

Blaubart, Karl (rufen gleichzeitig aus): Ha ha. Eben!

Erzbischof: Woher weißt du, daß du recht hast?

Johanna: Das weiß ich immer. Meine Stimmen —

Karl: Ach, deine Stimmen, deine Stimmen — warum kommen die Stimmen nicht zu mir — ich bin der König, nicht du.

Johanna: Sie kommen doch zu Euch — aber Ihr hört sie nicht. Ihr saßet nicht im Felde des Abends, um ihnen zu lauschen. Wenn die Vesperglocke läutet, bekreuzigt Ihr Euch und seid damit fertig. Aber wenn Ihr von Herzen betetet und dem Gesang der Glocken in den Lüften lauschtet, nachdem sie zu läuten aufgehört haben, würdet Ihr die Stimmen hören, genau so gut wie ich. Aber was für Stimmen habt Ihr nötig, um das zu erfahren, was Euch der Grobschmied sagen kann, nämlich, daß Ihr das Eisen schmieden müßt, solange es heiß ist. Ich sage Euch, daß wir bei Compiègne einen Ausfall machen und es entsetzen müssen, ebenso wie wir Orleans entsetzt haben, dann wird Paris seine Tore öffnen. Oder wenn nicht — werden wir sie aufbrechen. Was ist Eure Krone ohne Eure Hauptstadt wert?

La Hire: Das sage ich auch. Wir werden durch sie hindurchgehen wie ein glühend heißer Schuß durch ein Pfund Butter. Was meinst du, Bastard?

Digitized by Google

Dunois: Wenn unsere Kanonenkugeln alle so heiß wie dein Kopf wären und wir genug davon hätten, würden wir zweifellos die Welt erobern. Mut und Ungestüm sind im Kriege gute Diener, aber schlechte Herren. Sie haben uns in die Hände der Engländer geliefert, so oft wir ihnen getraut haben. Wir wissen nie, wann wir geschlagen sind, das ist unser großer Fehler.

Johanna: Ihr wißt nie, wann ihr siegreich seid, das ist ein noch größerer Fehler. Ich werde euch in der Schlacht Spiegel tragen lassen, um euch zu überzeugen, daß die Engländer euch nicht allen die Nase abgeschnitten haben. Ihr würdet jetzt noch in Orleans belagert werden, ihr und eure Kriegsräte, wenn ich euch nicht zum Angriff gezwungen hätte. Ihr solltet immer angreifen, und wenn ihr nur lang genug aushaltet, wird der Feind zuerst einhalten. Ihr wißt nicht, wie man eine Schlacht anfängt und wie ihr eure Kanonen zu gebrauchen habt, ich aber weiß es.

Dunois: Ich weiß, wie du über uns denkst, General Johanna.

Johanna: Laß das, Hans, sag' ihnen aber, was du von mir denkst.

Dunois: Ich denke, daß Gott auf deiner Seite war, denn ich habe nicht vergessen, wie der Wind sich drehte und unsere Herzen sich wandten, als du kamst. Und bei meiner Ehre, ich werde niemals leugnen, daß wir unter deinem Zeichen gesiegt haben. Aber ich sage dir als Soldat, daß Gott weder eines Mannes noch einer Jungfrau täglicher Handlanger ist. Wenn du es verdienst, wird er dich manchmal aus dem Rachen des Todes reißen und wieder auf die Beine stellen. Aber das ist alles. Einmal auf den Beinen, mußt du mit deiner ganzen Kraft und deiner ganzen Geschicklichkeit kämpfen. Denn er muß auch gegen deinen Feind gerecht sein, vergiß das nicht. Nun, er hat uns bei Orleans durch dich auf die Beine gestellt, und dein Ruhm hat uns durch einige glückliche Schlachten bis hierher zur Krönung geführt. Aber wenn wir uns deshalb anmaßen, das Werk, das wir selbst verrichten sollten, Gott anzuvertrauen, werden wir geschlagen werden, und recht geschähe uns.

Johanna: Aber —

Dunois: Still! Ich bin noch nicht zu Ende. Es glaube ja keiner unter euch, daß diese unsere Siege ohne überlegene Führung gewonnen wurden.

König Karl: Ihr habt in Euren Proklamationen kein Wort über meinen Anteil an diesem Feldzug gesprochen, und ich klage deshalb nicht, denn die Menschen werden der Jungfrau und ihren Wundern

Digitized by Google

nachlaufen und sich nicht um die schwere Arbeit des Bastards scheren, Truppen und Nahrung aufzutreiben. Aber ich weiß genau, wieviel Gott für uns durch die Jungfrau tat und wieviel er meinem eigenen Verstand überließ; und ich sage Euch, daß Eure kleine Stunde der Wunder vorüber ist und daß von diesem Augenblick an der gewinnen wird, der das Kriegsspiel am besten spielt — wenn das Glück auf seiner Seite ist.

Johanna (triumphierend): Ah, wenn, wenn, wenn, wenn — wenn das Wörtchen „wenn" nicht wär', ging ein Kamel durchs Nadelöhr —. Ich sage dir, Bastard, deine Kriegskunst ist zwecklos, weil deine Ritter zu keinem wirklichen Kampfe taugen. Der Krieg ist ihnen nur ein Spiel, genau wie Tennis und alle ihre andern Spiele; sie stellen Regeln darüber auf, was erlaubt und was nicht erlaubt ist, und beladen sich und ihre armen Pferde mit Panzern, um die Pfeile abzuhalten. Und wenn sie fallen, können sie sich nicht erheben und müssen warten, bis ihre Schildknappen kommen, um sie aufzuheben und das Lösegeld mit dem Mann zu vereinbaren, der sie vom Pferd gestoßen hat. Bist du nicht fähig, zu erkennen, daß dergleichen vorüber und überwunden ist? Was hilft ein Panzer gegen Schießpulver — und wenn er hülfe, glaubst du, daß Männer, die für Frankreich und für Gott kämpfen, innehalten werden, um über Lösegelder zu verhandeln, wie es die Hälfte eurer Ritter macht, die davon leben? Nein, sie werden kämpfen, um zu siegen, und ihr Leben in die Hand Gottes legen, wenn sie in die Schlacht gehen wie ich. Sie können sich weder Panzer noch Lösegelder leisten, aber sie folgen mir halb nackt in den Graben und auf die Leiter hinauf und über die Mauer. Ihr Wahlspruch lautet: Mein Leben oder deines, und Gott schütze das Recht.

Schüttle nur den Kopf, Hans, und Blaubart mag seinen Spitzbart kräuseln und über mich die Nase rümpfen, aber erinnere dich des Tages, da deine Ritter und Hauptleute sich weigerten, mir zu folgen, um die Engländer bei Orleans anzugreifen! Du hast das Gitter zugesperrt, um mich in der Stadt selbst zu halten. Das Stadtvolk und die Gemeinen aber folgten mir. Sie durchbrachen das Gitter und zeigten dir, wie man ernstlich kämpft.

Blaubart (beleidigt): Nicht damit zufrieden, Papst Johanna zu sein? Mußt du auch noch Cäsar und Alexander sein!

Erzbischof: Hochmut kommt vor dem Fall, Johanna —

Johanna: Oh, kümmert Euch nicht darum, ob es Hochmut ist oder nicht. Ist es wahr, ist es vernünftig?

Digitized by Google

La Hire: Es ist wahr. Die Hälfte von uns fürchtet sich, die hübsche Nase zu brechen, die andere Hälfte kämpft, um ihre verpfändeten Grundstücke loskaufen zu können. Gib nach, Dunois. Sie versteht nicht alles, aber sie hält das richtige Ende des Stockes in der Hand. Kämpfen ist nicht das, was es einmal war, und diejenigen, die am wenigsten davon verstehen, haben oft das meiste Glück dabei.

Dunois: Das alles weiß ich. Ich kämpfe nicht auf die alte Weise. Ich habe mir die Lehre von Agincourt, Poitiers und Crecy gemerkt. Ich weiß, wie viele Menschenleben jeder meiner Feldzüge kosten wird, und wenn der Feldzug die Kosten lohnt, führe ich ihn und zahle die Kosten. Aber Johanna berechnet die Kosten niemals. Sie geht vor und vertraut auf Gott. Sie glaubt, daß sie Gott in der Tasche habe. Bis jetzt hat sie die größere Zahl auf ihrer Seite gehabt und hat gesiegt. Aber ich kenne Johanna und ich sehe den Tag voraus, da sie vorwärts gehen wird mit nur zehn Männern, die das Werk von hundert tun sollen. Und dann wird sie erfahren daß Gott auf Seite der starken Bataillone ist. Der Feind wird sie dann gefangennehmen. Und der Glückliche, der den Fang tut, wird dafür sechzehntausend Pfund vom Grafen Quareek*) bekommen.

Johanna (geschmeichelt): Sechzehntausend Pfund! Was! mein Lieber, hat man das für mich geboten — so viel Geld kann es auf der Welt gar nicht geben.

Dunois: Es gibt so viel — in England. Und nun sagt mir, wie ihr da seid, wer von euch wird einen Finger rühren, um Johanna zu retten, wenn die Engländer sie einmal haben? Ich spreche zuerst für die Armee. Keiner, sobald sie von einem Goddam oder einem Burgunder vom Pferd gerissen wird und er nicht tot zu Boden sinkt. Keiner, sobald sie erst eingesperrt ist und die Riegel und Schlösser bei der Berührung des heiligen Petrus nicht auffliegen. Keiner, sobald der Feind herausfindet, daß sie ebenso verwundbar und durchaus nicht weniger unbesiegbar ist als ich selbst. Sie wird uns dann nicht das Leben auch nur eines einzigen Soldaten wert sein, und ich werde ein solches Leben nicht aufs Spiel setzen, so lieb sie mir als Waffengefährte ist.

Johanna: Ich tadle dich nicht, Hans, du hast recht. Ich bin keines einzigen Soldaten Leben wert, wenn Gott es zugibt, daß ich

*) Französische Aussprache von Warwick

Digitized by Google

geschlagen werde. Aber Frankreich könnte ich meines Lösegeldes für wert erachten, nach allem, was Gott durch mich für Frankreich getan hat.

Karl: Ich habe dir schon gesagt, daß ich kein Geld habe. Und diese Krönung, die einzig und allein deine Schuld ist, hat mich den letzten erborgten Pfennig gekostet.

Johanna: Die Kirche ist reicher als Ihr. Ich setze mein Vertrauen in die Kirche.

Erzbischof: Weib, man wird dich durch die Straßen schleifen und als Hexe verbrennen.

Johanna: Oh, Eminenz, sagt das nicht — es ist unmöglich: Ich eine Hexe!

Erzbischof: Peter Cauchon versteht sein Geschäft. Die Universität von Paris hat ein Frauenzimmer verbrannt, bloß weil es sagte, daß das, was du tatest, recht getan und gottesfürchtig.

Johanna (bestürzt): Warum? Was hat das für einen Sinn? Was ich getan habe, ist gottesfürchtig. Man konnte eine Frau doch nicht verbrennen, weil sie die Wahrheit gesagt hat.

Erzbischof: Man hat es gekonnt.

Johanna: Aber Ihr wißt, daß sie die Wahrheit sprach. Ihr würdet nicht zugeben, daß man mich verbrennt.

Erzbischof: Wie könnte ich es hindern?

Johanna: Ihr würdet im Namen der Kirche sprechen, Ihr seid ein großer Kirchenfürst. Euer Segen würde mich allerorts beschützen.

Erzbischof: Ich habe keinen Segen für dich, solange du stolz und unfolgsam bist.

Johanna: Oh, warum wollt Ihr fortfahren, solche Dinge zu reden. Ich bin weder stolz, noch unfolgsam. Ich bin ein armes Ding und so unwissend, daß ich nicht A von B unterscheiden kann. Wie könnte ich stolz sein. Und wie könnt Ihr sagen, daß ich unfolgsam bin, da ich immer meinen von Gott kommenden Stimmen gehorche.

Erzbischof: Die Stimme Gottes auf Erden ist die Stimme der streitbaren Kirche. Und alle Stimmen, die du hörst, sind nur das Echo deines eigenen Willens.

Johanna: Das ist nicht wahr.

Erzbischof (errötet): Du sagst dem Erzbischof in seiner Kathedrale, daß er lügt und behauptest dann noch, daß du nicht stolz und unfolgsam seiest?

Digitized by Google

Johanna: Ich habe nie behauptet, daß Ihr lügt. Ihr wart es, der so gut wie behauptet hat, daß meine Stimmen lügen. Wann haben die jemals gelogen? Wenn Ihr nicht daran glauben mögt, selbst wenn Ihr sie nicht für mehr als das Echo meines eigenen gesunden Menschenverstandes nehmt, haben sie nicht immer recht? Und hatten Eure weltlichen Ratschläge nicht trotzdem immer unrecht?

Erzbischof (entrüstet): Es ist Zeitverschwendung, dich zu ermahnen.

Karl: Es kommt immer wieder auf dasselbe hinaus: Sie hat recht und jeder andere hat unrecht.

Erzbischof: Nimm dies als letzte Warnung hin: Wenn du dadurch zugrunde gehst, daß du dein persönliches Urteil über die Lehren deiner geistlichen Vorgesetzten stellst, wird dich die Kirche verleugnen und dich jedem Schicksal überlassen, das deine Überhebung dir bereiten mag. Der Bastard hat dir gesagt: wenn du darauf bestehst, deine militärische Einbildung eigensinnig über die Ratschläge deiner Feldherrn zu stellen —

Dunois (unterbricht): Um es ganz genau auszudrücken: Wenn du versuchst, die Garnison in Compiègne zu entsetzen, ohne über die gleiche zahlenmäßige Überlegenheit zu verfügen wie bei Orleans —

Erzbischof (setzt fort): — wird dich die Armee verleugnen und nicht retten. Und Seine Majestät der König hat dir erklärt, daß der Thron nicht die Mittel besitzt, für dich Lösegeld zu bezahlen.

Karl: Keinen Pfennig.

Erzbischof: Du stehst allein, vollkommen allein und vertraust deiner eigenen Überhebung, deiner eigenen Unwissenheit, deiner eigenen halsstarrigen Vermessenheit, deiner eigenen Gottlosigkeit, mit der du all diese Sünden im Kleide deines Gottvertrauens verbirgst. Wenn du durch diese Tore ins Sonnenlicht trittst, wird die Menge dir zujubeln. Sie wird dir ihre kleinen Kinder und Kranken zur Heilung bringen. Sie wird dir die Hände und Füße küssen und alles tun, was sie vermag — die armen einfachen Seelen —, um dir den Kopf zu verdrehen und dich toll zu machen vor Selbstüberhebung, die dich zu deinem Untergang führen wird. Aber du wirst doch einsam sein. Die können dich nicht retten. Wir und nur wir allein können zwischen dir und dem Scheiterhaufen stehen, auf dem unsere Feinde jenes arme Weib in Paris verbrannt haben.

Johanna (die Augen himmelwärts gerichtet): Ich habe bessere Freunde und bessere Ratgeber als euch.

Erzbischof: Ich sehe, wie vergeblich ich zu einem verhärteten

Digitized by Google

Gemüt spreche. Du weisest unsern Schutz zurück und bist entschlossen, uns alle zu deinen Feinden zu machen. In Zukunft verteidige dich also selbst. Und wenn du fällst, möge Gott sich deiner Seele erbarmen.

Dunois: Das ist die Wahrheit, Johanna, achte darauf.

Johanna: Wo wäret ihr jetzt alle, wenn ich eine solche Art Wahrheit geachtet hätte. Bei keinem von euch finde ich Hilfe noch Rat. Ich bin allein auf der Welt – ich bin immer allein gewesen. Mein Vater forderte meine Brüder und Schwestern auf, mich zu ertränken, als ich nicht bleiben wollte, um seine Schafe zu hüten, während Frankreich sich verblutete. Frankreich möge zugrunde gehen, wenn nur unsere Lämmer gerettet würden. Ich glaubte, Frankreich hätte Freunde am Hofe des Königs von Frankreich, aber ich finde nur Wölfe, die um Stücke seines armen zerrissenen Leibes kämpfen. Ich glaubte, Gott würde überall Freunde haben, weil er der Freund aller ist. Und in meiner Unschuld glaubte ich auch, daß ihr, die ihr mich jetzt im Stiche laßt, starken Türmen gleich, jedes Unheil von mir fern halten würdet. Aber jetzt bin ich klüger und keiner hat es zu bedauern, wenn er klüger wird. Glaubt nicht, daß ihr mich erschrecken könnt, indem ihr mir sagt, daß ich allein stünde. Frankreich ist allein, und Gott ist allein. Und was ist meine Einsamkeit im Vergleich zur Einsamkeit meines Landes und meines Gottes. Ich erkenne jetzt, daß die Einsamkeit Gottes seine Kraft ist. Was wäre er, wenn er auf eure eifersüchtigen kleinlichen Ratschläge hörte. Nun, meine Einsamkeit soll auch meine Kraft sein. Besser mit Gott allein: Seine Freundschaft wird mich nicht im Stiche lassen, noch sein Rat, noch seine Liebe. Im Namen seiner Kraft will ich wagen und wagen und wagen bis in den Tod. Ich will jetzt zu den gemeinen Menschen hinausgehen und mich von der Liebe in ihren Augen über den Haß in den eurigen trösten lassen. Ihr werdet alle froh sein, mich brennen zu sehen. Aber wenn ich durch das Feuer gehe, werde ich durch die Flammen hindurch für immer und ewig in das Herz meines Volkes einziehen. Und so sei Gott mit mir.

(Sie geht hinaus. Alle starren ihr einen Augenblick lang in düsterem Schweigen nach. Dann dreht Gilles de Rais an seinem Bart.)

Blaubart: Wißt Ihr, diese Person ist ganz unmöglich. Ich habe sie eigentlich recht gern, aber was soll man mit solch einem Charakter anfangen?

Dunois: So wahr als Gott mein Richter ist: Wenn sie in die

Digitized by Google

Loire fiele, ich würde ihr in voller Rüstung nachstürzen, um sie herauszuziehen. Aber wenn sie bei Compiègne Dummheiten macht und in Gefangenschaft gerät, muß ich sie ihrem Schicksal überlassen.

La Hire: Dann laßt mich lieber Ketten legen, denn ich könnte ihr in die Hölle folgen, wenn der Geist so aus ihr hervorbricht.

Erzbischof: Sie beeinflußt auch mein Urteil. In ihren Ausbrüchen liegt eine gefährliche Macht, aber vor ihren Füßen ist der Abgrund aufgetan. Und ob gut oder böse — wir können sie nicht zurückreißen.

Karl: Wenn sie sich nur ruhig verhalten oder heimkehren wollte.

(Sie folgen ihr niedergeschlagen.)

(Vorhang)

(Wird fortgesetzt)

GESCHICHTE DER FIDES

(Aus dem noch unveröffentlichten Roman „Der Rebell") von

JAKOB WASSERMANN

Ich bin in einer norddeutschen Mittelstadt geboren; einen Teil meiner Kindheit und Mädchenjahre habe ich im deutschen Süden verlebt, auf einem Gut, das einem Bruder meiner Mutter gehörte. Ein großes schönes Gut, in weiter Wald- und Hügellandschaft. Mein Vater stammte aus einer Junkerfamilie, aus kleinem Adel also; sein Rang als Offizier erhob ihn in die herrschende Kaste. Er konnte sich wie als Gebieter der Stadt fühlen, und die Stellung, die er beanspruchte, wurde ihm auch eingeräumt. Ich sah immer nur Menschen, die sich vor ihm demütigten oder ihm schmeichelten. Insofern er keinen Widerspruch erfuhr, war er ein umgänglicher und höflicher Mann, wenn auch kühl und formelhaft.

Meine Mutter war von viel vornehmerer Geburt als er. Keinen Augenblick des Lebens verleugnete sich ihre Abkunft aus uraltem Hause und historisch-berühmtem Geschlecht, das in den Ostprovinzen, in der Vorzeit schon, für den Glauben gekämpft und Männer von unvergänglichem Ruhm hervorgebracht hatte. Mein Vater würdigte diesen Familienstolz durchaus an ihr und behandelte sie auch im häuslichen Kreis mit einer etwas steifen Auszeichnung. Meine Beziehung zur Fürstin reicht weit zurück; die Fürstin ist eine Verwandte meiner Mutter im zweiten Grad, und meine Mutter hat

Digitized by Google

es ihr nie verziehen, daß sie aus ihrer Exklusivität heraustrat und sich, wie sie es ausdrückte, mit dem Volk gemein machte. Ich hörte in meiner Kindheit sehr viel von der Fürstin sprechen, aber nur Nachteiliges, auch bei den Verwandten in Süddeutschland; als es sich einmal fügte, daß ich sie sah, um mein fünfzehntes Jahr herum, war ich sehr betroffen von ihrer Schönheit und Milde, und ich begann an manchem irre zu werden, freilich nur schüchtern und kaum bewußt. Sie war gekommen, weil die Mutter nach ihr verlangt hatte. Die Mutter wollte sie noch einmal sehen. Sie war krank und fühlte ihren Tod voraus.

Ich glaube nicht, daß wir arm waren. Reich waren wir keinesfalls. Schmuck und edles Mobiliar hatte sich von Jahrhunderten her vererbt. Die Lebensführung war, was man als standesgemäß bezeichnete. Das hatte seine unverrückbaren Formen und Gesetze. Es war für jeden einzelnen geregelt, in dem, was er sprach und in dem, was er tat. Keiner konnte etwas tun oder sagen, was man nicht von ihm erwartete. Geselligkeit entwickelte sich nach einem Programm. Urteile über Menschen und Ereignisse waren immer wie aus höherem Mund diktiert. Sich dagegen aufzulehnen war unmöglich. Eine Meinung zu äußern, die nicht die Meinung von allen war, hätte die größte Bestürzung erregt. Bei den Verwandten im Süden war man ein wenig liberaler, aber doch eigentlich nur in Worten, in der Ausdrucksweise und dem raschern Temperament zuliebe; der Grundton, wenn ichs recht bedenke, war auf die nämliche Starrheit gestimmt. Die Laune war besser, man lachte leichter. Aber für mich wars schon ein Unterschied wie Tag und Nacht.

Natürlich, wenn man in solcher Luft erzogen ist, kommt der Geist schwer zum Bewußtsein, daß es andere Art und anderes Leben überhaupt gibt. Wie sollte mans denn erfahren haben; nicht einmal zum Bilde reichts; der Wille ist noch ganz erstickt. Heute weiß ichs. Heute weiß ich, daß ich bis zu meinem zwanzigsten Jahre eine Marionette gewesen bin; dann erst sickerten Begriffe in mich hinein, und das alte Uhrwerk wollte nicht mehr laufen. Das heißt, es kam einer, der die Räder auseinander nahm und die Drähte zerschnitt und nachschaute, ob eine Menschenseele da war. Bis dahin war mein ganzes Dasein, wie soll ich sagen, erzwungene Äußerung gewesen. Jeder Wunsch stand unter Zwang. Die Gedanken waren befohlen, Umgang war befohlen, jedes Gespräch war ein Zeremoniell. Wenn man allein war, war man in einem unergründlich leeren Raum,

Digitized by Google

grausig geradezu, und unter Menschen war man in einem eisernen Käfig. Immer ohne es zu wissen, und das macht alles so gespenstisch, trotzdem man Bälle und Theater besucht und Sport treibt und von der Zukunft und von Hoffnungen redet. Man dreht sich immer auf demselben Fleck, und die Leute sagen etwa: schau hin, da ist eine schöne Aussicht und man sagt ja und macht eine entzückte Miene, und der hinter einem, der die Drähte in der Hand hält, paßt schon auf, daß man keinen Schritt zu viel tut und das Entzücken nicht das gebührliche Maß überschreitet. Ich erinnere mich, daß ich einen Schreck bekam, wenn mir jemand zum Beispiel von einem neuen Buch erzählte oder nur den Titel nannte, ja, einen sonderbaren Schreck, wie wenn man gewohnt ist, im verriegelten Zimmer zu schlafen und man hört, wie der Riegel zurückgeschoben wird. Immerfort spürt man schaudernd: wo ich gehe, ist rechts und links Geländer; jenseits ist das Unbekannte, das Gefährliche, das Zwanglose. Da erlebt man nicht und ergreift nichts; sieht und hört nicht einmal; alle Sinne sind im Gefängnis, und so existieren Tausende und existieren noch immer so. Mit der Zeit, ganz, ganz langsam wurde der Gedanke zur Unruhe in mir: ich bin gar nicht ich, ich bin eines andern Ich, vielleicht keines Menschen, sondern eines Schattens oder eines Götzen Ich. Und ich fragte mich logischerweise: wo bin ich denn dann und wer bin ich, wenn mir mein Ich nicht gehört, wenn ich meines Vaters und meiner Mutter und meiner Verwandten und meiner Vorfahren Ich bin? Das war also schon der Anfang von Verwirrung oder auch von Abtrennung, wenn Sie wollen.

Es war kurz nachdem ich zwanzig Jahre alt geworden war, daß ich wieder zu meinen Verwandten auf das Gut reiste, um dort Sommer und Herbst zu verbringen. Diesen Sommer zu vergessen, ist nicht gut möglich, denn es war der, in dem der Krieg ausbrach. Aber von Ahnen oder Aufmerken darauf war keine Spur in mir und von den Weltzuständen wußt ich nichts; ich freute mich nur auf das ungebundenere Landleben. Gleich in den ersten Tagen machte ich mit meinen Kusinen vielerlei Pläne; es waren drei Schwestern zwischen sechzehn und zwanzig, ich war sonach die älteste. Alle drei waren hübsche und aufgeweckte Mädchen, obwohl ungemein hochmütig; ein Bürgerlicher war für sie ein Mensch zweiter Ordnung, und ich hörte einmal einen alten Handwerksmeister, dessen Gruß sie kaum erwidert hatten, hinter ihnen hersagen: du gutes Gottchen, mir scheint, unsereinen hast du erst am achten Tag

Digitized by Google

erschaffen. Ich vertrug mich aber vortrefflich mit ihnen, schon deshalb, weil ich nie das Talent hatte, mich zu einer Partei zu schlagen und mich immer nur aufnehmend verhielt.

Unser Lieblingsgang war zu einem Pächter, der etwa eine halbe Stunde vom Herrenhaus entfernt wohnte und der eine Zucht von Rassehunden angelegt hatte, lauter riesigen Doggen. Mit den Tieren, es mochten im letzten Jahr sechs oder acht sein, waren wir Mädchen vertraut, kannten wir doch fast alle seit der Geburt, und jede hatte eins, das sie bevorzugte und das ihr besonders anhänglich war. Oft zogen wir mit der ganzen Meute durch die Landschaft, und das war ein prächtiger Anblick; die stolzen Hunde, gehorsam auf den Wink, und die Fräuleins in weißen Kleidern; dann lagerten wir uns, die Hunde rings umher, der eine zu Füßen der Herrin, der andere den Kopf auf ihrem Schoß, der dritte in majestätischer Positur vor ihr. Ich sehe sie noch, die Tiere, mit den finster aufmerksamen Augen und den kraftvoll geschmeidigen Leibern; manchmal verspürte ich beinahe Furcht, wenn sie reizbar aufzuckten und ein grollendes Geknurr hören ließen, wobei die Lefzen zitterten. Der Pächter unterließ nie, uns zu ermahnen, daß wir achthaben und namentlich zwei der Hunde, deren er nicht sicher war, an die Leine nehmen sollten; trotzdem wir uns auf eingezäuntem Gebiet bewegten, käme es doch bisweilen vor, daß sich Fremde hereinverirrten; dann könne ein Unglück leicht passieren. Aber hierin waren wir nach und nach völlig sorglos geworden. Eines Tages, als wir wieder plaudernd unter den Weiden am Fluß kampierten, gab meine Dogge drohend Laut. Ich rief sie zur Ruhe, da springt sie auf, macht ein paar furchtbare Sätze gegen das nahe Gehölz, zwei, drei der andern Hunde folgen bellend; eh wir uns recht besinnen, ertönt ein gräßlicher Schrei; wir laufen hinüber; da liegt ein Mann; das Tier hat ihn zu Boden gerissen und bereits Schulter und Oberarm zerfleischt. Wir waren vor Schrecken gelähmt. Ich war die erste, die den Hund packte und zurückzerrte; die jüngste Kusine läuft ans Wasser und näßt ihr Taschentuch; die andere versucht, das strömende Blut mit Moos zu stillen; die dritte eilt ins Pächterhaus, um Hilfe zu holen, denn der Mann ist ohne Besinnung. Es kommen Knechte mit der Tragbahre; der Verletzte wird zu den Pächtersleuten geschafft; man ruft den Arzt, der die Dogge zur Untersuchung verweist und den übel zugerichteten Menschen verbindet. Die Wunde sei nicht lebensgefährlich, ist sein Urteil, aber zur Heilung seien Wochen erforderlich, vorausgesetzt immer, daß der

Digitized by Google

Hund nicht an der Wut leide. Das war nicht anzunehmen; es zeigte sich auch später, daß die Dogge gesund war. Den Verletzten in die Stadt zu transportieren, war schwierig und nicht ratsam; bei den Pächtersleuten fehlte es an aller Bequemlichkeit, so wurde er auf Geheiß des Onkels am andern Tag ins Herrenhaus gebracht, um dort verpflegt und pasteurisiert zu werden. Die Kusinen und ich, wir besuchten ihn abwechselnd, fühlten wir uns doch ihm gegenüber schuldig, ich noch mehr als die andern; wir erfuhren, daß er Kapruner hieß und Privatgelehrter sei, seit einigen Monaten in der nahen Stadt ansässig; es war ein Mann, Mitte der Dreißig, und als ich ihn zum erstenmal sah und sein durchdringender Blick auf mir ruhte, während er unbefangen und freundlich ein paar Fragen an mich richtete, fühlte ich mich sonderbar verwirrt und muß mich wie ein recht dummes Ding benommen haben, denn er lächelte fortwährend, trotzdem er große Schmerzen litt, wie ich wußte.

Ich meinte nicht anders, als daß der durch unsern Leichtsinn beinahe zu Tod verblutete Mann im Gutshaus bleiben und gepflegt werden würde, bis er einigermaßen hergestellt war; so wars auch gesagt und beschlossen. Da kam aber am dritten Tag gegen Abend das Lazarettautomobil aus der Stadt, und der noch schwer Fiebernde wurde fortgeschafft. Ich war sehr verwundert darüber; ich fragte nach dem Grund der veränderten Verfügung; die Kusinen zucken die Achseln, ebenso verwundert wie ich; die Tante antwortet ausweichend und verlegen; ich wende mich an den Onkel; in seinem Gesicht ist eine eigentümliche Erbitterung. Er will mir nicht Rede stehen; ich beharre aber; da erklärt er mir unwillig und widerstrebend, er habe erst heute in Erfahrung gebracht, daß Kapruner ein Individuum von üblem Ruf sei. Inwiefern? frage ich erschrocken. Er will mir keine weiteren Aufschlüsse geben. Ich beharre. Solche Hartnäckigkeit war mir selber neu an mir. Endlich setzt er mir auseinander, Kapruner befasse sich seit Jahren mit der Produktion und Verbreitung umstürzlerischer Schriften; er sei ein Jugendverderber und Geistvergifter, ein Feind der Gesellschaft und des Staates und jemand, der auf sich halte, könne einen Menschen von der Art nicht einen einzigen Tag in seinem Haus und im Umkreis seiner Familie dulden. Es klang sehr aufgeregt, das alles, und eigentlich mit einem Unterton von Feigheit, der mir nicht entging. Später habe ich diese Art Feigheit bei ähnlichen Gelegenheiten noch oft bemerkt. Mein Nachdenken über das Gehörte hatte keinen Zweck, da ich keinen Begriff damit verband. Doch zwei Dinge erschienen mir als Gewißheit: erstens

Digitized by Google

daß Gesicht und Wesen jenes Mannes nicht mit der Vorstellung schlechter Handlungen vereinbar war; zweitens, daß es eine durch nichts zu rechtfertigende Grausamkeit war, einen Menschen in so gefährdetem Zustand vor die Tür zu setzen. Je länger ich beides bei mir erwog, je unruhiger wurde ich. Mein Onkel hatte sogar strenge verboten, daß man Erkundigungen nach Kapruners Befinden einziehe; er hätte sich nicht anders gebärden könen, wenn ein Pestkranker in seinem Haus gelegen wäre. Es fügte sich, daß ein Universitätsprofessor aus der Stadt Besuch bei den Verwandten abstattete; ich konnte ihn in einem günstigen Moment allein sprechen und fragte ihn nach Kapruner; dieselbe Verlegenheit; dieselbe Feigheit. Nachdem das Erstaunen über meine Frage verwunden war, kam etwa Folgendes, hastig gestottert: ein Mann, der vielleicht von den besten Absichten beseelt sei; das wolle er nicht bestreiten; aber ein unverantwortlicher Draufgänger jedenfalls und Bedroher geheiligter Ordnungen, einer jener zahlreichen modernen Brandstifter, die in Wort und Schrift den mühsam gefestigten Bau des Reiches ins Wanken brächten und die darum vom allgemeinen Bannstrahl nicht nachhaltig genug getroffen werden könnten; er wolle doch um Himmels willen nicht hoffen, daß ich einer Erscheinung wie dieser irgendwelche Teilnahme zugewendet hätte. Ich beschwichtigte ihn, aber ich wollte mich nun nicht mehr auf Gesagtes und Gehörtes verlassen; beim ersten Gang in die Stadt kaufte ich mir in einer Buchhandlung eine der Schriften Kapruners und las sie heimlich in der Nacht. Es war eine sozialpolitische Broschüre, viel zu hoch für mein Verständnis, aus der ich aber doch dunkel herausfühlte und bei öfterer Lektüre immer überzeugter inne wurde, daß da ein feuriger und redlicher Geist mit Ideen von gewaltiger Bedeutung rang und das Loos seiner Mitmenschen zu erleichtern mit allen Kräften und Gaben am Werke war. Plötzlich erwachte ein Zorn über die Handlungsweise meiner Verwandten in mir, der von Stunde zu Stunde anwuchs. Ganz mit einem Mal geschah das. Ich erschien mir wie mitschuldig an einem Verbrechen oder ärger noch, an einer Unanständigkeit und Unehrlichkeit. Ich wünschte nicht, daß Kapruner glauben sollte, ich sei eines Sinnes mit ihnen und hätte mich gedankenlos über das Vorgefallene getröstet. So schrieb ich ihm, teilte ihm dies mit, bat ihn um einige Zeilen und gab die Adresse des Pächters an, dem ich vorher sagte, daß ich möglicherweise einen Brief bei ihm abholen würde. Kapruner antwortete, freundlich-gelassen, doch nicht ohne

Digitized by Google

bittere Resignation. Zum Schluß forderte er mich auf, ihm über mich selbst zu schreiben; meine Worte hätten ihn bewegt; mein Unternehmen sei, gemessen an der Gesinnung meiner Umgebung, so ungewöhnlich, daß er fast Mitleid mit mir empfinde. So kamen wir in Korrespondenz. Jeder neue Brief von ihm schälte etwas Verhärtetes von mir ab; jeder warf einen Lichtstrahl in meine Herzensfinsternis; in jedem war ein Wort, das mich um- und umkehrte. Ich hatte gar nicht geahnt, daß es solche Worte gibt, daß man die Welt so betrachten könne, daß ein Mensch dem andern so viel aufschließen könne. Ich sah meinen Kerker; ich konnte mit den Händen das Gitter fassen; ich erinnere mich, daß ich fast nicht mehr schlief und nicht mehr aß, so durch und durch ging mir alles. Und wie erst, als wir uns dann sahen und einander trafen, immer heimlich, an heimlichen Orten in der Landschaft. Denn daß wir uns begegnen mußten, war ja Notwendigkeit; er war inzwischen völlig hergestellt und die Wunde vernarbt, doch war eine Lähmung im linken Arm verblieben. Er sagte, daß er seiner Mutter den lästigen Unglücksfall habe verschweigen können, da sie während der ganzen Zeit in ihrer Heimat geweilt habe; vor wenig Tagen erst sei sie zurückgekehrt; er lebe mit ihr in gemeinsamem Haushalt; er habe ihr von mir bereits erzählt. Das hatte alles viel Gewicht, was er von seiner Mutter sagte; es fiel mir aber nicht weiter auf; ich war zu begierig, von ihm belehrt zu werden, mein unentschiedenes, schales Leben vor ihm aufzutun wie man bei der Beichte seinen sündhaften Wandel bekennt. Dabei war die Furcht vor Entdeckung groß, obwohl Kriegserklärungen und Kriegslärm in eben diesen Tagen die Welt erfüllten und argwöhnische Augen von mir ablenkten. Mein Vater kam für vierundzwanzig Stunden; er so wenig wie die andern merkte, wie's um mich stand und so zog ich Nutzen aus der allgemeinen Verwirrung. Der wilde Rausch und die Kampflust um mich her, die Begeisterung vom Höchstgestellten bis zum Niedersten zogen mich mit in den Wirbel; aber Kapruner wollte mich so nicht haben. Er war ruhig und kalt, er allein, und einmal gegen Abend, als wir durch den Wald gingen, den Tag und die Stunde werd ich nicht vergessen, es war der fünfte September, die ganze Landschaft war in blutige Sonnenröte getaucht, sprach er mit mir darüber. Er sagte, es gäbe nur eines, was er mit allen seinen Sinnen und Gedanken und bis ins Mark seiner Seele verabscheue: das sei Zwang und Gewalt. Und in seiner stillen Weise, mit der tiefen Stimme, die

Digitized by Google

immer noch ein gurrendes Echo in seiner Brust hatte und die mich schon überzeugte, ohne daß ich auf die Worte hörte, setzte er mir auseinander, wie alles Unheil der Menschen von Gewalt und Vergewaltigung stamme. Aus Gewalt und Vergewaltigung aber werde die Lüge geboren, unaufhaltsam, unweigerlich. Die ganze Geschichte der Menschheit sei das Resultat von Zwang und Gewalt, eine fortlaufende Kette von Blutopfern, Schlachtengreueln, Bruderkriegen, Verfolgungen, Hinrichtungen und von Mord in jeglicher Form. Gegen einen Friedensbringer und Propheten der Schönheit und des Glücks träten immer tausend auf, die Haß und Vernichtung predigten, Völkerhaß, Rassenhaß, und was ihnen an triftigen Argumenten fehle, ersetzten sie durch Lüge, durch nichts als Lüge, und von nichts erfüllt und getrieben als von Ehrgeiz, Konkurrenzneid, Machtgier und Besitzgier. Niemals habe ein großer Arzt, ein großer Erfinder, ein großer Astronom auch nur annährend so viel Verehrung und Ruhm genossen wie diejenigen, die ihre Mitmenschen zu Millionen in den Tod gehetzt, und wer immer sich dawider auflehne, dessen Rede werde erstickt und dessen Andenken vertilgt. Davor dürfe man sich aber nicht fürchten, und wenn die Mauer, die zu erstürmen sei, auch himmelhoch wäre, und wenn man in Brandschutt und Trümmern, die durch Gewalt und Lüge erzeugt werden, bis an den Hals versinke, davor dürfe man sich nicht fürchten; man müsse verkündigen, daß alle Menschen Gottes Kinder seien, gleicherweise, Glieder eines Leibes, und daß man seinen Nächsten nicht berauben, bestehlen und belügen kann, ohne sich selbst zu berauben, zu bestehlen und zu belügen. Man müsse nach den Lehren Christi leben, nämlich im Geist und in der Wahrheit leben, und nicht im Wort und in der Lüge. Seit neunzehnhundert Jahren aber hätten es immer bloß Einzelne versucht und getan und die hätten nichts anderes erfahren als was Christus selbst habe erfahren müssen. Deshalb gehe in unserer Kulturwelt jeder fünfte Mensch im Armenhaus oder im Spital oder im Irrenhaus zugrunde und in Kriegszeiten jeder dritte auf dem Schlachtfeld und durch Hunger und Seuchen. Es müsse aber anders werden, denn mit solcher Gewissenslast auf dem Rücken könne man nicht leben, nicht atmen, nicht lachen und sich nicht dem frohen Gedanken ergeben. Die Arbeit müsse unabhängig werden vom Gelde und es dürfe keine Richter und keine Strafe mehr geben; und es dürfe keiner Besitz von Leben und Seele eines andern ergreifen; der Mensch müsse dahin gelangen, daß er im andern Menschen einen Teil von

Digitized by Google

Gott erblicke, und daß er wisse, beständig wisse und lebendig empfinde, daß er Gott leiden lasse, wenn er den schlechtesten seiner Brüder leiden lasse, daß er Gott hungern lasse, wenn er ein Kind hungern lasse.

So redete er zu mir, der Verfemte, der, den man wie einen mit Ungeziefer Behafteten aus dem Hause verwiesen, darin ich wohnte. Ich habe es mir Silbe für Silbe gemerkt; ich habe es in meinem Gedächtnis aufbewahrt, und es wird mir nicht verwelken und veralten, das weiß ich.

Indessen waren wir gerade an jenem Tag miteinander gesehen worden. Es erschien aber zu unwahrscheinlich und wurde nicht geglaubt, darum ließ man mir aufpassen und umstellte mich mit Spionen, und als man Gewißheit erlangt hatte, sah ich plötzlich lauter befremdete, eisige Mienen um mich her; die Kusinen reichten mir nicht mehr die Hand, Onkel und Tante schlugen feierlich die Augen nieder, wenn sie meiner ansichtig wurden, selbst die Dienstleute blickten scheu und finster auf mich. Wie ich erst lange nachher erfuhr, hatte Kapruner, dessen frühere Sünden man ja gern vergeben und vergessen hätte, wenn er still geblieben wäre, aus seiner Gesinnung, mit der er sich damals überkühn einem ganzen Volk in den Weg stellte, keinen Hehl gemacht; er hatte das gefährliche Wagnis unternommen, vor der allgemeinen Raserei zu warnen und ihre schrecklichen Folgen für Deutschland, für Europa, für die Menschenwelt vorauszusagen. Wut und Entrüstung erwiderten ihm. Er durfte sich nicht mehr auf der Straße sehen lassen, und war, wie ich auch erst später erfuhr, zu einem seiner Freunde geflüchtet, der ein einsames Gehöft in der Nähe besaß und ihn wochenlang versteckt hielt. Nur um mich zu sehen, verließ er diesen Zufluchtsort, und nur seine Mutter wußte, wo er sich aufhielt. Ich meinerseits sah mich plötzlich in sein Schicksal mit hineingerissen; es wurde darauf gewartet, daß ich Rede stand. Darauf war ich aber nicht vorbereitet; ich wußte nicht, was sagen, was tun; sollt ich mich verteidigen, sollt ich andere anklagen? Wogegen sollt ich mich kehren? Da fragte mich eines Tages mein Onkel, starr und hochaufgerichtet, ob es den Tatsachen entspreche, daß ich mit Kapruner Beziehungen unterhalte; man habe mich in seiner Gesellschaft gesehen, nicht ein Mal, sondern mehrere Male; ob es wahr sei und wenn ja, wie ich das Unfaßliche zu erklären gedenke? Ich erwiderte, es sei wahr; zu erklären hätte ich dabei nichts, außer das eine, daß ich mein Los an das Los Kapruners unverbrüchlich gebunden erachtete. Wenn die Balken der

Digitized by Google

Decke eingestürzt wären, hätte das Entsetzen meiner Verwandten nicht größer sein können. Ich schaute in lauter fahle verzogene Gesichter. Nun muß ich bemerken, daß mir bis zu dem Augenblick auch der Gedanke nicht gekommen war, den ich da so ruhig und zuversichtlich aussprach; es war zwischen mir und Kapruner auch nicht mit einem Hauch dergleichen erörtert oder erwähnt worden, und ich wußte daher auch nicht, ob er mich als Weib und Gefährtin haben wollte. Denn als Weib hatte ich ja gesprochen, ganz gegen meine eigene Absicht. Aber ihre Mienen und Blicke trieben es aus mir heraus; etwas anderes hätte ich nicht zu sagen vermocht; es war wie Befehl. Dann geschah dies. Der Onkel verfügte, daß ich mein Zimmer nicht verlassen dürfe, bis der Vater benachrichtigt und dessen Bescheid eingetroffen sei. Als ich mich zu wehren versuchte, gebot er, mich einzusperren. Das ist also eure Logik, dachte ich, das sind eure Argumente: Gewalt; wie recht hatte Kapruner. Ich mußte mich fügen. Aber als ich die erste Nacht im versperrten Raum verbracht, und die Empörung über solche Schmach ins kaum Erträgliche gewachsen war, faßte ich den Plan zur Flucht. In der nächsten Nacht drehte ich aus Bettuch und Vorhangschnüren ein Seil und ließ mich zum Fenster herab. Nur mit einem Schal über den Schultern wanderte ich bei Regen den drei Stunden langen Weg in die Stadt; morgens um fünf Uhr trat ich bei Kapruners Mutter ein. Ihr Erstaunen war nicht geringer als meine Beklommenheit und Ratlosigkeit. Ich erzählte ihr das Vorgefallene, sie hört mir stumm und ernst zu. Dann, nach einer Weile, teilt sie mir mit, ihr Sohn habe in seinem bisherigen Asyl auf Sicherheit nicht mehr rechnen dürfen; die militärische Behörde habe sich seiner Person bemächtigen wollen; vorgestern sei er außer Landes geflüchtet; bis vor einigen Stunden sei sie in größter Sorge gewesen, ob er die schweizerische Grenze habe passieren können; um Mitternacht habe sie durch einen ins Vertrauen gezogenen Freund endlich die beruhigende Nachricht erhalten. Ich schwieg und grübelte vor mich hin. Wirklich, meine Lage war sonderbar genug. Im Haus der Mutter eines Mannes, für den ich eben alles hingeworfen hatte, was einem jungen Mädchen Existenz und Zukunft sichert, Familienbande, Verwandtschaftsgefühl, sogar das, was man im bürgerlichen Sinn Ehre nennt; eines Mannes, von dem ich nicht einmal wußte, ob er das Opfer anzunehmen gesonnen war, das ich ihm in leidenschaftlicher Aufwallung gebracht; ohne Geldmittel, ohne Erfahrung, ohne jeden Plan zu irgendeiner Tat, ja der

Digitized by Google

Freiheit zu handeln gänzlich beraubt, was sollte aus mir werden? Ich durfte nicht einmal in der Wohnung der Frau Kapruner bleiben; mich dort aufzufinden, hätte meinen Leuten keine Schwierigkeiten bereitet; bis Kapruner von meinem abenteuerlichen Schritt unterrichtet war und seine Antwort kam, konnten Wochen vergehen, da man im schriftlichen Verkehr mit ihm die äußerste Vorsicht anzuwenden hatte; wohin derweil mit mir? Ich war seiner auch nicht sicher; das heißt, die innere Stimme gab mir recht, und auch die Stimme von ihm war in mir, die guthieß, was ich getan; aber vor dieser Frau, der ich mich im ersten Sturm meiner Empfindungen vielleicht zu naiv und rückhaltlos eröffnet hatte, schämte ich mich. Freilich merkte ich, daß er ihr von mir erzählt hatte, und so erzählt, daß ich mich nicht einer Zudringlichkeit zu zeihen brauchte; denn ihr Blick prüfte mich bis in den Grund; jedes Wort und jede Bewegung von mir haschte sie auf und suchte sich darnach ein Bild von mir zu machen. Heimlich war sie mir nicht; ein Herz konnte ich mir nicht zu ihr fassen. Sie mochte Mitte der Fünfzig sein und war wohl einst schön gewesen; noch jetzt zeigte das Gesicht Spuren davon; aber sie hatte tiefliegende Augen, was mich an Menschen immer erschreckt, und eine Art von Schweigsamkeit, die mir die Brust einengte. Um bei alledem nicht zu lang zu verweilen, denn sonst würde ich bis zum Morgengrauen nicht fertig, will ich nur sagen, daß ich die nächsten Tage in einer Fremdenpension logierte; ich depeschierte von dort an einen Vetter meines Vaters, der mir immer viel Wohlwollen bezeigt hatte, um Geld, eine ziemlich große Summe, die ich ein Jahr später aus meinem mütterlichen Erbteil zurückerstattete; ich reiste dann in die Grenzstadt, wohin auch Frau Kapruner kam und wo ich die erste Nachricht von Heinrich empfing. Sie war so, wie ich sie, trotz aller Bangigkeit, unbewußt erwartet hatte; und konnte ja auch nicht anders sein, wenn das, was ich getan, wahr getan war. Er teilte mir mit, daß er vor seiner Abreise an mich geschrieben hätte; daß er mir angeboten, was ich vorweggenommen; daß er mich als seine Freundin, seine Schwester, sein Weib betrachte und wohl wisse, was er damit auf sich nehme, höhere Pflicht noch gegen die Welt, unbezahlbare Schuld, denn daß ihm aus dem harten Amboß seines Schicksals auch nur ein Funken Glück aufspritzen würde, damit habe er nie gerechnet, und jetzt sei es auf einmal eine ganze Garbe. Aber auch ich dürfe mir nicht verhehlen, was zu tragen ich mich unterfinge; der Weg, den er gehe, verspreche

Digitized by Google

der Gefährtin nichts von Freude und Behagen, kaum irgendwelche Rast, und ob die Blöcke, die er vor sich wälze, ihn nicht eines Tages rückgleitend zermalmen würden, stehe dahin. Fast täglich schrieb er mir nun; jeder Brief ließ mich ihn mehr bewundern, seine tapfere Seele, sein unsägliches Ringen, und wie er freundlich war gegen die Menschen und an das Gute in ihnen mit kindlicher Unerschütterlichkeit glaubte. Drei Monate vergingen, da konnt ich zu ihm reisen, und wieder drei Monate, da heirateten wir. Seine Mutter zog zu uns. Sie allein zu lassen und ohne sie zu leben, wäre ihm nie in den Sinn gekommen, so wenig wie eine solche Möglichkeit für sie bestand.

Um diese Zeit arbeitete Kapruner an einem großen Werk, das den Titel hatte: Fron und Hörigkeit in Staat und Gesellschaft. Es sollte seine Weltanschauung und die Summe dessen geben, was an Erkenntnis in ihm gereift war. Er verwandte die Stunden des Abends und meist auch die der Nacht darauf; Schlaf brauchte er nur wenig; der Tag war gefordert von persönlicher Wirksamkeit. Er gewann mehr und mehr an Ruf; seine Ideen breiteten sich aus und fanden Anhänger in allen Ländern. Die Menschen kamen zu ihm; sie wollten ihn sehen und hören; sie brachten Botschaften, Briefe, Beschlüsse, geheime Aufträge. Es gab Versammlungen, Diskussionen, Beratungen, eine weitverzweigte Korrespondenz, Nachrichtendienst, Abfassung von Manifesten und Fädenknüpfen nach allen Enden der Welt. Wir bewohnten etwas außerhalb der Stadt drei mäßig große Zimmer; die Mutter überm Flur ein kleineres Quartier für sich. Oft hatten wir nicht Raum genug für die Menge der Gäste, und Späterkommende mußten warten, bis wieder einige gegangen waren. Es kamen Journalisten, Schriftsteller, Abgeordnete, Philanthropen, Pazifisten, Flüchtlinge, Deserteure und Unterhändler von allen Nationen. Da waren aber Leute von recht zweifelhafter Gattung dabei; Menschen, denen der Verrat auf die Stirn geschrieben stand und deren bloßer Gruß schon doppelzüngig war; und Neugierige; und Schwätzer; und Wichtigtuer; und solche, die nur warteten, auf welche Seite sich die Wagschale neigen würde, damit sie sich in Sicherheit und ihr Schäfchen ins trockene bringen könnten; und dann die finsteren Fanatiker, die Aug- um Aug- und Zahn- um Zahnleute, denen es noch immer nicht blutig genug herging und die keinen Stein auf dem andern lassen wollten; und dann jene, die aus der Weltverbesserung ein Geschäft machten und am großen Brand ihre Suppe kochen wollten: was für Gesichter, was für eine Luft von Trug und List

Digitized by Google

und Wahn; die paar edlen Männer und Frauen wurden in der unreinen Masse fast erdrückt. Auch unter ihnen war keiner und keine, was Kapruner war, so bescheiden und geduldig und so erglüht in der Sendung. Mir wurde manchmal angst und bang, und ich sprach von meiner Furcht, denn es gab ja immer einmal eine Stunde, wo wir für uns sein durften. Aber er redete mir zu, freier zu denken und das Ganze im Blick zu halten; die Menschen zu ändern, dazu seien wir nicht da, und das könne man auch nicht; nur lenken könne man sie und den Willen in ihnen stählen. Von Vorsicht und Auswahl wolle er nichts wissen, obschon er sich keiner Täuschung darüber hingab, wie das trübe Element um ihn immer gieriger wucherte. Jede große Idee hat ihren Troß, sagte er, und je mehr Morgendunst, je schöner bricht die Sonne durch. Wie nun sein Ansehen wuchs und der Widerhall seines Wortes kräftiger wurde, drangen seine Jünger und Gesinnungsgenossen in ihn, er solle als Führer unter sie treten, sobald die Zeit reif sei, und das verhießen und erwarteten sie bald; er müsse handelnd verwirklichen, was er im Geiste geschaffen. Dazu aber wollte er sich nicht verstehen; er erwiderte ihnen, daß es verhängnisvoll sei, wenn ein Mensch wie er seine ihm von der Natur gesetzten Grenzen überschreite; da kehre sich das Gute ins Üble. Es sei nicht seine Gabe, es sei nicht seine Bestimmung; eines sei der Gedanke, ein anderes die Tat; als Märtyrer bin ich euch ohnehin nicht verloren, rief er einmal lachend aus, und ich weiß noch, wie michs kalt überlief bei diesem Wort. Er zeigte bei solchen Anlässen eine bezaubernde Güte und Überlegenheit, und sein Charakter erschien mir wie ein Stück Edelmetall, dessen Schimmer durch das Zugreifen schmutziger Hände um nichts vermindert wurde. Eine solche Menschensubstanz übt eine Macht aus, einen beständigen magnetischen Bann, wenn man es so nennen will, und das Vorhandensein davon genügt allein schon, die Last des Lebens zu erleichtern und seine Aufgaben mutiger zu übernehmen. Aber das begriffen die wenigsten. Mir war ein Alb von der Brust, seit ich um seine offene Erklärung und Abwehr wußte, um so mehr, als mir da kein Einspruch erlaubt war; hätte es doch ausgesehen, als wollt ich ihn für mich bewahren und in meinen Ketten halten. So war unser Bund nicht; wir waren unter einem anderen Gesetz vereinigt. Aber es waren andere Ketten da. Wie er wider seine Überzeugung und sein tieferes Wissen und Gefühl doch hineingezogen, hineingerissen wurde in den Feuerschlund, drin er verbrannte, das will ich jetzt erzählen, ob-

Digitized by Google

schon es schwer für mich ist. Schwer, davon zu sprechen und den Zusammenhang aufzudecken; da ist viel Geheimnisvolles dabei und Dinge, die vielleicht besser nicht ans Licht gezogen werden. Aber vielleicht soll es sein und ich mache es mir auf die Art selber einmal ganz klar.

Es gibt Ehen, glaube ich, in der Mann und Weib zu einer Einheit werden, ohne daß sie einander mehr geben als eben die Person und die Existenz, mit der sie in der Welt stehen, ich meine ohne das gewisse Suchen von Verständnis und Verständigung und ohne das Bedürfnis und die Forderung immerwährender Nähe; bloß durch die Pflichten und Aufgaben des alltäglichen Tages. Ich sprach bereits davon, daß die besondere Art von Leben, die wir führten, uns selten in Ruhe zueinander kommen ließ. Kapruner teilte seine Zeit an die Arbeit und an die Menschen aus; von Sparen wußte er darin überhaupt nichts. Ich half ihm, so viel ich vermochte und die Monate flogen wie im Sturmwind hin. Nur daß wir uns einig wußten, das gab Sicherheit. Der einzige Mensch, für den er an jedem Tag vorbestimmte Stunden erübrigte, war seine Mutter. Sie erwartete und verlangte es. Von jeher war es die Regel gewesen, und abgesehen davon, daß es Gewohnheit und Wunsch auch bei ihm war, wagte er gar nicht, sich dem zu entziehen. Sie hatte den größten Einfluß auf ihn; aber die eigentliche Beschaffenheit von diesem Einfluß habe ich nie ganz durchschauen und ergründen können. Er behandelte sie mit einer Rücksicht und Ehrerbietung, als ob sie ein höheres Wesen wäre. In allen schwierigen Angelegenheiten fragte er sie um ihren Rat und unternahm nichts ohne ihre Zustimmung. Niemals widersprach er ihr, aber sie war klug genug, daß sie ernste Meinungsverschiedenheiten und Konflikte nicht entstehen ließ, und oft kam ich auf den sonderbaren Gedanken, sie habe ihm dadurch, daß sie ihn in seiner entscheidenden Lebensrichtung nicht nur nicht behinderte, sondern bestärkte und antrieb, in einer tiefen Erkenntnis seiner Natur eine Gehorsams- und Dankbarkeitspflicht aufgezwungen, die er in allem übrigen, was sein Leben betraf, glaubte abtragen zu müssen. Es war jedenfalls ein seltsames Verhältnis, das mich immer in der Schwebe zwischen Verwunderung und unbestimmter Furcht hielt. Gegen mich betrug sie sich von Anfang an eigentümlich passiv. Es war als nehme sie mich mit in den Kauf; als sie sich von meiner Fügsamkeit überzeugt hatte, sagte sie sich wahrscheinlich, daß ich für ihn die wünschenswerteste Kameradin, für sie die ungefährlichste Schwiegertochter sei. Da geschah es, daß ich im zweiten Jahr unserer Ehe in die

Digitized by Google

Hoffnung kam, und von dem Zeitpunkt ab veränderte sich das Benehmen der Frau gegen mich. Sie zeigte eine Feindseligkeit, die mich erschreckte. Erst verhüllt und stumm, in ihrer verschlossenen Art, dann rückhaltlos und aufschürend. Ich war ihr nicht mehr recht. Ich war ihr plötzlich im Wege. Sie tadelte meine Führung, meine Haltung, meine Hoffräuleinsmanieren, wie sie es nannte, was ich machte, war in ihren Augen falsch; was ich sagte, mißbilligte sie. Oft bemerkte ich, daß ihr Blick mich mit dumpfem Haß verfolgte, dann wurde mir ganz unheimlich zumut. Ich flüchtete förmlich zu Kapruner; er suchte mich zu beruhigen und wollte mir das Betragen der Mutter als vorübergehende Laune und Verdüsterung darstellen, aber seine Erklärungen und Tröstungen hatten etwas Verzagtes, das mich noch mehr beängstigte. Er bewies mir die zarteste Sorgfalt in dieser Zeit, gab Acht, daß ich mich schonte, las mir jeden Wunsch von den Augen ab, doch auch dies begann mich zu quälen, denn ich sagte mir, daß ich vielleicht dadurch eine eifersüchtige Erbitterung bei der Frau hervorrief. Ich raubte ihr Stunden, die Heinrich sonst ihr geschenkt hatte; ich nahm ihn mehr als früher für mich in Anspruch, wenn auch unvorsätzlich; das trug sie mir sicherlich nach. Ich teilte Heinrich meine Gedanken mit; er schaute mich ernst an und schüttelte den Kopf. Was aber war es? Vielleicht fürchtet sie bei unserer ziemlich beengten materiellen Lage den Zuwachs an Familie. Vielleicht hatte sie damit nicht gerechnet und machte mich für die Erschwerung der Lebenslast verantwortlich. Auch das war es nicht; wenigstens gab alles das nicht den Ausschlag. Da wurde ich zu Anfang des Winters recht schwer krank. Es war die Krankheit, die ich drei Jahre später noch nicht verwunden hatte, und die mich zu der Zeit, als mich die Fürstin hiehergebracht hatte, am heftigsten niederwarf. Auch damals war der Anfall so jäh wie nachhaltig, und es wurde so schlimm, daß ich in ein Sanatorium geschafft werden mußte. Viele Tage hindurch wich Kapruner nicht von meinem Bett; er pflegte mich selbst und war für keinen Menschen zu sprechen, außer für den Arzt. Eines Nachts, ich hatte hohes Fieber und lag beinahe bewußtlos, ging die Tür auf, und die Mutter trat herein. Ich glaubte zu sehen, daß Heinrich furchtbar bleich wurde; und ich hörte sie miteinander flüstern. Plötzlich kam die alte Frau an mein Bett und schaute mich an. Ich hatte die Augen geschlossen. Es war mir, als stieß mich ihr Blick in eine Grube hinunter; etwas Verderbliches ereignete sich mit mir; ein ähnliches Angstgefühl hatte ich

Digitized by Google

vorher nicht gekannt. Aber mitten in der Angst und mitten im Fieber wurde mir auf einmal klar, was im Innern der Frau vorging; ich erriet es nicht, ich sah es einfach, wie man ein Bild sieht. Die Ärzte hatten sich bemüht, das Kind zu retten; bis zu dieser Nacht hatte man es glauben dürfen; eine Stunde nachdem die Frau fortgegangen war, hatte ich nichts mehr zu hoffen. Vielleicht hat sie das Geschöpf mit ihren Augen in mir getötet. Und so war es: sie wollte nicht noch ein zweites Wesen zwischen sich und dem Sohn haben; sie zitterte davor wie vor nichts sonst in der Welt. Noch weiter teilen, noch mehr hergeben von ihm, noch mehr ihn entbehren, da sie ihn doch sechsunddreißig Jahre allein besessen hatte, das ertrug sie nicht. Besessen; ein anderes Wort zu sagen ist nicht möglich; sie hatte ihn besessen; er war ihr Um und Auf gewesen, der Mittelpunkt ihres Denkens, ihr Licht, ihr Leben, ihr Außen und Innen; sie wußte nichts als ihn, sie kannte nichts als ihn, sie fühlte nur für ihn; alle anderen Menschen waren ihr wie Steine, wie Schatten. Das schlummerte zuerst nur als Ahnung in mir; dann, als ich mit Kapruner darüber sprach und er mir in seiner Erschütterung Punkt für Punkt zugeben und bestätigen mußte, erkannte ich auch den ganzen Umfang des Unglücks, das noch drohend über mir hing. Aus seinen zögernden Erzählungen ging hervor, daß sie ihn, den Sohn, aus einer Ehe mit einem schändlichen Mann, nach qualvollen Kämpfen und jahrelangen Verfolgungen endlich für sich erobert hatte; daß sie sich mit der Willenskraft einer Riesin aus der tiefsten Armut herausgearbeitet hatte; für ihn; daß sie ihn durch seine Kindheit und Jugend förmlich getragen hatte, mit einer Zärtlichkeit und steten stummen aufreibenden Furcht vor Not, vor Krankheit, vor Menschen, vor dem ganzen Leben, die ihn hätten gefügig machen, in ergriffenem Staunen hätte erhalten müssen, auch wenn er ein herzloser Idiot gewesen wäre. So sagte er, so machte er es mir verständlich, und ich glaubte es, ich wußte es. Aber was sollte aus mir werden? Wie konnte da ein Zusammenleben gedeihen? Die Wirklichkeit übertraf meine ärgsten Vorahnungen. Die Frau auferlegte sich keine Scheu mehr. Sie hatte sich vielleicht mit der Erwartung betrogen, daß die Beziehungen zwischen mir und Heinrich mit der Zeit von selbst erkalten und daß er dann zu ihr, weil belehrt und seiner Illusionen beraubt, um so williger zurückkehren würde; als dies nicht der Fall war, und sie sah, daß sich Heinrich im Gegenteil noch herzlicher an mich schloß und mich die Enttäuschung mit dem Kind, die ich

Digitized by Google

erlitten, auf alle Weise vergessen zu machen suchte, entwickelten sich geradezu teuflische Instinkte in ihr, und kein Mittel war ihr zu schlecht, um meine Stellung zu untergraben und Zwietracht zu säen. Ich will mich nicht zurückverlieren in dies Kleine und Gemeine, die häßlichen Anspielungen, die Verdächtigungen, die böswilligen Verdrehungen von Worten, den Unglimpf, den sie auf meine Herkunft warf, und von der Aristokratin sprach, wie man von einem Auswurf spricht; die Art, wie sie meine Flucht aus dem Hause der Verwandten verächtlich machte; wie jede Handreichung einer hämischen Kritik unterzogen wurde; wie sie meine Schritte, mein Lächeln, mein Weinen, meine Ratlosigkeit, meine Verzweiflung sogar beargwöhnte; wie sie mich vor anderen herabsetzte, meine Ungeschicklichkeit in der Wirtschaft verspottete, mich zur Verschwenderin stempelte, jeden Fehler und Fehltritt aufbauschte, und wie Heinrich es hinnahm und dann wieder sich dagegen bäumte; wie er mich zu beschwichtigen, sie zu versöhnen trachtete; wie er in die Enge getrieben nach keiner Seite sich handelnd wenden mochte oder konnte: wozu es im Einzelnen aus der Erinnerung locken, die es gern zugedeckt hält? Nur so viel will ich sagen, daß ich mir wie in die Hölle verdammt vorkam und daß ich ein Ende zu machen entschlossen war. Ein unbedeutender Anlaß führte die Entscheidung herbei; ich hatte eines Tages vergessen, einen wichtigen Brief abzuschreiben, den mir Heinrich diktiert hatte; es war eine Menge Leute dagewesen, und im Trubel hatte ich das Konzept verlegt. Als Heinrich mich im Beisein der Mutter fragte, gestand ich es beschämt; die Frau fuhr mich an wie einen Dienstboten, der beim Diebstahl ertappt wird; Heinrich wies sie sanft zur Ruhe, beschwor sie, sich zu mäßigen; sie verließ grollend das Zimmer. Empörung schloß mir den Mund; ich antwortete nicht auf Heinrichs Bemühungen, mich zu versöhnen; Gerechtigkeit war mir hier zu wenig und Verständigung auch. Ich ging in die Schlafkammer, packte in Eile meine Sachen, kehrte zu ihm zurück und sagte, daß ich das Haus verlassen wolle. Er sah mich wortlos an. Wie steht es nun in unserem Fall mit Gewalt und Vergewaltigung, Heinrich? fragte ich ihn; darf ein Mensch seinen Liebesanspruch so weit treiben, daß er den andern zum Sklaven erniedrigt? erwirbt man durch die Liebe einen Freibrief auf Leibeigenschaft? und wenn der Sohn für ewige Zeiten seiner Mutter verfallen ist, als Leibeigener, ist dann seine Gefährtin schutzlos ausgeliefert? wie verträgt sich das mit deinen Anschauungen und deinem Leben? Ich war ganz ruhig, als ich ihn

Digitized by Google

so fragte, und ich sah den schweren Seelenkampf in seinem Gesicht. Er schaute mich traurig an und erwiderte nach einer Weile, er sehe wohl ein, daß wir zu Dreien unter einem Dach nicht länger hausen könnten, deshalb wolle er auch keinen Versuch machen, mich dazu zu bewegen; er schlage mir vor, mich für einige Zeit bei Freunden einzulogieren und nannte Namen und Wohnung dieser Freunde; inzwischen würde er mit sich selber ins klare zu kommen suchen und die Mutter auf die Trennung von ihm vorbereiten; denn daß er sich als zu mir gehörig betrachte, daran sei kein Zweifel möglich, für ihn nicht und hoffentlich auch für mich nicht. Er begleitete mich dann zu seinen Freunden, die ich nur oberflächlich kannte, und wir sprachen noch von der Zukunft und wie wir uns von nun an einrichten wollten. Es wurde aber alles ganz anders, als er es gesagt und geplant hatte. Er kam am dritten Tag; ich war bei den Leuten, einem zigeunerhaft lebenden Ehepaare, schlecht und recht untergebracht, ich kam mir vor wie verstoßen; er aber redete von seinen Versprechungen nicht mehr; in seinem Wesen war etwas Verstörtes, zugleich Schüchternes und Schuldbewußtes; nachdem er eine Stunde bei mir gewesen, entfernte er sich hastig. Dann schrieb er mir am selben Tag noch; der Brief war voller Beteuerungen, daß ich ihm fehlte; daß kein äußerer Umstand, keine Macht der Erde uns voneinanderreißen könne; daß ich der einzige Mensch sei, der ihm geistig und seelisch unentbehrlich sei; daß aber der Entschluß, vor den ich ihn, vor den er sich selbst gestellt, den völligen Bruch mit der Mutter bedeute, und damit habe er sie nicht nur verloren, sondern auch, wie er wohl wisse, zur Verzweiflung und zum Untergang verurteilt. Es sei also natürlich und verzeihlich, wenn er mich noch um Frist bitte; überstürzen dürfe er nichts, falls er vor seinem Gewissen rein dastehen wolle. Ich fragte mich: warum schreibt er mir das? gebrichts ihm an Mut, mir sein Zaudern und Zurückweichen Aug in Aug zu bekennen? Er kam wieder; er kam täglich, aber es war quälend für mich, quälend für ihn und mit jedem Mal mehr. Jedesmal war er erregter, leidenschaftlicher, zerfahrener und aufgewühlter. Es trieb ihn von der Mutter weg zu mir und von mir weg zur Mutter. Ich täte sehr unrecht, ihn der Charakterschwäche zu zeihen; Kraft ist relativ, und die Kraft jener Frau war ungeheuer und für gewöhnliche Menschen kaum zu ermessen. Ich hatte dem nichts Ähnliches entgegenzusetzen, keine solche dunkle Telepathie, und da ich gewahrte, daß es den Mann zerrieb und vergiftete, der mir über alles teuer

Digitized by Google

war, daß er, hin- und herirrend zwischen zwei Wesen, denen er sich in gleicher Weise verbunden fühlte, sich gänzlich verlieren mußte, so beschloß ich, zu verzichten und vom Schauplatz zu verschwinden. Ich brachte meine Papiere in Ordnung und fuhr, ohne ihn, ohne irgend jemand benachrichtigt zu haben, nach Deutschland. Die Stadt brauch ich nicht zu nennen; ich kann ihren Namen nicht mehr über die Lippen bringen, fast nicht denken, sie ist mir noch immer wie ein Ort, wo Feuer und Schwefel vom Himmel fällt und Menschen zu Teufeln werden. Ich lebte zwei, drei Monate aufs äußerste eingeschränkt, denn ich hatte nur sehr wenig Geld. Es war mir gelungen, ein Atelier zu mieten, dessen früherer Bewohner auf ein Jahr verreist war. Ich merkte nichts von dem, was um mich vorging und kümmerte mich um die Weltereignisse nicht. Ich war wie in mich selbst vergraben. Der Krieg war längst zu Ende; daß überall Aufruhr loderte, spürte ich wie im Schlaf; oft wenn ich ausging, hörte ich Getümmel, fernes Schießen, sah erhitzte oder ängstliche Gesichter, nachts rannten Menschen über das dröhnende Pflaster, aber ich redete mit niemand und las keine Zeitung. So einsam kann man nur in einer großen Stadt sein.

Eines Abends pochts an der Vorzimmertür; ich erschrecke, frage, öffne: Heinrich steht vor mir. Er zieht mich ins Zimmer, umschlingt mich, stürzt vor mir nieder, preßt den Kopf in meinen Schoß und schluchzt. Um Gott, was ist geschehen? Wie verändert er aussieht; müde, die Züge verloschen, die Augen krankhaft flammend. Was ist geschehen? Er hat mich auf der Straße erblickt; gestern; von weitem bloß, wie einen Schatten, ist mir gefolgt, hat nicht gleich gewagt, zu mir zu kommen. Es ist gefährlich, wenn ich zu einem Menschen komme, höchst gefährlich für ihn, stöhnt er. Wieso bist du hier? frag ich. Er ist seit vielen Wochen hier. Er hat sich mit den Empörern vereinigt, er ist eines ihrer Häupter geworden; jetzt sind sie eingeschlossen, zum Teil gefangen, zum Teil geächtet, der Traum von Apostelтum und Menschheitswandlung ist ausgeträumt und das Erwachen grauenhaft. Warum hast du das getan, du, Heinrich, du? deinen Weg verlassen, deine beste Überzeugung verleugnet? Er sei nicht mehr er selbst gewesen nach meiner Flucht; er habe sich nicht mehr finden können; da erst habe er gespürt und erfahren, was ich ihm geworden war und er sei, wie um sich gegen eine übergreifende Macht zu rechtfertigen, in den Kampf gegangen, wie um sich durch die Tat zu erweisen, sich in ihr zu stählen und zu reinigen; oder in ihr zu enden und zu sühnen. Auch sei ihm mein

Digitized by Google

Weggehen von ihm wie eine Aufforderung erschienen, seinen Fall bei einer höheren Instanz anhängig zu machen und sich gleichsam einem Gottesurteil zu unterwerfen. So sei er unter die Räder gekommen. Aber was nun, frage ich, was nun? Eh er noch antworten kann, hör ich Tritte von Menschen auf der Stiege, und es wird mit aller Gewalt gegen die Tür geschlagen. Da sind sie, sagt Kapruner; mach auf, es bleibt nichts anderes übrig, sie waren mir auf der Spur. Als ich gehn will, packt er mich am Arm und sagt, es gäbe nur einen Menschen, der ihn vielleicht retten könne; er nennt den Namen der Fürstin. Ich hatte ihm einmal erzählt, daß sie eine leibliche Verwandte von mir wäre. Sie befinde sich in der Stadt, sagte er, wohne im Ursulinerinnenkloster und habe sich durch eine weitverzweigte persönliche Hilfstätigkeit in Ansehen gesetzt, seit vielen Jahren, so daß ihr Wort bei allen Parteien Gewicht habe. Der Lärm verschlang seine letzten Worte fast; als ich mich zur Zimmertür wende und sie öffne, haben sie die Tür draußen in Trümmer geschlagen. Fünf oder sechs Soldaten in Stahlhelmen und mit Gewehren dringen finster ungestüm herein, hinter ihnen ein Leutnant, ein blutjunger Bursch, und kurz hernach noch ein Mann, der ein höherer Offizier zu sein scheint, aber im Sportanzug ist und eine Reitpeitsche im Stiefelschaft stecken hat. Handfesseln! schreit der Leutnant. Der Mann im Sportanzug geht auf Kapruner zu und fragt ihn, wer er sei. Er nennt seinen Namen, da reißt der Mensch die Reitpeitsche heraus und schlägt ihn ins Gesicht. Ich schreie auf; der Mensch kehrt den Blick zu mir; er scheint überrascht, scheint mich zu kennen, zu erkennen; auch mir ist, als hätte ich ihn schon früher gesehen, doch erinnere ich mich seiner nicht. Je länger er mich ansieht, je sicherer scheint er seiner Sache zu sein; schließlich war ja meine Heirat zum Skandal und unauslöschlichen Schimpf für meine Familie geworden. Als ich bittend die Arme ausstrecke, für Heinrich in meiner Ahnungslosigkeit bittend, gibt der Leutnant einem der Soldaten einen Befehl; der kommt auf mich zu, offenbar um mich festzunehmen; der andere Offizier winkt ihm ab, nähert sich mir und sagt mit dem Ausdruck kalter Verachtung, schnarrend scharf, ich sollte schleunig gehen und dafür sorgen, daß man mir nicht mehr begegne; es sei um meines Vaters willen, dessen Namen ich getragen, daß er mich schone. Heinrich schaut mich starr an; was er mir aufgetragen, bringt mich in Bewegung; ich zwänge mich durch die Leute, fliege die Treppen hinunter, an einem Posten vorüber, der mir verdutzt nachschaut und eine Geberde macht, als wolle

Digitized by Google

er das Gewehr anlegen, hinaus auf die Straße, in die Nacht hinaus. Ich laufe sinnlos in irgendeine Richtung; ein Auto kommt mir in den Weg; ich rufe, springe hinein, nenne das Kloster, eine Viertelstunde darauf lieg ich vor der Fürstin auf den Knien. Ich kann nicht mehr sagen, wie ich zu ihr gelangt bin, wer mich zu ihr geführt hat, was ich zu den Frauen geredet habe, ob sie schon zu Bett war. Sie sieht mich, hört mich, und es ist, als wären wir gestern beisammen gewesen. Sie weiß von mir, sie weiß von Kapruner, sie kennt mein Schicksal, Worte zu verlieren, ist nicht nötig; ihr ganzes Wesen drückt aus, daß jede Sekunde kostbar ist. Wir sitzen wieder im Wagen. Wir fahren in eine Kaserne. Niemand kann Auskunft geben. Es ist Mitternacht vorüber; Nachrichten zu erhalten ist schwer. Wir fahren in eine andere Kaserne; in eine dritte; zum Polizeigebäude; zum Justizpalast; ins Kriegsministerium; nichts, nichts. Überall aufgeregte Menschen, sonst nichts. Während wir weiter und weiter fahren, straßauf, straßab, hat die Fürstin meinen Kopf auf ihren Arm genommen; sie spricht nicht, aber ihr Atem, ihr Blick, ihre Berührung ist wie Arznei, wie was Überirdisches, als ob man von oben her in den eigenen Schmerz, in die eigene Angst schauen könnte und Leben und Tod nicht mehr das Wichtige wären. Gegen drei Uhr begegnen wir einer Kolonne mit einem Obersten an der Spitze; eine Gefangeneneskorte. Die Fürstin läßt halten; sie kennt den Oberst; er begrüßt sie ehrerbietig; er nennt einen Ort etwas außerhalb der Stadt, wo viele Aufrührer hingebracht worden sind. Zwanzig Minuten später sind wir dort. Ein großer düsterer Hof, von ein paar Laternen erleuchtet. Vor uns eine glatte Mauer, wo dreißig bis vierzig Leichname liegen. An einer andern Mauer lehnen Gewehre; Soldaten gehen auf und ab. Vor der Fürstin treten alle zur Seite; einige salutieren. Sie wendet sich an einen Unteroffizier. Der schüttelt den Kopf. Ein anderer tritt heran. Kapruner? der werde wohl unter den Erschossenen sein. Ein dritter weiß besser Bescheid; zu einem so ehrenvollen Tod habe es der Kapruner nicht gebracht; er deutete in einen finsteren Winkel, wo ein zerfetzter menschlicher Körper liegt, ein formloser, blutiger Haufen Fleisch. Nur die rechte Hand ist heil. Als ich auf den Boden hingesunken war, ist die Fürstin neben mich hingekniet, hat sich über mich gebeugt und mir die Augen geküßt. Das war das letzte, was ich sah und spürte, dann lange Zeit nichts mehr. Gut, daß das Wissen aufhörte; der nächste Atemzug war schon im Wahnsinn geschehen.

Digitized by Google

TRAGISCH

Erzählung von

HERMANN HESSE

Als dem Chefredakteur gemeldet wurde, der Setzer Johannes warte seit einer Stunde im Vorzimmer und lasse sich durchaus nicht abweisen oder auf ein anderes Mal vertrösten, nickte er mit einem etwas melancholischen und ergebenen Lächeln und drehte sich auf seinem runden Bürostuhl dem leise Eintretenden entgegen.

Er wußte im voraus, welcherlei Anliegen den treuen weißbärtigen Schriftsetzer zu ihm führe, wußte, daß dies Anliegen eine hoffnungslose, ebenso sentimentale wie langweilige Sache sei, daß er dieses Mannes Wünsche nicht erfüllen und ihm keinen andern Gefallen erweisen könne als den, ihn mit artiger Miene anzuhören, und da der Bittsteller, ein seit vielen Jahren bei der Zeitung arbeitender Schriftsetzer, nicht nur ein sympathischer und achtungswerter Mensch, sondern auch ein Mann von Bildung war, nämlich ein in der vormodernen Periode sehr geschätzter, beinah berühmter Schriftsteller, empfand der Redakteur bei seinen Besuchen, welche erfahrungsgemäß etwa ein- bis zweimal im Jahre erfolgten und stets dieselbe Absicht und denselben Erfolg, vielmehr Mißerfolg, hatten, ein Gefühl, aus Mitleid und Verlegenheit gemischt, das sich bis zu starkem Unbehagen steigerte, als nun der Gemeldete leise eintrat und mit behutsamer Höflichkeit völlig geräuschlos die Türe hinter sich schloß.

„Setzen Sie sich, Johannes", sagte der Chefredakteur in ermunterndem Ton (beinahe demselben Ton, den er vor Zeiten als Feuilletonredakteur gegen die jungen Literaten angewandt hatte und heut jungen Politikern gegenüber verwendete). „Wie geht es denn? Haben Sie etwas zu klagen?"

Johannes blickte ihn aus den von ungeheuer vielen winzigen Hautfalten umgebenen Augen, Kinderaugen im Gesicht eines Greises, schüchtern und traurig an.

„Es ist stets dasselbe", sagte er mit einer trauernd sanften Stimme. „Und es wird immer schlimmer, es geht rasch dem völligen Untergang entgegen. Ich habe neuerdings furchtbare Symptome festgestellt. Was vor zehn Jahren noch selbst dem Durchschnittsleser die Haare gesträubt hätte, das wird heute nicht bloß vom Leser willig hingenommen, in den vermischten Nachrichten und im Sportbericht, vom Inserat gar nicht zu reden — nein, selbst im Feuilleton, selbst im

Digitized by Google

Leitartikel ist es eingerissen, auch bei guten, geschätzten Literaten sind heute diese Fehler, Ungeheuerlichkeiten und Entartungserscheinungen etwas Selbstverständliches, sind die Regel geworden. Auch bei Ihnen, Herr Chefredakteur, verzeihen Sie, auch bei Ihnen! Ich will ja längst nichts mehr darüber sagen, daß unsre Schriftsprache nur noch ein Bettlerjargon ist, verarmt und verlaust, daß alle schönen, reichen, seltenen, hochkultivierten Formen verschwunden sind, daß ich seit Jahren in keinem Leitartikel mehr ein Futurum exactum, geschweige denn einen reichen, vollatmigen, edel gebauten, elastisch schreitenden Satz, eine gediegene, ihrer Struktur bewußte, schön ansteigende, anmutig abklingende Periode mehr angetroffen habe. Ich weiß, dies ist dahin. Wie sie auf Borneo und all jenen Inseln den Paradiesvogel, den Elefanten, den Königstiger ausgerottet haben, so haben sie all die holden Sätze, all die Inversionen, all die zarten Spiele und Schattierungen unsrer lieben Sprache vernichtet und ausgerissen. Ich weiß, da ist nichts mehr zu retten. Aber die direkten Fehler, die stehen gebliebnen krassen Flüchtigkeiten, die völlige Gleichgültigkeit auch den Grundregeln der grammatischen Logik gegenüber! Ach, Herr Doktor, da fängt man einen Satz, aus alter Gewohnheit, mit „obschon“ oder mit „einerseits“ an, und vergißt, nach kaum zwei Zeilen, die doch gewiß nicht komplizierten Verpflichtungen, die man sich mit diesem Satzanfange auferlegt hat, man unterschlägt den Nachsatz, biegt in eine andre Konstruktion ein, und es sind noch die Besten, die den Skandal wenigstens hinter einen Gedankenstrich zu verbergen, ihn durch die Kulisse einer kleinen Punktreihe abzudämpfen suchen. Sie wissen, Herr Chefredakteur, auch zu Ihrem Rüstzeug gehört dieser Gedankenstrich. Er war mir einst, vor Jahren, fatal, er war mir verhaßt, aber es ist dahin gekommen, daß ich ihn heute mit Rührung begrüße, wenn er sich einmal zeigt, daß ich Ihnen für jeden solchen Gedankenstrich tief dankbar bin, denn er ist immerhin ein Rest des Ehemals, er ist ein Zeichen von Kultur, von schlechtem Gewissen, er ist ein abgekürztes, chiffriertes Bekenntnis des Schreibenden, daß er sich einer gewissen Verpflichtung gegen die Gesetze der Sprache bewußt ist, daß er es gewissermaßen bereut und bedauert, wenn er, von beklagenswerten Notwendigkeiten gezwungen, allzu oft sich am heiligen Geist der Sprache versündigen muß.“

Der Redakteur, welcher während dieser Rede mit geschlossenen Augen an den Kalkulationen weiter gerechnet hatte, in denen ihn der Besuch unterbrach, öffnete langsam seine Augen, ließ sie heiter

Digitized by Google

auf Johannes ruhen, lächelte mit Wohlwollen und sagte langsam, begütigend, dem Alten zuliebe um anständige Formulierung sichtlich bemüht:

„Sehen Sie, Johannes, Sie haben vollkommen recht, ich habe Ihnen dies schon früher stets gerne zugegeben. Sie haben recht: jene Sprache der älteren Zeit, jene kultivirte, schön geflegte Sprache, die vor zwei, drei Jahrzehnten noch von zahlreichen Autoren wenigstens annähernd gekannt war und gekonnt wurde, diese Sprache ist untergegangen. Sie ging unter, wie die Bauten der Ägypter und die Systeme der Gnostiker untergegangen sind, wie Athen und Byzanz untergehen mußten. Das ist traurig, lieber Freund, es ist tragisch — (Bei diesem Wort zuckte der Setzer zusammen und öffnete die Lippen wie zu einem Ausruf, bezwang sich jedoch und sank ergeben in seine vorige Haltung zurück). Aber es ist unsre Bestimmung und muß unser Streben sein, nicht wahr, das Notwendige, das schicksalhaft sich Vollziehende hinzunehmen, sei es noch so traurig. Wie ich Ihnen ja auch früher schon sagte: es ist schön, dem Gewesenen eine gewisse Treue zu bewahren, und in Ihrem Falle kann ich diese Treue nicht nur verstehen, sondern muß sie bewundern. Aber das Festhalten an Dingen und Zuständen, welche nun einmal dem Untergang geweiht sind, muß seine Grenzen haben, das Leben selbst steckt uns diese Grenzen, und wenn wir darüber hinaus gehen, wenn wir allzu zäh am Alten hängen, geraten wir eben in Widerspruch mit dem Leben, das stärker ist als wir. Ich verstehe Sie sehr gut, glauben Sie mir das. Sie, der als ein ausgezeichneter Beherrscher jener Sprache, jener ererbten schönen Tradition bekannt sind, Sie, der einstige Dichter, müssen natürlich mehr als andre unter dem Verfalls- oder Übergangszustande leiden, in dem unsre Sprache, unsre ganze ehemalige Kultur sich befindet. Daß Sie als Setzer diesen Verfall täglich mit ansehen, ja an ihm teilnehmen und gewissermaßen mitarbeiten müssen, hat etwas Bitteres, etwas von Trag — (bei diesem Worte zuckte Johannes wieder zusammen, so daß der Redakteur unwillkürlich ein andres Wort suchte) — hat etwas von Schicksalsironie. Aber so wenig wie Sie selbst, so wenig kann ich oder irgendein andrer da helfen. Wir müssen die Dinge gehen lassen und uns fügen."

Der Redakteur betrachtete das ebenso kindliche wie sorgenvolle Gesicht des alten Setzers mit Sympathie. Es war zuzugeben, diese allmählich aussterbenden Vertreter der alten Welt, der vormodernen, sogenannten „sentimentalen" Epoche hatten etwas für sich, sie waren

Digitized by Google

angenehme Menschen, trotz ihren Wehleidigkeiten. Mit gütigem Tone fuhr er fort:

„Sie wissen, vor etwa zwanzig Jahren, lieber Freund, wurden in unsrem Lande die letzten Dichtungen gedruckt, teils noch in Form von Büchern, was freilich damals schon sehr selten geworden war, teils in den Feuilletons der Zeitungen. Dann kam, eigentlich ganz plötzlich, über uns alle die Einsicht, daß mit diesen Dichtungen etwas nicht stimme, daß sie entbehrlich, daß sie eigentlich töricht seien. Wir merkten damals etwas, es wurde uns etwas bewußt, was im stillen sich längst vollzogen hatte und nun plötzlich als erkannte Tatsache vor uns stand: daß die Zeit der Kunst vorüber, daß Kunst und Dichtung in unsrer Welt abgestorben waren, und daß es besser sei, sie ganz zu verabschieden, als sie, tot wie sie doch waren, weiter mit uns zu schleppen. Für uns alle, auch für mich, war dies damals eine recht bittere Erkenntnis. Und doch haben wir recht daran getan, ihr nachzuleben. Wer Goethe oder so etwas lesen will, kann es tun wie zuvor, ihm geht nichts dadurch verloren, daß nicht mehr Tag für Tag ein Berg von neuer, schwächlicher, entnervter Dichtung nachwächst. Wir haben uns alle damit abgefunden. Auch Sie taten es, Johannes, als Sie damals Ihren poetischen Beruf niederlegten und sich eine schlichte Brotarbeit suchten. Und wenn Sie nun heute in Ihrem Alter allzu sehr darunter leiden, daß Sie als Setzer so oft in Konflikt mit der Ihnen heilig gebliebenen Tradition und Kultur der Sprache geraten, dann, lieber Freund, mache ich Ihnen den Vorschlag: Geben Sie diese mühsame und wenig dankbare Arbeit auf! — Warten Sie noch, lassen Sie mich reden! Sie fürchten, Ihr Brot zu verlieren? Aber nein, da müßten wir ja Barbaren sein! Nein, von Hunger keine Rede. Sie sind altersversichert, und darüber hinaus wird unsre Firma — ich gebe Ihnen mein Wort — Ihnen lebenslang eine Pension gewähren, so daß Sie stets desselben Einkommens sicher sein können, das Sie zur Zeit haben."

Er war mit sich zufrieden. Diese Lösung, mit der Pensionierung, war ihm erst während des Sprechens eingefallen.

„Nun, was sagen Sie dazu?" fragte er lächelnd.

Johannes konnte nicht sogleich antworten. Bei den letzten Worten des gütigen Herrn hatte sein altes Kindergesicht den Ausdruck furchtbarer Angst angenommen, die welken Lippen waren ganz erbleicht, die Augen schauten starr und ratlos. Nur langsam fand er die Fassung wieder. Enttäuscht betrachtete ihn der Chef. Und nun

Digitized by Google

fing der Alte an zu reden, redete sehr leise, aber mit ungeheurer angstvoller Dringlichkeit, leidenschaftlich bemüht, seine Sache zum richtigen, überzeugenden, unwiderstehlichen Ausdruck zu bringen. Kleine rote Flecken kamen und vergingen auf Stirn und Wangen, flehentlich bat Auge und schräge Kopfhaltung um Gehör, um Gnade, der faltige dürre Hals wand sich lang, bittstellend, sehnlich aus dem weiten Hemdkragen. Johannes sprach:

„Herr Chefredakteur, verzeihen Sie doch, bitte, daß ich Sie belästigt habe! Ich will es nicht wieder tun, nie wieder. Es geschah ja um einer guten Sache willen, aber ich begreife, daß ich Ihnen damit lästig werde. Ich begreife auch, daß Sie mir nicht helfen können, daß das Rad über uns alle weggeht. Aber um Gottes willen, nehmen Sie mir meine Arbeit nicht! Sie beruhigen mich darüber, daß ich nicht zu hungern brauche — aber das habe ich nie gefürchtet! Ich will auch gerne für geringeren Lohn weiter arbeiten, meine Arbeitskraft ist ja wohl nicht mehr groß. Aber lassen Sie mir meine Arbeit, lassen Sie mir meinen Dienst, sonst töten Sie mich!“ Und ganz leise, mit glühenden Augen, heiser und angespannt fuhr er fort: „Ich habe ja nichts als diesen Dienst, er ist ja das Einzige, wofür ich gerne lebe! Ach, Herr Doktor, wie konnten Sie mir diesen furchtbaren Vorschlag machen, Sie, der Einzige, der mich noch kennt, der noch weiß, wer ich einst war!“

Der Redakteur suchte die beängstigende Erregung des Mannes zu beruhigen, indem er ihm mehrmals unter wohlwollendem Brummen auf die Schultern klopfte. Nicht beruhigt, jedoch das Wohlwollen des andern und seine Teilnahme spürend, begann Johannes nach kurzer Pause wieder zu sprechen:

„Herr Chefredakteur, ich weiß, daß Sie einst, in Ihrer ersten Jugendzeit, Bücher von Nietzsche gelesen haben. Nun, auch ich habe ihn gelesen. Mit siebzehn Jahren, eines Abends in meiner lieben Schülerdachstube, kam ich beim Lesen des Zarathustra an jene Seiten, auf denen das Nachtlied steht. Nie, in diesen fast sechzig Jahren, habe ich jene Stunde vergessen, da ich zum erstenmal die Worte las: Nacht ist es, nun reden lauter alle springenden Brunnen —! Denn in jener Stunde war es, wo mein Leben seinen Sinn bekam, wo ich den Dienst begann, in dem ich noch heute stehe, in jener Stunde ging mir wie in einem Blitzstrahl das Wunder der Sprache auf, der unsägliche Zauber des Wortes; geblendet sah ich in ein unsterbliches Auge, fühlte eine göttliche Gegenwart, und ergab mich

Digitized by Google

in sie als in mein Schicksal, meine Liebe, mein Glück und Verhängnis. Andre Dichter las ich dann, fand noch edlere, noch heiligere Worte als jenes Nachtlied, fand, vom Magnet gezogen, unsre großen Dichter, die niemand mehr kennt, fand den traumsüßen, traumschweren Novalis, dessen magische Worte alle wie nach Wein und wie nach Blut schmecken, und den feurigen jungen Goethe, und den alten mit dem geheimnisvollen Lächeln, ich fand den dunkelhastigen, schwer atmenden Kleist, den trunknen Brentano, den raschen zuckenden Hoffmann, den holden Mörike, den langsamen sorgfältigen Stifter, und alle, alle die Herrlichen: Jean Paul! Arnim! Büchner! Eichendorff! Heine! An sie hielt ich mich, ihr kleinerer Bruder zu sein wurde mein Verlangen, ihre Sprache zu schlürfen mein Sakrament, der hohe heilige Wald dieser Dichtung ward mein Tempel. In ihrer Welt habe ich gelebt, hielt mich eine Zeitlang beinahe für ihresgleichen, kannte tief die wunderbare Wollust, im geschmeidigen Stoff der Worte zu wühlen wie Wind im zärtlichen Sommerlaub, die Worte klingen zu machen, tanzen zu machen, sie knistern, schauern, knallen, singen, schreien, frieren, zittern, zucken, erstarren zu machen. Es fanden sich Menschen, die in mir einen Dichter erkannten, in deren Herzen meine Melodien wie in Harfen wohnten. Nun, genug davon, genug. Es kam jene Zeit, von der auch Sie vorher zu sprechen beliebten, jene Zeit, wo sich unser ganzes Geschlecht von der Dichtung abwandte, wo wir alle wie in einem herbstlichen Schauder spürten: Nun sind die Tempeltüren zugeschlagen, nun ist es Abend und die heiligen Wälder der Dichtung sind verdunkelt, kein Heutiger mehr findet die Zauberpfade ins göttliche Innre. Still wurde es, still verloren wir Dichter uns in das ernüchterte Land, dem der große Pan gestorben war."

Der Redakteur reckte seine Schultern in einem Gefühl tiefen Unbehagens, in einem zwiespältigen, quälenden Gefühl. Wohin verlor sich dieser arme alte Mann?! Er warf ihm einen heimlichen Blick zu, in dem geschrieben stand: „Nun ja, laß schon gut sein, wir wissen ja!" Aber Johannes war noch nicht am Ende.

„Damals", fuhr er fort, leise und angestrengt zu reden, „damals nahm auch ich Abschied von der Dichtung, deren Herz nicht mehr schlug. Eine Weile lebte ich gelähmt und gedankenlos dahin, bis mich die Verringerung und endlich das Ausbleiben der gewohnten Einkünfte aus meinen Schriften zwang, mir ein anderes Brot zu suchen. Ich wurde Setzer, weil ich zufällig diese Arbeit einst als Volontär

Digitized by Google

bei einem Verleger gelernt hatte. Und ich habe es nicht bereut, wenn auch das Handwerk mir in den ersten Jahren recht bitter schmeckte. Aber ich fand in ihm das, was ich brauchte, was jeder Mensch braucht, um leben zu können: eine Aufgabe, einen Sinn meines Daseins. Verehrter Herr, auch ein Setzer dient im Tempel der Sprache, auch sein Handwerk gehört zum Dienst am Worte. Ich darf es Ihnen heute, wo ich ein alter Mann bin, gestehen: ich habe in Leitartikeln, in Feuilletons, in Parlamentsberichten, im Gerichtssaal, im Lokalen und in den Inseraten durch alle die Jahre viele Tausende und Zehntausende von Sprachsünden stillschweigend verbessert, viele Tausend von schlecht gebauten Sätzen eingerenkt und auf die Füße gestellt. O welche Freude mir das machte! Wie schön war es, wenn aus dem hingeschleuderten Diktat eines überanstrengten Redakteurs, aus dem verstümmelten Zitat eines halbgebildeten Parlamentredners, aus der deformierten, paralytischen Syntax eines Reporters mich, nach wenigen magischen Strichen und Eingriffen, die holde Sprache wieder mit unverstellten, gesunden Zügen ansah! Aber mit der Zeit wurde dies immer schwieriger, der Unterschied zwischen meiner und der modischen Schriftsprache immer größer, die Risse im Bau immer breiter. Ein Leitartikel, den ich vor zwanzig Jahren durch zehn, zwölf kleine Liebesdienste leidlich heilen konnte, würde heute hundert und tausend Korrekturen erfordern, um in meinem Sinne leserlich zu werden. Es ging nicht mehr, immer häufiger mußte ich resignieren. Nun ja, Sie sehen, auch ich bin nicht völlig starr und reaktionär, auch ich lernte, leider, Konzessionen zu machen, dem großen Übel nicht mehr zu widerstreben.

„Aber nun ist noch das andre da, das was ich früher meinen ‚kleinen' Dienst nannte und was längst mein einziger geworden ist. Vergleichen Sie, Herr Doktor, einmal eine von mir gesetzte Spalte mit einer beliebigen andern Zeitung, so wird Ihnen der Unterschied in die Augen springen. Die heutigen Setzer, alle ohne Ausnahme, haben sich längst der Sprachverderbnis angepaßt, ja unterstützen und beschleunigen sie geradezu. Kaum einer weiß mehr, daß es ein zartes und inniges Gesetz gibt, ein ungeschriebenes künstlerisches Gesetz, nach welchem hier ein Komma, hier ein Doppelpunkt, hier ein Semikolon stehen muß. Und wie scheußlich, wie geradezu mörderisch werden, schon in den maschinengeschriebenen Manuskripten, und dann von den Setzern, jene Wörter behandelt, welche am Schluß einer Zeile stehen und das unverschuldete Unglück haben, zu lang

Digitized by Google

zu sein und in zwei Teile zerlegt werden zu müssen! Es ist grauenvoll. In unserer eigenen Zeitung habe ich, mit den Jahren stets zunehmend, Hunderttausende von solchen armen Wörtern, erwürgten, falsch geteilten, zerfetzten und geschändeten Wörtern antreffen müssen: Umst-ände — Betra-chtungen, ja einmal gab es einen Schlup-fwinkel! Hier nun ist mein Feld, hier kann ich auch heute noch den täglichen Kampf kämpfen, im Kleinen das Gute tun. Und Sie wissen nicht, Sie ahnen nicht, Herr, wie schön das ist, wie gut, wie dankbar ein von der Folterbank erlöstes Wort, ein durch richtige Interpunktion geklärter Satz den Setzer anblickt! Nein, bitte, verlangen Sie nie wieder von mir, daß ich dies alles wegwerfe und im Stich lasse!"

Der Redakteur, obwohl er Johannes seit Jahrzehnten kannte, hatte ihn doch noch niemals so lebhaft und persönlich sprechen hören, und während er sich innerlich gegen das Närrische und Übertriebene dieser Rede wehrte und kalt machte, empfand er doch auch einen kleinen, geheimen Wert in diesem Bekenntnis. Auch entging ihm nicht, wie hoch immerhin bei einem Setzer eine so zarte Gewissenhaftigkeit und Arbeitsfreude zu schätzen sei. Von neuem füllte er sein kluges Gesicht ganz mit Freundlichkeit und sagte:

„Nun ja, Johannes, Sie haben mich ja längst überzeugt. Unter diesen Umständen nehme ich meinen Vorschlag — er war ja gut gemeint — natürlich zurück. Setzen Sie weiter, bleiben Sie in Ihrem Dienst! Und wenn ich Ihnen etwa sonst irgendeinen kleinen Gefallen erweisen kann, so sagen Sie es mir."

Er erhob sich und streckte dem Setzer die Hand hin, überzeugt, daß dieser nun endlich gehen werde.

Aber Johannes, die dargebotene Hand mit Innigkeit ergreifend, schloß sein Herz aufs neue auf, indem er sagte: „Danke von Herzen, Herr Chefredakteur, wie gütig sind Sie! Ach, allerdings hätte ich eine Bitte, eine kleine Bitte. Wenn Sie mir da ein wenig helfen möchten!"

Ohne wieder Platz zu nehmen, forderte der Redakteur ihn durch einen etwas ungeduldigen Blick zum Sprechen auf.

„Es handelt sich", sagte Johannes, „es handelt sich wieder um ‚tragisch', Herr Doktor. Sie wissen ja, wir sprachen früher mehrmals darüber. Sie kennen ja die Unsitte der Berichterstatter, jeden Unglücksfall tragisch zu nennen, während doch tragisch — nun, ich muß mich kurz fassen, genug hiervon. Also jeder gestürzte Radfahrer, jedes am Herd verbrannte Kind, jeder Sturz eines Kirschen-

Digitized by Google

pflückers von der Leiter wird mit dem entweihten Worte ‚tragisch' bezeichnet. Unserem früheren Reporter hatte ich es beinahe abgewöhnt, ich ließ ihm keine Ruhe, jede Woche war ich einmal bei ihm, und er war ein guter Mann, er lachte und gab häufig nach, möglicherweise verstand er sogar, wenigstens teilweise, um was es mir zu tun war. Aber nun der neue Herr Redakteur für die kleinen Nachrichten – ich will sonst nicht über ihn urteilen, aber ich übertreibe kaum, wenn ich sage: jedes überfahrene Huhn wird ihm zum willkommenen Anlaß, jenes heilige Wort zu mißbrauchen. Wenn Sie mir die Möglichkeit verschaffen könnten, mit ihm einmal ernstlich zu reden, ihn bitten, daß er mich wenigstens ein einzigesmal richtig anhört – –"

Der Redakteur trat zum Schaltbrett, drückte eine Taste nieder und sprach einige Worte in die Sprechmuschel.

„Herr Stettiner wird um zwei Uhr da sein und einige Minuten für Sie übrig haben. Ich werde ihn noch informieren. Aber fassen Sie sich kurz, wenn Sie bei ihm sind!"

Dankbar verabschiedete sich der alte Setzer. Der Redakteur sah ihn durch die Tür hinaus schleichen, sah über den alten, drolligen Tuchrock das weiße dünne Haar hinabstechen, sah den gekrümmten Rücken des treuen Dieners, und hatte nichts mehr dagegen, daß es ihm mißglückt war, den Alten in den Ruhestand zu verlocken. Mochte er bleiben! Mochte er weiterhin einmal, zweimal im Jahre diese Audienzen wiederholen! Er war ihm nicht böse. Er konnte sich recht wohl in ihn hineinfühlen.

Eben dieses konnte jedoch Herr Stettiner nicht, bei welchem Johannes sich um zwei Uhr einfand, und den zu informieren allerdings der Chef im Drang der Geschäfte vergessen hatte.

Herr Stettiner, ein äußerst brauchbarer jüngerer Mitarbeiter der Zeitung, der sich rasch vom Lokalberichterstatter zum Mitglied der Redaktion emporgeschwungen hatte, war kein Unmensch, und als Reporter hatte er gelernt, mit Menschen jeder Art umzugehen. Allein dem Phänomen Johannes stand dieser Kundige vollkommen fremd und ratlos gegenüber, er hatte in der Tat nicht gewußt, nie geahnt, daß es eine solche Art von Menschen gibt, oder gab. Auch fühlte er sich als Redakteur, begreiflich genug, keineswegs verpflichtet, von einem Setzer Ratschläge und Belehrungen anzunehmen, sei dieser auch hundert Jahre alt und sei er auch früher, im sentimentalen Zeitalter, eine Berühmtheit, ja sei er Aristoteles selber gewesen.

So geschah denn das Unabänderliche, daß Johannes nach wenigen

Digitized by Google

Minuten, von dem rot und zornig gewordenen Herrn hastig zur Türe gebracht, dessen Büro verlassen mußte. Es geschah ferner, daß eine halbe Stunde später der alte Johannes im Setzersaal, nachdem er eine viertel Spalte voll unerhörter Fehler zusammengesetzt, über seinem Manuskripte mit einem wimmernden Klagelaut zusammensank und eine Stunde später tot war.

Die Leute im Setzersaal, so plötzlich ihres Seniors beraubt, wurden nach kurzem Flüstern einig, ihm gemeinsam einen Kranz auf den Sarg zu stiften. Herrn Stettiner aber fiel die Aufgabe zu, in einer kleinen Notiz über den Todesfall zu berichten, denn immerhin war Johannes einst, vor dreißig oder vierzig Jahren, eine Art von Berühmtheit gewesen.

Er schrieb „Tragisches Ende eines Dichters" — dann fiel ihm ein, daß Johannes eine Idiosynkrasie gegen das Wort ‚tragisch' gehabt habe, und immerhin hatte die seltsame Gestalt des Greises und sein plötzlicher Tod kurz nach ihrer Unterredung ihm so viel Eindruck gemacht, daß er sich verpflichtet fand, den Toten ein wenig zu ehren. In diesem Gefühl also strich er die Überschrift seiner Notiz wieder durch, ersetzte sie durch die Worte „Bedauerlicher Todesfall", fand plötzlich auch dies ungenügend und schal, wurde ärgerlich, nahm sich zusammen, und schrieb nun über seine Notiz endgültig die Worte „Einer von der alten Garde".

DAS GROSSE ASIEN

oder: Wiedersehen mit Charlotte

Erzählung von

JOSEF PONTEN

In Afrika, in Asien weit verloren, um die vom Körper durchreiste und sozusagen in ihn aufgenommene Landbreite auch seelisch erweitert und mit einem ungeheuren zugewachsenen Spielraum der Entschlüsse vergrößert, fühlte Ludwig an einem Weihnachtstage beim rauchenden Lagerfeuer den jähen Wunsch in sich aufkommen, das kleine Dorf seiner Heimat wiederzusehen. Aber Planungen und

Digitized by Google

Forschungen vom Ausmaß der seinen und das umständliche und kostspielige Ganze einer Karawane waren wie die Schwungscheibe einer Maschine, die auch dann noch Umdrehungen macht, wenn die Antriebskraft schon abgestellt wurde. Der breite melancholische Ob Sibiriens sah ihn noch nach Auflösung der Karawane viele Schiffahrtstage seinen Wassergang hinabreisen, den stürmisch angewachsenen Wunsch unterdrückend und mit ungeheurer Selbstzucht und Willensanspannung beobachtend. Als der Schnabel seines Schiffes an das Packeis stieß, die Schollen den Stoß knirschend und gleichsam zornig über die Störung murmelnd nach Norden weiter gaben und es vom Pole dünn und kalt herüber wehte, da endlich konnte er südwärts kehren und den Globus hinauf zu Menschen seiner Art streben.

Aber Menschen konnten ihn, unbeweibt, kinderlos, ohne Eltern und Geschwister, ohne Verwandte, die ihm noch wert, ohne Freunde, mit denen die Beziehungen nicht erkaltet waren, kaum so heftig gerufen haben; und doch war es ihm, als ob ein Unerledigtes an Menschenschicksal ihn fordere — er wußte nicht welcher Menschen! In anderthalb Jahrzehnten der Abwesenheit waren sie aus dem leidenschaftlichen Gedächtnis in die ruhige Zone eines allgemeinen Erinnerns zurückgetreten, und er dachte an keinen bestimmten, indem er an alle unbestimmt dachte.

Er war da, er betrat die Landschaft, die große Fläche in den westlichen Wäldern, die aus den Zeiten frühmittelalterlicher Rodungen den schlichten und starken Namen Rott behalten hatte — ach was für ein Gefühl war das! Als er zum ersten Male, am Beginn seiner Reisen, die niedrige weiße Sandküste des nördlichen Afrikas gesehen hatte, über der im badehauswarmem Winde Palmen in ihren starken Fasern kühn sich wiegten, das war kein Hochgefühl gewesen, diesem zu vergleichen! Selbst als er einmal halbverdurstet aus einer Glühwüste haushoher wandernder Sicheldünen, in der seine Leute den eigenen Urin getrunken hatten, auftauchend den grünen Fruchtlandstreifen einer Kirgisenoase hatte aufleuchten sehen, selbst das war nicht ein Gleiches gewesen!

Ach wieder einmal eine warme und saubere weiße Hand zu fühlen, er, der die von Butter und Dreck verkrusteten niegewaschenen Hände von Bergasiaten oft zum Verbinden hatte halten müssen — er hielt die Händchen von Kindern in den seinen, deren Zutrauen er sich durch Lächeln, Zureden und Geschenke erworben hatte. Ach wieder einmal in offene Augen von Menschen seiner Rasse blicken zu können,

Digitized by Google

er, der sich in den Augenschlitzen von mongolischen Turkmenen so oft müde geforscht hatte — er plauderte mit Holzfällern und Bauern, die dem stattlichen wetterharten Fremden mit schnell überwundenem Mißtrauen Auskunft gaben, als sie ihn in ihrem Tonfall reden hörten.

„Ei der Teufel!" rief er jetzt aus, „das ist ja Hieronymus!" denn ein Geistlicher von seinem Alter, seiner Größe und allgemeinen Erscheinung ging ihm schräg vorüber. Hieronymus Weizacker war es, wahrhaftig, der sich in der Schule so schwer getan und mit Erfolg Begabung durch Fleiß ersetzt hatte. Jetzt war er Geistlicher geworden und Pfarrer in Rott! Doch Pfarrer Weizacker schien wenig von dem Fremden, den er nicht kannte, wissen zu wollen. Er merkte zwar auf den Anruf auf, aber sein im Gehen über die Schulter dem andern zugeworfener Blick hieß: wenn du unbedingt mit mir bekannt sein willst, bitte! Nun ja, „unbedingt" wollte Ludwig nicht mit dem Herrn Pfarrer bekannt sein, und die Freude, einen Genossen von der Schulbank wiederzusehen, konnte er ja auch zähmen, wenn's darauf ankam! Nun ja denn, du kannst mir gestohlen werden, du Affe!

Und sieh da! „Friedrich von Knecht", er las den Namen auf einem in die Dorfstraße vorgestreckten Schilde. Friedrich von Knecht, so hatte in einer merkwürdigen Laune der Geschichte, des Namen-Festwerdens und der Geschlechterabfolge jener Fuhrmannssohn geheißen, mit dem er in jungen Jahren befreundet und dessen Vater ihm die Verkörperung raumüberwindenden Wirkens ins Weite gewesen war. „Friedrich von Knecht, Schmied und Stellmacher". Wahrhaftig, etwas Rechtes war der rote Fritz geworden, etwas Nützliches und Handfestes, Schmied und Stellmacher, nicht anders war es von einem aus dem Grunde so tüchtigen Menschen wie Fritz zu erwarten gewesen. Ludwig blieb vor der Schmiedehöhle stehen — vielleicht daß Fritz ihn erkennen würde (was haben wir doch manchmal für niedliche und bescheidene Wünsche!). Berühmt war Ludwig geworden, nun ja, er trug goldene Zierscheiben und Ehrentitel erderkundender Gesellschaften — er genoß im voraus die kindliche Freude über das, was sein Dorf zu diesen Würden sagen würde. Ei je nun, was würde es sagen? Es war schon ziemlich gleichgültig, was es sagen würde im Vergleich zu dem, was Hieronymus — doch der ist schon ausgeschieden — was Fritz sagen würde und — — Charlotte. Charlotte! Fritz brachte sie ihm in eben diesem Augenblicke ins Gedächtnis, viele Jahre hatte er nicht mehr an Charlotte gedacht, buchstäblich nicht mehr gedacht. Fritz hatte Charlotte geliebt, alle hatten es

Digitized by Google

gewußt, nur Charlotte hatte es nicht zu wissen geschienen. Ob sie jetzt wohl verheiratet waren? Gewiß waren sie verheiratet, glücklich verheiratet, mit Kindern gesegnet, denn so gesund und zufrieden, so an Leib und Seele ausgewachsen wie Fritz der Schmied war, kann doch wohl nur ein Mensch sein, dem alle wesentlichen Wünsche in Erfüllung gingen. Ludwig sah den rothaarigen Fritz mit den weißen Wimpern, er war nur mit einer Hose bekleidet, vor der ein steifer Lederschurz stand, und aus der von Ruß steifen Röhre der Hose ragte ein prachtvoller nackter halber Mensch heraus. Freilich einen Ehering, soweit er sah, trug Fritz nicht, doch das hatte vielleicht nichts zu bedeuten. Fritz sah Ludwig nicht. Denn er trieb eben mit dem schweren Zuschlaghammer einen glühenden Eisenreifen, den Gesellen mit langen Greifzangen hielten, auf das neue künstliche Gesperre eines eichenen Rades, der hölzerne Radkranz rauchte heftig unter der Berührung des glühenden Reifens. Alle Männer im heiligen Dampf der Arbeit banden Augen und Hände an ihr Werk, und niemand sah den Fremdling, der mit bewundernden Blicken draußen lehnte; an dem Bocke lehnte er, der den noch dreibeinigen Gatterwagen an Stelle des vierten fehlenden Rades unterstützt hielt, vom Wagen waren bereits alle fahrenden Stücke, die Räder, die Achsen, das Gestelle zinnoberrot, die gefahrenen Teile, der Gatterkasten, himmelblau gemalt. Laut klangen Merkrufe und Hammertöne aus der Schmiede, schwarzer Rauch verbrannten Holzes und weißer Dampf von Wasser, von den noch zwischen den Beinen der Männer tätigen Lehrlingen auf die schon angepaßten Reifenstrecken gegossen, wälzten sich aus dem Tore. Mit tiefem Vergnügen sah Ludwig das gediegene und gefährliche Werk, die Sammlung und Aufmerksamkeit der Gesellen und die spielenden Muskeln des stolzen Meisters inmitten. Wie würde er ihm nachher die schwielige ehrenreiche Hand drücken, dem prächtigen Vulkan!

Fürs erste aber ging er fort, zu unpaß würde er jetzt dem Meister kommen. Er trat dem angebauten Hause näher und spähte in den Garten davor, ob nicht Charlotte heraustreten, ihn sehen und, vielleicht, erkennen würde. Aber niemand trat heraus, und keins von den Kindern, hinter denen der Lehrer eben die Schule schloß und die mit rappelnden Ranzen zum Nachmittagsbrote stürmten, lief in das Haus. Nun denn, nein! Der Dorfplatz war leer, die Leute waren wohl auf den Feldern oder in den Ställen, es war Melkzeit. Ein Hund, zwei Hunde liefen heran und berochen des Fremden Hosen-

Digitized by Google

bein; aber wie sollten die ihn erkennen, trotz dem erstaunlichen Hundenasengedächtnis, so alt wird wohl kein Hund wie er Jahre entfernt gewesen war.

Nun betrachtete er den Dorfplatz, die Gärten, die Linde, den Brunnen, die Häuser. Mein Gott, wie klein war das alles! Wie niedlich waren die Häuser, die er als stattlich im Gedächtnis hatte, wie winzig die Türen, an deren Oberbalken er sicher anstößt, wenn er in eins der Häuser treten wird! Der Geist braucht nicht von Länderbreiten ausgeweitet und seine Maßbegriffe müssen nicht von asiatischen Unermeßlichkeiten verdorben sein, daß man nicht nach langer Abwesenheit die Dinge seiner Heimat als puppenhaft empfinden sollte — jeder macht diese süße und schmerzliche Erfahrung, die auffallendste und allgemeinste auf unserem Wege von der Kindheit zur Reife. Sie ist eher ergötzlich als bedrückend. Aber das Maß des Kindes ist so richtig und der Erfahrung entnommen wie das des Erwachsenen, denn das Menschlein, das die Länge der Beine des Menschen hat, ist sich Maß aller Dinge wie der Mensch, also, weil es dessen halbe Größe hat, müssen alle Dinge die doppelte haben — schon ist das Haus so hoch wie der Kirchturm! Und weil auf einen Schritt des Menschen zwei oder drei des Menschleins kommen, ist der Weg zum Krämer, auf den die Mutter dich schickte, länger, namentlich am Abend, und der Rundgang um das ganze Dorf schon eine kleine Reise. Und was wurde auf diesem Wege an Neuem, Überraschendem, noch nicht Gesehenem erlebt und erfahren, was brachte ein Streifzug durch die Wiesen bis zur Försterei am Waldrande an Weltwissen ein! Ja, als du zum ersten Male die hundert Meilen bis nach Köln reistest, war das im Gefühle nicht so weit und an Erlebnis nicht so reich wie der Ritt durch Persien, das doppelt so groß ist als Deutschland? Und warst du in jenem unvergeßlichen Augenblicke, als du dort den Rhein zum ersten Male sahst, nicht so überwältigt wie später, als du auf den Rand des europäischen Hochufers der Wolga hinaustratest? Und war damals der nur rufbreite Rhein nicht so breit wie die flintenschußbreite Wolga? So war es, so war es! Jedes Menschenalter hat sein Menschtum, und gut ist es, wenn nicht die Erlebnisse der Alter durcheinander getauscht werden. Du hast in gierigem Wissenshunger bedauert, nicht auf See geboren zu sein, deine Kindheit nicht auf Brettern über den Ozeanen der Welt verlebt und nicht in den Jahren mit Reisen haben aufhören zu können, wo du mit einer ersten Reise außerhalb Europas zu reisen

Digitized by Google

anfingst. Torheit! Was hättest du gewonnen? Zuwachs an Wissen, an Tatsachen, aber Verminderung an Fühlen, an Sehnsüchten. Denn die Welt ist nicht so groß wie sie ist, sondern so groß wie wir sie fühlen. Es gibt eine Blasiertheit des früh an Genüsse, auch des an Maße Gewöhnten. Darum danke ich dem Geschick, in Rott und nicht auf der Sundasee geboren zu sein.

Er hatte seinen Rundgang durchs Dorf beendet. Aber noch rauchte und tönte es aus der Schmiede. Gut, für Meister Fritz blieb Zeit, er würde ihn bitten, eine Woche bei ihm wohnen zu dürfen. Jetzt ging er zur Kirche.

Eine Woche in Rott! Herrgott, was für eine Woche würde das sein! So wie man, um die Wonne eines warmen Bades ganz zu genießen, vorher einen Augenblick in kaltes tauchen muß, so empfindet auch nur der Wanderer das volle Glück der Seßhaftigkeit. Aber Dauer dämpft und verekelt zuletzt die Genüsse. Wahrhaftig die Natur ist neuerungssüchtig, und es kennt sie schlecht, wer aus ihr Rechte auf Unveränderlichkeit ableiten möchte. Ja das soll einmal eine Woche der Lust und des Behagens für den Weltwanderer sein! Am Sonntag in der Predigt wird der Pfarrer auf diesen Besuch aus der Morgenferne anspielen — nein, er wird auf nichts anspielen, sondern mit Fleiß über das spießbürgerliche Thema reden: Bleibe im Lande und nähre dich redlich — aber wenn Ludwig in der Schar seiner Altersgenossen aus der Messe auf den Dorfplatz tritt, wird der Bürgermeister (sicher wird es noch derselbe alte sein wie früher, denn wenn Leute einmal alt geworden sind, werden sie ganz von selbst sehr alt) ihn anreden, ihn auf das Gemeindehaus bitten und ihm einen Ehrentrunk bieten. Und selbst der Pfarrer — nein, Hieronymus wird nichts tun, sondern ein süßsaures Gesicht ziehen. Er selbst aber wird mit seinen nun zu Männern herangereiften Genossen in der Schenke sitzen und wird ihnen dies und das von großer Welt und wilden Abenteuern erzählen. Und wenn er genug erzählt hat, wird er an gemeinsame Bubenstreiche erinnern, wie sie den Apfelbaum plünderten und den Bauer Jan zur wilden Wut brachten, als er jeden Abend auf einer andern Stoppel sein angepflocktes Fohlen suchen mußte. Und der Bauer Jan, mittlerweile auch ein alter Mann geworden, der damals kochte und schäumte und den Himmel mit wilden Flüchen erschütterte, wird dabei sitzen und seine Augen werden vor Rührung und Glück darüber tränen, daß er sich von Ludwig als Anstifter durfte einen Possen spielen lassen; denn so dankbar sind manchmal die Menschen.

Digitized by Google

Und Ludwig wird immer wieder die holde Frage tun: Weißt du noch? Und: Wißt ihr noch? Ja, sie wissen es noch alle und wissen noch alles! Alles! Alle! Es wird acht Tage Fest und Triumph im Dorfe sein! Ganz gewiß, mehr Fest und Triumph, als in der Oase Merw war, da er lange aus der Wüste überfällig, von den Kabeltelegrammen erderkundender Gesellschaften gesucht und mit der naiven Sorge, Liebe und Anhänglichkeit, wie nur Naturvölker sie haben, von jenen Asiaten zurückerwartet worden war. Denn jenes war nur Merw gewesen, und dieses war Rott! Rott! Denn Rott war Heimat.

Und das wußte er nun auch: Ruhm in der Welt ist ein schönes Ding, und köstlich ist es, seinen Namen eines Tages plötzlich von Tausenden willig und glühend aussprechen zu hören, denen er gestern noch eine Adreßbuch-Gleichgültigkeit war; aber schöner und köstlicher noch ist es, ihn endlich auch von den Widerstrebenden mit Achtung genannt zu wissen, von hundert seiner Leute, seiner Verwandt- und Bekanntschaft, seiner Landschaft und seines Vaterlandes, unter denen der Träger als einer von ihnen aufgewachsen war, die ihn als ihresgleichen angesehen und darum nichts Außerordentliches von ihm hatten erwarten mögen. Auch Ludwig hatte die schicksalhafte Jugendeinsamkeit der Außerordentlichen erlebt und die Wahrheit erfahren, die jener Ehrwürdige in das bittere ewige Wort hüllte, daß der Prophet nichts gelte in seinem Vaterlande. Ach, das war alles vergessen, vergessen, ein kleiner Geist, welcher derlei nicht vergessen kann. Warum hätte Rott sich besser verhaltensollen als Nazareth und damit ein Naturgesetz durchbrechen? Aber nun durfte er sich doch auch freuen, daß er das Gegenteil erleben würde, weil er es hatte abwarten können und die Zeit die Herzen gewandelt hatte, denn die Menschen widerrufen auch gern, wenn nur andere Vaterländer sie belehren und aus der Ferne der Stern des Namens leuchtet. Das durfte er doch, nicht wahr, und die späte Rache würde nicht unedel sein, nicht wahr, weil er sie nicht nahm, sondern automatisch nahm sie die Zeit. Er war noch da — er hatte ihn gesehen, als er die Schule hinter den Kindern schloß — der Lehrer von damals, der elende Schulmeister, der oftmals seine Seligkeit verschworen hatte, wenn aus Rotmüller Ludwig, der die allzu langsame Schule schwänzte, sich botanisierend in den Wäldern herumtrieb und mit dem Förster auf Wildbeobachtung ging, etwas anderes würde als ein Vagabund! Nein, die späte Erbitterung gegen die Kleingläubigen behagte ihm selbst nicht, zeitweises Geschmähtsein gehört zum Haushalt eines

Digitized by Google

rechten Ruhmes, und alles Persönliche sollte aus seiner Rache ausgeschlossen bleiben. Doch unwillkürlich drängte sich noch dieser oder jener in die Erinnerung, es wurde offenbar, wie tief die in der Jugend erlittenen Verkennungen in einem leidenschaftlichen Gemüte giftige Wurzel schlagen. Nun gut, sie sollten sich nicht auswirken, diese Verkennungen, aber an sie denken wollte er doch noch einen Augenblick, meinetwegen zum letzten Male. Da war Hieronymus, der zuerst aus dem Priesterseminar, in das Ludwig notgedrungen hatte eintreten müssen und in dem er sogar die niederen Weihen erlangt hatte, und später über Ludwigs unbändiges Leben in der Studienstadt, das er zügellos nannte, alarmierende Berichte nach Hause geschrieben hatte. Da war dieser oder jener Bürger oder Meister, die Ludwigs zaghafte und ängstliche Mutter seinetwegen noch mehr verschüchtert und ihren Lebensabend mit unnützer Sorge um den Sohn erfüllt hatten. Aber da war auch jener verrückte und famose Schuster, sein vielleicht einziger Freund, ein Genie in der Mathematik, der ihn Sternörter hatte berechnen lehren, dem er übrigens, alle glücklichen Akademiker übergehend, die Ausrechnung seiner trigonometrischen Winkelmessungen im Pamir als Grundlag für seine neue Karte vom Dache der Welt übergeben wollte, wenn er noch lebte. Und da war Charlotte! Sie war ein wenig älter gewesen als er, und sie hatten sich vielleicht heimlich geliebt, sicher ihnen selbst unbewußt. Sie hatten sich zu freilich geheimen Gängen in die Felder getroffen, wo aber nicht das Geringste zwischen ihnen geschehen und gesprochen worden war, was nicht auch auf dem Markte hätte getan und geredet werden können. Und bei einem dieser Gänge hatte sie ihn, in Ferien aus der Studienstadt daheim, freundlich und herzlich gefragt, ob es ihm nicht vielleicht doch möglich sei, draußen ein weniger liederliches Leben zu führen, als er nach den Briefen des Hieronymus führe. Ha, plötzlich wußte er es: nicht sein Dorf hatte er wiedersehen, nicht vor dem Lehrer und den Bürgern und dem Pfaffen im Glanze seines Namens erscheinen — Charlotte hatte er wiedersehen wollen, Charlotte, die damals ganz offenbar dem Kumpan Hieronymus und dem ganzen schändlichen Lügengerede geglaubt hatte, das aus seinen unverstandenen, entstellten oder vergröberten Übermutstaten geworden über ihn in der Heimat umlief. Ha, er wußte es: für die Wiederherstellung seines guten Namens bei Charlotte war er aus Turkestan hergeeilt. Ha, bei Charlotte zu gelten, das war ihm mehr wert als Triumph und Preis in seinem

Digitized by Google

Dorfe und Vaterlande! Um Charlottes Anerkennung wegen würde er die strahlende Reihe goldener Zierscheiben vor der Brust dahingeben! Es gibt gewisse Wiederherstellungsforderungen in unserer Seele, die nie verjähren, Ansprüche, die wir niemals aufgeben, denn wir fühlen mit ihnen unser Recht aufs Dasein verknüpft. In jeder Seele gibt es eine letzte Faser, die nie berührt werden darf, ohne daß wir gequält aufschreien, ein allerletztes Fürwahrhalten, das unverstellt mit uns ins Grab gehen muß. Charlotte sollte ihn nicht mehr lieben, falls sie es etwa einmal getan hatte, das war vorbei, bei ihm und bei ihr, sie war des Schmiedes Frau, er würde bei ihm und ihr wohnen, und auch wenn der Schmied in der Werkstatt wäre, würde kein Wort zwischen ihnen fallen, kein Blick gewechselt werden, der an das erinnerte, was früher vielleicht Zartes zwischen ihnen sich gesponnen hatte. Er verlangte nichts von Charlotte, nichts, was sie an Leben und Schicksal zu vergeben hatte, aber sie, außerordentlicher Mensch der sie war, hatte sich ihm zum Wertmaßstab für das Urteil über Menschen und gar über sich selbst gemacht. Man hat wohl einen solchen höchsten lebendigen Maßstab, jemanden, dem man die ausdrückliche oder auch nur gedachte Frage vorlegen kann: was würdest du sagen, wenn ich dieses täte? Charlotte war ihm in einem vegetativ-schöpferischen Vorgang der Natur der goldene Meilenstein auf dem Forum seiner Seele geworden, von dem die Straßen seines Lebens ausstrahlten, der goldene Grundmesser, der bisheran zwar verhüllt gestanden, aber doch immer dagewesen und auch unerkannt Wirkung ausgeübt hatte. Als namenhaftes Wesen ausgelöscht, aber als Kraftpunkt in ihm waltend hatte ihn Charlotte in den Ländern unter dem Horizont begleitet, alles Persönliche und Ausdrückliche von ihr, alles äußerlich Beziehungshafte zwischen ihnen hatte er vergessen. Wozu wäre gut gewesen, es zu behalten? Was hätte ihm in dieser Hinsicht Charlotte sein können als Hausbewahrerin, ihm, dem Hauslosen, dessen Wohnung das flüchtige Zelt und der vom Himmel überkuppelte Raum war? Als Kindermutter ihm, der keinen Fortpflanzungsdrang in sich fühlte, dessen Energien dieser Art alle von seiner Aufgabe verzehrt worden waren? Er brauchte kein Weib. Mit Kraft hatte er sich dieses Bedürfnis ausgeredet. Das kann man nämlich. Für Zärtlichkeitsverlangen eines Körpers, den Sonne und Sandstürme gerben müssen, ist in Unternehmungen wie den seinen kein Platz. Mönchisch sein muß ein Mann dieser Ziele, ob aus Veranlagung oder aus Willen, das gilt sich gleich; die Jesuitenmönche,

Digitized by Google

welche für die chinesischen Kaiser die ersten Karten von Tibet aufgenommen hatten, waren aus mehr als einem Grunde geeignete Männer gewesen. Und übrigens, wovon reden wir denn? Warum Gründe für ein Unterlassen suchen, das durch Handeln anderer schon erledigt worden ist? Charlotte war Fritzens Frau, sie lebte glücklich in ihrem Hause, hatte Kinder gesund wie der Vater, Fritz würde der älteste Knabe heißen und der zweite, vielleicht, Ludwig, abends nach dem Essen würde er Fritzchen auf das rechte und Ludelein auf das linke Knie setzen und würde ihnen Fabeln fremder Völker erzählen: „Der Hase und die Schildkröte. Der Hase und die Schildkröte haben einen Streit miteinander, wer den jungen Salat im Garten des Hasen gefressen hat. Die Schildkröte hat es getan, aber sie sagt, der Hase hat es selbst getan. Sie beschließen, zu den Richtern zu gehen. Am anderen Morgen sehr früh weckt die Schildkröte den Hasen und sagt: ‚Wir wollen gehen.' Der Hase richtet sich auf. Die Sonne ist noch nicht aufgegangen, es ist noch dunkel und sehr kalt. Der Hase sagt: ‚Wir wollen noch warten.' — ‚Nein, wir wollen jetzt gehen.' — ‚Nein, wir wollen die Sonne abwarten.' — ‚Nein wir müssen jetzt gehen.' — ‚Gut. Meinetwegen.' Sie gehen. Es ist sehr kalt und sehr naß. Der Hase friert, die Schildkröte friert nicht. Plötzlich verläßt die Schildkröte den Weg. ‚Warum bleibst du nicht auf dem Wege?' fragt der Hase. — ‚Nein, laß uns durchs Gras gehen, es ist näher.' — ‚Nein, wir wollen auf dem Wege bleiben.' — ‚Nein, wir wollen durch Gras gehen.' — ‚Gut. Meinetwegen.' Sie gehen durchs Gras. Das Gras ist sehr naß vom Tau, der Schildkröte macht das nichts, aber der Hase friert schrecklich, er zittert am ganzen Leibe. Als sie vor die Richter kommen, steht der Hase da und zittert am ganzen Leibe. ‚Seht, wie er sich vor den Richtern fürchtet!' ruft die Schildkröte, ‚er selbst hat den Salat gefressen!' — ‚Ja,' sagen die Richter, ‚er selbst hat den Salat gefressen.' — Der Hase ist sehr traurig."

„Gibt es so schlechte Menschen, Onkel Ludwig?" fragt Fritzchen. — „O ja," sagt Ludwig Rotmüller, „es gibt noch viel schlechtere." Die Mutter Charlotte, die Strümpfe stopft, sagt, von ihrer Arbeit aufsehend: „Ich weiß nicht, Ludwig, ob es richtig ist, daß du den Kindern von schlechten Menschen erzählst. Man soll sie an die guten glauben machen. Und sie sollen von Geschichten etwas Erfreuliches lernen." — „Ganz recht, Charlotte. Also Ludelein, ich habe bemerkt, daß du gierig beim Essen bist. Sag mir mal, wer frißt mehr, der Elefant oder der Hahn?" — „Der Elefant", sagt der kleine Ludwig. —

Digitized by Google

„Nun, dann höre: Der Elefant und der Hahn wetten, wer im Fressen am längsten aushält. Am Morgen fangen sie an. Der Elefant weidet Laub von den Bäumen, der Hahn scharrt das Feld nach Körnern und Würmern auf. Gegen Mittag ist der Elefant satt und legt sich unter den Baum zum Schlafen. Am Nachmittag wacht er auf und sieht, daß der Hahn noch immer scharrt und pickt. Auch er beginnt aufs neue zu fressen. Nach einer Stunde hat er wieder genug, legt sich hin und betrachtet verwundert, daß der Hahn nicht müde wird zu scharren und zu picken und zu fressen. Er döselt wieder in Schlummer. Vor Sonnenuntergang wacht er davon auf, daß er Stiche im Rücken spürt. Er dreht seinen Kopf herum und sieht den Hahn da spazieren. ‚Was machst du da, Hahn?' fragt er. — ‚Nichts. Aber das Feld ist leer, jetzt stille ich meinen Hunger von den Insekten in den Borsten deiner Haut.' Da sagt der Elefant: ‚Du hast die Wette gewonnen, Hahn, soviel fressen wie ein Hahn kann ein Elefant nimmer.'"

Der Vater Fritz von Knecht sieht von der Zeitung auf und sagt: „Hast du nicht auch für mich eine lehrsame Geschichte, Ludwig?" — „Freilich hab' ich das, aber wenn den Eltern Lehren erteilt werden, sollten die Kinder nicht dabei sein." Die sich sträubenden Kinder werden von der Mutter zu Bett gebracht. Ludwig erzählt: „Der Hahn und der Wurm. Ein Wurm auf einem trockenen, in der Sonne hart gewordenen Felde am Berge konnte nicht mehr im Boden graben und mußte verhungern. Wenn er unten in den feuchten Feldern am Flusse sein könnte, brauchte er nicht zu verhungern. Aber bis dahin war der Weg weit, bis dahin war er verhungert. Da kam ein Hahn und wollte den Wurm fressen. Der Wurm aber sagte: ‚Lieber Herr Hahn, was wollt Ihr mich jetzt fressen, wo ich so mager bin? Tragt mich auf das feuchte Feld am Flusse, von der Luft werde ich da schon fetter, und Ihr könnt mich fressen! Das leuchtete dem Hahn ein, daß es besser sei einen fetten als einen magern Wurm zu fressen, und er wollte den Wurm mit dem Schnabel aufnehmen und forttragen. Der Wurm aber sagte: ‚Lieber Herr Hahn. Ich werde so kitzlich von Eurem Schnabel. Ich müßte so lachen, daß ich vor Lachen nur noch magerer würde. Hockt Euch lieber nieder und laßt mich auf Euren Rücken steigen.' Der Hahn tat so, der Wurm sagte: ‚So, Herr Hahn, wenn ich bitten darf.' Der Hahn machte sich auf den Weg nach dem Flusse. Ab und zu, um dem Wurm zu zeigen, was für ein Hahn er sei, flog er ein Stückchen, und so ging die Reise sehr schnell.

Als sie nun in die Nähe des Flusses kamen, wurde dem Wurm das

Digitized by Google

Herz schwer. Wie sollte er vom Rücken des Hahns herunterkommen? Er dachte: Ich muß ihn bei der schwachen Stelle fassen. Er sagte: ‚Ich habe gehört, Herr Hahn, daß Ihr so herrlich singen könnt. Man hat mir gesagt, Euer Singen sei, für Kenner, mehr als was die Nachtigall kann. Laßt mich Euren Singruf hören, aber gleich dreimal, damit ich ihn mir recht einpräge.

Der Hahn dachte: Das ist ein ganz gebildeter Kerl, der Wurm, und er ließ dreimal sein Kökerökööööh erschallen. Während er mit langem Halse und aus Leibeskräften krähte, merkte er nicht, daß der Wurm ihm vom Rücken hinabglitt. Der Wurm grub sich schnell im feuchten Boden ein und verschwand. Der Hahn hatte das Nachsehen. Aus!“

Fritz blinzelte: „Und die Lehre für mich — —?“ — „Alle Tiere haben diese schwache Seite,“ unterbrach schnell Ludwig. — „Welche?“ frug von den Bubenbetten zurückkehrend Charlotte. — „Von sich selbst etwas Besonderes zu halten.“ — „Das darf man und das muß man sogar. Das ist natürlich. An diesem Punkte darf man empfindlich sein. Das ist man sich selbst schuldig. Wenn man nicht von sich selbst etwas halten dürfte, könnte man nicht leben. Dazu ist das Leben zu ernst und zu schwer. Nun, und ich bekomme keine Geschichte?“ — „Liebe Frau Charlotte. Ich könnte dir diese ganzen acht Tage hindurch ineinemfort solche Geschichten erzählen, aber kaum eine, die schön genug für dich wäre.“ — „Schmeichler,“ sagte Charlotte, „aber erzähle etwas Ernstes.“ — „Alles was das Volk und das Volk in allen Völkern sich erzählt, ist sehr ernst,“ sagte Ludwig, „wenn es oft auch recht heiter erscheint. Zu nutzloser Heiterkeit hat das Volk auf der ganzen Erde nirgendwo Zeit. Also eine Geschichte von den Hottentotten: Wie der Tod in die Welt kam, oder: Wie der Mond die Flecken bekam, oder: Wie der Hase seine Hasenscharte bekam.“ — „Wie der Hase seine Hasenscharte bekam, bitte.“

„Als der Mond in die Welt kam, schickte er den Hasen zu den Menschen und ließ ihnen sagen: So wie er, der Mond, am Ende des Monats stürbe, so würden auch sie sterben. Aber so wie er am Anfang des neuen Monats wieder aufstünde, so würden auch sie wieder aufstehen und lebendig sein. Der Hase aber ist ein Leichtfuß und Springinsfeld, er hatte nur mit halbem Ohre zugehört, und als er zu den Menschen kam, trug er, aus lauter Leichtfertigkeit, seine Botschaft von hinten her vor: Wie der Mond im Anfang des Monats erschienen sei, so seien auch sie einmal erschienen. Und wie der Mond am Ende des Monats sterben würde, so würden auch sie sterben.

Digitized by Google

Dann kam der Hase zum Monde zurück, und der frug, ob die Menschen sich auch gefreut hätten. Nein, sagte der Hase, er habe von Freude nichts bemerkt, sondern die Menschen haben sehr ernste Gesichter gemacht. Der Mond verstand das nicht und ließ sich erzählen, was der Hase ausgerichtet habe. Da ward der Mond so zornig, daß er sein Beil ergriff und es nach dem Hasen warf. Der Wurf aber ging zu kurz, und die Beilschneide traf nur die Oberlippe des Hasen. Davon hat er die Hasenscharte.

Der Hase war sehr unwillig und sprang dem Monde ins Gesicht, das er mit seinen Grabenägeln und den Nagezähnen übel zurichtete. Davon hat der Mond die Flecken behalten."

Ach, es waren acht herrliche Tage bei den Meistersleuten! . . .

Da — klappte eine Beterin ihre Kniebank nieder, daß es hart und laut hallte, und davon wurde Ludwig Rotmüller aus seinen Träumen wach, und er merkte, daß er ja gar nicht bei den Meistersleuten, sondern in der Kirche war. Da saß er in der Kirche und erlebte den heiligen Schauer des Ortes, an dem er einmal jung und fromm gewesen war. Die feierlichen Gewölbe schwebten und fuhren über ihm, und das rote ewige Licht leuchtete, ein unveränderlicher Fixstern, aus der Ampel vor dem Altare. Dort in dem braunen Kastengehäus hatte er zum ersten Mal bebend gebeichtet und da an der wurmdurchlöcherten Bank zitternd kommuniziert! Hier war er Meßjunge gewesen bei duftenden Weihrauchmessen, bei nächtlichem todernsten vierzigstündigen Gebete. Und dort am Altare wäre er fast Priester geworden, wenn sein Schicksal ihn nicht vor andere Altäre gestellt, ihn nicht zu anderen Gottentdeckungen und -offenbarungen gerufen hätte. Ach, es war schön in dieser Kirche, und schön ist es fromm gewesen zu sein und es mit einer gewissen Wehmut darüber, daß diese Religion nicht hieb- und stichfest genug war, es dauernd bleiben zu dürfen, wieder zu erleben!

Wenige Menschen waren in der Kirche, der Pfarrer ging einmal hindurch um zu sehen, ob an seinem Beichtstuhl jemand seiner bedürfe (aber es war niemand da), und einige alte Frauen wandelten betend den Kreuzweg Christi nach, dessen Stationen an den Kirchenpfeilern angemalt waren. Von draußen tönte das Klingen des Amboß aus der Schmiede herein. Ach, es war schön in dieser Kirche! . . .

Charlotte Hörsing!! Grad vor sich auf einem Platzschilde las er den Namen! Grad auf ihrem Platze hinter dem Pfeiler saß er! Nicht Charlotte von Knecht — Charlotte Hörsing! Sie war also nicht Fritzens

Digitized by Google

Frau geworden, sie war unverheiratet geblieben. O wie schade um sie und Fritz! O wie schade . . .

Da bog eine Frau um den Pfeiler und in die Bank und auf seinen Platz zu. Sie schwankte leicht zurück, als sie ihren Kirchenstuhl von einem Manne besetzt fand. Sie wollte weitergehen.

„Charlotte!“ rief er leise, denn er erkannte sie. Sie stutzte, sie runzelte die Brauen, dann legte sich ein glänzender Schein über ihr erbleichendes Gesicht.

„Ich bin Ludwig Rotmüller!“ rief er gedämpft, „kennst du mich nicht mehr?“

Sie trat sogleich in die Bank herein, ihre Augen waren geschlossen, und ein wehes Glück lag auf ihrem Antlitze. Sie faßte seine Hand und drückte sie wider ihr Herz.

Groß war sie, und recht mager, ein schlichter Tuchkragen, der bis zu den Ellenbogen herab ihren Oberkörper bedeckte, gab ihr etwas Altjüngferliches und schien zu sagen, daß sie sich mit dieser Uniform aus der Reihe der noch zu Wählenden ausschließe und auch äußerlich ihre Zugehörigkeit zum Orden der Ewigledigen bekunden wolle. „Bist du nicht verheiratet, Charlotte? Ich dachte, du bist Fritzens Frau?“

O weh! Diese Frage war nur Leid für sie! Es wehte dunkel über ihr Gesicht. Aber nun sammelte sie sich, und sie sagte entschlossen: „Nein, ich bin nicht verheiratet.“ — „Gefiel dir Fritz nicht?“ — „Doch.“ — „Er ist sicher ein guter und prächtiger Mann.“ — „Der Beste, der Prächtigste!“ — „Er hat dich von früh auf geliebt.“ — „Ich weiß es. Er tut es noch.“ — „Er tut es noch? Und du?“ — „Ich hab ihn gern.“ — „Und weiter?“ — „Er kommt alle Jahre zu meinem Namenstage mich wieder fragen. Er sagt, wenn ich ihn nicht will, wird er ledig bleiben.“ — „Und du? Und du?“ — „Ich schicke ihn weg.“

„Du schickst ihn weg? Warum in aller Welt — —?“

— — „Ich dachte, Sie würden einmal wiederkommen . . .“ Sie duckte sich sitzend tief nieder.

„Ich — ich würde — wiederkommen?“ rief er betroffen. „Habe — habe ich dir das jemals versprochen? Habe ich dir jemals etwas in dieser Hinsicht versprochen?“

„Nein, Sie haben mir nichts versprochen, nichts in dieser Hinsicht . . .“ Sie sagte es leise und ruhig.

„Und meinetwegen, auf diese bloße Hoffnung hin —, und obgleich nie von meiner Wiederkehr die Rede war —, und obgleich nie von dieser besondern Hinsicht die Rede war — —?“

Digitized by Google

Sie sah ihm jetzt voll, mit großen Augen, aus denen Unermeßliches sprach, in die seinen.

... Da war es ihm, als wüchse seine Seele asienweit hinaus und als käme aus dieser Länderdehnung alles das wieder in ihn über, was das harte und große Leben in jenen freien Weiten erst möglich machte: Tapferkeit des Handelns, Bewegungsfreiheit der Entschlüsse, Einsetzen des ganzen Menschen an jedem Orte. Dort gelten keine kleinen Rücksichten, keine Zärtlichkeiten für sich selbst, dort gilt, was die Stunde fordert vom ganzen Mann, und weiter nichts.

Von draußen her tönte der eiserne Sang des Amboß in die Halle herein. Die betenden Frauen hatten die Kirche verlassen. Der Abend kam bunt und dunkel durch die Fenster. Der ganze Zauber eines alternden Mädchens, die süße Melancholie, die von einem Weibe ausgeht, das sein Schicksal zu verfehlen im Begriffe ist, die Weihe, die eine opfervolle hohe Einbildung verstrahlt, überkamen ihn. Er hätte gern ihre starken langen Hände, auf denen schon die Adern hervorzutreten begannen, die Mitwisser ihres süßen reinen Lebens an seine Lippen geführt — aber was sollte das jetzt heißen? Er bezwang sich und grübelte bedrückt, wie zu tun sei, was zu tun war.

Aber er wußte es nicht. Er frug: „Kommst du oft in die Kirche, Charlotte?“ — „Jeden Tag zu dieser Stunde.“ — „Und was tust du dann hier?“ — „Ich bete. Ich träume. Oder ich erforsche mein Gewissen. Und einmal in der Woche geh' ich beichten. Gerade an diesem Wochentag. Der Herr Pfarrer weiß das, und er kommt auch immer um diese Zeit.“

Ein Licht fiel in ihn und machte ihn hell! (Er verschwieg, daß der Pfarrer schon dagewesen war.) Und er sprach die zärtliche Bemerkung aus: „Was hast du reiner Engel denn zu beichten?“

„Sagen Sie das nicht, Ludwig“, sagte Charlotte. „Wenn man es leicht mit sich nimmt, hat man es leicht, wenn man es schwer nimmt, hat man es schwer; aber es ist würdiger.“

„Du gute Charlotte. Ach könnte ich doch etwas Großes für dich tun!“

„Wollen wir heute abend noch mal durch die Felder hinter dem Dorfe gehen, wie wohl früher zuweilen ...?“

— — „Ich muß sofort abreisen, Charlotte! In einer halben Stunde muß ich abreisen! Jetzt sofort, in dieser Minute muß ich abreisen!“ Er stand jäh auf.

„Ja ... dann ...“, sagte Charlotte, und ihr Herz zerriß. Der Blick ihrer Augen war ein Strom von Qual. Ihr Gesicht wurde lang vor

Digitized by Google

Gram. Aber sie reichte ihm ihre zitternde Hand und sagte: „Dann gehen Sie jetzt, Ludwig. Leben Sie so glücklich wie ein Mensch es Ihnen wünscht, der für Sie gestorben wäre. Das nächste Mal, wenn wir uns wiedersehen, ist's im Himmel."

Ludwig brauchte eine übermenschliche Kraft, an sich zu halten — aber er drehte sich kräftig ab und stürzte aus der Bank und aus der Kirche.

Es war ganz dunkel geworden. Noch erklang hell der Amboß von draußen.

Charlotte setzte sich und leicht vornübergebeugt saß sie da wie eine Steinfigur. Ohne Tränen. Sie war so traurig, daß es schon fast nicht mehr Schmerz war, was sie fühlte.

Nach einer Weile hörte sie, wie jemand in die leere Kirche hereinkam und in den Beichtstuhl trat. Wird der Herr Pfarrer sein, dachte sie. Obgleich das Leid, das sie litt, durch sich schon auch schwere Sünden gebüßt hätte und ihre Gedanken jetzt weniger bei Gott waren, so ging sie doch zur Beichte, um es dem Herrn Pfarrer zu ersparen, vergebens gekommen zu sein.

Der zeigte sich, vielleicht weil es heute später als gewöhnlich und schon sehr spät war, eiliger als sonst. Er saß hinten tief im dunkeln Beichtgehäus, sie konnte gar nichts von ihm sehen, nur das weiße Tuch sah sie durch das Gitterchen, mit dem der Beichtiger sich das Gesicht verhüllt. Er unterbrach sie gleich, als sie sich irgendwelcher kleinen Vergehen anklagen wollte und sagte tonlos und wispernd: „Ich will Ihnen heute etwas Wichtiges sagen, Charlotte. Ludwig ist im Dorfe, Ludwig Rotmüller, Sie wissen, unser Jugendgenosse. Er kam heute herein. Ich weiß, Sie haben ihn geliebt. Lieben ihn vielleicht noch. Aber — das muß ich Ihnen sagen — Sie sollten das nicht tun. Was seine Sitten angeht — Sie wissen, wie er sich früher betragen hat. In Ihrer großen Güte sahen Sie ihm das nach. Verirrungen und üble Taten kann man einem Menschen auch nachsehen, aber niemals ein Auslassen im Gemüte. Er ist ein unzarter Mensch, er ist eine gemeine Seele, um es kurz und klar zu sagen. Auf Ihre Anhänglichkeit darf er schon stolz sein, und die Freiheit, daraus für sein Leben zu folgern oder nicht, hat er ja auch. Und folgert er nichts, so soll er ein Geheimnis im Herzen bewahren und es heilig halten. Er hält es anders. Ich traf ihn eben auf dem Kirchplatze. Wir begrüßten uns, und dann begann er sogleich von Ihnen zu sprechen. Von ‚diesem Dorfmädchen' sprach er, das ‚jedes Augenmaß dafür verloren hat,

Digitized by Google

wer sie ist und wer ich bin'. Ich habe ihn reden lassen und ihn nicht unterbrochen, denn wie er so sprach, dachte ich gleich: Hör ihn an. Was er dir da in die Hände liefert, das ist das Messer, mit dem du Charlottens ihm angewachsenes Herz von ihm trennen kannst. Machen Sie einen Strich zwischen sich und ihm, Ihrem Wert und seiner aufgeblasenen Leere! Suchen Sie ihn auch nicht wiederzusehen. Heute abend muß er noch fort, er war um einer Geburtsurkunde willen hier. Lassen Sie ihn ungestört und so schnell als möglich sich wieder auf die Beine machen dorthin, wohin er gehört — zu den Wilden. Und reden auch wir in Zukunft nicht mehr von dem Fall. Es tut weh, Charlotte, ich versteh'. Aber Sie kommen darüber fort, denn Sie sind energisch, und bald, hoffe ich, segne ich Ihren Bund mit Fritz dem Schmiede, der ein ganz anderer Kerl ist als der Ludwig. Seien Sie mir nicht böse, daß ich — Ihnen wehtun — mußte, Charlotte —."

Das Unerhörte, das Unsagbare, das Unbegreifliche war da über sie gefallen. Sie hatte zugehört, erst starr, und dann wollte sie sich gegen das Unglaubliche empören. Aber der Herr Pfarrer hatte mit soviel ruhiger Würde gesprochen, mehr bedauernd als anklagend, und sie hatte bemerkt, daß er gegen das Ende selbst vor Bewegung nur stockend flüsterte, es gibt auch einen Ton der Rede, der, aus tiefer Überzeugung kommend, Überzeugung wirkt, daß kein Zweifel mehr möglich war — ihr argloses Herz war getäuscht. Ein Glaube zerbrach. Ein Traum zerscholl. Ihre Hände trommelten wild wider das Gitter, dann aber fiel sie mit dem Ellenbogen auf das Stützbrett des Beichtstuhls, ihr Kopf lag darauf, und ein ungehemmtes Weinen erschütterte sie.

Es war vollends dunkel geworden in der Kirche. Ludwig verließ schnell den Stuhl. Im Vorüberhuschen legte er der fassungslos gekrümmten und nicht aufmerkenden Frau rasch einmal die Hand auf den Kopf. Und bog um den deckenden Pfeiler und eilte aus der Kirche.

Als Ludwig dann auf den Kirchplatz hinaustrat, sah er die Schmiede noch in Tätigkeit. Es schien, daß man Überschicht machen müsse, und der Meister machte sie selbst. Außer ihm war noch ein Lehrling in der Schmiede. Fritz zog eben mit der Greifzange eine kurze Eisenstange, die der Lehrling mit Hilfe des Blasebalges geglüht hatte, aus den Kohlen und hämmerte die vor Wärme weiche auf einer der Zinken des Amboß krumm und in die ihr zugedachte Form. „Auf Schnelligkeit und kurzen Entschluß kommt es dabei an", belehrte er den aufmerksamen Lehrbuben. „Ein rechter Schmied muß ein Huf-

Digitized by Google

eisen mit einer Wärme schmieden können." Der Amboß sang eisern in die Nacht, und die Funken sprühten.

Ludwig blieb stehen und sah zu. „Mit einer Wärme schmieden können", wiederholte er Fritzens Worte, „es kommt nur auf Schnelligkeit und kurzen Entschluß an — aber ein Kunststück bleibt es doch." Dann nahm er seinen Weg ins Dunkel. Nach Pamirski Post.

DIE LITERARISCHE BEWEGUNG IN FRANKREICH

von

ERNST ROBERT CURTIUS

Im September wird man in Frankreich die Vierjahrhundertfeier von Ronsards Geburt begehen. Einer Zeitungsnachricht zufolge fordern die französischen Dichter aus diesem Anlaß eine Ronsard-Briefmarke. Warum nicht? Die Pasteur-Briefmarke hat man ja schon. Und die Literatur ist der dritten Republik nicht weniger wichtig als die Wissenschaft. Die Literatur ist in Frankreich eine offizielle Institution. Sie hat im Bürgerbewußtsein des Franzosen die Stelle, die beim Engländer der Sport einnimmt. Sie ist die repräsentative Seite der französischen Öffentlichkeit. Der englische Staatsmann läßt sich bei Cricket oder Golf photographieren. Der französische Minister, der sich dem Publikum als Mensch zeigen will, präsentiert sich als „homme de lettres". Napoleon III. tat sich etwas darauf zugute, als Verfasser einer Cäsar-Biographie vor den Zeitgenossen zu erscheinen. Und seitdem . . .! Clemenceau, Millerand, Barthou, Poincaré — alle haben die Literatur umworben. Selbst die Generäle und Marschälle stehen zu ihr in einem Verhältnis zarter Koketterie und verschmähen es nicht, durch die Akademie zum Tempel der Unsterblichkeit einzugehen. Man mag darüber denken, wie man will — diese offizielle Weihe, die die Literatur genießt, ist für das nationale Leben Frankreichs von großer Bedeutung. Trotz der durchgeführten Stileinheit der Lebensformen ist ja Frankreich das Land der stärksten inneren Gegensätze. Seit der Revolution stehn sich das rote und das schwarze Frankreich unversöhnlich gegenüber. Der Dreyfusprozeß war nur ein offener Ausbruch dieses stets vorhandenen Kulturkampfs. Royalismus und

Digitized by Google

Republik, Katholizismus und Freidenkertum — in diesen und vielen andern Formen offenbart sich immer wieder der innere Antagonismus des nationalen Lebens. Aber die Literatur führt die streitenden Parteien zusammen. Der Atheist huldigt einem Bossuet mit nicht geringerer Verehrung als der Gläubige. Als Barrès starb, haben auch seine politischen Gegner (mit verschwindenden Ausnahmen) sich vor seiner Bahre geneigt, und haben den Künstler geehrt, wenn sie den Politiker ablehnten. So wirkt die Literatur als ausgleichende Funktion.

Aber ach! Idealisieren wir nicht, auch diese union sacrée wird oft gesprengt. Von Politik und Weltanschauung greift der Kampf sehr oft ins Literarische über. Seit Joseph de Maistre seine flammende Anklage gegen Voltaire schleuderte („le dernier des hommes après ceux qui l'aiment"), ist diese Art der Polemik nicht mehr verstummt. Und wenn man heute durch die Landschaft der französischen Literatur schreitet, erinnert sie mehr an ein Kampfgelände als an einen Garten. Seltsame Gegensätze des französischen Charakters! Das Land Montaignes und Voltaires, die Heimat lächelnd-weiser Skepsis, produziert zugleich den starrsten Dogmatismus. Heute erscheint er in der Rüstung des Thomismus, und die Stunde ist ihm günstig. Der bekannte Zug nach Rechts macht sich auch in der französischen Literatur geltend. Die alten liberalen Traditionen des französischen Geistes finden keine Anhänger mehr. Einer der unerschrockensten Vertreter der katholisch-thomistischen Reaktion ist heute Henri Massis. „Jugements" nennt er mit betonter Absicht seine beiden 1923 und 24 erschienenen Kritikbände. Hier wird geurteilt und abgeurteilt. Im ersten Bande ergeht das Gericht über Renan, France und Barrès (alle drei werden der Skepsis und des Relativismus überführt), im zweiten Bande werden Rolland, Duahmel, Gide, Rivière erledigt. Alle haben es falsch gemacht, alle haben gesündigt. Und ihre Sünden heißen: Subjektivismus, Individualismus, Immoralismus usw. Wenn Massis die Serie seiner „Jugements" fortsetzt, werden seine Leser einen Index librorum prohibitorum bekommen, der die besten Namen der französischen Literatur umfaßt.

Aber seien wir vorsichtig! Französisch ist leicht gesagt! Wir bewunderten Proust als großen französischen Autor. Wir konnten uns auf Rivière und Thibaudet berufen, die ihn beide für die französische Tradition in Anspruch nahmen. Zur rechten Zeit belehrt uns der Kritiker des (katholisch-konservativen) „Correspondant": Prousts Werk ist gar nicht französisch. Er sichtet nicht und wählt nicht aus. Wenn

Digitized by Google

er sich durchsetzt, was immerhin möglich ist, so bedeutet das den Sieg englischer Geistesart über die lateinische Kultur!

Und nicht nur Proust! Der Journalist Henri Béraud, der mit seinem Roman „Das Martyrium des Fettleibigen" 1922 den Goncourt-Preis errang, hat eine lärmende Kampagne gegen die Nouvelle Revue Française geführt (seine Artikel sind 1924 unter dem Titel „La Croisade des longues figures" gesammelt erschienen), weil . . . sie den französischen Geist verfälsche! Béraud steht politisch links, aber in seiner Polemik trifft er vielfach mit Massis und den Seinigen zusammen. Daß es ausgerechnet die Nouvelle Revue Française ist, die er als unfranzösisch bekämpft, die Zeitschrift und Schriftstellergruppe also, die nicht nur bei uns, sondern ebenso in England, Skandinavien, Spanien, Italien, Amerika dem geistigen Frankreich die meisten Freunde gewonnen hat, das müßte uns ja wirklich verstören. Es tröstet uns wenig, daß er einige Autoren des Verlages seines Wohlwollens versichert und uns mitteilt, er bekämpfe nur — Gide, Claudel, Suarès, Romains, Rivière. . . Denn gerade diese Namen hielten wir besonders hoch. Aber wir hatten eben nicht den Mut, einzugestehen, daß sie uns herzlich langweilen. Béraud hat diesen Mut aufgebracht, und geht dem Bluff beherzt zu Leibe. „Gegen wen, fragt er, gegen was haben diese bizarren Menschen sich erhoben? Gegen den Geist unserer Heimat, gegen die Anmut, das Vergnügen, die Sonne, die Feste, das Lachen, die lebendige Sprache, den französischen Geschmack, den guten Wein, die hübschen Frauen." Herr Béraud läßt sich seine Anschuldigungen von zahlreichen Zeugen bestätigen. Die Nouvelle Revue Française ist „prodeutsch", Camille Mauclair sagt's auch! Und ein anderer Kollege von der Presse applaudiert der „voix claire d'un robuste écrivain de chez nous, d'un franc buveur de beaujolais".

Wie soll man sich da noch auskennen! Was wir in der modernen französischen Literatur liebten, war also gar nicht französisch, und wir haben uns elend düpieren lassen! Aber nicht allein uns geht es so. Unsern schwedischen Vettern ist es ebenso gegangen. Herr Charles Le Goffic, der Präsident der Société des Gens de Lettres, hat, von einer skandinavischen Vortragstournee zurückgekehrt, einem Interviewer mitgeteilt, die Schweden bevorzugten die kosmopolitisch empfindenden Franzosen: Rolland, France, Valéry-Larbaud, Paul Morand. „Und was sagt man von Barrès?" „Zu französisch!"

Immer derselbe Gegensatz: Die unfreiwillige Komik eines Béraud, die Inquisitorgeste eines Massis — sie treffen in der Tat einen

Digitized by Google

kritischen Punkt. Freilich können wir uns nicht überzeugen lassen, daß es sich bei diesen Fehden um einen Gegensatz zwischen „französischer" und „unfranzösischer" Art handle, denn wir finden Proust, Gide, Claudel, Romains und die andern eminent französisch. Aber es ist der Gegensatz zwischen einem provinziell-verengten und einem europäisch erweiterten Franzosentum. Und dieser Gegensatz durchzieht in der Tat die heutige französische Literatur. Mit der politisch-ideologischen Antithese von Nationalismus und Internationalismus hat das gar nichts zu tun. Man kann Internationalist sein, wie Barbusse und doch ganz in dem engen Horizont des französischen Kleinbürgers stecken. Nein, es handelt sich um Seelisches. Es handelt sich darum, ob man die seelischen Schwingungen und Spannungen unseres Erdteils verspürt oder nicht. Frankreich ist für diese Schwingungen weniger durchlässig als alle andern Länder. „Les autres pays", sagt Morand in seinem charmanten und geistreichen Roman „Lewis et Irène" (1924), „ne sont que les morceaux d'un continent, du monde; la France est un vase clos, un aliment complet, qui intéresse l'Europe, mais que l'Europe n'intéresse pas. L'on sent trembler des villages allemands aux moindres manoeuvres d'un corps d'armée russe, l'Espagne ellemême s'émouvoir d'un coup de feu sur un de ses gouverneurs dans les présides marocains. A plus forte raison trembler de la grande nervosité mondiale Londres, à l'annonce d'un puits de pétrole nouvellement foré au Mexique ou d'un assassinat politique au Punjab. Mais Paris, l'égoïste Paris, reste lui-même. Les secousses universelles arrivent fictivement aux agences, passent aux salles de rédaction, aux caricaturistes, de là à un public rieur qui les met en couplets. Quant aux esprits les plus fins, ils n'ouvrent jamais un journal. Aussi a-t-on plus qu'ailleurs en sortant de France l'impression de s'échapper, de se tirer à propos d'un bonheur domestique, d'éviter ce danger qu'il ya à vivre avec une femme qui vous suffit."

Frankreich erscheint also selbst einem Franzosen als das saturierte, sich chinesenhaft absperrende Land. Und das ist ein Aspekt Frankreichs, der den Ausländer immer wieder frappiert. Man versteht es ja. Alle Lebensformen sind dort so befriedigend ausgebildet, daß Neuerungen nur stören könnten. Die französische Küche und die französische Psychologie können sich einer gleich ehrwürdigen Tradition rühmen. Die Wächter dieser Tradition fürchten alle neuen Kräfte, die ihr gefährlich werden könnten. Man bleibe bei dem klassischen Modell! Gegen Gide spielt Massis den Trumpf aus: „Ce qui est mis

Digitized by Google

en cause ici, c'est la notion même de l'homme sur laquelle nous vivons." Gide freilich wird grade über diesen Vorwurf Genugtuung empfinden, denn wie Nietzsche erschaut er einen neuen Menschen, ein neues Land der Seele. Darum ist er uns nahe, er und die andern „unfranzösischen" Franzosen. Diese Franzosen leben ein Werden mit, das uns alle trägt, drängt, beflügelt. Wohin? Zur Verwirklichung einer höheren Bewußtseinsstufe.

Die alten Hausmittelchen der „französischen Tradition" helfen da nicht weiter. Alle europäischen Seelen-Elemente müssen in die neue Harmonie eingehen. Auch in Paris wird das von manchen gefühlt. Man lese daraufhin den interessanten Band von Frédéric Lefèvre, „Une heure avec . . ." (1924, Nouvelle Revue Française). Lefèvre hat achtundzwanzig Pariser Schriftsteller interviewt. Der Bericht über diese Besuche gibt einen lehrreichen Querschnitt durch die literarischen und geistigen Tendenzen von 1923. Pierre Mac Orlan, der auch bei uns gelesene Verfasser der „Cavalière Elsa" und der „Venus internationale", sagt dem Interviewer: „Ich bin ein Nordmensch und nehme vor allem nordische Einflüsse auf. Ich habe ein Jahr lang in Palermo gewohnt; ich habe in Rom und Florenz gewohnt; aber von diesen Aufenthalten habe ich nichts zurückgebracht. Dagegen die Bretagne, und besonders Holland — das regt mich an . . . Unsere Epoche ist so tief wie die Renaissance, aber die lateinische Civilisation ist tot. Die Wiedergeburt, die wir ahnen, wird über die literarische Kunst hinausgehen. Vorläufig kann man sie in Einzelheiten mit den Zeichen des Endes verwechseln. Ich glaube an die Entstehung einer neuen Fühlweise . . . Das einzige, was in der Kunst des Schreibens erneuert werden kann, ist der Ausdruck, und da die Literatur eine entschiedene Tendenz hat, europäisch zu sein, sind die charakteristischsten Schriftsteller von heute zugleich die am leichtesten übersetzbaren: Giraudoux, Paul Morand, Ezra Pound, Alexander Block usw." Aber der Protest bleibt nicht aus. Demselben Interviewer gibt Roland Dorgelès die Erklärung: „Aus meiner Definition: ein Roman soll der Spiegel einer Epoche sein, ergibt sich mir der literarische Nationalismus (übrigens der einzige Nationalismus, den ich verteidige). Welch fürchterlichen Irrtum begeht Mac Orlan mit seinem literarischen Internationalismus!"

Auch der Streit um die Nouvelle Revue Française findet in Lefèvres Buch seinen Widerhall. Giraudoux hat gewiß vollkommen Recht, wenn er sagt, die Bevorzugung, die das Ausland den Autoren der Nouvelle Revue Française zuteil werden lasse, erkläre sich daraus, daß

Digitized by Google

die europäischen Intellektuellen von der französischen Literatur nicht mehr Amüsement und Entspannung begehrten, sondern Antworten auf Lebensfragen. „Aujourd'hui, sagt er, „la littérature Française a surtout une valeur morale et poétique, beaucoup plus que de divertissement. C'est une raison pour laquelle elle ne divertit pas tout le monde". Und François Mauriac erklärt die führende Rolle der Nouvelle Revue Française sehr schlagend damit, daß ihre Autoren eine künstlerische Elite darstellen: „je crois qu'elle a fait en quelque sorte le trust de presque toutes les valeurs d'audjourd'hui, il suffit d'aligner les noms".

Alle diese Fehden sind Symptome einer inneren Krise, an der Frankreich seit 1918 leidet. Frankreich scheint in der Verteidigungs- und Abwehrstellung erstarrt, die ihm der Krieg aufzwang. Es zieht sich in die nationale Tradition zurück wie in einen Panzer, „comme une sorte d'écorce (schrieb Thibaudet 1922) de carapace un peu dure et un peu lourde, imposée par un certain élan vital de défense". Thibaudet, der führende Kritiker Frankreichs und des europäischen Frankreich, fand, das gegenwärtige Gesicht Frankreichs sei nicht ganz so wie die es sich wünschten, die gewohnt seien, ihr Land im Besitz einer hervorragenden Stellung in der allgemeinen Ideen- und Formenlandschaft zu sehen. Aber er hielt diese Erstarrung für ein vorübergehendes Symptom. Doch hat sich bisher in dieser Beziehung nichts geändert. Die Anpassung und Eingliederung in die Nachkriegsära scheint dem französischen Geist ebenso schwer zu werden wie der Politik der französischen Regierung. Emile Montégut hat einmal gesagt, Frankreich sei zugleich „novatrice avec audace et conservatrice avec entêtement". Dieser ewige Antagonismus — so ganz verschieden vom Rhythmus des deutschen Geistes — tritt uns auch heute wieder entgegen. Aber die konservative Tendenz überwiegt heute bei weitem die andere.

Daß gerade in Frankreich eine Philosophie entstand, die mit genialer Einseitigkeit nur die Bewegung, die Veränderung, das Dynamische als wirklich gelten läßt, ist vielleicht als eine instinktive Abwehr des französischen Geistes gegen seine eigene Statik, seine Tendenz zur Erstarrung in Automatismen zu begreifen. Es scheint übrigens, als ob diese Philosophie in ihrem Ursprungslande heute keine große Wirkung mehr ausübe. Albert Thibaudet, der soeben zwei Bände über „le Bergsonisme" veröffentlicht hat (Nouvelle Revue Française 1924)

Digitized by Google

findet eine charakteristische Ähnlichkeit zwischen der Aufnahme der Bergsonschen Philosophie und der Malebranches. Beide gewannen im Ausland ein viel größeres Prestige als in Frankreich, wo die Traditionalisten zankten und zürnten. Bergsons Denken übt die stärkste Wirkung in England und Amerika aus. Italien ist kaum davon berührt worden. Rein lateinische Gehirne, meint Thibaudet, schienen dem Bergsonismus unzugänglich. In Deutschland habe man ihn zuerst mit Interesse begrüßt, dann aber hätten Krieg und Kantianismus eine weitere Auswirkung verhindert. Heute sei der deutsche Standpunkt der, daß man Bergsons Philosophie als Wiederholung oder Erneuerung deutscher idealistischer Denkmotive auffasse. Und in der Tat seien drei Hauptideen des Bergsonismus von der deutschen Philosophie zuerst aufgefunden worden: der Kantische Schematismusbegriff, der Herder-Hegelsche Entwicklungsbegriff und die Schopenhauersche Lehre, wonach der Verstand ein Mittel der Handlung, nicht der Erkenntnis sei. Aber es handelt sich nach Thibaudet hier nicht um Beeinflussungen — Bergsons Sympathien stehen der englischen Philosophie viel näher als der deutschen — sondern um Analogien, welche die Einheit des philosophischen „élan vital" und die innere Gemeinsamkeit seiner Einzelströme bezeugen. Ich glaube, daß Thibaudet mit dieser Auffassung das richtige trifft. Die originale Gestalt der Bergsonschen Philosophie aus einem Mosaik von Schelling- und Schopenhauer-Klötzchen zu erklären, ist ein unhaltbares Beginnen. Aber wenn Thibaudet das Abnehmen des Bergsonschen Einflusses bei uns auf Kant-Verkalkung und Kriegsstimmungen zurückführt, dürfte er sich täuschen. Er übersieht zunächst die eingehende Anteilnahme, die Simmel, Scheler, Troeltsch, um nur diese zu nennen, Bergson gewidmet haben. Und er verkennt sodann die Bedeutung der phänomenologischen Schulen, die unserm philosophischen Denken eine neue Wendung gegeben haben — eine Wendung, die sich nun allerdings sowohl gegen Kant wie gegen Bergson richtet.

Thibaudets Bergson-Buch bildet mit seinen Monographien über Maurras und Barrès eine Trilogie, die ein noch ausstehender vierter Band zu einer Tetralogie mit dem Titel „Trente ans de vie française" ergänzen wird. Der Bergsonismus erscheint hier als ein Lebensprozeß in einem größeren Gesamtleben. Nicht eine systematische Darstellung der Bergsonschen Philosophie will Thibaudet geben, sondern eine künstlerische Nachschöpfung. Sein Ausgangspunkt ist nicht der Bergsonismus als gegebener Tatbestand, sondern der innere Lebensantrieb,

Digitized by Google

aus dem der Bergsonismus hervorgegangen ist. Thibaudets Buch lebt von dem Leben, das sich in Bergson gedacht hat; und wenn er in seinen Themen oft auf Gebiete übergreift, die Bergson selbst nicht beschritten hat, so geschieht das doch vermöge einer Geisteshaltung, die sich der des Bergsonismus wesensverwandt fühlt. Es ist verstehende, einfühlende, schöpferische Kritik, was Thibaudet gibt. Es ist nicht Philosophie, es sei denn, daß man mit Thibaudet Philosophie als eine Kontinuität innerer Lebensbewegung faßt. Von dieser Bewegung getragen, lebt uns Thibaudet den Bergsonismus intellektuell vor. Darin liegt die Bedeutung und auch die selbstgewählte Begrenzung des Buches. Es hat keineswegs die Absicht, Wahrheit zu entscheiden, und ist eben darum kein eigentlich philosophisches Buch. Aber der Bergsonismus selbst weist ja die objektive Wahrheitsfrage zurück und macht jede begriffliche Erörterung unmöglich. Diese Eigenart der Bergsonschen Philosophie, die sie von allen anderen Philosophien unterscheidet, tritt in Thibaudets Kommentar deutlich hervor. Die Gegner des Bergsonismus sind in einer höchst mißlichen Lage. Denn der Bergsonismus ist ein Proteus, der sich jedem Zugriff entwindet. Fragen wir nach seinem innersten Wesen, so erhalten wir die Antwort: „Dire non à tout ce qui est arrêté, réalisé en choses, juger impur et artificiel tout ce qui n'est pas schème dynamique pur, connaître l'univers sous la figure de ce schème dynamique qu'est le centre vivant d'indétermination, voilà en quoi consiste l'idée ou plutôt l'élan vraiment original du bergsonisme. La durée réelle ne vient qu'après ce droit, et donnée dans un fait, le fait que le schème dynamique ne saurait se réaliser que par la durée". Der Bergsonismus tritt uns entgegen mit der paradoxen Forderung „à penser schèmes et non choses, à penser non les objets que devant nous formule notre pensée créatrice, mais le courant créateur de cette pensée créatrice".

Die Bergsonsche Philosophie ist ein Tanz, den man mittanzen muß, nicht ein Dialog, in dem man mitreden kann. Einem dynamischen Schema gegenüber habe ich nur die Wahl, es durch Bewegung mitzuvollziehen oder nicht: eine Entscheidung, die sich nicht mehr in der Sphäre des Geistes abspielt. Und selbst wenn ich den Bergsonismus mitdenken oder mitvollziehen möchte, befinde ich mich in einer prekären Situation. Denn den Bergsonismus annehmen heißt ihn verdinglichen, ihn umschreiben, ihn als Begriffsgefüge sehen — und ihn dadurch verfälschen. Eine Philosophie, die alles Geformte, Verfestigte Bestimmte für unrein und künstlich hält; die jede Objektwerdung

Digitized by Google

des Lebensstromes verbietet; — eine solche Philosophie kann genau genommen nicht einmal Gegenstand des Denkens werden. Indem ich sie denke, laufe ich Gefahr, dem Hang zum Automatismus zu erliegen, der nach Bergson alles Leben bedroht. Die Gefahr heißt: „penser le bergsonisme avec facilité". Lasse ich mich von der Intuition verführen, so werde ich den Bergsonismus in Traum auflösen; lasse ich mich von der Intelligenz verführen, so degradiere ich ihn zu einer Scholastik. Der Bergsonismus ist streng genommen unmitteilbar. Denn Mitteilung setzt Fixierung voraus, und Fixierung ist Erstarrung. Bergsonismus ist eine individuelle schöpferische Bewegung, ein solipsistischer Tanz. Es ist vom Bergsonschen Blickpunkt aus ebenso widersinnig, Bergsonianer zu sein wie Antibergsonianer. Der einzige wahre Bergsonianer ist Bergson selbst. Und anderseits: Antibergsonianer sein, heißt aus dem élan vital heraustreten und sich auf das tote Gleis der Dialektik begeben. Wenn ich im Bergsonismus Widersprüche aufdecke, wird mir der Bergsonianer antworten, daß unsere Logik nur den Bedürfnissen der praktischen Orientierung dient, daß sie nur auf feste Körper zugeschnitten ist, daß sie am Wesen der Wirklichkeit vorbeigeht. Und wenn ich dem Bergsonianer einen circulus vitiosus vorwerfe, wird er mir sagen, daß der circulus vitiosus nur im Reiche des Abstrakten Geltung habe, und daß ich ihn nur unter Zuhilfenahme künstlicher Gesichtspunkte konstruieren kann, die mit der ewigbewegten Wirklichkeit und der ungeschiedenen Vielfalt des Seins keine Berührung mehr haben.

Wir werden also nicht mit dem Bergsonismus argumentieren. Es hieße nichts anderes, als einen Springbrunnen mit dem Messer zerschneiden wollen. Betrachten wir das reizvolle Schauspiel des steigenden und fallenden Strahls. Beschienen vom Licht einer so subtilen Intelligenz wie es die eines Thibaudet ist, bricht er sich in einem verführerischen Farbenreichtum.

Thibaudet bemerkt sehr treffend, als Philosophie der Dauer müsse der Bergsonismus erst selbst die Probe der Dauer bestehen, ehe sein Wesen deutlich werde. Welches Schicksal wird die Zeit, wird die schöpferische Entwicklung ihrem Philosophen bereiten? Einiges läßt sich heute schon sehen. Bergsons Hauptwerk fiel in jene Vorkriegsepoche, wo das Zauberwort der Jugend und ihrer Fackelträger „Leben" hieß. Alle originalen Schöpfungen der Philosophie und der Dichtung, die im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts ans Licht traten, trugen den Akzent des „Lebens". Es war wie ein Rausch, ein Jugendrausch,

Digitized by Google

den wir alle geteilt haben. Ein überschäumendes Gefühl der Befreiung hatte die junge Generation ergriffen. Befreiung wovon? Vom Druck der „naturwissenschaftlichen Weltanschauung", von den Konventionen eines bürgerlichen Moralismus, von der Last geschichtlicher Überlieferung, von der Müdigkeit symbolistischer Schönheitsträume, von der Enge liberaler Fortschrittsgläubigkeit, von der ganzen Bürde der Vergangenheit. Bergsons Philosophie wurde mit Jubel begrüßt, weil sie Ketten sprengte. Sie rechtfertigte vor dem Verstande das Bewußtsein schöpferischen Werdens. Es war ein Ruck vorwärts. Die echte Erlebniswirklichkeit wurde dem Denken zurückgegeben. Natur und Seele erschienen in kosmischer Verwandtschaft. Der Bann des Mechanismus war gebrochen. All dies bleibt dauernder Ertrag. Aber der élan vital des Denkens kann dabei nicht stehen bleiben. Leben greift über sich selbst hinaus zum Geist. Im Verfließen der Zeit tritt Zeitlos-Gültiges uns entgegen. Die Verflüssigung starrer Schematismen war nötig, um den reinen Blick auf Form, Ordnung, Hierarchie wiederzugewinnen. Bergson sagt: „Nous naissons tous platoniciens". Vielleicht sterben wir auch als Platoniker. Aber greifen wir der schöpferischen Entwicklung nicht vor und versuchen wir nicht, die Geschichte der Philosophie und unsere eigene Geschichte zu antizipieren. Thibaudet, der übrigens selbst Bergson und Platon zu versöhnen sucht, gibt uns mit seinem Buch erwünschte Gelegenheit, nach zehn Jahren wieder die Energien eines Denkens auf uns wirken zu lassen, das zu den stärksten geistigen Stimulantien unserer Zeit gehört.

POLITISCHE CHRONIK

von

JUNIUS

I

Selbstgefällige Beurteiler anderer Volkstümer und Vaterländer haben unseren Philistern all die Jahre eingeredet: Die Franzosen sind zahme Haustiere geworden. Ihr revolutionäres Temperament ist längst ausgebrannt, höchstens spukt es ab und zu noch wie aus einem verloschenen Krater. Ein industriell stehengebliebenes Volk von Kleinbürgern, Kleinrentnern, Weinbauern und sonstigen Spießern,

Digitized by Google

das sich geduldig von einer plutokratischen Oberschicht samt den durch diese beherrschten und geschmierten Deputiertenkulis in Krieg und Sieg schleppen, im übrigen aber in der Sonne des Imperialismus von Fochs Gnaden sich wohl sein lasse.

Nun, nachdem die erlogenen Illusionen, mit denen es seit Kriegsende gefüttert wurde, zerronnen sind, nachdem die Kulisse Poincaré beiseite geschoben und die Rechnung für diese zehnjährige Glorie ungestörter Bürgerherrlichkeit zu bezahlen ist, nun zeigt dieses selbe Volk zahmer Haustiere ein grimmiges Gesicht, verliert die Geduld mit seinen Regenten und zieht sie gründlich zur Rechenschaft. Gründlich: das heißt: nach einem bis zum Ende durchdachten und mit letzter Energie durchgeführten Plane. Nach Poincaré jagt es den Schutzengel seiner Politik, Herrn Millerand, den quondam Sozialisten, zu allen Teufeln, weil er gegen den Geist der Verfassung die Politik einer Gruppe als die allein vaterländische, als die allein vor den Göttern Galliens berechtigte nationale Haltung öffentlich zu verkünden gewagt hat.

So wacht dieses Volk über seiner Verfassung. So diktiert dieses Volk das Gesetz seines Willens, — den man freilich haben muß, um ihn zu wollen. So faßt es das diktatorische Spiel mit den Staatsnotwendigkeiten auf, das die Poincaré-Millerand als ihr Vorrecht beanspruchen. So beurteilt es die produktiven Ergebnisse einer 'Friedenspolitik', die ganz Europa an den Rand der Anarchie gebracht und Frankreich selbst, als Lohn für unsagbare Opfer und Leistungen der 'Vielzuvielen', durch eine feige, verlogene, das bequeme bürgerliche Steuer- und Lastensystem der Vorkriegszeit behutsam schonende Tatsachenverschleierung finanziell zerrüttet hat. Es räumt auf. Es liquidiert diesen sogenannten Patriotismus und appliziert die 'trockene' Guillotine an ihren Männern. Der Vorgang bleibt in den Grenzen der durch die Verfassung umschriebenen Gesetzmäßigkeit, nur darf man ihren Sinn nicht durch Buchstaben töten lassen. Ihn revolutionär nennen zu hören, kitzelt, nach allem Erlebten, die Lachmuskeln. Das Revolutionäre im Geschehen der letzten zehn Jahre liegt darin: daß überall die politisch herrschenden Bourgeoisien den Krieg nicht zu verhindern und den wahren Frieden nicht zu schaffen vermocht haben; daß sie das ökonomische System der Gesellschaft leck gemacht, dadurch eine Umwälzung ihrer Schichtungen herbeigeführt haben, vor deren Größe und Fernewirkung sie eine dummes Blindkuhspiel treiben. Die Folgen dieser Umwälzung lassen sich weder durch den

Digitized by Google

Bankerott des Imperialismus nach außen hin, noch durch billige patriotische Aufrufe zum Wohlverhalten und geduldiges Herunterschlucken der angehäuften Misere zurückdrängen, — es wird ernst, man soll daran nicht zweifeln. Wenn aber eine Oligarchie, die zehn lange Jahre hindurch mit allen Mitteln der Großfinanz und Großindustrie (Herr Millerand war Advokat der de Wendel's) und einer käuflichen Boulevardpresse das politische Geschäft des Landes in den Sumpf dirigiert, durch demokratisch-parlamentarische Methoden entthront wird, so ist höchstens Anlaß, sich über die gesitteten Begleitumstände des Vorganges zu wundern. Die Herren Herriot oder Painlevé oder Léon Blum machen wirklich nicht den Eindruck, als ob sie die 'nassen' Methoden der Konventmänner nachzueifern sich beflissen fühlen. Die Energie und Folgerichtigkeit ihres Handelns bleibt darum nicht minder bewundernswert.

2

Und nun die Lehre. Sie liegt für uns auf der Hand. Das Programm unserer alt-neuen Regierung ist ganz auf die Außenpolitik abgestimmt. Über dem, was sie sonst will, kann, bekennt oder zu bekennen aus Gründen — aus Hintergründen — unterläßt, liegen feuchte Herbstnebel. Man weiß warum. Taktik . . Die Erklärungen des Kanzlers und des Außenministers haben beide das Dawes-Gutachten als eine Art Wirtschaftsbibel für die verkrachte europäische Wirtschaftswelt bezeichnet und hervorgehoben, was das deutsche Volk von seiner loyalen Durchführung zu erwarten habe, und was es für seine endliche Befreiung zu zahlen bereit sein müsse. Soweit sich diese Erklärungen auf den außenpolitischen Engpaß bezogen, in den wir hineingetrieben oder hineinmanövriert wurden, sind sie einwandsfrei und haben ihre Wirkung getan. Trotzdem wird jeder ehrliche Deutsche Wesentliches an diesen Erklärungen vermissen. Sind nicht Innen- und Außenpolitik siamesische Zwillinge? lassen sie sich wirklich voneinander trennen? Es ist töricht, diese Frage zu stellen. Das Innenpolitische aber wurde kaum gestreift: also ob es sich, wie das Moralische, 'von selbst' verstünde. Wieder weiß man: warum, nachdem die allumfassende bürgerliche Koalition mit den Deutschnationalen im Grunde nur dieser sogenannten Innenpolitik wegen gescheitert ist. Man nennt das eine kluge, elastische Taktik. Muß man nicht erst abwarten, wie die Gegenseite ihren Willen zur Loyalität, z. B. bei der Behandlung der bekannten Ehrenpunkte, be-

Digitized by Google

weisen wird? Dann erst läßt sich, glauben diese übergescheiten Taktiker, die auf den Umsturz der republikanischen Verfassung gerichtete deutschnationale-völkische Opposition einschnüren . . Wozu all die Wenns und Abers aufzählen, sie sind noch frisch im Gedächtnis, obwohl sie mehr verschluckt als ausgesprochen wurden. Es ist aber nicht wahr, daß in so radikal zugespitzten Lagen wie der gegenwärtigen mit solcher Taktik eine Atmosphäre der innerpolitischen Wahrhaftigkeit geschaffen werden kann, ohne die kein Staat, keine Gemeinschaft, ja nicht einmal eine Gesellschaft auf Aktien existieren kann. Man denke nur den Versuch einer zwanzigfachen monarchistischen Restauration — denn Legitimität aus Grundsatz duldet keine Willkür — einmal zu Ende: und wird einsehen, daß solche nach rechts schielende Taktik nicht gerade auf dem Wege zur Wahrhaftigkeit liegt. Darum bleibt die Atmosphäre unwahrhaftig, solange eine bürgerliche Minderheitsregierung, die von dem guten Willen der hundert Sozialisten abhängt, nicht den Mut hat, feierlich zu erklären: daß der Fortbestand der republikanischen Staatsform unter allen Umständen, ganz abgesehen von außenpolitischen Rücksichten, über Sein oder Nichtsein des Reichs entscheidet; daß das Spiel mit der Republik als einem zeitbefristeten Unternehmen ein Ende haben muß; daß . . . Die Folgesätze sind leicht zu ergänzen. Solche fundamentale Erklärung ist leider von dieser bürgerlichen Minderheitsregierung und ihrem Kultus der 'Taktik' nicht zu erwarten, ein Bekenntnis, das durch seine Ehrlichkeit und Muthaftigkeit die Lage nach innen und außen unendlich erleichtern würde, wird in den Nebel eines mit Wenns und Abers gepflasterten Bewußtseins zurückgedrängt. Der Schutz der deutschen Republik aber wird, für den Fall gewisser Fälle, sozialdemokratischen Organisationen überlassen. Das heißt: wenn die Deutsche Republik die Kinderkrankheiten überlebt, wird sie es wesentlich dem Drucke von außen verdanken. Die deutsche bürgerliche Gesellschaft und ihre Ideologen sind unfähig, in einer entwicklungsgeschichtlich völlig eindeutigen Lage sich aus eigenem Willen die Staatsform zu geben, die die Existenz der Deutschen als Staatsnation sichert. Diese Haltung gehört nun einmal zum erblichen Inventar ihrer politischen Ausstattung. Sie darf darauf nicht stolz sein.

3

Klein gedruckt, verschämt, in einen 'wesentlicheren' Mitteilungen mit Mühe abgesparten Raum geschoben, bringen die Zeitungen die

Digitized by Google

Meldung: Franceso Nitti, der führere italienische Ministerpräsident, Professor der Volkswirtschaftslehre an der Universität Neapel, hat für sich und seine Familie endlich die lang ersehnten Ausreisepässe erhalten.

Diese Nachricht müßte erschütternd wirken, wenn etwas wie ein europäisches Gewissen, wenn noch eine aktive Seelenkraft in unsrem schönen Erdteil lebendig wäre. Was ist das Verbrechen dieses Mannes, das ihn der faschistischen Obrigkeit verhaßt machte, ihn zu der Mehrzahl seiner Studenten und den strahlenden Säulen des bürgerlichen Patriotismus in Gegensatz brachte? Der Radikalismus dieses Mannes besteht in nichts anderem, als in der Treue gegen die Ideale der Humanität und der Demokratie, die er zeitlebens bekannt hatte und für die er, nach dem Zusammenbruch von 1918, als Staatsmann, als Lehrer und als Schriftsteller einzutreten nicht müde wurde. Er bekennt sich zu den großen Gedanken, die seit Mazzinis Tagen die italienische Einheitsbewegung beseelt und schließlich zum Ziele geführt haben. Er bekennt sich zu den Grundsätzen des englischen Liberalismus, der für das Individuum ein Maximum an Freiheit innerhalb der großen Massendemokratien moderner Prägung zu retten bemüht ist. Er bekennt sich zu den elementaren Forderungen der sozialen Fürsorge, die für die Masse des arbeitenden Volkes ein erträgliches Existenzminimum mit verfassungsmäßig erlaubten Mitteln zu erobern streben, wobei er nie unterlassen hat, gegen jede Form der Diktatur, also auch der proletarischen, seinen Abscheu zu bekunden. Alle diese Anschauungen sind durchaus zahm und reihten den Mann vor dem Krieg unter die Schar der bürgerlichen Fortschrittler, die doch wahrhaftig niemandem Angst zu machen brauchen. Oder doch? Hätte sich der europäische Kontinent mit der stupidesten Form der Reaktion endgültig abgefunden? Nitti hat dann, als das Unwetter über uns hereinbrach, gegen die überlebten Mißformen des ancien régime in den mitteleuropäischen Ländern die heftigsten Worte gebraucht und auch Deutschland, bei aller Bewunderung seiner wissenschaftlichen und technisch-industriellen Leistung, nicht geschont: in der ehrlichen Überzeugung, daß der Sieg der westlichen Demokratien auch der Sieg einer reineren Form von Humanität sein würde. Er hat Wilsons Evangelium wörtlich genommen und ihm in seinem Herzen einen Altar errichtet, aber dann, als der Verrat sichtbar wurde, und mit einem Zynismus und einer Unredlichkeit und einer Unwissenheit ohnegleichen dieses alte Europa neu zugeschnitten und balkanisiert wurde,

Digitized by Google

— er hat dann als leitender Staatsmann und als Schriftsteller die Gegenkräfte des besudelten Idealismus zu sammeln und stark zu machen getrachtet. Man hat ihn dieser Haltung wegen germanophil genannt. Nicht Deutschland sondern der Gerechtigkeit zuliebe hat er gehandelt, wie er getan.

Wenn man einmal die Akten der Konferenz von San Remo, der Nitti präsidierte, wird lesen können, dann werden die Reinheit und der Wille zur Wahrheit und zur Gerechtigkeit, der in diesem europäischen Menschen lebt, deutlich als das Laster heraustreten, das man strafen wollte. Gewiß, ihm fehlte die eiserne Hand, um in dem zerrütteten und mit Kriegswunden schlimmer Art übersäten Lande der anarchischen Eingeweidebewegung Herr zu werden und dem Import der Moskauer Morgenröte zu wehren, aber es gehört schon die teuflische Verwirrung aller politischen Begriffe dazu, ihn darum zum schlechten Patrioten zu stempeln. Später, als der Faschismus seine Gewaltherrschaft zu errichten begann und die Freiheit der Presse, der Lehre und Rede drosselte, da versagte wieder der Mut Nittis nicht, obwohl er daheim seines Lebens nicht mehr sicher war. Er ging schließlich mit seinen Überzeugungen außer Landes und hat in Büchern und Artikeln besonders das angelsächsische Gewissen in Amerika wachzurütteln versucht, denn längst hatte er die Hoffnung aufgegeben, daß Europa aus eigenen Kräften sich gesund machen und die Heimat unserer Kultur wieder zu einem freundlichen Aufenthaltsort für Europäer machen könnte.

Der wirtschaftliche, der geistige und der sittliche Niedergang Europas quälte sein Herz mehr, als der sichtlich wachsende Ordnungswille und der Prestigezuwachs in seinem Lande es erfreute. Sachlich findet der Leser in seinen Büchern über das friedlose Europa und die Wege zum Wiederaufbau nichts, was nicht Keynes in seinem berühmten Buche über die ökonomischen Folgen der Friedenskonferenz schon gesagt und andere zu sagen angeregt hätte. Aber der Gesinnungsstrom, der sie durchglüht, macht sie noch heute lesenswert, abgesehen von ausgezeichneten volkswirtschaftlichen Einzelheiten; es ist mit Nittis Verdienst, daß sie endlich Gemeingut der Lese- und Denkwelt geworden sind. Daß die psychologische Kunst der Menschenbehandlung, die Mussolini doch zweifellos besitzt, in dem Falle Nitti versagte, wirft auf die italienische Entwicklung kein günstiges Licht: eine Diktatur, die die Herzkammern einer Kulturform mit Sand statt mit Geist füllt, ist gerichtet und kürzt die Dauer ihrer Mission

Digitized by Google

(wenn sie eine hat) ab. Wir werden ja bald sehen. Um den Ausgang des Prozesses Mussolini-Nitti sind wir nicht bange. Nun geht der alternde aber von den Begeisterungen seiner Jugend bewegte Mann in die Verbannung. Überall, wo er sich ansiedelt, wird ein bestes Stück Europa sein.

4

Auch wir haben einen Fall Nitti, nur sind seine Maße viel, viel bescheidener. Ich spreche vom verstorbenen Prinzen Alexander von Hohenlohe, dem Sohne des Fürsten Chlodwig. Man sollte ihn nicht ohne ein Wort wehmütigen Gedenkens in die Grube fahren lassen, um so weniger, als einige böswillig abholde Nekrologe sein Andenken zu verunglimpfen suchen. Seiner Initiative war die Herausgabe der Memoiren seines Vaters zu danken, die doch schließlich ein Grundbuch für die Erkenntnis der unseligen Nachbismarckperiode bleiben werden. Die Ungnade seines kaiserlichen Herrn hat er an sich leicht getragen, er kannte dieses lecke Menschtum auf dem Throne der Zäsaren; der Berliner Byzantinismus lag seinem ganz im Kulturellen wurzelnden Wesen meilenfern. Aber als Symptom einer tiefen Erkrankung von unermeßlicher Fernwirkung hat er den Vorgang früh erkannt und, im Elsaß, dem Schnittpunkt deutsch-französischer Berührungen und Gegensätze, bis zum Verzweifeln an allen Vermittlungsversuchen verstehen gelernt. Siech und von den entsetzlichen europäischen Niedergang zu Tode bedrückt, verbrachte der Prinz dann seine letzten Jahre in Zürich, und wir haben während des Krieges seine verbitterte Publizistik in der „Neuen Zürcher Zeitung" zu schlucken gehabt. Seine Kritik war der Ausfluß eines tief verwundeten adligen Patriotismus, ihre Übertreibungen im einzelnen konnten aus diesem Motiv immer entschuldigt, sehr oft gebilligt werden. Er war zu einseitig informiert, er glaubte an die jungfräulich reinen westlichen Fahnen, an ihre humanen Missionsbekundungen. Er übersah die imperialistischen Triebkräfte im anderen Lager, sah bei uns nur die dummdreiste Kasernenausgabe des Imperialismus, um mich eines Ausdrucks von Max Weber zu bedienen. Wurde ihm gesagt, daß ein dicker Haufe Geheimverträge über die Aufteilung der Welt das humane Gewissen der Westler einigermaßen belastete, so lächelte er ungläubig. Doch das ist heute Nebensache und vergessen. Die Grundgesinnung des Mannes war edel und deutsch im besten und leider so gründlich verschütteten Sinne der älteren Überlieferung, an der er nach seiner Herkunft, seiner Erziehung und

Digitized by Google

seinen persönlich erworbenen Idealen festhielt. Es war der Mangel an demokratischem Grundgefühl, an bürgerlicher Mannhaftigkeit, den dieser Aristokrat an seinen deutschen Landsleuten vermißte. Von der Geburt einer deutschen Demokratie mit sozialem Einschlag, konservativ in der Gesinnung, radikal modern in der Gestaltung, erhoffte sich der Verstorbene auch eine Genesung Europas. Den sozial-ökonomischen Unterstrom aller neueren Geschichte hat er in seiner Bedeutung freilich nicht ganz erfaßt: da lag die Grenze seiner Erkenntnis; aber daraus konnte ihm schließlich kein Vorwurf gemacht werden, auch die 'Zünftigen' ahnten ja nicht, wohin der national angestrichene und notwendig aggressiv werdende Kapitalismus (den man Imperialismus heißt) uns alle bringen wird. Im übrigen aber war der Prinz von feinster Bildung und in den ästhetischen Besitztümern ganz Europas durchaus heimisch. Schon sein Stil fiel auf. Er besaß ein wacheres Stilgewissen als viele ihrer Künste sich rühmenden Schriftsteller. In der vor einiger Zeit in der Frankfurter Zeitung veröffentlichten Anzeige von Fritz von Unruhs Reden tritt, neben der intellektuellen Sauberkeit, auch diese ästhetische Seite seines Wesens wohltuend hervor. Es ist ein Jammer, daß in dem allgemeinen Abbruchgeschäft ein solcher Wert nutzlos eingestampft werden mußte.

5

Die paar Zeilen oben über Nittis Flucht in die Verbannung waren geschrieben, ehe der Blitz in den Faschismus einschlug und das morsche Gebälk in Mussolinis angestauntem Zyklopenbau der Ordnung nackt machte. So sieht die italienische Diktatur der Gewalt aus; das zahlreiche Geschlecht unsrer Anbeter des Weißen Schreckens wird kaum Anlaß haben, sich über die Offenbarungen und ihre praktisch-politischen Folgen zu freuen. Davon nächstens mehr.

Digitized by Google

EUROPÄISCHE RUNDSCHAU

Die französische Wendung

Sie war uns oft vorhergesagt, aber nie recht geglaubt worden. Man ist Hegelianer höchstens gegenüber der Vergangenheit und traut der Dialektik der Geschichte nicht um Haaresbreite in die Zukunft hinein. Nun stehen wir doch am Ende der Poincaré-Politik, damit aber auch am Ende einer bestimmten psychologischen und geschichtlichen Haltung: einer „politique conséquente", wie Jacques Rivière sie einmal nannte. Sie ist von einem radikalen Logizismus erfüllt, zieht aus jeder Prämisse die denknotwendigen Folgen, ohne Rücksichten aber auf die Bewegungen der Welt und ihre natürlichen Widersprüche. Der Versailler Vertrag steht für diese Politik nicht nur jenseits der Diskussion, sondern auch jenseits aller nachträglichen Zweifel und Gefahren. Er ist heilig und wie eine Offenbarung zu glauben. Er ist göttliche Vernunft und deshalb auch in seinen kommenden Wirkungen, mögen sie auch ganz Europa gefährden, gerecht und gut. Solches Denken vergißt, daß keine politische Zukunft (nicht einmal die von Monaten und Wochen) vorweggenommen werden kann, am wenigsten durch einen Vertrag, der das Leben des ganzen Erdteils zu regulieren sich anmaßt. Worin besteht Politik? In Ideen, dem Widerspruch der Erde gegen sie und der Kunst, dieses Ja und Nein auszubalanzieren. Die konsequente Politik sieht nur das Ja und folgt ihm blindlings. Sie ist deshalb abstrakt und letzten Endes unfruchtbar. Das Nein der Erde, die natürlichen Widerstände des Lebens gegen das Abstrakte, das organische Sein der Staaten und Völker: mit diesen Unbekannten muß gerechnet werden. Die Poincaré-Politik hatte Erfolge und Macht und trieb trotz alledem ihr Land in außenpolitische Isolierung und in immer schroffer werdende finanzielle Not. Sie glaubte, in allzu großem Logizismus, nicht an die Unbekannten, durch die sie stürzen sollte.

Dieser Sturz ist also nicht der einer Person, sondern der eines Denkens. Er betrifft alle Persönlichkeiten und Symbole des bisherigen Systems. So mußte Poincaré auch Millerand folgen. Die Vorgeschichte dieses Sturzes verdient mehr als ein aktuell politisches Interesse; ihre Perspektiven reichen tief in die inneren Kämpfe Frankreichs hinein; sie ist charakteristisch für die europäische Situation. Deshalb seien einige Dokumente zur Vorgeschichte des Sturzes hier mitgeteilt.

Aus einem Brief Herriots an Léon Blum, den Sozialistenführer:

„Ohne irgendeinen Hintergedanken akzeptieren wir den Sachverständigenbericht.

Unsere Partei hat die Isolierungs- und Gewaltpolitik bekämpft, die zu Okkupationen und territorialen Pfändern geführt hat. Aber angesichts des augenblicklichen Zustands in Deutschland, vor der Notwendigkeit nicht allein Frankreich, sondern alle Völker gegen Rückkehr und Angriff des nationalistischen Pangermanismus zu schützen, glaubt unsere Partei, die Ruhr nicht räumen zu können, bevor die von den Sachverständigen vorgesehenen Pfänder konstituiert und den internationalen Körperschaften übergeben worden sind, die von jetzt an zu ihrer Verwaltung geeignet sind ...

Dieses Programm, welches wir uns verpflichtet fühlen, der sozialistischen Partei mitzuteilen, enthält nicht alle Probleme, die gestellt werden können.

Aber ist es nicht besser, in Umkehrung einer allzu sehr befolgten Methode, weniger zu versprechen und mehr zu halten?"

Unmittelbar vor Poincarés Rücktritt

Digitized by Google

ließ Millerand durch den *Matin* das alte politische Programm erklären, in dem es u. a. heißt:

„Frankreich wird die Ruhr nicht vor der vollständigen Bezahlung der Reparationen räumen können... Sollte es durch einen Zufall, dessen Eintreten der Präsident der Republik nicht ins Auge faßt, Herrn Poincaré unmöglich sein, ein Ministerium zu bilden, so wird der Staatschef nur ein Kabinett berufen, das absolut entschlossen ist, die allgemeine Politik des Landes nach den obigen Richtlinien zu leiten."

So mußte die neue Wendung den scharfen Kampf auch gegen Millerand ergeben, dessen Opfer er wurde.

Französische Revolution?

Die französischen Vorgänge werden in ihrer europäischen Bedeutung in allen Ländern erkannt. Auch Amerika folgt ihnen mit Leidenschaft. Die New Yorker *Nation* spricht sogar von der französischen Revolution des Jahres 1924. Sie sieht Frankreich zu seiner Tradition zurückkehren: der alten Majorität der Republikaner, Anti-Klerikalen, Pazifisten und Sozialistenfreunde. Aber nicht Paris brachte die Wendung, sondern die Provinz; Bauern und die Handelsleute der kleinen Städte führten die Revolution gegen die militaristische Poincaré-Politik durch, eine Revolution nicht im Zeichen einer radikalen Ideologie, sondern der Hinwendung zu jenen Führern und Parteien, an die man sich auch nach den Enthüllungen der Dreyfus-Affäre, des Poincaré-Barthouschen Bündnisses mit Rußland, des aufgezwungenen Gesetzes über die dreijährige Dienstzeit wandte. Schließlich wird nun auch in Frankreich eingesehen werden, daß der Krieg zu Ende sei.

„Das alte Frankreich kehrt wieder — aber man soll daraus nicht zuviel schliessen. Edouard Herriot, der Führer der Radikal-Sozialisten, bekämpfte die Ruhr-Politik, solange die Truppen noch nicht über den Rhein marschiert waren, aber als der Würfel gefallen war, sagte er: My country, right or wrong — wie im Jahre 1914 die französischen Sozialisten — und nahm die Entscheidung an. Als die Politik ihre Unfruchtbarkeit erwiesen hatte, nahm er seine Angriffe wieder auf; aber viele seiner Partei durchbrachen die Reihe und stimmten für die Invasionspolitik. Ja, einige ihrer augenblicklichen Mitglieder nahmen unter Poincaré Ämter an. Herriot indessen, trotz seiner Vergangenheit von Flackern und Unschlüssigkeit, hat dauernd eine Politik intimer Zusammenarbeit mit England, besonders mit Ramsay MacDonald, gefordert; er tritt für die Annahme des Dawes-Berichts im Ganzen ein; er hat auf die Anerkennung Rußlands gedrängt ... Europa wird leichter atmen, wenn Frankreich den Mann zum Ministerpräsidenten macht, der seine Programmrede vom 11. Januar mit diesen Worten schloß:

„Ist es nicht die Mission des republikanischen Frankreich, ohne irgendeins seiner Rechte aufzugeben, den schönsten Satz zu verwirklichen, der je über den Gegensatz der Interessen und Leidenschaften sich erhob: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen?"

Der Europäer Anatole France

Sein achtzigster Geburtstag wurde in ganz Europa gefeiert: nicht nur in Dankbarkeit für sein Werk, sondern in dem Bewußtsein, daß in diesem Greis die jüngste, freieste und gütigste europäische Geistigkeit sich verkörpere. England und Deutschland besitzen ihn in gleichem Maße wie ihre eigenen Dichter. Und trotzdem ist dieser gute Europäer durch und durch Franzose. Der Franzose empfindet aber das Franzosentum von France nicht so stark wie wir. Er sieht den europä-

Digitized by Google

ischen Ruhm und die europäische Gesinnung und ist sich der besonderen Zugehörigkeit dieses Dichtes zu seinem Lande nicht sehr bewußt. Diese seltsame Erscheinung führt Albert Thibaudet im letzten Heft der *Nouvelle Revue Française* zu folgenden Gedanken:

„So sehr ist dieser Mann mit diesem Paris verbunden, daß man versucht wäre, von Anatole France zu sprechen, wie ein Genfer von Töppfer spricht, ein Avignoner von Roumanille, ein Oxforder von Pater, ein Venezianer von Goldoni, und zu sagen: Er gehört uns, er gehört nur uns! Vielleicht kommt die Zeit, wo man France nur in Frankreich verstehen wird wie Boileau, der uns der liebste Autochthone unseres Landes blieb und der dennoch über Europa strahlte zur Zeit von Pope, von Gottsched —, von La Harpe ... Aber wenn diese Zeit kommen sollte, so ist sie sicher noch nicht gekommen; deshalb findet sich Anatole France gerade heute von unseren Landsleuten als der europäischste, universellste, in allen Breiten begehrteste, doch durch die Freimaurerei der Kultur.

Der Grund hierfür ist sehr einfach, und wir haben hier nur einen augenscheinlichen Gemeinplatz zu wiederholen. Man nennt Kultur, im weiten und haltbaren Sinn des Wortes, den klassischen Humanismus, der neben der christlichen Religion bis zum 19. Jahrhundert die geistige Substanz des Okzidents ausgemacht hat. Um Anatole France zu lieben ist weniger als eine besondere französische eine allgemein klassische Erziehung nötig. Die griechischen und lateinischen Meister bilden ihm in Europa und Amerika indirekt Leser. Ich weiß wohl, daß Frauen den Reiz von France empfinden und ebenso viel Gefallen am für sie geschriebenen „Lys Rouge" als am „Bonnard" und am „Livre de mon ami" finden. Aber die Frauen, und auch die Männer, haben nicht das Bedürfnis, selbst griechisch oder lateinisch zu lesen, um von dem Rhythmus und Geist eines klassischen Geschmacks eingefangen zu werden und ihn völlig in einem Zeitgenossen erwiesen zu sehen, wie Madame de Sévigné Corneille liebte und Madame de Maintenon Racine.

Seit diesen beiden europäischen Tatsachen: dem Romantismus und dem Triumph des Romans haben die europäischen Werte aufgehört, klassische Werte zu sein, und das, obgleich in jedem Lande die Bildung der Elite ziemlich genau klassisch geblieben ist. Anatole France gibt der Klassik, für den europäischen Geschmack, ein wenig diese seit dem 18. Jahrhundert verlorene Frische und Universalität zurück."

Amerikanischer Journalismus

Es scheint, daß die amerikanische Zeitungstechnik der journalistischen Idee näher kommt als die europäische. Oder man kann sagen: die amerikanischen Zeitungen sind radikal journalistisch. Sie kokettieren nicht mit Literatur, mit möglichst persönlicher Politik, mit einem geistigen Ehrgeiz, der über den Tagesbedarf hinausweist. Sie sind zweckhaft und in dieser Zweckhaftigkeit vielleicht weit redlicher als die europäischen mit ihren pseudo-geistigen Zielen, hinter denen sich nur mühsam wirtschaftliche Interessen verbergen. Es mag erstaunlich klingen — angesichts der ungeheuerlichen Verwirtschaftung des Landes — wenn man erklärt: die heutige amerikanische Presse ist unabhängig wie die keines anderen Landes. Diese Behauptung stellt Chester T. Crowell in *The American Mercury* auf und begründet sie so:

Der Amerikaner ist heute politisch weit weniger interessiert als früher. Ausgesprochenes Parteigängertum ist ihm unangenehm. Er verlangt Posi-

Digitized by Google

tives, er verlangt Nachrichten. Eine große Zeitung warb vor kurzem fünfundzwanzigtausend neue Abonnenten durch Ankündigung einer Sonderbeilage über Radio. Nirgends herrscht die Tendenz, Nachrichten zu unterdrücken. Der Nachrichtendienst ist vielmehr ausgezeichnet; er wird versorgt vor allem durch die großen Agenturen „Associated Press" und „United Press"; sie sind völlig unabhängig und in der Lage, jeder Neuigkeit nachzugehen, die dem Amerikaner erwünscht ist. Jetzt sind beide Agenturen recht konservativ geworden. William Randolph Hearst kaufte eine große Zahl von Zeitungen auf. Ein noch neuerer Zeitungsverlag ist Scripps, der die Nachmittagsblätter versorgt. Er liebt die schreienden Überschriften: Eine Mutter stürzt in ein brennendes Haus! Die Bürger verlangen einen besseren Straßenbahndienst! . . . Die stärkste verlegerische Kraft wird ausgestrahlt von „World" und den Hearst-Blättern. Hearsts Politik ist das Streben nach Macht über alles.

Zusammenfassend sagt Crowell von der heutigen amerikanischen Zeitung:

1. „Sie ist nützlicher für die durchschnittliche Lesermasse als je früher in der Geschichte.
2. Sie ist zuverlässiger.
3. Sie ist schöner.
4. Sie hat weniger Einbildungskraft, Initiative oder Erfolg (ausgenommen Verdienst).
5. Sie ist unvergleichlich in ihrem ehrlichen Nachrichtendienst und ihrem Kampf, den eigenen Rang zu erhöhen.
6. Sie hat sehr wenig Einfluß und kann nichts bekämpfen.
7. Die Qualität ihre Schreibweise wird ständig nachlässiger und droht einen Punkt zu erreichen, wo eine Übersetzung nötig sein wird.
8. Sie ist völlig frei vom Einfluß der Regierung, eine so allgemein anerkannte Tatsache, daß sie nicht erwähnt zu werden braucht, es sei denn im Vergleich mit Europa.
9. Finanzielle und Nachrichten-Beeinflussung hat, wenn überhaupt ausgeübt, gewöhnlich eher die Wirkung von etwas Albernem als von etwas Schlechtem."

Innerhalb des mechanisierten amerikanischen Daseins ist auch die Zeitung eine Maschine. Sie produziert das Bild der größeren Maschine: das amerikanische Leben, aber sie produziert nur Einzelheiten. Deshalb bleibt die Orientierung immer noch schwer. Wir beherrschen diese Maschine noch nicht so gut, wie sie uns beherrscht. Noch muß an ihrer Vervollkommnung weiter gearbeitet werden. Vielleicht kommt sonst der Tag, — wo die Wut über sie die Maschine zerschlägt.

Rudolf Kayser

Digitized by Google

ANMERKUNGEN

Franz Kafka

Die Nachricht von seinem Tode ruft in mir zunächst das Bild unserer letzten, unserer einzigen Begegnung wach. Es war im vergangenen Winter und in einem Berliner Vorort, wo er einsam lebte, unter dem Schicksal seiner Krankheit, die er lächelnd ertrug. Er wohnte in einer verschneiten Villenstraße, an einem Walde, wo die Stadt, ganz an ihr Ende gekommen, schweigt. Er wollte durch mich hören: vom Leben, von Büchern, Theatern und Menschen. Das Dasein der Welt: er sah es fern von sich und betrachtete es, wie Kinder das Leben der Erwachsenen betrachten: mit Sehnsucht und Lächeln zugleich. Seine Krankheit war anderes noch als körperliches Leiden, sie war ganz in sein Wesen übergegangen. Sie gehörte zu ihm, wie er zu ihr. Sie gab diesem vierzigjährigen Manne ein schmales Knabengesicht, ein junges Lachen, eine zarte Stimme. Er hatte durch sie so viel Jugend in sich, daß die Todesnähe ihn seiner Kindheit näher zu bringen schien. Von sich sprach er kaum, nur unter Zwang von seinen Arbeiten und der Not seines Lebens.

Sein Wesen und seine Bücher zeigen als gleichen Grundzug: Redlichkeit. Kafka stellte keine Ansprüche. Er sprach und schrieb das, was er war, ohne Ehrgeize der Form und des Erfolges. Seine Sprache ist klar, sachlich und reinlich. Sie meidet jeden Schmuck, sie kommt ohne Kantilenen und dröhnende Akkorde aus. Trotzdem ist sie reich, gibt Visionen und Träume und ist immer persönlich. Kafkas Prosa gehört zur besten in der heutigen deutschen Literatur. Trotz Einfachheit und Sachlichkeit weiß sie um die Magie des Worts. Unsere Leser erinnern sich der Novelle „Der Hungerkünstler", die unsere Zeitschrift vor etwa zwei Jahren brachte. Alles ist in ihr konkret, klar, durchsichtig und doch von heimlichen Tiefen, die nur zu erahnen sind. Seine Novellen sind sich ereignende unerhörte Begebenheiten, im Sinne der Goetheschen Definition. Ihre klare und schlichte Architektur aber gibt Durchblicke in alle Heimlichkeiten und Abgründe der Seele. Sie werden nicht dargestellt: weder durch Dostojewskische Emotionen noch durch Stendhalsche Analyse; aber sie sind da durch die Perspektiven, die über die Begebenheiten hinausweisen. Man lese seine Bücher: „Betrachtung", „Der Heizer", „Die Verwandlung" . . . und man spürt alles, was diesen Menschen ausmachte: Zartheit, Reinheit, Künstlertum und wissendes, schmerzliches Lächeln.

R. K.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Rudolf Kayser.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin, Leipzig.

Digitized by Google

SPECIAL ROOM
LIBRARY
OF MICH.

SEP 6 1924

ACHTES HEFT AUGUST 1924

DIE NEUE RUNDSCHAU

XXXV. Jahrgang der freien Bühne

Herausgeber: Oskar Bie, S. Fischer, S. Saenger

Inhalt

Maxim Gorki, Ein Mensch (Erinnerungen an Lenin)
Bernard Shaw, Die heilige Johanna (Fortsetzung)
Alexei Remisow, Kreuze (Novelle)
Otto Flake, Reise nach Südtirol
Junius, Politische Chronik
Rudolf Kayser, Europäische Rundschau

Anmerkungen

Leo Greiner, Wilhelm von Scholz / Ernst Blaß, Ernst Blochs Destructio destructionis / Hermann Hesse, Die alte Schule / Leo Matthias, Mexiko

S. FISCHER / VERLAG A.-G.

Berlin und Leipzig

Postvertrieb ab Leipzig

Digitized by Google

Redaktion: Dr. Rudolf Kayser, Berlin. Alle Zusendungen für die Redaktion werden ohne Namensnennung nach Berlin W. 57, Bülowstr. 90 erbeten. — Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden. — Manuskripte, denen kein Porto beiliegt, werden nicht zurückgesandt.

Alle Rechte für sämtliche Beiträge, besonders das der Übersetzung, vorbehalten.

Copyright 1924 by S. Fischer, Verlag.

Monatlich erscheint ein Heft,
das durch jede Buchhandlung, durch die Post oder direkt vom Verlage bezogen werden kann. Preis des Heftes Gm. 1.–; Quartalspreis Gm. 6.–, für das Ausland Schw. Fr. 7.50, umgerechnet in die betreffende Währung nach dem jeweiligen Schlüssel des Buchhändler-Börsenvereins. Zahlungen bitten wir auf das Postscheckkonto von S. Fischer, Verlag, Berlin Nr. 16692 zu leisten.

DIE SONDERHEFTE DER »NEUEN RUNDSCHAU«

Es sind noch lieferbar:

MÄRZHEFT 1922

RICHARD DEHMEL

mit Beiträgen
von Alfred Mombert, Richard Dehmel, Leo Tolstoi, Josef Ponten u. a.

MAIHEFT 1922

ARTHUR SCHNITZLER

mit Beiträgen
von Bahr, Flake, Hofmannsthal, Heinrich und Thomas Mann, Wassermann, Werfel, Stefan Zweig u. a.

JULIHEFT 1922

RUSSLAND

mit Beiträgen von Suchanow, Lundberg, Gorki, Remisow, Bunin u. a.

NOVEMBERHEFT 1922

GERHART HAUPTMANN

enthält neben
zahlreichen Beiträgen über den Dichter, Gerhart Hauptmann: Till Eulenspiegel, Thomas Mann: Von deutscher Republik u. a.

APRILHEFT 1923

DEUTSCHLAND I

enthält Beiträge
von Fritz von Unruh, Leopold Ziegler, Wilhelm von Scholz, Alfred Döblin u. a.

MAIHEFT 1923

DEUTSCHLAND II

mit Beiträgen
von M. I. Bonn, Julius Meier-Graefe, Paul Zucker, Josef Ponten, Robert Musil, Arthur Liebert u. a.

JUNIHEFT 1923

HERMANN BAHR

mit Beiträgen von Hermann Bahr, Raoul Auernheimer, Hugo von Hofmannsthal, Franz Werfel, Arthur Schnitzler

JULIHEFT 1923

EUROPA

mit Beiträgen von Heinrich Mann, André Gide, Emil Ludwig, René Schickele, Annette Kolb u. a.

Preis jedes Heftes Gm. 1.50

1 Goldmark = 10/42 Dollar, für das Ausland = 1.25 Schw. Fr.

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN

Diesem Heft liegen folgende Prospekte bei: J. H. W. Dietz Nachf., Berlin und Kurt Wolff Verlag, München.

Digitized by Google

EIN MENSCH

Erinnerungen an Lenin von

MAXIM GORKI

Wladimir Lenin ist tot.

Selbst im Heerlager seiner Feinde erkennen es manche ehrlich an, daß in der Person Lenins die Welt einen Menschen verliere, „welcher von allen großen Männern seiner Zeit am stärksten die Genialität verkörpert habe". Eine deutsche bürgerliche Zeitung, das Prager Tageblatt, veröffentlichte über ihn einen Artikel, in welchem achtungsvolle Bewunderung vor der Kolossalfigur Lenins zum Ausdruck kommt, und beschließt den Aufsatz mit den Worten: „Groß, unnahbar und furchtbar erscheint Lenin auch im Tode".

Der Ton des Artikels beweist, daß ihm nicht jenes physiologische Behagen zugrunde liegt, welches in dem zynischen Aphorismus, daß „die Leiche des Feindes stets gut rieche", seinen Ausdruck gefunden hat; nicht jene Freude, welche die Menschen fühlen, wenn ein großer unruhiger Mann von ihnen gegangen ist; — nein, aus diesem Aufsatz spricht rein menschlicher Stolz auf einen seinesgleichen.

Die russische Emigrantenpresse hat in sich weder die Kraft, noch den Takt gefunden, dem Tode Lenins die Achtung entgegenzubringen, welche die bürgerlichen Zeitungen in der Bewertung der Persönlichkeit eines der bedeutendsten Vertreter des russischen Willens und Lebens, der Unerschrockenheit des russischen Verstandes bewiesen haben.

Für mich ist Lenin nicht nur eine wunderbar vollkommene Verkörperung eines Willens, der auf ein Ziel gerichtet war, welches vor ihm noch kein Mensch sich zu stecken gewagt hatte; — er ist für mich einer jener Gerechten, einer jener ungeheuerlichen, halb märchenhaften und in der russischen Geschichte stets unerwartet auftauchenden Männer des Willens und des Talents, wie es Peter der Große, Michailo Lomonossoff, Leo Tolstoi und die übrigen dieser Art gewesen sind. Ich glaube, daß solche Menschen nur in Rußland

Digitized by Google

möglich sind, – dem Lande, dessen Geschichte und Lebensart mich stets an Sodom und Gomorrha erinnern.

Für mich ist Lenin der Held einer Legende, ein Mensch, welcher aus seiner Brust das brennende Herz gerissen, um mit dessen Lichte der Menschheit die Bahn zu erleuchten, die sie aus dem schmählichen Chaos der Gegenwart, aus dem faulenden blutigen Sumpf des dumpfen verwesenden Staatslebens hinausführen soll.

Sein Bild zu zeichnen ist schwer. Lenin ist äußerlich ganz in Worte gehüllt, wie der Fisch in Schuppen. Schlicht und gerade war er, wie alles, was er sprach.

Sein Heldentum ist fast jeden äußeren Glanzes bar. Sein Heldentum ist das in Rußland nicht seltene, bescheidene asketische Märtyrertum eines ehrlichen russischen Revolutionärs aus intellektuellen Kreisen, welcher aufrichtig an die Möglichkeit einer Gerechtigkeit auf Erden glaubt; das Heldentum eines Menschen, der allen Freuden der Welt entsagt hat zugunsten schwerer Arbeit für das Glück der Menschheit.

Eines Abends, als Lenin in Moskau, in Frau E. Peschkoffs Wohnung, Beethovens Sonaten in J. Dobroweins Ausführung hörte, sagte er: „Ich kenne nichts Schöneres als die Appassionata und wäre bereit, sie jeden Tag zu hören. Es ist eine wunderbare, übermenschliche Musik. Ich denke immer, mit einer vielleicht naiven, kindlichen Freude: was die Menschen doch für Wunder schaffen können!“

Und blinzelnd, mit unfröhlichem Lächeln, fügte er hinzu: „Aber – oft kann ich Musik nicht hören; sie wirkt auf die Nerven, man möchte lieben Unsinn reden und den Menschen den Kopf streicheln, weil sie, in einer schmutzigen Hölle lebend, solche Schönheit schaffen können. Heutzutage aber darf man niemandem den Kopf streicheln, sonst beißen sie einem die Hand ab, – auf den Kopf schlagen muß man sie, erbarmungslos schlagen, obgleich wir im Ideal gegen jede Anwendung von Gewalt sind. Hm – hm, ein höllisch schweres Amt!“

Das Amt ehrlicher Führer eines Volkes ist unmenschlich schwer. Undenkbar ist ein Führer, welcher nicht in dem einen oder anderen Maße Tyrann wäre. Unter Lenin sind wahrscheinlich mehr Menschen getötet worden, als unter Wat Tyler, Thomas Münzer, Garibaldi. Aber auch der Widerstand gegen die Revolution, an deren Spitze Lenin stand, war ja breiter und mächtiger organisiert. Auch muß man in Betracht ziehen, daß mit dem Aufschwung der „Zivilisation“ der Wert des Menschenlebens offenkundig gesunken ist; das bezeugt

Digitized by Google

unbestreitbar die Vervollkommnung der Technik zur Vernichtung der Menschen und die Entwicklung des Geschmacks für diesen Hergang im modernen Europa. O, freilich tun einem die Menschen leid, — wenn auch lange nicht alle. Und natürlich ist es widerlich zu töten, selbst die, die einem nicht leid tun und die — wie zum Beispiel die politischen Schufte — eine strenge Isolierung in Irrenhäusern verdienen. Aber — fragt doch einmal euer Gewissen: ist die Heuchelei jener „Moralisten", die von der Blutgier der russischen Revolution reden, nachdem sie selbst vier Jahre lang im Laufe des schändlichen Weltkrieges nicht nur kein Mitleid mit Millionen von Menschen, die zur Schlachtbank geführt wurden, hatten, sondern diesen schmählichen Krieg noch auf jede Weise „bis zum vollen Siege" aufputschten, — sagt, ist ihre Heuchelei hier am Platze? ist sie nicht vielmehr widerwärtig? Jetzt sind alle Kulturnationen zerschlagen, erschöpft; sie verwildern, und gesiegt hat die allgemeine menschliche Dummheit, — ihre straffen Schlingen würgen die Menschen auch heute noch.

Er war ein Mann von bewundernswerter Willenskraft, in allem Übrigen aber ein typischer russischer „Intelligent". Im höchsten Maße besaß er eine Fähigkeit, die den besten Teil der russischen „Intelligenz" eigen ist, nämlich die der Selbstbeschränkung bis zur Selbstpeinigung, der Selbstverstümmelung, die so weit geht wie Rachmetoff, jener Held des Romans von Tschernyschewski, welcher auf spitzen Nägeln schlief, um seine Willenskraft zu stählen; endlich, die Fähigkeit, die Kunst und alles Schöne zu verneinen bis zu dem logischen Schluß, zu welchem einer der Helden L. Andrejeffs kommt: „Die Menschen leben schlecht, — folglich muß auch ich schlecht leben."

Im schweren Hungerjahre 1919 schämte sich Lenin die Lebensmittel zu benutzen, die ihm Genossen, Soldaten und Bauern, aus der Provinz zuschickten. Wenn man diese Liebesgaben in seine ungemütliche Wohnung brachte, so runzelte er die Stirn, wurde verlegen und beeilte sich, das erhaltene Mehl, Zucker und Butter unter den Kranken und durch Unterernährung geschwächten Genossen zu verteilen.

Einmal lud er mich zum Mittagessen ein und sagte: „Ich werde Sie mit geräuchertem Fisch bewirten, — man hat ihn mir aus Astrachan geschickt."

Er runzelte die sokratische Stirn, blickte mit seinen allsehenden Augen zur Seite und fügte hinzu:

„Man schickt's mir, wie einem großen Herrn. Wie bringt man sie

Digitized by Google

davon ab? Verweigert man die Annahme, so beleidigt man sie. Und ringsum hungern alle. Eine dumme Geschichte . . .“

Selbst war er in seinen Ansprüchen sehr bescheiden, kannte weder Wein, noch Tabak, war vom Morgen bis zum Abend mit schwerer Arbeit überhäuft; er verstand es gar nicht für sich selbst zu sorgen, verfolgte aber aufmerksam das Leben der Genossen. Sein Interesse für sie wurde zu zärtlicher Sorge, wie sie sonst nur Frauen eigen ist. Jeden freien Augenblick schenkte er Andern, ohne sich selbst Ruhe zu gönnen.

Da sitzt er zum Beispiel an seinem Arbeitstisch, schreibt eilig und sagt, ohne die Feder vom Papier zu heben:

„Guten Tag, wie geht's? Ich bin gleich fertig . . . Da ist ein Genosse in der Provinz, läßt den Kopf hängen, ist augenscheinlich müde. Man muß ihm wieder Mut machen. Stimmung ist eine wichtige Sache.“

Auf dem Tische liegt ein Band von Tolstois „Krieg und Frieden“.

„Ja, Tolstoi! Ich wollte wieder einmal die Jagdszene lesen, aber da erinnerte ich mich, daß ich dem Genossen schreiben muß. Zum Lesen komme ich gar nicht. Erst heute Nacht habe ich Ihr Buch über Tolstoi gelesen . . . .“

Lächelnd, die Augen zusammengekniffen, streckte er sich wohlig im Lehnstuhl und fügte mit gedämpfter Stimme schnell hinzu: „Was für ein Koloß, nicht? Was für ein urwüchsiger Riese! Ja, Freund, das ist ein Künstler! Und wissen Sie, was noch in ihm wunderbar ist? Seine Bauernstimme, sein Bauerngedanke, — ein echter Bauer steckt in ihm. Vor diesem Grafen hat es keine echten Bauern in der Literatur gegeben, — hat's keinen gegeben.“ Darauf schaute er mich mit seinen asiatischen Äuglein an, fragte:

„Wen kann man in Europa mit ihm vergleichen?“ und gab sich gleich selbst die Antwort: „Niemand!“

Und vergnügt rieb er sich die Hände und lachte zufrieden blinzelnd, wie ein Kater an der Sonne.

Häufig bemerkte ich in ihm diesen Stolz auf Rußland, die Russen, die russische Kunst. Manchmal schien mir dieser Zug in Lenin fremdartig und sogar naiv, aber später erkannte ich darin den verschämten Widerhall einer tief versteckten, freudigen Liebe zu seinem Volke.

Auf Capri bemerkte er einst, als er zuschaute, wie vorsichtig die dortigen Fischer ihre von einem Haifisch zerrissenen Netze entwirrten:

Digitized by Google

„Unsere Leute arbeiten flinker!"

Und als ich das bezweifelte, sagte er nicht ohne Unwillen:

„Hm — hm, fangen Sie etwa an, Rußland zu vergessen, seit Sie auf diesem Felsenhöcker hier leben?"

W. A. Strojeff-Desnitzki erzählte mir, daß er einst mit Lenin durch Schweden gereist sei; im Waggon sah er eine deutsche Monographie über Albrecht Dürer durch. Deutsche, die in demselben Abteil saßen, fragten, was das für ein Buch sei, und es erwies sich, daß sie nichts von ihrem großen Künstler gehört hatten. Das rief in Lenin geradezu Entzücken hervor, und zweimal sagte er zu Desnitzki stolz:

„Sie kennen die ihrigen nicht, aber wir kennen sie!"

Ich kann mir keinen Anderen denken, der, wie Lenin die Menschen hoch überragend, doch so wie er den Verführungen des Ehrgeizes widerstanden und ein so warmes Interesse für die „kleinen Leute" bewahrt hätte.

Es war in ihm gewissermaßen ein Magnet, der die Herzen und Sympathien der Arbeiter anzog. Italienisch sprach er nicht, aber die Fischer von Capri, die doch Schaljapin und manche anderen bedeutenden Russen gesehen hatten, wiesen mit wunderbarem Instinkt Lenin sofort eine Sonderstellung zu. Bezaubernd war sein Lachen, das herzliche Lachen eines Mannes, welcher die Plumpheit der menschlichen Dummheit und die akrobatischen Listen des Verstandes sehr wohl zu sehen verstand, aber trotzdem die kindliche Naivität derer, die einfältigen Herzens sind, zu genießen wußte.

Der alte Fischer Giovanni Spadaro sagte von ihm:

„So kann nur ein ehrlicher Mensch lachen."

Im schaukelnden Boot, auf blauer, wie der Himmel durchsichtiger Woge lernte Lenin, Fische an der Angelschnur „vom Finger", ohne Rute zu fangen. Die Fischer erklärten ihm, daß man anziehen müsse, sobald der Finger ein Zittern der Schnur verspüre:

„Cosi: drin — drin! Capisci?"

Sofort zog er an, führte den gefangenen Fisch durch das Wasser und rief mit kindlichem Entzücken und Jägereifer:

„Aha! drin — drin!"

Die Fischer brachen ebenfalls in ein schallendes, kindlich fröhliches Gelächter aus und nannten ihn von da an „Signore drin — drin". Als er fortgereist war, fragten sie immer wieder: „Wie geht es Signor drin — drin? wird der Zar ihn nicht packen lassen?"

Digitized by Google

Im Jahre 1907 redeten in London einige Arbeiter, die Lenin hier zum erstenmal gesehen hatten, über sein Verhalten beim Kongreß. Einer von ihnen sagte sehr bezeichnend: „Vielleicht haben die Arbeiter hier in Europa noch einen anderen ebenso klugen Mann, — Bebel oder sonst wen. Aber daß es einen anderen gäbe, den ich gleich so lieb gewinnen könnte, wie diesen, — das glaube ich nicht."

Ein anderer Arbeiter fügte lächelnd hinzu:

„Dieser gehört uns. Ein Resoluter!"

Man erwiderte ihm:

„Auch Plechanoff gehört zu uns."

Darauf die treffende Antwort:

„Plechanoff ist unser Lehrer, unser Herr; Lenin aber ist unser Kamerad."

Im Herbst 1918 fragte ich einen Arbeiter der Sormowo-Werke, Dmitri Pawloff, welches, nach seiner Ansicht, der hervorstechendste Zug Lenins sei.

„Die Schlichtheit. Er ist schlicht wie die Wahrheit." Er sagte das, wie etwas wohl Überlegtes, längst Entschiedenes.

Es ist bekannt, daß ein Mensch am strengsten von seinen Untergebenen beurteilt wird. Aber sein Chauffeur Hill, ein vielerfahrener Mann, sagte von ihm:

„Lenin ist ein ganz besonderer Mensch. Ich fahre ihn zum Beispiel durch die Mjasnizkaja,* großes Getriebe ringsum, ich komme kaum vorwärts, fürchte, die Maschine könnte beschädigt werden, laß die Hupe tönen, bin sehr aufgeregt. Da öffnet er den Schlag, kommt auf dem Trittbrett zu mir heran, riskiert dabei heruntergerissen zu werden, und redet mir zu: ‚Bitte, Hill, regen Sie sich nicht auf! Fahren Sie, wie alle.' Ich bin ein alter Chauffeur und weiß: so würde kein Anderer handeln."

Ein alter Bekannter von mir, auch einer aus Sormowo, ein Mann von weichem Gemüt, klagte mir, wie schwer ihm die Arbeit in der Tscheka falle. Ich sagte ihm:

„Auch mir scheint, daß es nichts für Sie ist, es paßt schlecht zu Ihrem Charakter."

Traurig gab er das zu: „Gar nicht paßt's."

Aber nach einigem Nachdenken fügte er hinzu:

„Doch wenn ich daran denke, daß auch Iljitsch** sicherlich oft gezwungen ist, seine Seele an den Flügeln zu halten, — dann schäme ich mich wieder meiner Schwäche."

* Eine der Hauptstraßen Moskaus. Der Übersetzer.

** Lenins Vorname. So wurde er im Volke genannt. Der Übersetzer.

Digitized by Google

Ich kannte und kenne nicht wenige Arbeiter, welche gezwungen waren und es noch sind, mit fest aufeinandergebissenen Zähnen „ihre Seele an den Flügeln zu halten", das heißt ihrem organischen sozialen Idealismus Gewalt anzutun, um der Sache, der sie dienten, zum Siege zu verhelfen.

Ob wohl auch Lenin selbst seine Seele an den Flügeln halten mußte?

Um mit Anderen von sich zu reden, — dazu beachtete er sich selbst zu wenig. Über die geheimen Stürme in seiner Seele wußte er zu schweigen, wie kein Anderer. Aber als er einmal in Gorki* einige Kinder liebkoste, sagte er:

„Diese da werden schon besser leben als wir. Manches, was wir durchmachen müssen, wird ihnen erspart bleiben. Ihr Leben wird weniger grausam sein."

Er blickte in die Ferne, auf die Hügel, auf denen das Dorf lag, und fügte nachdenklich hinzu:

„Und trotzdem beneide ich sie nicht. Unserer Generation ist es gelungen, eine Arbeit von ungeheurer historischer Bedeutung durchzuführen. Die Grausamkeit unseres Lebens, die durch die Umstände erzwungen ist, wird verstanden und gerechtfertigt werden. Alles wird verständlich sein, Alles!"

Kinder liebkoste er vorsichtig, mit besonders leichten und schonenden Berührungen.

Das Leben ist so teuflisch kunstvoll eingerichtet, daß es unmöglich ist aufrichtig zu lieben, wenn man nicht zu hassen versteht. Schon die Notwendigkeit einer solchen Spaltung, die die Seele des Menschen verzerrt, — diese Tatsache, das Liebe nur durch Haß möglich wird, — verurteilt das Leben zur Zerstörung.

In Rußland, — einem Lande, wo die Notwendigkeit des Leidens als Universalmittel zur „Rettung der Seele" gepredigt wird, kenne ich Keinen, der das Unglück, das Leid und die Qualen der Menschen so tief und stark gehaßt, so verabscheut und verachtet hätte, wie Lenin. Diese Gefühle, der Haß gegen die Dramen und Tragödien des Lebens heben in meinen Augen Wladimir Lenin ganz besonders hoch, — diesen Mann von Eisen in einem Lande, wo zu Ehren und zur Heiligung des Leidens die talentvollsten Evangelien geschrieben worden sind, wo die Jugend ihr Leben nach Büchern zu leben beginnt, in

* Das Landgut, auf welchem L. seine Ferien verbrachte. Der Übersetzer.

Digitized by Google

denen eigentlich nichts steckt, als die Beschreibung einförmiger kleinlicher Alltagsdramen. Die russische Literatur ist die pessimistischste Literatur Europas; bei uns werden alle Bücher über ein und dasselbe Thema geschrieben, darüber nämlich, wie wir zu leiden haben: in der Jugend und im reifen Alter — durch Mangel an Verstand, durch Bedrückung von seiten des Absolutismus, durch Frauen, durch Nächstenliebe, durch die unzulängliche Einrichtung des Weltalls, und im Alter — durch die Erkenntnis der Fehler unseres Lebens, durch Zahnausfall und schlechte Verdauung, endlich — durch die Notwendigkeit des Todes.

Jeder Russe, der „aus politischen Gründen" einen Monat im Gefängnis gesessen oder ein Jahr in der Verbannung verbracht hat, hält es für seine heilige Pflicht, Rußland ein Buch der Erinnerungen an das, was er erlitten, zu schenken. Und bis heute ist es noch niemandem eingefallen, ein Buch darüber zu schreiben, wie er sich sein Leben lang gefreut habe. In einem Lande, wo man nach Büchern lebt, würde ein solches Werk nicht nur außerordentlichen Erfolg haben, sondern auch sofort Nachahmungen hervorrufen. Und da der Russe gewohnt ist, sich sein Leben auszudenken, aber schlecht versteht, es nun wirklich in Tat umzusetzen, so ist es sehr wahrscheinlich, daß ein Buch über glückliches Leben ihn lehren würde, wie ein solches Leben zu erfinden wäre.

Vielleicht faßte Lenin das Drama des Seins etwas zu einfach auf und meinte, es sei leicht zu bekämpfen, so leicht, wie etwa der äußere Schmutz und die Unordentlichkeit des russischen Lebens zu entfernen sind.

Doch gleichviel! Besonders hoch stelle ich in ihm eben dieses Gefühl unversöhnlicher, unauslöschbarer Feindschaft gegen das menschliche Unglück, seinen festen Glauben, daß das Unglück nicht die notwendige Grundlage des Seins, sondern vielmehr etwas Verabscheuungswürdiges sein, was die Menschen von sich stoßen müssen und können.

Ich möchte diesen Grundzug seines Charakters kampfesfreudigen Optimismus nennen, und das war in ihm kein russischer Zug. Doch gerade er trieb meine Seele zu diesem wahren und großen Menschen.

Im Jahre 1907 sagte er mir in London, wie ich mich entsinne: „Es ist möglich, daß sogar die breiten Massen uns Bolschewisten nicht verstehen werden; sehr wahrscheinlich, daß man uns gleich zu

Digitized by Google

Beginn unserer Aktion totschlagen wird. Aber — das ist nicht wichtig! Die bürgerliche Welt hat einen Zustand gährender Fäulnis erreicht und droht alles und alle zu vernichten, — das ist das Wichtige."

Einige Jahre später — ich glaube, es war im Beginn des Balkankrieges — erinnerte er mich in Paris daran:

„Sehen Sie — ich hatte recht! Die Zersetzung hat begonnen. Die Gefahr, durch das Leichengift vergiftet zu werden, muß jetzt allen klar sein, die den Ereignissen gerade in das Auge zu schauen verstehen."

Mit einer Bewegung, die für ihn charakteristisch war, steckte er die Finger in die Achselhöhlen unter die Weste, begann langsam in seiner engen Stube auf und ab zu schreiten und setzte fort:

„Das ist der Beginn der Katastrophe. Wir werden noch einen europäischen Krieg erleben. Das wird ein wildes Schlachten werden! Unvermeidlich! Das Proletariat? Ich glaube nicht, daß es in sich die Kraft finden wird, dieses blutige Chaos abzuwenden. Es wird natürlich selbst mehr als alle anderen darunter zu leiden haben, das ist einstweilen sein Schicksal. Aber — die Verbrecher werden in dem Blute, das sie vergossen haben, stecken bleiben und ertrinken. Die Feinde des Proletariats werden ihre Kraft verlieren. Auch das ist unvermeidlich."

Er blickte durch das Fenster in die Ferne.

„Nein, bedenken Sie nur: zu welchem Zwecke hetzen die Satten alle Hungrigen aufeinander zu gegenseitiger Abschlachtung? Kann man sich damit aussöhnen? Können Sie mir ein Verbrechen nennen, das weniger berechtigt, das dümmer wäre? Einen teuren Preis werden die Arbeiter dafür zu zahlen haben, aber schließlich werden doch sie den Sieg davontragen. Das ist der Wille der Geschichte!"

Er sprach häufig von Geschichte, aber in seinen Reden fühlte ich nie eine fetischistische Ergebung in ihren Willen und ihre Macht.

In den Jahren 1917—1921 waren meine Beziehungen zu Lenin durchaus nicht so, wie ich es gewünscht hätte. Aber das konnte auch nicht anders sein.

Er war Politiker. Er besaß im höchsten Maße jene künstlich, aber kräftig entwickelte Gradlinigkeit des Blickes, welche der Steuermann eines so ungeheuren Schiffes, wie es das bleiern schwere bäurische Rußland ist, besitzen muß.

Digitized by Google

Ich dagegen fühle einen organischen Abscheu vor aller Politik und bin ein sehr zweifelhafter Marxist, weil ich geringen Glauben an die Vernunft der Massen im allgemeinen und an die der bäurischen Massen im besonderen habe.

Als Lenin im Jahre 1917 nach Rußland kam und seine „Thesen" veröffentlichte, da dachte ich, daß er damit der russischen Bauernschaft die quantitativ unbedeutende, aber qualitativ heldenhafte Schar der politisch entwickelten Arbeiter und die ganze aufrichtig revolutionäre „Intelligenz" zum Opfer bringe. Diese einzige aktive Kraft Rußlands wird, meinte ich, wie eine Handvoll Salz in den faden Sumpf des Dorfes geworfen, wird hier spurlos vergehn und aufgesogen werden, ohne im geistigen Habitus, der Lebensweise und der Geschichte des russischen Volkes auch nur die geringste Veränderung hervorzurufen. Die wissenschaftlich und technisch gebildete, überhaupt die qualifizierte Intelligenz Rußlands ist, meines Erachtens, ihrem ganzen Wesen nach revolutionär gestimmt und bildet zusammen mit der sozialistischen Arbeiterintelligenz, nach meiner Meinung, die wertvollsten Kräfte, welche dieses Land im Laufe der Zeit aufgespeichert hat. In dem Rußland des Jahres 1917 gab es und gibt es auch heute noch keine andere Kraft, welche befähigt wäre, die staatliche Macht an sich zu nehmen und das Dorf zu organisieren. Doch diese Kräfte, welche, wie gesagt, quantitativ nur unbedeutend und zudem durch mannigfache Gegensätze zersplittert sind, könnten ihre Aufgabe nur bei vollster innerer Einigung durchführen. Ihnen stand eine grandiose Arbeit bevor: den Anarchismus des Dorfes in ihre Gewalt zu bekommen, den Willen des Bauern der Kultur dienstbar zu machen, ihn zu lehren, wie er vernünftig zu arbeiten habe, auf diese Weise die bäuerliche Wirtschaft zu reorganisieren und dadurch das Land schnell vorwärts zu bringen. Dies alles ist aber nur zu erreichen, wenn die Instinkte des Dorfes der organisierten Vernunft der Stadt untergeordnet würden.

Für die wichtigste Aufgabe der Revolution hielt ich die Herstellung solcher Bedingungen, die die Entwicklung aller kulturellen Kräfte des Landes fördern könnten. Zu diesem Zwecke schlug ich vor, auf Capri eine Schule für Arbeiter zu organisieren und suchte in den Jahren der politischen Reaktion 1907–1912 nach Kräften auf jegliche Weise die Stimmung und den Mut der Arbeiter zu heben. Aus demselben Gedanken heraus wurde sofort nach dem Umsturz im März 1917 die „Freie Assoziation zur Entwicklung und Verbreitung der

Digitized by Google

positiven Wissenschaften" begründet: ihr Ziel war einerseits die Organisation wissenschaftlicher Forschungsinstitute in Rußland, andrerseits eine breit angelegte Popularisierung wissenschaftlicher und technischer Kenntnisse in Arbeiterkreisen. An die Spitze dieser Assoziation traten bedeutende Gelehrte, Mitglieder der russischen Akademie der Wissenschaften, W. A. Stekloff, L. A. Tschugajeff, Fersmann, S. P. Kostytscheff, A. A. Petrowski u. a. Eifrig wurden die nötigen Geldmittel gesammelt. S. P. Kostytscheff suchte bereits nach einem Platz zur Errichtung eines zoo-botanischen Forschungsinstituts. Das ganze Unternehmen wurde aber von dem Oktoberumsturz vernichtet und die Mittel der „Assoziation" konfisziert.

Um noch deutlicher zu sein, möchte ich sagen: das schwerste Hindernis, das Rußland auf dem Wege zur Europäisierung und zur Kultur überhaupt zu überwinden hat, ist das erdrückende Übergewicht des ungebildeten Dorfes über die Stadt, der zoologische Individualismus der Bauernschaft und ihr vollkommener Mangel an sozialen Interessen und Regungen. Eine Diktatur der politischreifen Arbeiter im engen Bunde mit der Intelligenz bot, meiner Meinung nach, den einzigen Ausweg aus der schwierigen Lage, die dadurch noch erschwert war, daß der Krieg das Dorf noch mehr anarchisiert hatte. Ich stimme mit den Kommunisten nicht überein in der Bewertung der Rolle, welche die Intelligenz in der russischen Revolution gespielt hat; diese Revolution ist ja eben von der Intelligenz vorbereitet worden, zu der auch alle Bolschewisten gehören, welche Hunderte von Arbeitern im Geiste sozialen Heldentums und hoher Intellektualität erzogen haben. Die russische Intelligenz — die gelehrte sowohl, als die der Arbeiter — war, ist und wird noch lange das einzige Arbeitspferd bleiben, welches in den schweren Wagen der russischen Geschichte gespannt ist. Trotz aller Stöße und Anregungen, die der Verstand der Massen erfahren hat, bleibt er immer noch eine Kraft, die der Leitung von außen her benötigt.

Ich weiß, daß die Politiker der Revolution mich dieser Gedanken wegen nochmals verlachen werden. Ich weiß aber auch, daß das Lachen der klügsten und ehrlichsten unter ihnen nicht aufrichtig sein wird.

Bis zum Jahre 1918, bis zu dem sinnlosen Attentat auf Lenin, bin ich ihm in Rußland nicht begegnet und habe ihn nicht einmal aus der Ferne gesehen. Ich kam zu ihm, als er seinen Arm noch

Digitized by Google

nicht beherrschen und seinen durchschossenen Hals kaum bewegen konnte. Ich drückte ihm meine Empörung über das Geschehene aus, aber er antwortete — unlustig, wie man von etwas spricht, was langweilt:

„Es ist eben eine Rauferei. Was ist da zu machen? Ein jeder handelt so, wie er es versteht."

Wir begegneten einander sehr freundschaftlich, aber die durchdringenden, alles sehenden Äuglein des lieben Iljitsch blickten auf mich, den „Verirrten", mit offenbarem Mitleid. Diesen Blick bin ich gewohnt, — dreißig Jahre schon sehe ich ihn auf mir ruhn. Ich bin überzeugt, daß man mich mit diesem Blicke auch zu Grabe geleiten wird. Möge man in dieser meiner Überzeugung keine selbstgefällige Prahlerei erblicken; ich will damit durchaus nicht etwa andeuten, daß stets eben die „Verirrten" neue Wege, ein neues Amerika entdecken. Aber mir ist es leichter, den Leuten aus Achtung vor ihnen, ja aus bloßer Höflichkeit zuzustimmen, als aus einer Notwendigkeit, die nur ihnen, nicht mir verständlich ist.

Nach wenigen Minuten war Lenin bereits in eifrigem Reden begriffen:

„Wer nicht mit uns ist, der ist gegen uns. Menschen, die von Geschichte unabhängig sind, — das sind reine Phantasiegebilde! Zugestanden, daß es früher einmal solche Menschen gegeben haben könnte, — jetzt gibt es keine mehr, kann es keine geben. Niemand braucht sie mehr. Alle, bis auf den letzten Mann, sind in den Strudel der Wirklichkeit hineingerissen, — einer Wirklichkeit, die so verworren ist, wie noch nie zuvor."

„Sie sagen, daß ich das Leben zu sehr vereinfache? Und daß diese Vereinfachung die Kultur mit Untergang bedroht, wie?"

Darauf das ironische, charakteristische:

„Hm — hm!"

Sein scharfer Blick wird noch schärfer, und mit gedämpfter Stimme fährt Lenin fort:

„Nun, und Millionen von Bauern mit Gewehren in der Hand, — die sind nach Ihrer Meinung etwa keine Bedrohung für die Kultur? Glauben Sie, daß die Konstituante mit ihrem Anarchismus fertig geworden wäre? Sie, die Sie doch so viel — und so richtig! — von der Anarchie des Dorfes reden, Sie müßten unsere Arbeit besser als Andere verstehen. Der russischen Masse muß man etwas sehr Einfaches zeigen, etwas, was ihrem Verstande zugänglich ist. Die Sowjets und der Kommunismus — das ist etwas Einfaches!"

„Ein Bund der Arbeiter mit der Intelligenz, meinen Sie? Ja, das

Digitized by Google

ist nicht schlecht, durchaus nicht. Sagen Sie doch der Intelligenz, sie möge zu uns kommen. Nach Ihrer Meinung dient sie ja aufrichtig den Interessen der Gerechtigkeit? Woran liegt es denn? Bitte gefälligst zu uns. Wir waren es, die die ungeheure Mühe auf uns nahmen, das Volk auf die Beine zu stellen, der Welt die volle Wahrheit über das Leben zu sagen; wir sind es, die den Völkern den geraden Weg zu menschenwürdigem Dasein, den Weg aus der Knechtschaft, dem Elend, der Erniedrigung weisen."

Er lachte und sagte ohne Bitterkeit:

„Dafür hat mir die Intelligenz auch schon eines auf den Nacken gegeben!"

Und als die Temperatur unseres Gesprächs normaler geworden war, sprach er ärgerlich und traurig:

„Bestreite ich etwa, daß wir die Intelligenz unbedingt brauchen? Aber Sie sehen ja, wie feindlich sie uns gesinnt ist, wie schlecht sie die Forderungen des Moments versteht, und nicht sieht, daß sie ohne uns kraftlos ist und bis zu den Massen nicht durchdringen wird. Ihre eigene Schuld wird es sein, wenn wir zu viele Töpfe zerschlagen."

Über dieses Thema kamen wir fast bei jeder Begegnung zu sprechen. Und obgleich sein Verhältnis zur Intelligenz — seinen Worten nach zu urteilen, — stets mißtrauisch und feindselig blieb, in Wirklichkeit wußte er die Bedeutung intellektueller Energie im Entwicklungsgang der Revolution stets richtig zu bewerten und schien damit einverstanden zu sein, daß die Revolution eigentlich eine Explosion eben dieser Energie sei, die in den veralteten engen Daseinsbedingungen keine Möglichkeit gesetzmäßiger Entwicklung mehr fand.

Ich entsinne mich, wie ich einmal mit drei Mitgliedern unserer Akademie der Wissenschaften bei ihm war. Das Gespräch betraf die Reorganisation eines hohen wissenschaftlichen Instituts in Petersburg. Als Lenin die Gelehrten hinausgeleitet hatte, sagte er befriedigt:

„Das verstehe ich! Das sind kluge Kerle! Alles ist bei ihnen einfach, alles streng formuliert; man sieht gleich, die wissen, was sie wollen. Mit solchen Leuten zu arbeiten ist ein Vergnügen. Besonders gefiel mir dieser . . ."

Er nannte einen bedeutenden Namen der russischen Wissenschaft, und einen Tag später sagte er mir durchs Telephon:

„Fragen Sie Z., ob er mit uns arbeiten will?"

Und als Z. diesen Vorschlag annahm, freute Lenin sich aufrichtig, er rieb sich die Hände und scherzte:

Digitized by Google

„So ist's recht; alle russischen und europäischen Archimede werden wir zu uns herüberziehn, einen nach dem andern, und dann wird die Welt sich umkehren, ob sie will oder nicht."

Bei der achten Parteitagung sagte N. J. Bucharin unter anderem: „Nation bedeutet Bourgeoisie und Proletariat zusammen. Es hat keinen Sinn, einer verächtlichen Bourgeoisie das Recht der Selbstbestimmung zuzuerkennen."

„Nein, entschuldigen Sie," entgegnete ihm Lenin, „es hat den Sinn, daß es den tatsächlichen Verhältnissen entspricht. Sie berufen sich auf den Prozeß der Differenzierung des Proletariats von der Bourgeoisie, aber wir wollen erst mal sehen, wie sich das machen wird."

Hierauf zeigte er an dem Beispiele Deutschlands, wie langsam und schwer sich dieser Differenzierungsprozeß vollzieht, wies darauf hin, daß „der Kommunismus nicht mit Gewalt aufgeimpft werden kann," und sprach sich folgendermaßen über die Bedeutung der Intelligenz für die Industrie, die Armee und die Kooperation aus (ich zitiere nach dem Bericht der „Iswestija" über die Verhandlungen der Tagung):

„Diese Frage muß von dem Kongreß mit vollster Klarheit entschieden werden. Wir können den Kommunismus nur dann aufbauen, wenn er mit den Mitteln der bürgerlichen Wissenschaft und Technik den Massen zugänglicher gemacht worden. Zu diesem Zwecke aber müssen wir der Bourgeoisie ihren ganzen Arbeitsapparat entleihen, müssen alle Spezialisten zur Mitarbeit heranziehen. Ohne bürgerliche Fachleute sind die produktiven Kräfte nicht zu heben. Wir müssen sie mit einer Atmosphäre kameradschaftlicher Mitarbeiterschaft, mit Arbeiterkommissaren, mit Kommunisten umgeben, müssen sie in eine solche Lage bringen, daß sie nicht mehr frei kommen; aber wir müssen ihnen die Möglichkeit geben besser zu arbeiten, als zur Zeit des Kapitalismus, denn sonst wird diese von der Bourgeoisie auferzogene Klasse überhaupt nicht arbeiten.

Eine ganze Klasse von Menschen zur Arbeit zu zwingen ist unmöglich. Die bürgerlichen Fachleute sind an kulturelle Arbeit gewöhnt, sie haben sie im Rahmen der bürgerlichen Gesellschaftsordnung geleistet, das heißt, sie haben die Bourgeoisie durch ungeheure materielle Unternehmungen bereichert und nur wenig für das Proletariat übrig gehabt. Aber trotzdem haben sie die Kultur gefördert, — darin besteht ihr Beruf. Wenn sie sehen, daß die Arbeiterklasse nicht nur die Kultur zu schätzen weiß, sondern auch ihre Verbreitung in den Volksmassen

Digitized by Google

fördert, so ändert sich ihr Verhalten uns gegenüber. Wir werden sie dann moralisch bezwungen, nicht nur politisch von der Bourgeoisie getrennt haben. Wir müssen sie in unseren Arbeitsapparat einbeziehen, und zu diesem Zwecke manchmal auch vor Opfern nicht zurückschrecken. Den Spezialisten gegenüber dürfen wir keine Politik kleinlicher Schikanen verfolgen. Wir müssen ihnen möglichst günstige Lebensbedingungen bieten; das wird ihnen gegenüber die beste Politik sein. Wenn wir gestern von der Legalisierung der kleinen bürgerlichen Parteien sprachen und heute die Menschewisten und linken Sozialrevolutionäre verhaften, so geht doch durch alle diese Schwankungen eine ganz feste Linie hindurch, nämlich: die Konterrevolution zu vernichten, aber den Apparat bürgerlicher kultureller Arbeitskräfte auszunutzen."

Es ist nicht meine Sache, hier von Wladimir Lenin dem Politiker zu reden; teuer ist mir und nahe steht mir Lenin der Mensch.

Mich entzückte der Wille zum Leben, der in ihm so kräftig zum Ausdruck kam, und sein tatkräftiger Haß allen Schändlichkeiten des Lebens gegenüber; ich hatte Freude an dem jugendlichen Feuer, mit dem er alles, was er tat, zu beleben wußte. Ich bewunderte seine übermenschliche Arbeitskraft.

Dieser Feuereifer war seiner Natur eigentümlich; aber es war nicht der eigennützige Wagemut eines Hazardspielers, vielmehr bezeugte er in Lenin jene außergewöhnliche Geistesfrische, welche nur einem Menschen eigen ist, der unerschütterlich fest an seinen Beruf glaubt; der sich allseitig und tief mit der Welt verbunden fühlt und seine Rolle in dem Chaos der Welt bis auf den Grund erkannt hat, — die Rolle eines Feindes dieses Chaos.

Mit dem gleichen Eifer konnte er Schach spielen, eine „Geschichte des Kostüms" betrachten, stundenlang mit Genossen streiten, Fische angeln, die in der ehrlichen Sonne des Südens glühenden Felsenwege Capris beschreiten, sich an dem goldenen Ginster und den braunen Fischerknaben erfreuen. Und abends, wenn er Erzählungen über Rußland, über das Leben des Dorfes dort lauschte, seufzte er neidisch:

„Ich kenne Rußland nur wenig! Simbirsk, Kasan, Petersburg und wohin ich verschickt war, — das ist fast alles!"

Er liebte alles Komische und lachte mit dem ganzen Körper, wirklich wie im Lachen untertauchend, lachte manchmal bis zu Tränen. Seinem kurzen charakteristischen „hm — hm" wußte er die verschieden-

Digitized by Google

artigsten Färbungen zu geben, — von beißender Ironie bis zu vorsichtigem Zweifel, und häufig klang in diesem „hm — hm" ein Humor, wie er nur einem scharfblickenden Menschen, der die teuflischen Ungereimtheiten des Lebens kennt, zugänglich ist.

Von stämmigem und festem Körperbau, mit einem Sokratesschädel und den alles sehenden Augen eines ganz Klugen, nahm er öfters eine sonderbare und etwas komische Pose an: den Kopf zurückgebogen und zur Schulter geneigt, steckte er die Finger irgend wohin unter die Achselhöhlen hinter die Weste. In dieser Stellung lag etwas überaus Liebes und Komisches, etwas, was an einen sieghaften Hahn erinnerte, und in solchen Augenblicken strahlte er ganz vor Freude. Ein großes Kind dieser ruchlosen Welt, das sich der Feindschaft und dem Haß zum Opfer bringen mußte, um Liebe und Schönheit zu verwirklichen!

Seine Bewegungen waren leicht und geschickt, und seine sparsamen, aber starken Gesten harmonierten vollkommen mit seiner Rede, die ebenfalls mit Worten geizte, aber um so reicher an Gedanken war. Und in seinem Gesicht von mongolischem Schnitt brannten und spielten die scharfen Augen eines Jägers, der unermüdlich die Lügen und das Elend des Lebens verfolgt; sie brannten bald blinzelnd, bald ironisch lächelnd, bald zornig blitzend. Der Glanz dieser Augen machte seine Rede noch glühender und unheimlich klar. Manchmal schien es, als ob die unbezähmbare Energie seines Geistes aus diesen Augen Funken sprühe und als ob seine Worte, mit dieser Energie gesättigt, in der Luft funkelten. Seine Rede rief stets ein geradezu physisches Gefühl unwiderlegbarer Wahrheit hervor, und wenn mir diese Wahrheit auch häufig unannehmbar war, so konnte ich doch nicht umhin, ihre Stärke stets zu fühlen.

Ungewohnt und sonderbar war es, Lenin im Park von Gorki spazieren zu sehen, — so fest war mit ihm die Vorstellung als von einem Menschen verbunden, welcher am Ende eines langen Tisches sitzt und mit den scharf blitzenden Augen eines Steuermannes geschickt und gewandt die Diskussion leitet; oder vom Rednerpult herab, mit zurückgeworfenem Kopf, klare feste Worte in die lautlose Menge, in die gierigen Augen wahrheitshungriger Menschen schleudert. Seine Worte erinnerten mich immer an den kalten Glanz von Eisenspänen. Mit wunderbarer Einfachheit gestaltete sich aus ihnen stets die künstlerisch geformte Figur der Wahrheit.

Digitized by Google

Viel hat man über Lenins Grausamkeit geschrieben und gesprochen. Selbstverständlich will ich nicht so lächerlich taktlos sein, ihn gegen Lüge und Verleumdung in Schutz zu nehmen. Ich weiß, daß Verleumdung und Lüge eine feststehende Methode der Politik, ein gewohntes Kampfmittel gegen Feinde ist. Unter den großen Männern dieser Welt gibt es wohl keinen einzigen, den man nicht mit Schmutz zu bewerfen versucht hätte. Das ist allbekannt.

Außerdem ist allen Menschen das Streben eigen, einen hervorragenden Mann nicht nur bis zum Niveau ihres Verständnisses herabzudrücken, sondern auch zu versuchen, ihn unter ihre Füße zu bringen, in jenen klebrigen giftigen Schmutz, welchen die, die ihn schufen, das „Alltagsleben" nennen.

Mit Widerwillen entsinne ich mich folgender Tatsache. Im Jahre 1919 tagte in Petersburg ein Kongreß der „Dorfarmut". Mehrere Tausende von Bauern waren aus den nördlichen Gouvernements Rußlands gekommen und Hunderte von ihnen hatte man im „Winterpalais" untergebracht. Als der Kongreß zu Ende und die Teilnehmer wieder abgereist waren, da erwies es sich, daß sie nicht nur alle Badewannen des Schlosses, sondern auch eine ungeheure Anzahl der kostbarsten orientalischen, sächsischen und Sèvres-Vasen besudelt hatten: sie hatten sie als Nachtgeschirr benutzt. Das war nicht etwa aus Not geschehen, — die Aborte des Palais waren vollständig in Ordnung, die Wasserleitung funktionierte ausgezeichnet. Nein, diese sinnlosen Rüpeleien entsprangen nur dem Wunsche, die schönen Sachen zu beschmutzen und zu verderben. Im Laufe zweier Revolutionen und während des Weltkrieges habe ich viele Male dieses düstere rachsüchtige Streben der Menschen — das Schöne zu zerbrechen, zu verzerren, zu verspotten zu beschmutzen — beobachtet.

Man soll nicht meinen, daß ich dieses Betragen der „Dorfarmut" nur deswegen hervorgehoben habe, weil ich mich den Bauern gegenüber überhaupt skeptisch verhalte; nein, ich weiß, daß an solchem krankhaften Verlangen, Schönes zu besudeln, auch gewisse Gruppen der Intelligenz leiden, wie zum Beispiel jene Emigranten, welche meinen, daß in Rußland nichts Gutes mehr zu finden sei, da sie selbst nicht mehr dort sind.

Das boshafte Bestreben, Sachen von ungewöhnlicher Schönheit zu verderben, entspringt derselben Quelle, wie das abscheuliche Verlangen, einen ungewöhnlichen Menschen um jeden Preis in den Schmutz zu ziehn. Alles Ungewöhnliche stört die Menschen so zu

Digitized by Google

leben, wie sie möchten. Die Menschen dürsten, – wenn sie überhaupt dürsten –, nicht nach einer gründlichen Veränderung ihrer sozialen Gewohnheiten, sondern nur nach einer Erweiterung derselben. Der Schrei der Mehrheit ist: „Hindert uns nicht daran, so zu leben, wie wir es gewohnt sind!"

Wladimir Lenin nun war ein Mann, der es, wie niemand vor ihm, verstanden hat, die Menschen daran zu verhindern, ihr gewohntes Leben zu leben.

Ob Lenin mehr Liebe oder mehr Haß hervorgerufen hat, – ich weiß es nicht. Der Haß, den man ihm entgegenbringt, tritt nackt und widerwärtig klar zu Tage, seine Flecken glänzen überall hell, wie die blauen Flecken der Pest. Doch ich fürchte, daß auch die Liebe zu ihm bei vielen nichts anderes ist, als der dunkle Glaube gequälter und verzweifelter Menschen an den Wundertäter; daß sie eine Liebe ist, die Wunder erwartet, aber selbst nichts tut, um ihre eigene Kraft in einem Leben zu verwirklichen, das fast abgestorben ist infolge von Leiden, die durch die Gier der einen, durch die ungeheuerliche Dummheit der anderen hervorgerufen sind.

Oft hatte ich Gelegenheit, mit Lenin über die Grausamkeit der revolutionären Taktik und der durch sie geschaffenen Lebenshaltung zu reden.

„Was wollen Sie?" fragte er erstaunt und erzürnt. „Ist in einem so unerhört heftigen Kampfe Menschlichkeit überhaupt möglich? Wäre hier Weichheit und Großmut am Platze? Europa blockiert uns, die von seiten des europäischen Proletariats erwartete Hilfe ist ausgeblieben, von allen Seiten geht die Konterrevolution auf uns los, wie ein Bär, – und wir? Sollen und dürfen wir uns etwa nicht wehren und kämpfen? Nein, entschuldigen Sie gefälligst, wir sind keine Narren! Wir wissen, daß das, was wir wollen, niemand sonst machen kann. Meinen Sie, daß ich hier sitzen würde, wenn ich nicht davon überzeugt wäre?"

Nach einem heißen Streite fragte er mich einst: „Wie ermessen Sie die Zahl der notwendigen und die der überflüssigen Hiebe bei einer Schlägerei?" Auf diese einfache Frage vermochte ich nur eine lyrische Antwort zu geben. Ich glaube, daß sich darauf auch gar nichts anderes antworten läßt.

Sehr oft überhäufte ich ihn mit Bitten verschiedener Art und fühlte manchmal, daß diese Gesuche für andere in Lenin Mitleid

Digitized by Google

mit mir, ja beinahe Verachtung auslösten. Er fragte: „Scheint es Ihnen nicht, daß Sie baren Unsinn treiben und sich mit ganz unnützen Dingen abgeben?"

Doch ich tat, was ich für notwendig hielt, und die schrägen ärgerlichen Blicke des Mannes, welcher wußte, wie viele Feinde das Proletariat hat, hielten mich nicht davon ab. Er schüttelte besorgt den Kopf und sagte:

„Sie kompromittieren sich in den Augen unserer Genossen, der Arbeiter!"

Ich aber wies darauf hin, daß diese Genossen, diese Arbeiter, in gereiztem Zustande und im Jähzorn häufig die Freiheit und das Leben wertvoller Menschen zu leicht und „einfach" nehmen, und daß dieser Umstand, meines Erachtens, die ehrliche und schwere Sache der Revolution durch unnötige und oft sinnlose Grausamkeit nicht nur kompromittiere, sondern ihr auch objektiv schade, da er nicht wenige tüchtige Kräfte von einer Teilnahme an ihr abhalte.

„Hm — hm", brummte Lenin skeptisch, wenn er von den vielen Fällen des Verrats der Intelligenz an der Sache der Arbeiter hörte.

„Unter uns", sagte er, „sie treiben Verrat meist aus Feigheit, aus Furcht beschämt zu werden, aus Angst, daß eine geliebte Theorie im Zusammenstoß mit der Wirklichkeit Schiffbruch leiden werde. Wir fürchten uns nicht davor. Theorien und Hypothesen sind für uns nichts ‚Heiliges', sondern nur Arbeitswerkzeug."

Und trotzdem kann ich mich nicht entsinnen, daß Iljitsch mir jemals eine Bitte abgeschlagen hätte. Wenn sie trotzdem manchmal nicht erfüllt wurde, so geschah dies nicht durch seine Schuld, sondern wahrscheinlich kraft jener verfluchten „Unzulänglichkeiten im Mechanismus", welche die plumpe Maschine des russischen Staatslebens stets in Hülle und Fülle besaß. Möglich auch, daß dabei irgend jemandes böser Wille im Spiele war, der es nicht zuließ, daß das Schicksal einzelner Menschen erleichtert, ihr Leben gerettet werde. Rachsucht und Bosheit wirken auch häufig rein gewohnheitsmäßig. Und es gibt natürlich auch kleine, psychisch ungesunde Menschen, welche an den Leiden der Mitmenschen eine krankhafte Freude haben.

Nicht selten war ich verwundert über Lenins Bereitschaft, solchen Menschen zu helfen, die er für seine Feinde hielt; und mehr als das — über seine Sorge um ihre Zukunft. So zum Beispiel drohte einem General, einem gelehrten Chemiker, die Todesstrafe.

„Hm — hm", sagte Lenin, nachdem er aufmerksam meine Erzählung

Digitized by Google

angehört hatte. „Sie glauben also, er wußte nicht, daß seine Söhne in seinem Laboratorium Waffen versteckt hatten? Darin liegt etwas Romantisches. Aber — Z. soll das untersuchen, er hat ein feines Gefühl für Wahrheit."

Nach einigen Tagen telephonierte er mir nach Petersburg: „Ihren General werden wir freilassen, — er ist sogar, glaube ich, schon auf freiem Fuß. Was will er machen?"

„Homoemulsion . . ."

„Ja, ganz recht, irgendein Karbolpräparat. Na, also, dann soll er es nur brauen. Sagen Sie mir, was er nötig hat . . ."

Und um die verschämte Freude über die Rettung eines Menschen zu verbergen, versteckte er sie hinter Ironie.

Nach einigen Tagen fragte er mich wieder:

„Nun, und der General? Ist alles in Ordnung?"

— „Nun gut", sagte er mir ein anderes Mal bei Gelegenheit einer Bitte von besonderer Wichtigkeit. „Gut, Sie übernehmen die Bürgschaft für diese Menschen. Aber das genügt nicht, man muß sie so unterbringen, daß es ihnen nicht so ergeht, wie Doktor Schingarjoff.* Wohin mit ihnen? Wo werden sie leben? Das ist eine delikate Sache!"

Nach zwei Tagen etwa fragte er besorgt, in Gegenwart von Leuten, die nicht zur Partei gehörten und die er wenig kannte:

„Ist mit der Bürgschaft für die Vier alles in Ordnung? Die Formalitäten? Hm — hm, diese Formalitäten bringen uns um."

Es gelang nicht, diese vier Männer zu retten; man hatte sich beeilt, sie zu töten. Ich hörte, daß dieser Mord in Lenin einen Ausbruch wütenden Zornes hervorrief.

Im Jahre 1919 erschien in den Petersburger Volksküchen eine sehr schöne Frau, und verlangte in strengem Ton:

„Ich bin die Fürstin S., geben Sie mir einen Knochen für meine Hunde."

Man erzählte von ihr, sie hätte die Demütigungen und den Hunger nicht ertragen können und den Entschluß gefaßt, sich in der Neva zu ertränken; aber ihre vier Hunde, die den schlimmen Gedanken ihrer Herrin gespürt hätten, wären ihr nachgelaufen und hätten sie durch ihr Geheul und ihre Aufregung bewogen, den Selbstmord aufzugeben.

Diese Legende erzählte ich Lenin. Er blickte mich von der Seite,

* Ein bekanntes Mitglied der Reichsduma, der von politischen Feinden ermordet wurde. Der Übersetzer.

Digitized by Google

von unten herauf, blinzelnd an, schloß dann die Augen ganz und sagte finster:

„Wenn das auch erfunden ist, so ist es doch nicht schlecht erfunden. Ein Scherzchen der Revolution."

Er schwieg. Dann stand er auf, blätterte in den Papieren auf seinem Tisch herum und sagte nachdenklich:

„Ja, diesen Leuten ergeht es schlimm; die Geschichte ist eine grausama Mama und in der Vergeltung nicht wählerisch. Was ist da zu sagen? Es geht ihnen schlecht. Die Klugen unter ihnen begreifen natürlich, daß sie mit der Wurzel aus der Erde gerissen sind und nie wieder einwachsen werden. Und eine Transplantation, eine Umpflanzung nach Europa wird diese Klugen nicht befriedigen. Sie werden sich dort nicht einleben können, wie meinen Sie?"

„Ich glaube auch, daß sie sich nicht einleben werden."

„Also werden sie entweder mit uns zusammengehen oder sich wieder um eine Intervention von außen bemühen."

Ich fragte ihn, ob es mir nur so scheine, oder ob er wirklich Mitleid mit den Leuten habe.

„Ja, die Klugen tun mir leid. Kluge Leute gibt es nur wenige bei uns. Wir sind vor allem ein talentvolles Volk, aber von trägem Verstand. Ein Russe, der klug ist, ist entweder ein Jude oder doch ein Mensch mit Beimischung jüdischen Blutes."

Und als er sich einiger Genossen erinnerte, die die Zoo-Psychologie des Klassenbewußtseins überwunden hatten und nun mit den Bolschewisten arbeiten, sprach er von ihnen außerordentlich freundlich und liebevoll.

Selbst schon fast krank und sehr müde, schrieb er mir am 9. August 1921:

„Alexei Maximowitsch!

Ihren Brief habe ich L. B. Kameneff übersandt. Ich bin so müde, daß ich nichts, aber auch gar nichts mehr kann. Und Sie speien Blut und wollen nicht reisen!! Das ist wahrhaftig gewissenlos und nicht haushälterisch. In Europa, in einem guten Sanatorium, werden Sie sich kurieren und dreimal soviel arbeiten können. Wahrhaftig! Bei uns hier ist weder Kur noch Arbeit möglich, nur ein Hin- und Herhasten, ein unnützes Hasten. Reisen Sie, kurieren Sie sich. Seien Sie nicht eigensinnig, ich bitte Sie darum!

Ihr Lenin."

Digitized by Google

Mehr als ein Jahr lang bestand er mit erstaunlicher Hartnäckigkeit darauf, daß ich Rußland verlasse, und mich wunderte, daß einer der so vollständig von seiner Arbeit absorbiert war, noch daran denken konnte, daß irgendwer irgendwo krank sei und der Ruhe bedürfe.

Solcher Briefe, wie der eben angeführte, hat er verschiedenen Leuten wohl sehr viele geschrieben.

Ich sprach schon oben von seinem ganz außergewöhnlichen Verhalten den Genossen gegenüber, von seiner Fürsorge, welche scharfsinnig selbst geringe Unannehmlichkeiten ihres Lebens erriet. Aber darin vermochte ich nie eine Spur jener eigennützigen Sorge zu entdecken, welche manchmal klugen Arbeitgebern ehrlichen und geschickten Arbeitern gegenüber eigen ist. Nein, das war die herzliche Teilnahme eines wahren Kameraden, das Gefühl der Liebe zu einem Gleichstehenden. Ich weiß, daß man Wladimir Lenin auch den bedeutendsten Männern seiner Partei nicht gleichstellen kann, aber er selbst schien das nicht zu wissen, oder vielmehr — er wollte es nicht wissen. Er war scharf mit den Leuten, schonte ihre Eigenliebe nicht, wenn er mit ihnen stritt, lachte sie unbarmherzig aus, ja verspottete sie mitunter bissig, — alles das ist richtig. Aber wie oft hörte ich in seinem Urteil über Leute, die er noch gestern verdammt und gescholten hatte, deutliche Noten aufrichtiger Bewunderung für ihre Talente und moralische Standhaftigkeit, für die hartnäckige schwere Arbeit, die diese Leute in den höllischen Verhältnissen der Jahre 1918—1921 leisteten, umgeben von Spionen aller Länder und Parteien, inmitten von Verschwörungen, welche wie faulende Geschwüre an dem vom Kriege entkräfteten Körper des Staates aufschwollen. Sie arbeiteten ohne Rast, aßen wenig und schlecht, lebten in ununterbrochener Unruhe.

Lenin selbst aber empfand, wie es schien, die Schwere dieser Verhältnisse und die Aufregungen des Lebens, das durch die blutigen Stürme des Bürgerkriegs bis in seine Grundvesten erschüttert war, ganz und gar nicht. Und nur ein einziges Mal, in einem Gespräch mit Frau M. F. Andrejeff, entwand sich ihm, wie sie erzählt, etwas, was einer Klage ähnlich kam: „Was ist da zu machen, meine Liebe? Wir müssen kämpfen. Das ist notwendig! Es fällt uns schwer? Gewiß! Meinen Sie, daß es mir nicht auch manchmal schwer wird! Freilich, — und noch wie! Aber — schauen Sie auf N., was aus ihm geworden ist! Daran läßt sich nichts ändern! Mag es uns auch schwer werden, — wenn wir's nur bezwingen!"

Digitized by Google

Ich persönlich habe aus seinem Munde nur eine einzige Klage gehört: „Schade, daß Martoff nicht mit uns ist, sehr schade! Was für ein herrlicher Kamerad, was für ein reiner Mensch!"

Ich entsinne mich, wie er lange und herzlich lachte, als er irgendwo Martoffs Worte las: „In Rußland gibt es nur zwei Kommunisten: Lenin und Frau Kollontai."

Und als er aufgehört hatte zu lachen, sagte er mit einem Seufzer: „Was für ein kluger Kopf! Wie schade . . . ."

Ja, Achtung und Bewunderung sprachen aus seinen Worten, als er einen Genossen, einen „Wirtschaftler", aus seinem Arbeitszimmer hinausgeleitet hatte:

„Kennen Sie ihn schon lange? Er könnte Ministerpräsident eines beliebigen europäischen Staates sein!"

Er rieb sich die Hände und fügte lachend hinzu:

„Europa ist an talentvollen Leuten ärmer als wir."

Ich schlug ihm einmal vor, mit mir in die Hauptartillerieverwaltung zu fahren, um einen Apparat zu besichtigen, den ein Bolschewist, ein früherer Artillerist, erfunden hatte: er bezog sich auf die Beschießung von Aeroplanen.

„Was verstehe ich denn davon?" fragte er, aber — kam mit. In einem düsteren Zimmer hatten sich um den Tisch, auf dem der Apparat stand, sieben griesgrämige Generäle versammelt; es waren alles alte graubärtige gelehrte Männer. Die bescheidene Figur Lenins in Zivil verlor sich unter ihnen ganz, man bemerkte sie kaum. Der Erfinder begann die Konstruktion des Apparats zu erklären. Lenin hörte ihm zwei — drei Minuten lang zu, sagte beifällig „hm — hm!" und fing an, dem Erfinder Fragen vorzulegen, — so frei, als examinierte er ihn in Sachen der Politik:

„Wie haben Sie es erreicht, daß der Apparat, der den Zielpunkt feststellt, gleichzeitig doppelte Arbeit leistet? Läßt sich nicht die Einstellung der Geschützläufe automatisch mit den Angaben des Mechanismus verbinden?"

Er fragte nach dem Umfang der Streuungsfläche und nach anderem, der Erfinder und die Generäle begannen, ihm lebhaft alles zu erklären, und am nächsten Tage erzählte mir der Erfinder:

„Ich hatte meinen Generälen mitgeteilt, daß Sie mit einem Genossen kommen würden, hatte aber verschwiegen, wer der Genosse wäre. Sie haben Iljitsch nicht erkannt und hätten sich wahrscheinlich auch nicht vorstellen können, daß er so ohne Lärm, ohne Pomp und Leib-

Digitized by Google

wache kommen könnte. Sie fragten: wer war das? ein Techniker! ein Professor? Lenin?! Sie waren furchtbar verwundert. Wie? Gar nicht zu glauben! Und — erlauben Sie mal! — woher kennt er unsere Weisheit? Er stellte Fragen wie ein Mann, der etwas von Technik versteht. Das ist eine Mystifizierung! . . . Ich glaube, sie haben es mir schließlich doch nicht geglaubt, daß eben Lenin bei ihnen gewesen sei . . . "

Lenin aber lachte auf dem Heimwege sehr angeregt und sagte von dem Erfinder:

„Wie man sich doch in der Bewertung eines Menschen irren kann! Ich wußte, daß er ein alter ehrlicher Genosse ist, aber von denen, die keine Sterne vom Himmel holen. Und gerade dazu hat er sich fähig erwiesen! Ein Prachtkerl! Und wie die Generäle wütend wurden, als ich Zweifel an dem praktischen Wert des Apparates vorbrachte! Aber ich tat das absichtlich, — ich wollte wissen, wie sie das geistvolle Ding einschätzen."

Er lachte herzlich und fragte dann:

„Sie sagen, daß U. auch noch andere Erfindungen gemacht hat? Worauf beziehen sie sich?"

„Man muß es so machen, daß er sich mit nichts anderem mehr abzugeben braucht. Ach, wenn wir doch allen diesen Technikern ideale Arbeitsbedingungen schaffen könnten! In 25 Jahren würde Rußland an der Spitze der Welt marschieren!"

Ja, häufig hörte ich ihn Andere loben. Und auch über die, von denen es hieß, daß sie ihm persönlich nicht sympathisch seien, wußte Lenin mit Achtung und Anerkennung ihrer Energie zu reden.

Als ich von ihm einmal eine schmeichelhafte Bemerkung über einen dieser Genossen hörte und, verwundert darüber, sagte, daß eine solche Bemerkung vielen unerwartet kommen werde, antwortete er:

„Ja, ja, — ich weiß! Da lügt man etwas über mein Verhältnis zu ihm. Man lügt viel und, wie es scheint, besonders viel über mich und Trotzki."

Er schlug mit der Hand auf den Tisch:

„Man soll uns doch mal einen Anderen zeigen, der in einem Jahre eine fast musterhafte Armee organisieren und dabei noch die Achtung der militärischen Fachkreise erobern kann. Und wir haben einen solchen Mann. Wir haben — Alles! Und es werden noch Wunder geschehen!"

Digitized by Google

Überhaupt liebte er die Menschen, liebte sie mit Aufopferung. Seine Liebe schaute weit in die Zukunft, auch durch Wolken von Haß.

Und er war durch und durch Russe, mit der schlauen Verschlagenheit eines Wassilij Schuiski, dem eisernen Willen des Erzpriesters Abbakum, der einem Revolutionär notwendigen Gradlinigkeit eines Peters des Großen. Er war ein Russe, der lange außerhalb Rußlands gelebt und von dort aus seine Heimat aufmerksam beobachtet hatte, — aus der Ferne scheint sie farbenreicher und heller. Richtig schätzte er ihre potenzielle Stärke ein, — die außergewöhnliche Begabtheit des Volkes, noch schwach entwickelt und durch die schweren und quälend einförmigen Schicksale desselben noch nicht erweckt, aber überall auf dem dunklen Hintergrunde des russischen Lebens in goldenen Sternen leuchtend.

Wladimir Lenin hat Rußland aus dem Schlaf erweckt, und jetzt wird es nicht wieder in ihn versinken.

Auf seine Art, aber gut liebte er den russischen Arbeiter. Das trat besonders hervor, wenn er von dem westeuropäischen Proletariat redete, wenn er davon sprach, daß letzterem diejenigen Eigenschaften fehlten, die Karl Kautsky in seiner Schrift über den russischen Arbeiter so scharf hervorgehoben hat.

Wladimir Lenin, ein großer, echter Mensch dieser Welt — ist gestorben. Sein Tod hat die Herzen aller derer, die ihn kannten, mit wehem Schmerz getroffen, mit sehr wehem Schmerz.

Aber die schwarze Linie des Todes wird in den Augen der ganzen Welt die Bedeutung dieses Mannes nur noch schärfer unterstreichen, — die Bedeutung eines Führers des arbeitenden Volkes der Welt.

Und wenn die Wolke des Hasses, die Wolke der Lüge und Verleumdung, die seinen Namen umgibt, noch dichter wäre, — gleichviel: keine Gewalten der Erde könnten das Licht der Fackel verdunkeln, die Lenin in der dumpfen Finsternis der irregewordenen Welt erhoben hat.

Und es hat noch keinen Menschen gegeben, welcher so wie dieser wirklich ein „ewiges Gedächtnis“ in der Welt verdient hätte.

Wladimir Lenin ist tot. Die Erben seines Verstandes und seines Willens leben. Letzten Endes siegt trotz allem das Ehrliche und Wahrhafte, was der Mensch geschaffen; es siegt das, ohne was es keine Menschen gäbe.

(Einzige berechtigte Übersetzung aus dem Russischen)

Digitized by Google

DIE HEILIGE JOHANNA

Dramatische Chronik in sechs Szenen und einem Epilog von

BERNARD SHAW

Deutsch von Siegfried Trebitsch

(Fortsetzung)

Sechste Szene

(Rouen, am 30. März 1431. Eine große steinerne Halle im Schloß ist für ein Kriegsgericht instand gesetzt, aber für kein Geschworenengericht, da der Gerichtshof aus dem Bischof mit dem dazugehörigen Inquisitionsgericht besteht. Daher sind zwei höhere Sessel nebeneinander für den Bischof und den Inquisitor als Richter aufgestellt. Zwei Reihen Sessel, die von ihnen in stumpfem Winkel ausgehen, sind für die Kirchenrechtslehrer, die Doktoren des Gesetzes und der Theologie und die Dominikanermönche, die als Beisitzer mitwirken, bestimmt. In dem Winkel selbst befindet sich ein Tisch für die Schreiber mit ledergepolsterten Schemeln. Es ist auch ein schwerer grauer Holzschemel für die Angeklagte da. All dies befindet sich am inneren Ende der Halle, die sich durch ein paar Stufen über die Hauptfläche der Fliesen erhebt. Durch eine Reihe von Bogen führt der Weg am andern Ende in den Hof. Um das Gericht vor dem Wetter zu schützen, sind hinter den Stühlen Windschirme, darunter ein besonders hoher, mit dem Wappen des Bischofs geschmückter. Wenn man die große Halle aus der Mitte des Innern betrachtet, sieht man die Gerichtsstühle zur Rechten, und die Hälfte der Aussicht auf die weitere, der freien Luft zugängliche Halle wird von den Windschirmen abgeschnitten. Der Schemel der Angeklagten befindet sich zur Linken. Zur Rechten ist eine schmale überwölbte Tür. So ist die rechte Hälfte der Aussicht im Dunkeln, die linke wird von der Morgensonne voll beschienen.)

(Warwick kommt durch den säulengetragenen Torweg herein. Sein Edelknabe folgt ihm.)

Edelknabe (keck): Eure Herrlichkeit wissen vermutlich, daß wir hier nichts zu schaffen haben. Dies ist ein kirchlicher Gerichtshof, und wir sind nur der weltliche Arm.

Warwick: Ich bin mir dieser Tatsache bewußt. Wird es Eurer Frechheit gefallen, den Bischof von Beauvais aufzusuchen und ihm einen Wink zu geben, daß er, ehe das Gerichtsverfahren beginnt, hier mit mir sprechen kann, falls er das wünscht.

Digitized by Google

Edelknabe: Ja, Mylord.

Warwick: Und vergiß nicht, dich ordentlich zu benehmen. Sprich ihn nicht als frommen Peter an.

Edelknabe: Nein, Mylord. Ich werde mit ihm freundlich sein, denn wenn die Jungfrau hereingeführt wird, dann wird der fromme Peter nichts zu lachen haben.*

(Cauchon tritt durch die gewölbte Tür mit einem Dominikanermönch und einem Domherrn ein. Letzterer trägt eine Schriftrolle.)

Edelknabe: Seine Hochwürden, der Herr Bischof von Beauvais und zwei andere geistliche Herren.

Warwick: Mach, daß du fortkommst und sorge dafür, daß wir nicht unterbrochen werden.

Edelknabe: Zu Befehl, Mylord! (Er verschwindet eilig.)

Cauchon: Ich wünsche Mylord guten Morgen.

Warwick: Guten Morgen Euch, Eminenz. Hatte ich schon das Vergnügen, Euren Freunden zu begegnen? Ich glaube nicht.

Cauchon (stellt den Mönch vor, der rechts von ihm steht): Dies, Mylord, ist der Bruder Johann Le Maitre vom Sankt Dominikanerorden. Er fungiert als Vertreter des Hauptinquisitors zur Untersuchung des Verbrechens der Ketzerei in Frankreich. Bruder Johann – Der Graf von Warwick.

Warwick: Hochwürden sind höchst willkommen. Wir haben in England leider keinen Inquisitor, obgleich wir ihn sehr vermissen, namentlich bei solchen Gelegenheiten.

(Der Inquisitor lächelt geduldig und verneigt sich. Er ist ein milder, älterer Herr, aber augenscheinlich stehen ihm auch Autorität und Strenge zu Gebote.)

Cauchon (stellt den Domherrn zu seiner Linken vor): Dieser Herr ist der Domherr Johann D'Estivet vom Ordenskapitel zu Bayeux. Er hat das Amt eines Anklägers.

Warwick: Ankläger?

Cauchon: Verfolger würden sie ihn im Zivilgericht nennen.

Warwick: Ah, Verfolger — richtig, richtig. Hocherfreut, Eure Bekanntschaft zu machen, Domherr D'Estivet.

D'Estivet (verneigt sich. Er ist ein Mann in den besten Jahren, mit guten Manieren, aber schlauer als sein Aussehen).

---

* Die englischen Kinderverse: „Peter Piper picked a peck of pepper" sind unübersetzbar.

Digitized by Google

Warwick: Darf ich fragen, bis zu welchem Grade die Untersuchung vorgeschritten ist? Es sind jetzt mehr als neun Monate her, seit die Jungfrau von den Burgundern bei Compiègne gefangengenommen wurde. Es sind volle vier Monate her, seit ich sie den Burgundern für eine sehr hübsche Summe abgekauft habe, nur damit man sie der Gerechtigkeit überliefern könne. Es sind sehr bald drei Monate her, daß ich sie Euch übergeben habe, Eminenz, als eine Person, die der Ketzerei verdächtig ist. Darf ich andeuten, daß Ihr eine übertrieben lange Zeit in Anspruch nehmt, um über einen sehr einfachen Fall schlüssig zu werden? Soll diese Untersuchung niemals zu Ende gehen?

Inquisitor (lächelnd): Sie hat noch nicht begonnen, Mylord.

Warwick: Noch nicht begonnen! Na, ihr habt euch doch schon elf Wochen damit befaßt.

Cauchon: Wir sind nicht müßig gewesen, Mylord. Wir haben die Jungfrau fünfzehnmal verhört. Sechsmal öffentlich und neunmal ohne Zeugen.

Inquisitor (immer geduldig lächelnd): Ihr müßt wissen, Mylord, daß ich nur bei zwei von diesen Verhören zugegen war. Es waren nur Prozeduren des bischöflichen Gerichtshofes und nicht des heiligen Amtes. Ich habe mich erst jetzt entschlossen, mich — oder vielmehr die heilige Inquisition — dem Gerichtshof des Bischofs anzuschließen. Ich habe das zuerst überhaupt für keinen Fall von Ketzerei gehalten. Ich hielt es für einen politischen Fall und die Jungfrau für kriegsgefangen. Aber jetzt, wo ich zwei Verhören beigewohnt habe, muß ich zugeben, daß es einer der schwersten Fälle von Ketzerei zu sein scheint, die ich in meiner ganzen Praxis erlebt habe. Deshalb ist jetzt alles vorbereitet, und wir werden heute morgen mit dem Verhör beginnen.

Cauchon: In diesem Augenblick, wenn es Eurer Herrlichkeit paßt.

Warwick (liebenswürdig): Nun, das sind gute Nachrichten, meine Herren. Ich will nicht verschweigen, daß unsere Geduld auf eine harte Probe gestellt worden ist.

Cauchon: Das habe ich aus den Drohungen Eurer Soldaten entnommen, die alle Anhänger der Jungfrau ertränken wollen.

Warwick: Du lieber Gott — Euch gegenüber, Eminenz, waren die Absichten der Leute jedenfalls freundlicher.

Cauchon (streng): Ich habe keinen Anlaß zu solchen Drohungen gegeben. Ich bin entschlossen, dem Frauenzimmer ein gerechtes

Digitized by Google

Verhör zu gönnen. Die Gerechtigkeit der Kirche ist keine Gaukelei, Mylord.

Inquisitor: Es hat noch niemals eine gerechtere Untersuchung gegeben, soweit meine Erfahrungen reichen, Mylord. Dieses Mädchen hat keine Rechtsanwälte zu seiner Verteidigung nötig, es wird von ihren treuesten Freunden verhört werden, die alle eifrig wünschen, seine Seele von der Verdammung zu bewahren.

D'Estivet: Herr, ich bin der Ankläger, und es war meine peinliche Pflicht, den Fall gegen die Angeklagte zu vertreten. Aber glaubt mir, ich würde heute noch meine Aufgabe fallen lassen und schleunigst zu ihren Verteidigern stoßen, wenn ich nicht wüßte, daß Männer, die mich an Wissen und Frömmigkeit, an Beredsamkeit und Überzeugungskraft weit überragen, ausgeschickt worden sind, um die Sache mit ihr zu erörtern und ihr klarzumachen, in welcher Gefahr sie schwebt und wie leicht sie ihr entrinnen könnte.

Es haben Menschen zu sagen gewagt, daß wir aus Haß so handeln. Aber Gott ist unser Zeuge, daß die lügen. Haben wir sie gefoltert? Nein. Haben wir aufgehört, sie zu ermahnen, sie anzuflehen, sich ihrer selbst zu erbarmen, an den Busen der Kirche als ein irrendes, aber geliebtes Kind zurückzukehren? Haben wir —

Cauchon (unterbricht): Nehmt Euch in acht, Domherr. Alles, was Ihr sagt, ist wahr. Aber wenn Ihr Lord Warwick dazu bringt, es zu glauben, hafte ich nicht für Euer Leben und kaum für mein eigenes.

Warwick (zurückweisend, aber durchaus nicht leugnend): Oh, Eminenz, Ihr seid sehr streng mit uns armen Engländern. Aber Euern frommen Wunsch, die Jungfrau zu retten, teilen wir gewiß nicht. Tatsächlich muß ich Euch jetzt offen eingestehen, daß ihr Tod eine politische Notwendigkeit ist, die ich bedaure, aber nicht ändern kann. Wenn die Kirche sie freispricht —

Cauchon (mit wildem und drohendem Stolz): Wenn die Kirche sie freispricht, wehe dem Manne, und wäre es der Kaiser selbst, der es dann wagen würde, sie mit einem Finger zu berühren. Die Kirche ist von keiner politischen Notwendigkeit abhängig, Mylord.

Inquisitor (mengt sich sanft ein): Ihr braucht wegen des Ergebnisses keine Angst zu haben, Mylord. Ihr habt einen unbesiegbaren Bundesgenossen in dieser Angelegenheit. Einen, der weit entschlossener will, daß sie brennen soll, als Ihr das wollt.

Warwick: Und wer ist dieser sehr willkommene Bundesgenosse, wenn ich fragen darf?

Digitized by Google

Inquisitor: Die Jungfrau selbst! Wenn man ihr keinen Knebel in den Mund stopft, kann man sie nicht hindern, sooft sie ihn auftut, sich zehnmal schuldig zu bekennen.

D'Estivet: Das ist wahr, Mylord. Die Haare stehen mir zu Berge, wenn ich ein so junges Geschöpf solche Gotteslästerungen ausstoßen höre.

Warwick: Dann allerdings tut alles, was Ihr nur für sie tun könnt, wenn Ihr ganz sicher seid, daß es erfolglos sein wird. (Er sieht Cauchon hart an.) Es täte mir leid, ohne den Segen der Kirche handeln zu müssen.

Cauchon (mit einer Mischung von zynischer Bewunderung und Verachtung): Und da behauptet man noch, daß die Engländer Heuchler seien. Ihr setzt Euch für Eure Partei ein, Mylord, selbst auf die Gefahr hin, Eure Seele zu verlieren. Ich kann nicht umhin, eine solche Hingebung zu bewundern, aber ich selbst wage es nicht so weit zu gehen. Ich fürchte die Verdammnis.

Warwick: Wenn wir irgend etwas fürchteten, Eminenz, könnten wir England nicht regieren. Soll ich Eure Beisitzer hereinschicken?

Cauchon: Ja, es wird sehr gütig von Mylord sein, sich zurückzuziehen und dem Gerichtshof zu gestatten, sich zu versammeln.

(Warwick wendet sich auf seinen Absätzen und geht durch den Hof hinaus. Bei seinem dortigen Auftauchen versammeln sich die Beisitzer des Bischofs und eilen in die Halle, vom Kaplan Stogumber und dem Domherrn Courcelles, einem jungen Priester von dreißig Jahren, geführt. Inzwischen setzt sich Cauchon auf einen der Richterstühle. D'Estivet setzt sich an den Tisch des Schreibers und studiert seine Anklageschrift.)

Cauchon (obenhin, während er sich's bequem macht): Was für Schurken sind doch diese englischen Edelleute.

Inquisitor (setzt sich auf den anderen Richterstuhl, links von Cauchon): Jede weltliche Gewalt macht die Menschen zu Schurken. Sie sind für ein solches Werk nicht eingeübt und können nicht auf eine ununterbrochene Reihe ordinierter Kirchenführer seit den Aposteln zurückblicken. Unsere eigenen Edelleute sind genau so schlecht.

(Die Beisitzer nehmen Platz, jeder verneigt sich oberflächlich vor dem Bischof, ehe er sich setzt. Die Schreiber sitzen am Tisch und lassen einen Stuhl neben D'Estivet frei. Von Stogumber, der sich beleidigt fühlt und hartnäckig bleibt, will sich nicht setzen, noch will es der Domherr, der zu seiner Rechten steht.)

Digitized by Google

Cauchon: Guten Morgen, Herr von Stogumber. (Zum Inquisitor): Kaplan des Kardinals von England!

Kaplan: Von Winchester, Eminenz. Ich muß einen Protest einlegen.

Cauchon: Ihr legt sehr viele Proteste ein.

Kaplan: Ich bin nicht ohne Unterstützung, Eminenz. Hier ist Herr von Courcelles, Domherr zu Paris, der sich meinem Protest anschließt.

Cauchon: Nun, was gibt es?

Kaplan (mürrisch): Sprecht Ihr, Herr von Courcelles, da ich das Vertrauen Seiner Eminenz nicht zu genießen scheine.

Courcelles: Eminenz, es hat uns viele Mühe gemacht, eine auf vierundsechzig Punkte gestützte Anklage gegen die Jungfrau zu entwerfen, und jetzt hören wir, daß diese, ohne daß wir zu Rate gezogen wurden, auf zwölf Punkte, die notwendigerweise ungenügend sein müssen, herabgesetzt worden ist.

Inquisitor: Herr von Courcelles, ich bin der Schuldige. Ich bin voll Bewunderung für den Eifer, der in Euren vierundsechzig Punkten zum Ausdruck kommt, aber wenn es sich darum handelt, einen Ketzer anzuklagen, so hat alles seine Grenzen wie auch bei anderen Dingen. Ihr müßt ferner bedenken, daß alle Mitglieder des Gerichtshofes nicht so feinsinnig und tief denken können wie Ihr und daß ein Teil Eurer sehr großen Kenntnisse ihnen als sehr großer Unsinn erscheinen dürfte. Deshalb hielt ich es für angemessen, Eure vierundsechzig Punkte auf zwölf zusammenzustreichen, die, glaubt mir nur, für Euren Zweck vollkommen ausreichen werden.

Kaplan: Aber einige der wichtigsten Punkte sind auf beinahe nichts vermindert worden. Zum Beispiel hat die Jungfrau tatsächlich erklärt, daß die gesegneten Heiligen Margaretha und Katharina und der selige Erzengel Michael französisch mit ihr gesprochen hätten. Das ist ein wichtiger Punkt.

Inquisitor: Ihr glaubt zweifellos, sie hätten lateinisch sprechen sollen?

Kaplan: Selbstverständlich, Eminenz.

Inquisitor: Ich glaube, wir sind hier alle darin einig, daß diese Stimmen der Jungfrau die Stimmen der bösen Geister sind, die sie zur Verdammnis verleiten wollten. Da wäre es nicht sehr höflich gegen Euch, Herr von Stogumber, oder gegen den König von England, anzunehmen, daß Englisch die Muttersprache des Teufels ist.

Digitized by Google

Laßt das also fallen. Die Sache ist nicht durchwegs aus den zwölf Punkten gestrichen worden. Bitte, setzt euch, meine Herren, und laßt uns an unser Geschäft gehen.

Kaplan: Nun, ich prostetiere. Das ist alles. (Er setzt sich rechts vom Bischof.)

Courcelles: Ich empfinde es schwer, daß unsere ganze Arbeit umsonst gewesen sein könnte. Sie scheint nur ein Beispiel mehr des teuflischen Einflusses, den dieses Frauenzimmer auf den Gerichtshof ausübt. (Er setzt sich zur Linken des Inquisitors.)

Cauchon: Wollt Ihr wirklich andeuten, daß ich unter teuflischem Einfluß stehe?

Courcelles: Ich deute gar nichts an, aber es scheint mir, daß hier eine Verschwörung besteht, um die Tatsache zu verschleiern, daß die Jungfrau das Pferd des Bischofs von Senlis gestohlen hat.

Cauchon (seinen Unmut schwer beherrschend): Wir sind kein Polizeigericht. Sollen wir unsere Zeit mit solch dummem Zeug vergeuden?

Courcelles (erhebt sich entsetzt): Eminenz! Nennt Ihr das Pferd des Bischofs dummes Zeug?

Inquisitor (sanft): Herr von Courcelles, die Jungfrau behauptet, daß sie für das Pferd des Bischofs einen sehr guten Preis gezahlt habe und daß es nicht ihre Schuld sei, wenn er das Geld nicht bekommen hat. Da dies wahr sein könnte, ist dieser Punkt einer von denen, in welchem die Jungfrau ruhig gut freigesprochen werden mag.

Courcelles: Ja, wenn es ein gewöhnliches Pferd gewesen wäre. Aber das Pferd des Bischofs! Wie kann ihr das nachgesehen werden.

Inquisitor: Ich gebe mit aller Achtung zu bedenken, daß uns die Jungfrau, wenn wir darauf bestehen, sie wegen einiger lumpiger Fragepunkte anzuklagen, in denen wir sie vielleicht als unschuldig erklären müßten, uns bei der großen Hauptanschuldigung der Ketzerei, wobei sie bis jetzt auf ihrer Schuld förmlich zu bestehen scheint, entkommen könnte. Ich bitte euch deshalb, wenn die Jungfrau uns vorgeführt wird, nichts von diesen Pferdediebstählen und Tanzereien um Zauberbäume mit den Dorfkindern und Gebeten zu verwunschenen Quellen und einem Dutzend anderer Dinge zu sprechen, die ihr bis zu meiner Ankunft so fleißig zu erforschen suchtet. Es gibt kein Dorfmädchen in Frankreich, gegen das ihr nicht solche Dinge ins Treffen führen könntet. Sie tanzen alle um verwunschene Bäume

Digitized by Google

und beten zu magischen Quellen. Manche unter ihnen würden das Pferd des Papstes stehlen, wenn sich Gelegenheit dazu fände. Ketzerei, meine Herren, Ketzerei ist die Anklage, die wir gegen sie erheben müssen. Die Aufdeckung und Unterdrückung der Ketzerei ist mein besonderes Amt. Ich bin als Inquisitor hier, nicht als ein gewöhnlicher Richter. Haltet euch an die Ketzerei, mein Herren, und laßt die anderen Dinge fallen.

(Courcelles setzt sich verwirrt und entmutigt.)

Cauchon: Ich kann hinzufügen, daß wir in das Dorf der Jungfrau geschickt haben, um Erkundigungen über sie einzuziehen. Und es liegt eigentlich nichts Ernstes gegen sie vor.

Kaplan und Courcelles (erheben sich gleichzeitig): Nichts Ernstes — Eminenz? Was? Nicht der Zauberbaum?

Cauchon (am Ende seiner Geduld): Schweigt, meine Herren, oder sprecht nur einer auf einmal.

Courcelles (fällt in seinen Stuhl eingeschüchtert zusammen).

Kaplan (nimmt mürrisch seinen Platz wieder ein): Das hat uns die Jungfrau am letzten Freitag gesagt.

Cauchon: Ich wollte, Ihr hättet auf sie gehört, Herr. Wenn ich sage: nichts Ernstes, so meine ich nichts, was Männer von genügend weitem Geist als ernst genug betrachten würden, um eine Untersuchung wie diese zu führen. Ich stimme mit meinem Kollegen, dem Inquisitor, darin überein, daß wir auf Grund der Ketzerei vorgehen müssen.

Ladvenu (ein junger, aber asketisch schlanker Dominikaner, der in dem Sessel sitzt, welcher dem Schemel der Angeklagten zunächst steht): Aber ist an der Ketzerei des Mädchens etwas besonders Böses? Ist sie nicht bloß ihre Einfalt? Viele Heilige haben genau dasselbe wie Johanna behauptet.

Inquisitor (läßt seine Milde fallen und spricht sehr ernst): Bruder Martin, hättet ihr das gesehen, was ich von Ketzerei gesehen habe, so würdet ihr nicht glauben, daß sie eine leichte Sache sei, selbst wenn sie einen scheinbar ganz harmlosen und sogar liebenswerten und frommen Ursprung hat. Die Ketzerei beginnt schon bei jenen Menschen, die allem Anschein nach besser als ihre Nachbarn sind. Ein sanftmütiges und frommes Mädchen oder ein junger Mann, der das Gebot unseres Herrn befolgt, indem er all seinen Reichtum den Armen gibt und die Tracht der Armut, das Leben der Entsagung und die Vorschrift der Demut und christlichen Liebe

Digitized by Google

auf sich nimmt, kann der Begründer einer Ketzerei sein, die Kirche und Reich zugrunde richten könnte, wenn sie nicht unbarmherzig bis zur Wurzel ausgerottet wird. Die Protokolle der heiligen Inquisition sind voll von Geschichten, die wir der Welt nicht zu unterbreiten wagen, weil sie jenseits des Glaubens ehrlicher Männer und unschuldiger Frauen sind. Und dennoch begannen sie alle bei heiligen Einfaltspinseln. Ich habe das wiederholt gesehen. Merkt euch, was ich sage: Das Weib, das sich gegen ihre Kleidung auflehnt und die eines Mannes anlegt, gleicht dem Manne, der seinen Pelz abwirft und sich wie Johann der Täufer kleidet. So gewiß wie die Nacht dem Tage folgt, folgen ihnen Scharen von wilden Frauen und Männern, die sich weigern, überhaupt etwas anzuziehen. Wenn Mädchen weder heiraten noch den Schleier nehmen wollen, und Männer die Ehe verwerfen und ihr Gelüste zu göttlichen Eingebungen aufblasen, dann machen sie so gewiß, wie der Sommer dem Frühling folgt, mit Polygamie den Anfang und enden mit Blutschande. Zu Beginn scheint Ketzerei unschuldig, ja sogar lobenswert. Aber sie endet in einer so ungeheuren entsetzlich widernatürlichen Schlechtigkeit, daß der Sanftmütigste unter euch, wenn er sie an der Arbeit sähe, wie ich sie sah, sich gegen ihre barmherzige Behandlung durch die Kirche auflehnen würde.

Seit zweihundert Jahren kämpft das heilige Amt gegen diesen teuflischen Wahn, der immer damit anfängt, daß eitle und unwissende Menschen ihr eigenes Urteil gegen die Kirche aufstellen und sich anmaßen, die Ausleger von Gottes Willen zu sein. Ihr dürft nicht in den üblichen Irrtum verfallen, diese Einfaltspinsel für Lügner und Heuchler zu halten. Sie glauben ehrlich und aufrichtig, daß ihre teuflischen Eingebungen göttlich seien. Deshalb müßt ihr auf der Hut sein gegen euer natürliches Mitleid. Ihr seid, wie ich hoffe, alle barmherzige Menschen. Wie hättet ihr sonst euer Leben dem Dienste unseres sanften Heiland weihen können? Ihr seid im Begriff, ein junges, frommes und keusches Mädchen vor euch zu sehen; denn ich muß euch sagen, meine Herren, daß die Dinge, die unsere englischen Freunde gegen die Jungfrau vorbringen, durch keinerlei Beweis unterstützt werden, während zahllose Zeugenschaft vorhanden ist, daß ihre Ausschreitungen Übertretungen der Religion und der christlichen Liebe und nicht solche der Weltlichkeit und Wollust gewesen sind. Diese Jungfrau ist nicht eine von jenen, deren harte Gesichtszüge ein Zeichen harten Herzens sind und deren eherne Blicke

Digitized by Google

und unzüchtiges Benehmen sie schon verurteilen, ehe sie angeklagt werden. Der teuflische Stolz, der sie in ihre gefährliche Lage gebracht hat, hat kein Zeichen in ihr Antlitz gegraben. So sonderbar es euch auch scheinen mag, er hat sogar in ihrem Charakter kein Zeichen zurückgelassen, außer jenen besonderen Dingen, auf die sie stolz ist, so daß ihr teuflischen Stolz und heilige Demut dicht beisammen in ein und derselben Seele sehen werdet. Deshalb seid auf der Hut. Gott bewahre, daß ich euch sagte, ihr möchtet euer Herz verhärten. Denn seine Sprache, falls wir sie verurteilen, wird so grausam sein, daß wir unsere eigne Hoffnung auf göttliches Erbarmen verwirken würden, wenn auch nur ein Körnchen Bosheit gegen sie in unseren Herzen wäre. Aber wenn ihr die Grausamkeit hasset, – und wenn einer hier ist, der sie nicht haßt, befehle ich ihm bei seinem Seelenheil, diesen heiligen Gerichtshof zu verlassen – ich sage: Wenn ihr die Grausamkeit hasset, bedenket, daß nichts so grausame Folgen nach sich zieht wie die Duldung der Ketzerei. Bedenket auch, daß kein Gerichtshof so grausam sein kann, wie es die gewöhnlichen Menschen gegen jene sind, die sie der Ketzerei verdächtigen. Der Ketzer in den Händen des heiligen Amtes ist vor Gewalttätigkeit geschützt, er ist eines gerechten Verhöres sicher und selbst, wenn er schuldig ist, kann er den Tod nicht erleiden, wenn der Sünde die Reue folgt. Unzähligen Ketzern ist das Leben gerettet worden, weil das heilige Amt sie aus den Händen des Volkes befreit und weil das Volk sie freigegeben hat, wohl wissend, daß das heilige Amt mit ihnen abrechnen würde. Früher, bevor die heilige Inquisition bestand, wurde die unglückliche Hexe, die vielleicht ganz unwissentlich und ungerechterweise der Ketzerei verdächtigt wurde und selbst jetzt wird sie, wenn ihre Sachwalter nicht erreichbar sind, gesteinigt, in Stücke gerissen, ertränkt, im eigenen Hause mit all ihren unschuldigen Kindern verbrannt, ohne Verhör, ohne Beichte, nicht begraben oder wie ein Hund begraben: all das sind Taten, die Gott verabscheut und der Mensch als grausam empfindet.

Meine Herren, ich bin von Natur aus ebenso wie von Berufs wegen barmherzig. Und obgleich das Werk, das ich zu vollbringen habe, jenen grausam scheinen mag, die nicht wissen, um wieviel grausamer es wäre, wenn es ungetan bliebe, würde ich lieber selber den Scheiterhaufen besteigen, als es vollbringen, wenn ich nicht von seiner Notwendigkeit, seiner wesentlichen Barmherzigkeit überzeugt wäre. Ich bitte euch, euer Amt an unserem Gerichtshof in dieser Überzeugung

Digitized by Google

auszuüben. Der Zorn ist ein schlechter Ratgeber, verbannet den Zorn. Das Mitleid ist manchmal ein schlimmerer — verbannet das Mitleid. Aber verbannet nicht die Barmherzigkeit — vergesset nur niemals, daß über allem die Gerechtigkeit steht. Habt Ihr irgend etwas zu sagen, Eminenz, ehe wir an das Verhör schreiten?

Cauchon: Ihr habt für mich gesprochen, und besser, als ich es könnte. Ich kann mir nicht vorstellen, daß irgendein geistig gesunder Mensch auch nur einem Wort nicht zustimmen könnte, das Ihr gesprochen habt. Aber dies will ich hinzufügen: Die rohen Ketzereien, von denen Ihr uns erzählt habt, sind furchtbar. Aber ihre Furchtbarkeit gleicht der Furchtbarkeit der Pest. Sie wütet eine Weile und dann stirbt sie aus, weil gesunde und vernünftige Menschen sich keiner Aufreizung zuliebe mit Nacktheit und Blutschande und Polygamie aussöhnen werden.

Aber heute sehen wir uns in ganz Europa einer Ketzerei gegenüber, die sich unter Menschen verbreitet, die nicht geistesschwach noch gehirnkrank sind. Nein. Je stärker der Geist, desto hartnäckiger der Ketzer. Diese Ketzerei wird weder durch phantastische Ausschweifungen geschändet, noch durch die gemeinen Gelüste des Fleisches ungenießbar gemacht. Aber auch sie stellt das eigene Urteil des einzelnen irrenden Sterblichen gegen die erhabene Weisheit und Erfahrung der Kirche auf. Der mächtige Bau der katholischen Christenheit wird niemals durch nackte Narren oder durch die Sünden von Moab und Amon erschüttert werden. Aber sie kann durch jene Erzketzerei, die der englische Feldherr Protestantismus nennt, verraten und barbarischem Untergang und der Verwüstung zugeführt werden. Dabei fällt mir ein, was für eine Vorkehrung hat Graf Warwick für die Verteidigung des weltlichen Armes der Gerechtigkeit getroffen, falls die Jungfrau sich als unbußfertig erweisen und die Menge sich hinreißen lassen sollte, sie in Schutz zu nehmen?

Kaplan: Macht Euch hierüber keine Sorge, Eminenz. Der edle Lord hat achthundert Bewaffnete vor den Toren. Sie wird nicht durch unsere englischen Finger schlüpfen, und wäre die ganze Stadt auf ihrer Seite.

Cauchon (empört): Wollt Ihr nicht hinzufügen: Gott gebe, daß sie bereue und ihr Sünden büße?

Kaplan: Das scheint mir nicht konsequent — aber selbstverständlich bin ich ganz der Ansicht Eurer Eminenz.

Cauchon (gibt ihn mit einem Achselzucken der Verachtung auf): Der Gerichtshof beginnt seine Sitzung.

Digitized by Google

Inquisitor: Man führe die Angeklagte vor.

Ladvenu (wendet sich in seinem Sessel um und ruft in den Hof): Die Angeklagte soll eintreten.

(Johanna wird von einer Wache englischer Soldaten hereingeführt. Der Scharfrichter mit seinen Gehilfen ist mit ihnen. Sie führen sie zum Gefangenenschemel und stellen sich hinter Johanna auf. Sie trägt das schwarze Kleid eines Edelknaben. Die lange Gefangenschaft und die Anstrengung der Voruntersuchungen, die dem Verhöre vorausgegangen sind, haben ihre Spuren an ihr zurückgelassen. Aber noch ist ihre Lebhaftigkeit vorhanden. Johanna betrachtet den Gerichtshof uneingeschüchtert, ohne ein Zeichen der Ehrfurcht, die seine förmliche Feierlichkeit zum vollkommenen Erfolg seiner Eindrucksfähigkeit zu fordern scheint.)

Inquisitor (freundlich): Setz' dich, Johanna.

(Sie setzt sich auf den Gefangenenschemel.)

Du bist heute sehr blaß — fühlst du dich nicht wohl?

Johanna: Danke gütigst, mir geht's gut genug, aber der Bischof hat mir ein Stück Karpfen geschickt, und das hat mich krank gemacht.

Cauchon: Das tut mir leid, ich habe befohlen, darauf zu achten, daß er frisch sei.

Johanna: Ihr meintet es gut mit mir, ich weiß. Aber der Karpfen ist ein Fisch, der mir nicht bekömmt. Die Engländer dachten, Ihr versuchtet mich zu vergiften.

Cauchon, Kaplan (gleichzeitig): Was? Nein, mein Gott!

Johanna (fährt fort): Die Engländer sind entschlossen, mich als Hexe verbrennen zu lassen, und haben mir ihren Arzt geschickt, um mich zu heilen. Aber es wurde ihm verboten, mich zur Ader zu lassen, weil die dummen Leute glauben, daß eine Hexe ihre Hexenkünste verliert, wenn man sie zur Ader läßt. Deshalb hatte er nur Schimpfworte für mich. Warum laßt ihr mich in den Händen der Engländer? Ich sollte in den Händen der Kirche sein. Und warum muß ich mit den Füßen an einen Holzpflock gefesselt werden? Habt ihr Angst, ich könnte davonfliegen?

D'Estivet: Weib, du bist nicht dazu da, den Gerichtshof zu verhören. Wir sind dazu da, dich zu verhören.

Courcelles: Als man dich ungefesselt ließ, versuchtest du nicht zu fliehen, indem du von einem sechzig Fuß hohen Turm hinabsprangst? Wie kommt es, daß du noch am Leben bist, wenn du nicht wie eine Hexe fliegen kannst?

Digitized by Google

Johanna: Wahrscheinlich, weil der Turm damals nicht so hoch war. Er ist täglich höher und höher geworden, seitdem ihr mich darüber auszufragen anfingt.

D'Estivet: Warum bist du vom Turm gesprungen?

Johanna: Woher wißt Ihr, daß ich gesprungen bin?

D'Estivet: Man fand dich im Burggraben liegen. Warum hast du den Turm verlassen?

Johanna: Warum würde man wohl ein Gefängnis verlassen, wenn man entfliehen könnte?

D'Estivet: Du hast zu entfliehen versucht?

Johanna: Selbstverständlich habe ich das, und auch nicht zum erstenmal. Wenn man die Käfigtür offen läßt, fliegt der Vogel fort.

D'Estivet: Das ist ein Geständnis der Ketzerei. Ich lenke die Aufmerksamkeit des Gerichtshofes darauf.

Johanna: Ketzerei nennt er das? Bin ich deshalb ein Ketzer, weil ich aus dem Gefängnis zu entfliehen versuche?

D'Estivet: Sicherlich, wenn du dich in den Händen der Kirche befindest und dich ihnen eigensinnig entziehst, dann wirst du der Kirche abtrünnig, und das ist Ketzerei.

Johanna: Das ist ein großer Unsinn. Niemand kann so dumm sein, das zu glauben.

D'Estivet: Ihr hört, Eminenz, wie ich in der Ausübung meiner Pflicht von diesem Weibe beschimpft werde.

Cauchon: Ich habe dich schon früher darauf hingewiesen, Johanna, daß du dir durch solche vorlauten Antworten nicht nützest.

Johanna: Aber ihr wollt mit mir nicht vernünftig sprechen. Ich bin schon vernünftig, wenn nur ihr vernünftig sein wollt.

Inquisitor (unterbricht): Das ist doch nicht in Ordnung. Ihr vergeßt, Herr Ankläger, daß die Verhandlung noch nicht förmlich eröffnet wurde. Die Zeit für Fragen wird erst kommen, wenn sie bei den Evangelien geschworen hat, uns die ganze Wahrheit zu sagen.

Johanna: Das sagt ihr mir jedesmal. Ich habe wiederholt erklärt, daß ich euch alles sagen will, was dieses Verhör von mir verlangt. Aber ich kann euch nicht die ganze Wahrheit sagen, Gott erlaubt nicht, daß die ganze Wahrheit gesagt werde. Ihr versteht sie doch nicht, falls ich sie sage. Es ist ein altes Sprichwort, daß der bestimmt gehängt wird, der zu viel die Wahrheit sagt. Ich bin dieses Wortstreites müde. Wir haben ihn schon neunmal durch-

Digitized by Google

gekämpft. Ich habe so viel geschworen, als ich schwören will, und werde nicht noch mehr schwören.

Courcelles: Eminenz, man sollte sie der Folter überweisen.

Inquisitor: Hörst du, Johanna? Das ist es, was den Verstockten widerfährt. Besinne dich, ehe du antwortest. Hat man ihr die Werkzeuge gezeigt?

Henkersknecht: Sie sind bereit, Euer Gnaden. Sie hat sie gesehen.

Johanna: Und wenn ihr mir Glied für Glied aus dem Leibe reißt, bis ihr meine Seele von meinem Körper trennt, werdet ihr nichts aus mir herausbringen, außer was ich euch schon gesagt habe. Was könnte ich euch noch sagen, das ihr verstehen würdet? Übrigens kann ich Schmerzen nicht ertragen. Und wenn ihr mir wehtut, werde ich alles sagen, was ihr wollt, nur um dem Schmerz ein Ende zu machen. Aber nachher werde ich das alles widerrufen. Was hat es also für einen Zweck?

Ladvenu: Es ist etwas daran — wir sollten barmherzig vorgehen.

Courcelles: Aber die Folter ist üblich.

Inquisitor: Sie darf nicht leichtfertig angewendet werden. Wenn die Angeklagte freiwillig gestehen will, kann ihre Anwendung nicht gerechtfertigt werden.

Courcelles: Aber das ist ungewöhnlich und ordnungswidrig. Sie weigert sich, den Eid zu leisten.

Ladvenu (angewidert): Wollt Ihr das Mädchen nur zum Vergnügen foltern?

Courcelles (verwirrt): Aber es ist kein Vergnügen, es ist ein Gesetz, es ist üblich, man wendet die Folter immer an.

Inquisitor: Das stimmt nicht, Herr, außer wenn das Verhör von Leuten geführt wird, die ihr gesetzliches Amt nicht kennen.

Courcelles: Aber das Weib ist ein Ketzer, ich versichere Euch, sie wird immer angewendet.

Cauchon (entschieden): Sie wird heute nicht angewendet werden, wenn es nicht nötig ist. Machen wir damit ein Ende. Ich will nicht, daß man sagen kann, wir wären auf Grund erpreßter Geständnisse vorgegangen. Wir haben unsere besten Prediger und Doktoren zu dieser Person geschickt, sie zu ermahnen und zu beschwören, ihre Seele und ihren Körper vom Feuertode zu erretten. Wir werden ihr jetzt nicht den Henker schicken, damit er sie dorthin stoße.

Courcelles: Eminenz sind barmherzig, natürlich. Aber es lädt

Digitized by Google

eine große Verantwortung auf, vom gewöhnlichen Gebrauche abzuweichen.

Johanna: Ihr seid ein seltener Dummkopf, Herr. „Tue, was zuletzt getan wurde", ist Eure Regel, was?

Courcelles: Du liederliches Weib, wagst du es, mich Dummkopf zu — (erhebt sich) — nennen?

Inquisitor: Geduld, Herr, Geduld. Ich fürchte, Ihr werdet nur zu bald furchtbar gerächt werden.

Courcelles (murmelt): Dummkopf, fürwahr. (Er setzt sich sehr verstimmt.)

Inquisitor: Inzwischen wollen wir uns durch die rauhe Zunge einer Schafhirtin nicht aufregen lassen.

Johanna: Nein, ich bin keine Schafhirtin, obgleich ich wie irgendeiner bei den Schafen geholfen habe. Ich will im Hause die Arbeit einer Dame tun — Spinnen oder Weben — so gut wie irgendeine Frau in Rouen.

Inquisitor: Jetzt ist nicht der Augenblick für Eitelkeit, Johanna. Du bist in großer Gefahr.

Johanna: Ich weiß; bin ich für meine Eitelkeit nicht bestraft worden? Wenn ich Närrin nicht meinen Überrock aus goldgesticktem Tuch in der Schlacht getragen hätte, würde mich jener burgundische Soldat niemals hinterrücks vom Pferde gerissen haben, und ich wäre nicht hier.

Kaplan: Wenn du bei weiblichen Arbeiten so geschickt bist, warum bleibst du nicht zu Hause, um sie zu verrichten?

Johanna: Es gibt eine Menge anderer Frauen, die das können, aber es gibt niemanden, der mein Werk vollbringen könnte.

Cauchon: Laß, wir verlieren unsere Zeit mit Kleinigkeiten. Johanna, ich will dir eine sehr feierliche Frage stellen: Überlege sorgfältig, was du antwortest, denn dein Leben und dein Heil stehen dabei auf dem Spiele. Willst du für alles, was du gesagt und getan hast, ob gut oder böse, das Urteil der Kirche Gottes auf Erden anerkennen? Sehen wir ab von den Handlungen und Worten, die dir in dieser Untersuchung durch den Ankläger zugeschrieben werden, willst du deinen Fall der vom göttlichen Geist erfüllten, streitbaren Kirche anvertrauen?

Johanna: Ich bin ein gläubiges Kind der Kirche, ich will der Kirche gehorchen.

Cauchon (beugt sich hoffnungsvoll vor): Willst du das?

Digitized by Google

Johanna: Vorausgesetzt, daß sie nichts Unmögliches befiehlt.

(Cauchon sinkt mit einem schweren Seufzer in seinen Stuhl zurück. Der Inquisitor runzelt die Stirn und zieht die Lippen zusammen. Ladvenu schüttelt mitleidig den Kopf.)

D'Estivet: Sie mutet der Kirche den Irrtum und die Torheit zu, Unmögliches zu befehlen.

Johanna: Wenn ihr mir befehlt zu erklären, daß alles, was ich getan und gesagt habe und alle die Visionen und Offenbarungen, die ich hatte, nicht von Gott kamen, dann ist das unmöglich. Das will ich um alles in der Welt nicht erklären. Nie will ich das, was Gott mir zu tun befahl, als schlecht erklären. Und was er befohlen hat und befehlen wird, werde ich ohne Rücksicht auf einen lebenden Menschen zu tun nicht unterlassen. Das ist es, was ich unter „unmöglich" verstehe. Und falls mir die Kirche irgend etwas zu tun befehlen sollte, was im Widerspruch zu den Befehlen steht, die ich von Gott erhalte, will ich es nicht tun, was immer es auch sein mag.

D'Estivet (wirft seine Anklageschrift auf den Tisch): Eminenz, braucht Ihr darnach noch irgend etwas zu hören?

Cauchon: Weib, du hast genug gesagt, daß man dafür zehn Ketzer verbrennen könnte. Willst du dich nicht warnen lassen, willst du nicht begreifen?

Inquisitor: Wenn die streitbare Kirche dir sagt, daß deine Offenbarungen und Visionen vom Teufel kommen, um dich der Verdammnis zu gewinnen, willst du glauben, daß die Kirche weiser ist als du?

Johanna: Ich glaube, daß Gott weiser ist als ich. Und seine Befehle will ich vollführen. All die Dinge, die Ihr meine Verbrechen nennt, sind durch Befehl Gottes an mich gelangt. Ich sage, daß ich sie auf Gottes Befehl getan habe. Es ist mir unmöglich, irgend etwas anderes zu sagen. Wenn irgendein Geistlicher das Gegenteil sagt, dann darf ich ihm nicht glauben. Ich werde Gott allein glauben, dessen Befehle ich immer befolge.

Ladvenu (redet eifrig auf sie ein): Du weißt nicht, was du sagst, mein Kind. Willst du Selbstmord begehen? Höre zu. Glaubst du nicht, daß du der Kirche Gottes auf Erden untertan bist?

Johanna: Ja, wann habe ich das je geleugnet?

Ladvenu: Gut. Das heißt, nicht wahr, daß du unserem Herrn, dem Papste, den Kardinälen, den Erzbischöfen und den Bischöfen untertan bist, die seine Eminenz heute hier vertritt.

Johanna: Man muß vor allem Gott dienen.

Digitized by Google

D'Estivet: Befehlen dir also deine Stimmen, dich der streitbaren Kirche nicht zu unterwerfen?

Johanna: Meine Stimmen sagen mir nicht, ich solle der Kirche nicht gehorchen; aber zuerst kommt Gott.

Cauchon: Und du, nicht aber die Kirche, hast darüber zu entscheiden?

Johanna: Welch andere Entscheidung kann ich beurteilen als meine eigene?

Cauchon (entsetzt): Mit deinem eigenen Mund hast du dich verurteilt. Wir haben um deine Errettung bis zur Selbstversündigung gekämpft. Wir haben dir die Tür immer wieder und wieder aufgetan und du hast sie vor unserem Antlitz und vor dem Antlitz Gottes zugeschlagen. Wagst du nach allem, was du gesagt hast, zu behaupten, daß du Gottes Gnade genießest?

Johanna: Wenn nicht, möge Gott sie mir gewähren! Wenn ich sie genieße, möge Gott mir sie bewahren!

Ladvenu: Das ist eine sehr gute Antwort, Eminenz.

Courcelles: Hast du Gottes Gnade genossen, als du das Pferd des Bischofs stahlst?

Cauchon (außerstande, sich zu beherrschen): Oh, der Teufel hole das Pferd des Bischofs und Euch dazu. Wir sind hier um einen Fall von Ketzerei zu untersuchen. Und kaum gelangen wir an die Wurzel der Sache, werden wir durch Idioten zurückgeworfen, die von nichts etwas verstehen als von Pferden.

Inquisitor: Meine Herren, meine Herren, ihr seid die besten Anwälte der Jungfrau, wenn ihr auf diese kleinen Punkte eingeht. Ich bin nicht überrascht, daß Seine Eminenz die Geduld verloren hat. Was sagt der Ankläger? Legt er Wert auf diese unwichtigen Dinge?

D'Estivet: Ich bin durch mein Amt gebunden, auf alles Wert zu legen. Wenn die Frauensperson eine Ketzerei gesteht, wird der Kirchenbann über sie ausgesprochen. Was hat es zu bedeuten, daß sie sich daneben auch solcher Handlungen schuldig gemacht hat, die sie geringeren Strafen aussetzen? Ich teile die Ungeduld Seiner Eminenz, was jene geringeren Verfehlungen betrifft, nur muß ich mit aller Achtung die Schwere zweier furchtbarer gotteslästerlicher Verbrechen betonen, die sie nicht leugnet: Erstens hat sie Verkehr mit bösen Geistern und ist deshalb eine Hexe. Zweitens trägt sie Männerkleider, was unanständig, widernatürlich und scheußlich ist. Und trotz unserer ernstesten Ermahnungen und Vorstellungen will sie diese nicht einmal wechseln, um das heilige Abendmahl zu empfangen.

Digitized by Google

Johanna: Ist die gesegnete heilige Katharina, oder die heilige Margaretha, oder der Erzengel Michael ein böser Geist?

Courcelles: Woher weißt du, daß der Geist, der dir erscheint, ein Erzengel ist? Erscheint er dir nicht als nackter Mann?

Johanna: Glaubt Ihr, daß Gott keine Kleider für ihn aufbringen kann?

Ladvenu: Gut geantwortet, Johanna!

Inquisitor: Es ist tatsächlich gut geantwortet, aber kein böser Geist wäre so dumm, einem jungen Mädchen in einer Weise zu erscheinen, die es abstoßen würde, wenn er die Absicht hätte, sich fälschlich für einen Boten des Allerhöchsten auszugeben. Johanna, die Kirche lehrt dich, daß diese Erscheinungen Dämonen sind, die den Untergang deiner Seele wollen. Nimmst du die Belehrung der Kirche zur Kenntnis?

Johanna: Ich nehme den Boten Gottes zur Kenntnis. Wie könnte ihn irgendein treuer Gläubiger der Kirche ablehnen?

Cauchon: Elendes Weib. Wieder frage ich dich: Weißt du, was du sprichst?

Inquisitor: Ihr ringt vergeblich mit dem Teufel um ihre Seele, Eminenz. Sie will nicht gerettet werden. Nun, was die männliche Kleidung anbelangt, zum letztenmal: Willst du diesen frechen Anzug ablegen und dich kleiden, wie es deinem Geschlecht geziemt?

Johanna: Das will ich nicht. Meine Stimmen sagen mir, daß ich mich wie ein Soldat kleiden muß.

Ladvenu: Johanna, Johanna, beweist dir das nicht, daß deine Stimmen die Stimmen der bösen Geister sind? Kannst du uns einen guten Grund dafür angeben, warum dir ein Engel Gottes einen so schamlosen Rat geben sollte?

Johanna: O ja, was wäre einfacher und vernünftiger? Ich war Soldat und lebte unter Soldaten. Ich bin gefangen und werde von Soldaten bewacht. Wenn ich mich wie ein Weib kleiden wollte, würden sie an mich denken wie an ein Weib. Und was würde dann aus mir? Wenn ich mich wie ein Soldat kleide, denken sie an mich wie an einen Soldaten, und ich kann mit ihnen leben wie ich zu Hause mit meinen Brüdern lebe. Das ist der Grund, warum die heilige Katharina mir befahl, mich nicht wie ein Weib zu kleiden, bevor sie mir die Erlaubnis dazu gibt.

Courcelles: Wann wird sie dir die Erlaubnis dazu geben?

Johanna: Sobald Ihr mich aus den Händen der englischen Soldaten

Digitized by Google

befreit. Ich habe Euch gesagt, daß ich in den Händen der Kirche sein sollte, nicht aber Tag und Nacht mit vier Soldaten des Grafen von Warwick. Verlangt Ihr von mir, daß ich im Weiberrock unter ihnen leben soll.

Ladvenu: Eminenz, was sie sagt, ist weiß Gott sehr schlecht und widerlich, aber ein Körnchen weltlicher Vernunft ist darin zu finden, das ein einfältiges Dorfmädchen wohl irreführen kann.

Johanna: Wenn wir im Dorf so einfältig wären wie ihr in euren Höfen und Palästen, würde es bald keinen Weizen geben, um daraus euch Brot zu backen.

Cauchon: Das ist der Dank, den Ihr dafür erntet, daß Ihr sie zu retten versucht, Bruder Martin.

Ladvenu: Johanna, wir alle versuchen dich zu retten. Seine Eminenz versucht dich zu retten. Der Inquisitor könnte gegen dich nicht gerechter vorgehen, wenn du seine eigene Tochter wärest. Aber du bist durch einen furchtbaren Stolz und durch Selbstüberhebung verblendet.

Johanna: Warum sagt Ihr das? Ich habe doch nichts Schlechtes gesagt? Ich kann das nicht begreifen.

Inquisitor: Der gesegnete Sankt Athanasius hat es in seinem Glaubensbekenntnis niedergelegt, daß jene, die nicht begreifen können, verdammt sind. Es genügt nicht, einfältig zu sein, es genügt nicht einmal das zu sein, was einfältige Menschen gut nennen. Die Einfalt eines verdunkelten Geistes ist nicht besser als die Einfalt eines Tieres.

Johanna: In der Einfalt eines Tieres liegt große Weisheit mit Verlaub — und manchmal liegt große Torheit in der Weisheit der Gelehrten.

Ladvenu: Das wissen wir schon, Johanna. Wir sind nicht so dumm, wie du glaubst. Trachte der Versuchung zu widerstehen, uns vorlaute Antworten zu geben. Siehst du jenen Mann, der hinter dir steht? (Er zeigt auf den Henker.)

Johanna (wendet sich um und sieht den Mann an): Euer Folterknecht — aber der Bischof sagte, ich sollte nicht gefoltert werden.

Ladvenu: Du sollst nicht gefoltert werden, weil du alles gestanden hast, was zu deiner Verurteilung nötig ist. Dieser Mann ist nicht nur der Folterknecht, er ist auch der Scharfrichter. (Er ruft): Scharfrichter! Laß die Jungfrau deine Antworten auf meine Fragen hören. Bist du heute für die Verbrennung eines Ketzers vorbereitet?

Digitized by Google

Scharfrichter: Ja, Herr.

Ladvenu: Ist der Scheiterhaufen bereit?

Scharfrichter: Jawohl! Auf dem Marktplatz. Die Engländer haben ihn zu hoch errichtet, als daß ich in ihre Nähe gelangen und ihr den Tod erleichtern könnte. Es wird ein grausamer Tod sein.

Johanna (entsetzt): Aber, ihr werdet mich doch jetzt nicht verbrennen?

Inquisitor: Endlich wird es dir klar.

Ladvenu: Achthundert englische Soldaten warten darauf, dich auf den Marktplatz zu führen, im Augenblick, wo der Bannfluch der Ausstoßung die Lippen deiner Richter verlassen hat. Nur wenige kurze Augenblicke trennen dich von diesem Schicksal!

Johanna (sieht sich verzweifelt nach Hilfe um): O Gott!

Ladvenu: Verzweifle nicht, Johanna! Die Kirche ist barmherzig, du kannst dich retten!

Johanna: Ja. Meine Stimmen versprachen mir, daß ich nicht verbrannt werden würde. Die Heilige Katharina befahl mir, kühn zu sein.

Cauchon: Weib, bist du ganz verrückt? Siehst du noch immer nicht, daß deine Stimmen dich betrogen haben?

Johanna: O nein, das ist unmöglich.

Cauchon: Unmöglich? Sie haben dich geradewegs zum Kirchenbann geführt, auf den Scheiterhaufen, der dich dort erwartet.

Ladvenu (mit eindringlicher Betonung): Haben die Stimmen dir ein einziges Versprechen gehalten, seitdem du bei Compiègne gefangen genommen wurdest? Der Teufel hat dich verraten. Die Kirche streckt die Arme nach dir aus.

Johanna (verzweifelt): Oh, es ist wahr, es ist wahr, meine Stimmen haben mich betrogen. Ich bin von Teufeln verhöhnt worden, mein Glaube ist gebrochen. Ich habe gewagt und gewagt — aber nur ein Narr wird ins Feuer schreiten. Gott, der mir meinen gesunden Menschenverstand gegeben hat, kann das von mir nicht verlangen.

Ladvenu: Nun sei Gott gelobt, daß er dich in der elften Stunde errettet hat.

(Er eilt an einen Sitz zum Tisch der Schreiber, reißt einen Bogen Papier an sich und beginnt emsig darauf zu schreiben.)

Cauchon: Amen!

Johanna: Was muß ich tun?

Digitized by Google

Cauchon: Du mußt einen feierlichen Widerruf deiner Ketzerei unterschreiben!

Johanna: Unterschreiben? Das heißt, meinen Namen schreiben? Ich kann nicht schreiben.

Cauchon: Du hast schon früher viele Briefe unterschrieben.

Johanna: Ja, aber jemand hielt mir die Hand und führte mir die Feder. Ich kann meine Zeichen machen.

Kaplan (der mit wachsender Unruhe und Entrüstung zugehört hat): Eminenz, soll das heißen, daß Ihr diesem Weibe gestatten wollt, uns zu entwischen?

Inquisitor: Das Gesetz muß seinen Lauf nehmen, Herr von Stogumber. Und Ihr kennt das Gesetz.

Kaplan (erhebt sich vor Wut): Ich weiß, daß es bei den Franzosen keine Treue gibt. Ich weiß, was mein Herr, der Kardinal von Winchester, sagen wird, wenn er dies erfährt. Ich weiß, was der Graf von Warwick tun wird, wenn er erfährt, daß Ihr die Absicht habt, ihn zu verraten. Vor dem Tor sind achthundert Mann, die dafür sorgen werden, daß diese abscheuliche Hexe verbrannt wird — Euch zum Trotz!

Beisitzer (entrüstet): Was soll das heißen? Was hat er gesagt? Er klagt uns des Verrates an? Das ist unerträglich. Keine Treue bei den Franzosen? Habt ihr das gehört? Das ist ein unausstehlicher Kerl. Wer ist er? So also sehen die englischen Geistlichen aus. Er muß verrückt oder betrunken sein.

Inquisitor (erhebt sich): Ich bitte um Ruhe, meine Herren, ich bitte um Ruhe. Herr Kaplan, erinnert Euch einen Augenblick Eures heiligen Amtes. Denkt daran, was Ihr seid und wo Ihr seid. Ich fordere Euch auf, Euch zu setzen.

Kaplan (kreuzt verdrießlich die Arme, während sein Gesicht krampfhaft arbeitet): Ich will mich nicht setzen.

Cauchon: Herr Inquisitor, dieser Mann hat mich schon früher ins Gesicht hinein einen Verräter genannt.

Kaplan: Das seid Ihr auch. Ihr alle seid Verräter. Ihr habt während des ganzen Verhöres nichts anderes getan, als die Hexe auf den Knien zu beschwören, alles zu widerrufen.

Inquisitor (setzt sich unbewegt): Wenn Ihr nicht sitzen wollt, müßt Ihr stehen, das ist alles.

Kaplan: Ich will nicht stehen. (Er wirft sich in seinen Stuhl zurück, sprachlos vor Wut.)

Digitized by Google

Ladvenu (erhebt sich, mit dem Papier in der Hand): Eminenz, hier ist die Widerrufungsformel, die die Jungfrau unterschreiben soll.

Cauchon: Lest sie ihr.

Johanna: Bemüht Euch nicht, ich werde sie schon unterschreiben.

Inquisitor: Du mußt wissen, worunter du dein Zeichen setzest. Lest sie ihr vor, Bruder Martin, und alle anderen haben zu schweigen.

Ladvenu (liest gelassen): Ich, Johanna, gewöhnlich „die Jungfrau" genannt, eine arme Sünderin, gestehe, daß ich in den folgenden Punkten mich sehr schwer versündigt habe: Ich habe behauptet, Eingebungen von Gott und den Engeln und den gesegneten Heiligen zu haben, und habe die Warnungen der Kirche, daß diese Versuchungen von Dämonen kämen, störrisch zurückgewiesen. Ich habe auf abscheuliche Weise durch das Tragen unkeuscher Kleider gegen die Heilige Schrift und die Gesetze der Kirche gelästert. Auch mein Haar habe ich nach Art eines Mannes geschnitten; und gegen alle Pflichten, die mein Geschlecht dem Himmel besonders angenehm machen, habe ich das Schwert ergriffen, sogar Menschenblut vergossen. Ich habe Männer aufgestachelt, einander zu erschlagen, böse Geister erweckt, um sie zu versuchen, und verstockt und äußerst lächerlich diese Sünden dem allmächtigen Gott zugeschrieben. Ich beichte die Sünde der Empörung, die Sünde des Götzendienstes, die Sünde des Ungehorsams, die Sünde des Stolzes und die Sünde der Ketzerei. Auf all diese Sünden verzichte ich jetzt, schwöre sie ab und trenne mich von ihnen, indem ich euch Magistern und Gelehrten demütig dafür danke, daß ihr mich der Wahrheit zurückgegeben und zur Gnade unseres Herrn geführt habt. Und ich will meine Irrtümer niemals wiederholen, sondern in der Gemeinschaft unserer heiligen Kirche und in Gehorsam gegen unseren Heiligen Vater, den Papst zu Rom, verbleiben. All das schwöre ich bei Gott dem Allmächtigen und den heiligen Evangelien und als Zeugnis dessen setze ich meinen Namen unter diesen Widerruf.

Inquisitor: Verstehst du das, Johanna?

Johanna (teilnahmslos): Es ist klar genug, Herr.

Inquisitor: Und es ist wahr!

Johanna: Es muß schon wahr sein; wenn es nicht wahr wäre, würde auf dem Marktplatz das Feuer für mich jetzt nicht bereit sein.

Ladvenu (nimmt seine Feder und ein Buch und geht schnell zu Johanna, damit sie sich nicht wieder bloßstelle): Komm, Kind, laß mich dir die Hand führen, nimm die Feder. (Sie gehorcht, und sie

Digitized by Google

beginnen zu schreiben, das Buch als Pult benützend): J.E.H.A.N.E. So. Jetzt mach dein Zeichen allein.

Johanna (macht ihr Zeichen und gibt ihm die Feder zurück, gequält durch die Empörung ihrer Seele gegen ihren Geist und Körper): Da! (Sie setzt sich mit äußerster Niedergeschlagenheit.)

Ladvenu (legt die Feder wieder auf den Tisch und übergibt den Widerruf mit einer Verbeugung Cauchon): Gott sei gelobt, meine Brüder, das Lamm ist wieder zu seiner Herde zurückgekehrt. Und der Hirte freut sich seiner mehr als neunundneunzig gerechter Menschen. (Er geht an seinen Platz zurück.)

Inquisitor (nimmt das Papier aus Cauchons Hand): Wir erklären dich durch diesen Akt befreit von der Gefahr des Bannfluches, in der du schwebtest. (Er wirft das Papier auf den Tisch.)

Johanna: Ich danke euch.

Inquisitor: Aber weil du gegen Gott und die heilige Kirche in höchst vermessener Weise gesündigt hast, und damit du deine Irrtümer in einsamer Betrachtung bereuen und vor jeder Versuchung eines Rückfalles bewahrt bleiben mögest, verurteilen wir dich zum Besten deiner Seele und zur Buße, die deine Sünden aus dir heraustilgen und dich endlich fleckenlos vor den Thron der Gnade führen möge, das Brot des Kummers zu essen und das Wasser der Betrübnis zu trinken — zu lebenslänglicher Gefangenschaft bis ans Ende deiner Erdentage.

Johanna (erhebt sich entsetzt und wütend): Lebenslängliche Gefangenschaft? Ich soll also nicht in Freiheit gesetzt werden?

Ladvenu (ein wenig abgestoßen): In Freiheit gesetzt, mein Kind — nach solcher Verworfenheit? Was läßt du dir träumen?

Johanna: Her mit dem Schreiben! (Sie stürzt an den Tisch, ergreift das Papier und reißt es in Stücke): Zündet euer Feuer an! Glaubt ihr, ich fürchte es so sehr als das Leben einer Ratte im Loch? Meine Stimmen haben recht gehabt!

Ladvenu: Johanna! Johanna!

Johanna: Ja, sie sagten mir, daß ihr Narren seid und daß ich auf eure schönen Worte nicht hören oder eurer Barmherzigkeit nicht trauen sollte! Ihr verspracht mir mein Leben, aber ihr habt gelogen! Ihr glaubt, das Leben sei nichts als nicht mausetot sein. Nicht Brot und Wasser ist es, was ich fürchte. Ich kann von Brot leben — wann habe ich je nach mehr verlangt? Es ist kein Ungemach, Wasser zu trinken, wenn das Wasser rein ist. Brot birgt für mich keinen Kummer und Wasser

Digitized by Google

keine Betrübnis. Aber mich vom Lichte des Himmels und vom Anblick der Felder und Blumen auszuschließen, meine Füße zu fesseln, so daß ich nie nimmer wieder mit den Soldaten reiten, noch auf die Berge steigen kann — mich üble feuchte Dunkelheit atmen zu lassen, und mir alles fernzuhalten, was mich zur Liebe Gottes zurückführt, wenn eure Schlechtigkeit und Torheit mich Ihn zu hassen verleiten — all das ist schlimmer als der Ofen in der Bibel, der siebenmal geheizt wurde. Ich könnte mich ohne mein Kriegsroß zurechtfinden. Ich könnte im bloßen Hemd herumlaufen — ich könnte es ertragen, die Banner und Trompeten, die Ritter und Soldaten an mir vorüberziehen zu sehen und selber zurückzubleiben, wie andere Frauen zurückbleiben, wenn ich nur noch den Wind in den Bäumen, die Lerchen im Sonnenglanz, die jungen Lämmer durch den gesunden Forst — und die lieben, lieben Kirchenglocken hören könnte, die die Stimmen meiner Engel auf Windesflügeln zu mir herabschicken. Aber ohne diese Dinge kann ich nicht leben. Und weil ihr mich oder irgendein menschliches Wesen dieser Dinge berauben wollt, weiß ich, daß euer Wort des Teufels, meines aber Gottes ist!

D'Estivet (erhebt sich): Sie ist eine rückfällige Ketzerin. Hartnäckig, unverbesserlich und der Barmherzigkeit, die wir ihr bezeigt haben, unwürdig. Ich verlange ihre Ausstoßung aus der Kirche.

Kaplan (ruft zum Scharfrichter): Zünde dein Feuer an, Mensch! Zum Scheiterhaufen mit ihr.

(Der Scharfrichter und seine Gehilfen eilen durch den Hof hinaus.)

Ladvenu: Du böses Mädchen. Wenn dein Wort Gottes Wort wäre, würde er dich nicht retten?

Johanna: Seine Wege sind nicht eure Wege. Er will, daß ich durch das Feuer in seinen Schoß eile. Denn ich bin sein Kind und ihr verdient nicht, daß ich unter euch lebe. Das ist mein letztes Wort an euch. (Soldaten ergreifen sie.)

Cauchon (erhebt sich): Noch nicht! (Sie warten. Tödliches Schweigen. Cauchon wendet sich mit einem fragenden Blick an den Inquisitor. Dieser nickt zustimmend. Sie erheben sich feierlich und stimmen das Urteil wie im Wechselchor an.)

Cauchon: Wir erklären, daß du eine rückfällige Ketzerin bist.

Inquisitor: Ausgestoßen von der Einigkeit der Kirche.

Cauchon: Von ihrem Leibe losgetrennt.

Inquisitor: Mit dem Aussatz der Ketzerei behaftet.

Digitized by Google

Cauchon: Eine Teufelsbrut.

Inquisitor: Wir beschließen deine Ausstoßung und verhängen den Bannfluch der Kirche über dein Haupt.

Cauchon: Und jetzt stoßen wir dich aus, du Verworfene, und übergeben dich der weltlichen Macht.

Inquisitor: Wobei wir diese weltliche Macht ermahnen, ihr Urteil über dich maßvoll zu fällen mit Hinblick auf deinen Tod und die Trennung deines Leibes von deiner Seele.

Cauchon: Und wenn du irgendein echtes Zeichen der Reue zeigst, Bruder Martin zu gestatten, dir das heilige Abendmahl zu reichen.

Kaplan: Ins Feuer mit der Hexe! (Er stürzt auf Johanna zu und hilft den Soldaten, sie hinausschleppen. Johanna wird durch den Hof fortgeführt. Die Gerichtsbeisitzer erheben sich in Unordnung und folgen den Soldaten.)

Cauchon (erhebt sich wieder): Nein, nein, das ist nicht in der Ordnung. Der Vertreter des weltlichen Armes sollte hier sein und sie von uns empfangen.

Inquisitor (erhebt sich ebenfalls): Dieser Mensch ist ein unverbesserlicher Narr.

Cauchon: Bruder Martin, seht zu, daß alles ordnungsgemäß verläuft.

Ladvenu: Mein Platz ist an der Jungfrau Seite, Eminenz. Ihr müßt Eure Autorität selbst ausüben. (Er läuft hinaus.)

Cauchon: Die Engländer sind unmöglich. Sie werden sie schnurstracks ins Feuer werfen. Seht! (Er zeigt nach dem Hof, von wo der Glanz und das Geflacker des Feuers sichtbar werden, wie es das Mailicht des Tages rötet. Nur der Bischof und der Inquisitor bleiben im Gerichtssaal zurück.)

Cauchon: Wir müssen dem Einhalt tun.

Inquisitor: Ja, aber nicht zu schnell, Eminenz.

Cauchon: Aber es ist kein Augenblick zu verlieren.

Inquisitor: Wir sind in vollkommener Ordnung vorgegangen. Wenn es den Engländern beliebt, sich ins Unrecht zu setzen, ist es nicht unsere Sache, sie ins Recht zu setzen. Ein Fehler in dem Verfahren könnte später nützlich sein. Man kann nie wissen. Und je schneller es vorüber ist, desto besser für das arme Mädchen.

Cauchon (wird schlaff): Vermutlich müssen wir diese schreckliche Angelegenheit mit zu Ende führen.

Inquisitor: Man gewöhnt sich daran. Gewohnheit ist alles. Ich bin an das Feuer gewöhnt. Es ist bald vorbei. Aber es ist eine

Digitized by Google

fürchterliche Sache, ein junges und unschuldiges Geschöpf zermalmt zu sehen zwischen diesen gewaltigen Kräften: Kirche und Gesetz.

Cauchon: Ihr nennt sie unschuldig?

Inquisitor: Oh, vollkommen unschuldig. Was weiß sie von der Kirche und dem Gesetz. Sie hat kein Wort von unserem Gerede verstanden. Die Unwissenden müssen immer leiden. Gehen wir, sonst werden wir zu spät kommen, um das Ende mitanzusehen.

Cauchon (geht mit ihm): Das würde ich nicht bedauern, ich bin nicht so daran gewöhnt wie Ihr.

(Sie sind im Begriff hinauszugehen. Da kommt Warwick aus dem Hof herein und begegnet ihnen.)

Warwick: Oh, ich bin überflüssig, ich dachte, es sei alles vorüber. (Er tut so, als ob er sich zurückziehen wollte.)

Cauchon: Geht nicht, Mylord. Es ist alles vorüber.

Inquisitor: Die Hinrichtung ist nicht unsere Sache, Mylord, aber es ist wünschenswert, daß wir Zeugen des Endes sind. Mit Eurer Erlaubnis also — (Er verneigt sich und geht durch den Hof hinaus.)

Cauchon: Es ist zweifelhaft, ob Eure Handlanger die Vorschriften des Gesetzes eingehalten haben, Mylord.

Warwick: Man sagt mir, daß die Gültigkeit Eurer Autorität in dieser Stadt zweifelhaft sei, Eminenz. Sie gehört nicht zu Eurem Kirchensprengel. Immerhin — wenn Ihr dafür die Verantwortung tragen wollt, für alles übrige — will ich's.

Cauchon: Wir haben beide sehr viel zu verantworten. Guten Morgen, Mylord.

Warwick: Guten Morgen, Eminenz!

(Sie blicken einander mit unverhüllter Feindseligkeit einen Augenblick an, dann folgt Cauchon dem Inquisitor hinaus. Warwick sieht sich um. Da er sich allein weiß, ruft er um Beistand.)

Warwick: Heda, ist nirgend ein dienstbarer Geist zu sehen? (Schweigen.) He dort! (Schweigen.) Heda, Brian, du junger Schuft, wo bist du?! (Schweigen.) Wache! (Schweigen.) Sie wohnen alle der Verbrennung bei, selbst jenes Kind.

(Das Stillschweigen wird durch heftiges Weinen und Seufzen unterbrochen.)

Was in des Teufels Namen? —

(Der Kaplan taumelt aus dem Hof herein, die Stiegen hinauf wie ein Wahnsinniger, sein Antlitz ist tränenüberströmt und er stößt die jämmerlichsten Laute aus, die Warwick jemals gehört hat. Er stolpert

Digitized by Google

zum Gefangenenschemel und wirft sich mit herzzerreißendem Schluchzen hinein.)

Warwick (geht auf ihn und klopft ihm auf die Schulter): Was ist los, Messire Johann, was ist geschehen?

Kaplan (seine Hände ergreifend): Mylord, Mylord, um Christi willen, betet für meine elende schuldige Seele.

Warwick (beruhigt ihn): Ja, ja, selbstverständlich. Still, still.

Kaplan (in verzweifeltem Heulen): Ich bin kein schlechter Mensch, Mylord.

Warwick: Nein, nein, durchaus nicht.

Kaplan: Ich hab' mir nichts Böses dabei gedacht. Ich wußte nicht, wie das ist.

Warwick (härter): Oh, Ihr habt es also mitangesehen?

Kaplan: Ich wußte nicht, was ich tat. Ich bin ein heißköpfiger Narr und werde dafür in alle Ewigkeit verdammt sein.

Warwick: Unsinn! Sehr erschütternd, zweifellos. Aber Ihr habt es nicht getan.

Kaplan: Aber ich habe gestattet, es zu tun. Wenn ich geahnt hätte, was ich jetzt weiß, hätte ich sie den Leuten aus den Händen gerissen. Ihr wißt es nicht. Ihr habt es nicht gesehen. Es ist leicht zu reden, wenn man es nicht mit angesehen hat. Man macht sich toll mit Worten, man verwirkt sein Seelenheil, weil man sich großartig vorkommt, wenn man Öl in die flammende Hölle des eigenen Zornes gießt, aber wenn es dann geschehen ist, wenn man sieht, was man angerichtet hat, wenn es die Augen blendet und den Atem raubt und das Herz zerreißt, dann — dann — (Er fällt auf die Knie.) O Gott, nimm diesen Anblick von mir. O Christus, befreie mich von diesem Feuer, das mich verzehrt. In seiner Mitte hat sie nach dir geschrien: Jesus! Jesus! Jesus! Sie ist in deinem Schoße, und ich bin für immer und ewig in der Hölle.

Warwick (hilft ihm ohne Umstände auf die Beine): Geht, geht, Mensch, Ihr müßt Euch zusammenraffen. Die ganze Stadt wird davon reden. (Er wirft ihn nicht sehr sanft auf einen Stuhl, der neben dem Tisch steht.) Wenn Eure Nerven nicht erlauben, solche Dinge mit anzusehen, warum macht Ihr es nicht wie ich und bleibt ihnen fern?

Kaplan (verwirrt und unterwürfig): Sie verlangte ein Kreuz. Ein Soldat gab ihr zwei zusammengebundene Stöcke. Gott sei Dank, daß es ein Engländer war. Ich hätte es tun können, aber ich tat es nicht.

Digitized by Google

Ich bin ein Feigling, ein toller Hund. Aber der Soldat war doch auch ein Engländer.

Warwick: Der Narr, wenn die Geistlichen ihn erwischen, werden sie ihn auch verbrennen.

Kaplan (mit krampfhaften Schauern): Einige haben sie ausgelacht. Sie hätten auch Christus ausgelacht. Das waren Franzosen, Mylord. Ich weiß, daß es Franzosen waren.

Warwick: Still. Es kommt jemand, beherrscht Euch. (Ladvenu kommt durch den Hof an die rechte Seite von Warwick zurück. Er trägt das Kreuz eines Bischofs, das er aus einer Kirche entnommen. Er ist sehr ernst und ruhig.)

Warwick: Ich bin davon unterrichtet, daß alles zu Ende ist, Bruder Martin.

Ladvenu (rätselhaft): Das wissen wir nicht, Mylord. Vielleicht ist es erst der Anfang.

Warwick: Was soll das heißen, klipp und klar?

Ladvenu: Ich habe dieses Kreuz aus der Kirche geholt, damit sie es bis zum Ende sehen könne. Sie hatte nur zwei Stöcke, die sie an ihre Brust legte. Als das Feuer uns umzüngelte und sie bemerkte, daß ich selbst verbrennen würde, wenn ich das Kreuz vor sie hinhielte, bat sie mich, herabzusteigen und mich zu retten. Mylord, ein Mädchen, das in einem solchen Augenblick an die Gefahr eines anderen denken konnte, war nicht vom Teufel besessen. Als ich das Kreuz ihrem Anblick entreißen mußte, sah sie zum Himmel empor, und ich glaube nicht, daß der Himmel leer war. Ich glaube fest, daß ihr der Heiland in diesem Augenblick in seiner zärtlichsten Herrlichkeit erschienen ist. Sie rief ihn an und starb. Das ist nicht ihr Ende, sondern ihr Anfang.

Warwick: Ich fürchte, es wird auf die Leute einen schlechten Eindruck gemacht haben.

Ladvenu: Jawohl, Mylord. Auf einige. Ich hörte Lachen. Vergebt mir, wenn ich gestehe, daß ich hoffe und glaube, es sei ein englisches Lachen gewesen,

Kaplan (erhebt sich wild): Nein, das war es nicht. Es war nur ein einziger Engländer dabei, der seinem Lande Schande machte — und das war der tolle Hund von Stogumber. (Er läuft wütend hinaus und schreit): Man foltere ihn! Man verbrenne ihn! Ich will gehen und zu ihrer Asche beten. Ich bin nicht besser als Judas! An den Galgen mit mir!

Digitized by Google

Warwick: Rasch, Bruder Martin. Folgt ihm. Er wird sich etwas zuleide tun. Ihm nach. Rasch.
(Ladvenu eilt hinaus, Warwick drängt ihn über die Stufen. Durch die Bogentür kommt der Scharfrichter herein, und Warwick, zurückkehrend, steht ihm von Angesicht zu Angesicht gegenüber.)

Warwick: Na, Bursche, wer bist du?

Scharfrichter (mit Würde): Ich werde nicht mit Bursche angesprochen, Mylord. Ich bin der große Scharfrichter von Rouen. Es ist eine besondere Kunst. Ich bin gekommen, um Euer Gnaden zu melden, daß Eure Befehle vollzogen worden sind.

Warwick: Verzeiht mir, Herr Scharfrichter, und ich will dafür sorgen, daß Ihr nichts verliert, obgleich Ihr keine Reliquien zu verkaufen habt. Ich habe Euer Wort, nicht wahr, daß nichts zurückbleibt. Kein Haar, kein Nagel, nicht ein Knochen.

Scharfrichter: Ihr Herz wollte nicht brennen, Euer Gnaden. Aber alles, was von ihr zurückblieb, liegt auf dem Grunde des Flusses. Ihr werdet nie wieder etwas von ihr hören.

Warwick: (mit einem sauren Lächeln, denkt an die Worte Ladvenus): Nie wieder? Hm, wer weiß!

Vorhang

(Epilog im nächsten Heft)

KREUZE

Novelle von

ALEXEI REMISOW

Dunkel ist mein Leben geworden. Allein bin ich auf der Welt zurückgeblieben. Und niemandem nutz. Und auch ich brauche niemanden. In gleichgültig widriger Arbeit schleppe ich meine Tage hin, um doch durch irgend etwas noch an die Erde gekettet zu sein.

Aber bei Gott, ich würde ruhig sterben.

Die Hauptsache ist, daß ich nirgends einen Lichtschimmer, einen Ausblick sehe — solch eine öde Ebene liegt vor mir, endlos, unabsehbar.

Zu nichts mehr treibt es, reißt es mich wie früher. Wohin auch sollte es mich reißen? Und ich weiß, seinem Schicksal entgeht man nicht.

Digitized by Google

Langsam sehe ich ein Fuhrwerk daherschwanken. Eine abgezehrte knochendürre Mähre zwischen den Deichseln zieht mit gesenktem Kopf die elendeste aller Fuhren . . . Wo sind sie hin, die Hoffnungen! Nicht nackt und bloß bin ich zur Welt gekommen. Und wo die Ideale? Nicht saft- und kraftlos bin ich aufgewachsen. Wo ist er hin, der stolze Bau meines Lebens? Ich glaubte an irgendein Leben der Gerechtigkeit, zu dessen Aufbau auch ich meinen Stein beitragen wollte . . . Da aber höre ich das Sausen der Knute und den antreibenden Ruf:

– „Hü – hott! Elender Klepper du!"

Und auch bei der letzten verzweifelten Anspannung meiner Kräfte, da werde ich wieder, wie zum Hohn, so ein Pferd im Geiste vor mir sehn, und wieder wird irgendwo in der Nähe ein Moskauer Fuhrknecht mit der Peitsche knallen:

– „He, los doch, Täubchen!"

Was sind das für Pferde? Die Pferde – elende Klepper. Und was für ein Fuhrknecht? Der erste beste, den's gelüstet, der eine Peitsche hat.

Des Abends, wenn ich vom Dienst in mein leeres, unbehagliches Zimmer zurückkehre, zu meinem Schreibtisch – der Tisch, das ist das Einzige, das mir aus der Vergangenheit noch geblieben! – dann bin ich allein und mein eigener Herr.

Doch was für ein Trost soll mir das sein: ich besitze nichts, habe keinen Grund, mein eigner Herr zu sein. Die Einsamkeit aber schreckt mich nicht: ich bin immer allein, überall.

Wie leer und öde sind die Alltage, aber noch leerer, öder ist der Sonntag. Die Sonntage trage ich wie den grausamsten Fluch: ich weiß einfach nicht, wohin mit mir.

Doch ich sage es mir wieder: auch für mich wird es einen Sonntag, einen richtigen Feiertag geben – und das wird dann sein, wenn ich nicht mehr sein werde. Nicht furchtbar ist der Tod, nur einfach unbekannt. Wahrscheinlich ist es das Nichts, durch eine Tür wird man ins Leere stürzen – und es ist aus.

Wie alle, habe auch ich eine Mutter gehabt, einen Vater, geliebte und mir nahestehende Menschen – und für alle ist das Ende gekommen. Und ich bin allein, allein auf der Erden.

Niemand und nichts ist mir geblieben. Nichts – nein, das ist vielleicht nicht richtig. Etwas ist geblieben! Sieben kleine Kreuze

Digitized by Google

in einem Schächtelchen auf dem Tisch sind mir geblieben, und ein großes Kruzifix an der Wand, über dem Bett.

Die Kreuzchen — das ist die Vergangenheit, meine Vergangenheit.

Das Kruzifix — die Zukunft, meine Zukunft.

Wenn ich mich zum letztenmal auf meiner engen Ruhestatt ausstrecken werde, dann wird in meinen gekreuzten kalten Händen dieses Kruzifix aus schwarzem Holz mit dem Messingbeschlag und dem Messingrelief des gekreuzigten Christus ruhn.

So wird man mich hinaustragen . . .

Ich erinnere mich gut, wie dieses Kreuz zu uns kam.

Es war an einem so lichten, lärmenden Frühlingsmorgen. Solche Laute höre ich nie mehr, und vor der Sonne verstecke ich mich — entweder sind meine Augen schwach geworden, oder es kommt, weil jede Helligkeit, wie überhaupt jede Grellheit, so über die Maßen anspruchsvoll ist, und wie soll man dem noch entsprechen! In das verlorene kleine Städtchen, in dem wir damals lebten, kam ein ungarischer Hausierer. Auch an unserm Haus ging er nicht vorüber. Krachend setzte er im Vorzimmer seinen schweren Kasten vor den Eltern auf den Boden nieder — die Mutter hielt mich an der Hand.

Der Kasten öffnete sich, und Stoffe quollen daraus hervor, Bilder, Bücher, Zeitungsblätter, Seiden, goldene Stickereien, kurz, alles, was ungarische Trödler mit sich zu führen pflegen. Endlich kam ganz zu unterst auf dem Boden des Kastens auch dieses schwarze, messingbeschlagene Kreuz zum Vorschein, und dieses kaufte meine Mutter.

Und wie oft gedachte sie später dieses Kreuzes.

— „Erkauft ist es durch die schwere Qual meines ganzen Lebens," sagte sie oft, — „und schlimmes Schicksal hat es mir gebracht."

Nach ihrem Tod kam das Kruzifix an mich und verknüpfte ihr Schicksal mit dem meinen.

Doch die Kreuzchen da . . . mit diesen Kreuzchen hat es eine andere Bewandtnis.

Jede Frau, — die ich geliebt habe, und die mich geliebt hat, — ließ mir zum Angedenken ihr Kreuz zurück. Unter Segenswünschen und Tränen ward das Kreuz mir umgehängt. Ich aber nahm es vom Hals, legte es in meinen Schreibtisch in eine Schachtel und vergaß es. Ich liebte schon eine andere, und eine andere schenkte mir ihr Kreuz. Sie wurde abgelöst durch eine dritte, eine vierte . . .

In Augenblicken der Verzagtheit und unerträglich drückender Schwermut lasse ich mich an meinem alten Schreibtisch nieder und nehme

Digitized by Google

aus dem rechten Schubfach eine verblichene rosa Schachtel mit einer Aufschrift in eingepreßten Lettern: „Ebereschenpasten von Abrikossow", heraus und lege Kreuz auf Kreuz, sieben Halskreuzchen, nebeneinander vor mir auf den Tisch.

Da ist alles: Vorwurf und Rührung und solch ein Weh — nur bei einem jähen Erwachen aus dem Schlaf, wenn einem etwas ewig Unwiederbringliches geträumt hat, spürt man solch Weh in seiner Seele.

Ein großes silbernes Kreuz, rhombenförmig dicht von Strahlen eingeschlossen, an einem silbernen Kettchen . . .

Ich erinnere mich an ein langes, leeres Zimmer mit niedriger Decke in der Gontscharnaja-Straße im Moskauer Stadtviertel Taganka. Auf dem Tisch, neben den Büchern, die an die Wand geschoben sind, steht Wodka, Bier und ein sehr einfacher Imbiß — Gurken und Hering. Am Tisch sitzt der Hausherr, mein Freund Alexander Iwanowitsch Terechin, der, um zwanzig Jahre älter als ich, schwerfällig, groß und ungefüg wie ein Elephant ist. Er braucht mich nicht zum Wodkatrinken, den trinkt er allein mit verständnisinnigem, wohlgefälligem Schmatzen oder auch mit bitteren Tränen gewürzt, er braucht mich zur Unterhaltung.

Seine lebendige, doch verirrte Seele, durch Worte verwirrt gemacht, drängte — ich begreife es jetzt, — mit aller Kraft ans Licht, zur Freiheit, doch was auch immer seinen Sinn beschäftigte, er verstrickte, verfing sich nur noch mehr — wie in einer Schlinge.

Ich also unterhielt mich mit ihm, und im Gespräch mit mir war es ihm, als arbeitete er sich zu Gottes Licht empor.

Ich war mit ihm in der Turgenjewschen Lesehalle bekannt geworden, und über den Büchern knüpfte sich unsere Freundschaft an.

Alles, was das Geschäft betraf, besorgte seine Mutter und seine Schwester, er saß bloß so herum, zerfahren, müßig, haltlos: am Tag ging er wohl hinunter in den Laden, saß dort eine Weile, trank Tee — und Abends ging er in die Lesehalle. Ich hatte mit ihm den gleichen Weg, und unterwegs führten wir immer lange Gespräche, hauptsächlich aber nachher dort, in seinem langen, leeren Zimmer in der Gontscharnaja-Straße.

Über was alles haben wir nicht gesprochen: über Gott und über den Glauben, und über Sozialismus, und auch einfach über Bücher, die wir gelesen, und über Vorkommnisse des täglichen Lebens.

Digitized by Google

Und wenn meine Worte ihm einmal ganz besonders nach dem Herzen waren, dann wischte er sich mit der Handfläche über die Lippen und küßte mich voll Rührung. Das geschah am häufigsten dann, wenn er einen gehörigen Rausch hatte und seine Augen voller Tränen standen.

Bis zum Morgengrauen saßen wir im Gespräch zusammen. Dann begann meinem Freund der Kopf vornüberzufallen und ich begab mich nach Haus — ich wohnte in der Nachbarschaft, in der Kamentschiki-Straße, zwei Schritte von Terechin.

Einmal erschien bei unsern Abendunterhaltungen ein Freund von Terechin — ein kräftiger gesunder Bursche mit krausen Haaren, der sehr gut angezogen war. Alexander Iwanowitsch ging zerrissen und verknüllt herum, aber dieser sein Freund hatte die Finger voller Ringe. Terechin nannte ihn Ssenja, Ssemjon Petrowitsch Krasnopejew. Der Seele nach war er der gerade Gegensatz zu Alexander Iwanowitsch, gar kein Träumer, sondern ein Mensch des alltäglichen Lebens, wo alles nach der Elle gemessen wird, einer von den Jungen, die das väterliche Geschäft fest in der Hand haben.

An den Gesprächen nahm er wenig Anteil, wenn er aber Fragen stellte, so waren es solche, die den Höhenflug all unserer Gedanken auf den Boden der gewöhnlichsten Tagansker Marktgesichtspunkte herunterzogen. Er trank nicht weniger als Alexander Iwanowitsch, doch er verlor den Kopf nicht, nur gab er im Rausch überhaupt kein Wort mehr von sich, und ob er etwas hörte, ist schwer zu sagen.

Und ich weiß nicht, wieso, aber plötzlich erhob er sich, während ich redete, putzte sich sorgsam mit dem Taschentuch seinen kräftigen Schnurrbart ab und küsste mich, gerade wie Terechin.

Terechin aber schaute in solchen Augenblicken mit besonderem Wohlwollen, in dem sowohl Befriedigung wie Aufmunterung lag, auf seinen Freund. Später erriet ich den Grund: Alexander Iwanowitsch hatte sich vorgenommen, seinen Freund zu höherer geistiger Entwicklung zu bringen, und in diesem Kuß erblickte er einen deutlichen Erfolg seiner Bemühungen — wenn er mich küßte, so war es also in ihn eingedrungen, und war er erst durchdrungen, dann würde es mit der Zeit schon noch werden.

Mit Krasnopejews Erscheinen ging eine Veränderung in Terechins leerem Zimmer vor: am Fenster erschien ein kleines Tischchen, das mit einem Tischtuch bedeckt war. Und zum erstenmal erblickte

Digitized by Google

ich Terechins Schwester Jelisaweta Iwanowna: stark wie der Bruder und doch ihm ganz und gar unähnlich, keine verschwommene Spintisiererin, sie paßte zu Krasnopejew.

Jelisaweta Iwanowna pflegte mit einem Tablett heraufzukommen, auf dem allerlei Leckereien in Hülle und Fülle lagen: Nüsse und Äpfel und Traubenrosinen und getrocknete Aprikosen und Fruchtpasten. Das Tablett stellte sie auf das Tischchen am Fenster, sie selbst setzte sich zu uns an den mit Bier und Schnaps begossenen Tisch und schlug ein angebotenes Gläschen nicht aus, das sie auf Frauenart schlückchenweise in mehreren Ansätzen leerte, indem sie das Gesicht dabei verzog, als wäre es die bitterste Medizin. Sie unterhielt sich weder mit mir noch mit ihrem Bruder, sondern stets nur mit Krasnopejew, und unser philosphisches Gespräch wurde durch allerlei Gefrage und durch Tagansker Marktgeschwätz von der gewöhnlichsten Art vielfach unliebsam unterbrochen.

Alexander Iwanowitsch pflegte hinunter zu gehn, um Tee für mich zu holen, aber einmal erschien zusammen mit Jelisaweta Iwanowna ihre Tochter Lida bei uns, eine zarte kleine Gymnasiastin, ganz himmelblau — ein Himmelsschlüsselchen, das ist der Eindruck, der mir unauslöschlich von ihr im Gedächtnis haften geblieben — und von nun an begann Lida mir den Tee heraufzubringen.

Lida war fünfzehn Jahr und ich war fünfzehn Jahr.

Ich liebte Bücher sehr, ich unterhielt mich gern über sie, und die mitternächtlichen Gespräche mit meinem wirbelköpfigen Freund waren mir nicht im geringsten zur Last. Jedoch die Wahrheit zu sagen, von der Zeit an, wo Lida in dem leeren Zimmer erschien und ihr Himmelblau durch die Schwaden grauen Tabakqualms hindurchleuchtete, von der Zeit an begann ich Terechin häufiger aufzusuchen. Und ich sprach hitziger, erregter, kühner.

Lida las gar keine Bücher und unsere Gespräche mußten dunkel für sie sein, aber sie saß bei uns, als ob sie zuhörte.

Und mit jedem Mal blieb sie länger bei uns und unseren Unterhaltungen sitzen. Es kam vor, daß es an der Zeit war, schlafen zu gehn, die Mutter aber schickte sie nicht fort, ging selber hinunter, sagte ihr aber kein Wort.

Und bis zur Morgendämmerung leuchtete ihr himmelblaues Licht, erlosch nicht inmitten des grauen Tabakqualms.

Anfangs war es mir unverständlich, wieso es kam, daß man ihr solche Freiheit ließ, aber bald merkte ich aus den betrunkenen An-

Digitized by Google

spielungen meines Freundes, daß man Lida zur Braut für Krasnopejew bestimmt hatte.

Herrgott, was empfand ich damals, welch ein Schmerz durchbohrte mich und welch ein Gefühl der Kränkung, als ob ich von jemandem grausam betrogen worden wäre. Alle beschuldigte ich und fühlte ein Grauen vor ihnen. Und dabei war doch alles so einfach, und was war denn in der Tat Schlimmes an Krasnopejew, oder was war Verbrecherisches am Wunsche einer Mutter, ihre Tochter bei einem geschäftstüchtigen Manne untergebracht zu sehn?

Wie früher suchte ich Terechin auf, aber irgend etwas im tiefsten Grunde meines Wesens war verletzt, und dieser mein Schmerz konnte sich nur in der Leidenschaftlichkeit meiner Reden kundtun, an denen sich Alexander Iwanowitsch, nichtsahnend, einfach berauschte, wie am stärksten Wein, und er kam auf mich zu, um mich zu küssen, und küßte mich mit so gerührter Inbrunst, als wären meine Lippen ein Heiligtum.

Ich beobachtete Lida, ich wollte herausbekommen, was sie fühlte, und ob sie Bescheid wüßte, oder ob die Absichten ihrer Mutter ihr unbekannt, und woher sie diese Freiheit hatte, mit uns bis zum Morgengrauen zusammen zu sitzen in dem betäubenden Tabaksqualm.

Lida schaute auf ihren Freier mit denselben Augen wie auf ihren wirrköpfigen Onkel, darüber konnte kein Zweifel sein. Doch das beruhigte mich nicht im geringsten. Ein anderer Gedanke raubte mir die Besinnung: wenn die Mutter erst ganz offen die Bewerbung betreiben wird, dachte ich, so wird sie gleichwohl von seiten Lidas auf keinerlei Widerstand stoßen, das wußte ich ganz bestimmt — aus irgendeiner himmelblauen Tiefe ihres Wesens heraus wird sie mit allem einverstanden sein, was man von ihr verlangt.

Es gab also im Grunde niemanden, den ich hätte beschuldigen können, doch war auch nichts daran zu ändern, einer Mauer gegenüber bleibt nur eines übrig: wenn einem die Mauer im Weg ist, mit dem Kopf dagegen zu rennen und sich die Stirne einzuschlagen.

Das alles begriff ich sehr wohl, allein ich konnte mich keineswegs damit abfinden. Und alles, was auch immer ich damals tat, geschah mit einer Art Ingrimm, voller Erbitterung, meine Seele brannte.

Bis an den heutigen Tag erinnere ich mich an diese meine brennend wunden Gefühle, erinnere ich mich an den klaren Abend, durchtränkt von der Wehmut herbstlicher Abendröte am Tage von Mariä Geburt.

Ich pflegte sonst an unsern gesprächigen Abenden niemals zu trinken,

Digitized by Google

und wie sehr mich Alexander Iwanowitsch auch dazu aufforderte, ich lehnte es immer ab. An diesem Abend aber schlug ich es nicht aus und fühlte mich völlig frei, gelöst und kühn.

Mitternacht war schon vorüber. Das Gespräch drehte sich in wirblichtem Kreis, die Sätze wurden nicht zu Ende gesprochen, die Gedanken überschlugen sich. Der Tabak- und Weindunst schnürte einem die Kehle zu. Und nur das himmelblaue Licht leuchtete unentwegt wie ein blaues Flämmchen.

Und ich glaube, ich wäre niemals fortgegangen, wäre zeit meines Lebens in diesem verräucherten Zimmer sitzen geblieben, wenn nicht das himmelblaue Licht doch schließlich verloschen wäre, und mit ihm mein Schmerz und meine Verzweiflung und meine Gelöstheit.

Als der Augenblick gekommen war und Lida hinausging, folgte ich ihr. Auf dem Gang unten holte ich sie ein.

— Lida!

Rasch wandte sie sich um.

Da standen wir beide. Und begriffen uns ohne Worte. Und sie schmiegte sich an mich wie ein Vögelchen.

— Lida! — auch mein Herz begann heftig zu klopfen wie das ihre.

Plötzlich horchte sie auf, und es war mir, als ob dort hinter der Tür sich jemand gerührt hätte.

Doch es hatte nur so geschienen.

Und ich küßte sie mit dem ersten zarten Kuß.

Und sie schaute, schaute gleichsam wie aus weiter, weiter Ferne, und schlüpfte durch jene Tür . . .

Ich ging nicht wieder hinauf.

Mein Herz brannte — bald brannte es, bald gefror es zu Eis.

Und von der Zeit an paßte ich jedes mal den Augenblick ab, und wir trafen uns immer im Gang auf der gleichen Stelle — das klägliche Zwielicht eines Hängelämpchens leuchtete uns.

Es gab keine Küsse zwischen uns, schweigend blickten wir einander an, als fürchteten wir uns vor Worten, dann berührte sie leise, kaum merklich, meine Hand und verschwand rasch hinter jener Tür.

Ich weiß nichts mehr, ich habe nichts behalten, die Tage flogen dahin, alles war blau, allein was ich hörte, zerriß mir die Seele: nicht mehr in Anspielungen, ganz unverhüllt wurde jetzt von der Hochzeit gesprochen.

Krasnopejew ließ keinen unserer Abende aus. Er entfernte sich zusammen mit Jelisaweta Iwanowna, ging mit ihr in ihre Wohnung

Digitized by Google

hinüber und kehrte dann allein zurück, wenn Alexander Iwanowitsch bei seinem letzten Gläschen Herben mit Tränen angelangt war.

— Lida, ist es wirklich wahr? — fragte ich sie endlich einmal.

— Ja, es ist wahr, — antwortete sie kaum hörbar, aber fest und einwandslos.

Was hätte ich darauf sagen sollen?

Sie aber nahm rasch das Kreuz von ihrem Hals, und, eben so rasch sich auf die Zehen reckend, hing sie es mir um und umschlang, indem sie mich am Reden verhinderte, meinen Hals mit ihren dünnen feinen Ärmchen.

Ein ganz gewöhnliches goldenes Kreuzchen an dünner goldener Kette . . .

Mein erster und einziger Frühling auf dem Land. Nach der Stadt, in der ich meine Kindheit verbracht, schien mir alles dort verwundersam und in der ersten Zeit sogar feindlich. Ich verstand es nicht, über den unbebauten Erdboden zu gehn, wiederholt legte ich ein und denselben Weg zurück, und alles schien mir immer wieder neu und fremd. Und wenn man mich mir selber überlassen hätte, ich hätte mich dicht am Haus bei den alten Linden, die das Haus wie eine Mauer umgaben, verirrt.

Vor Hunden fürchtete ich mich zu Tode — eine unauslöschliche Erinnerung aus den Schuljahren: an unselige kleine Köter, die tagaus, tagein von rückwärts über mich herfielen, wenn ich auf dem kürzesten Weg über einen Durchgangshof aus der Schule heimkehrte. Auch Kühe waren nicht minder fürchterlich: die frömmste weiße Milchkuh erschien mir als der wütigste Stier, der auf mich losgehn wollte, um mich mit seinen Hörnern aufzuspießen. Ich fürchtete mich vor Pferden, Schweinen, Bienen, Eseln, Käfern, Ameisen, nur vor Hühnern fürchtete ich mich nicht.

Doch allen meinen Ängsten, aller meiner Ohnmacht zum Trotz, lebte ich, völlig bezaubert von der grünen Frühlingserde.

Meine unwandelbar treue Begleiterin auf allen Spaziergängen war Natascha.

Anfangs lachte sie über mich, über meine Ratlosigkeit und über die Unbeholfenheit, mit der ich, nur an die Pflastersteine der Stadtstraßen gewöhnt, über den ungepflasterten Erdboden schritt, sie spottete lachend über meine Fragen — meine völlige Unschuld in bezug auf alles, was die Landwirtschaft betraf, konnte auch nur Ge-

Digitized by Google

lächter hervorrufen — absichtlich führte sie mich in die Nähe von Hunden und von Kühen und belustigte sich über meinen Mangel an Geistesgegenwart, meine Hilflosigkeit, aber das Entzücken, mit dem ich jedem Wiesenblümchen begegnete, die Rührung, mit der ich jedem Vogelzwitschern lauschte, bezwangen sie schließlich. Und nun beschützte sie mich und beugte allen meinen Ängsten sorglich vor.

Die grünen Frühlingsblättchen, die man nur voll Angst anzurühren vermag, weil sie so zart und rein sind, die Maimondnächte mit ihren dunstig grünen Lichtstreifen in den Alleen und den schwarzen, belebten Lufträumen dazwischen, — dieses grüne zauberische Licht umgab mich allüberall.

Auch in ihr war dieses Licht, und immer war sie mit mir zusammen.

Ganz unmerklich war es für mich gekommen, daß ich nicht eine Stunde ohne sie sein konnte. Und es schien mir, als ob es immer so sein würde.

Wenn wir auf unsern Spaziergängen über die Felder oder in den Wald wanderten, dann gingen wir eng aneinander geschmiegt, Schulter an Schulter, unsere Schritte verschmolzen, und es war, als wären wir nur eins.

Und mit welch unsagbarem Kummer preßte ich, mich kaum meiner Tränen erwehrend, in die Ecke des Eisenbahnabteils gedrückt, in der Nacht das goldene Kreuzchen an mich, das sie mir verstohlen gegeben, als wir voneinander Abschied nahmen: sie hielt meine Hand in der ihren und wollte etwas sagen, aber ihre Lippen zitterten zu sehr, und das grüne Licht machte mich blind . . .

Ein silbernes Kreuz an dicker silberner Kette . . .

Ein Moskauer Herbst mit trostlosem Regen und klebrigem Schmutz – die beliebteste Zeit, wo beim schwermütigen Heulen des Windes die Gedanken bitterscharf und die Träume glühend brennen . . .

Durch einen Mietszettel fand ich ein Zimmer auf dem Korowij-Wall.

Ich verzog mich in eine so entlegene Gegend, um allein zu bleiben; alle diese geselligen Abende langweilten mich, und die ewigen Gespräche, das ewige Liedersingen ödete mich schon bis zum Überdruß. Zur Universität hatte ich es zwar nicht nah, aber der Weg über die Mochowaja-Straße, durch das Samoskworjetsche-Viertel schreckte mich nicht: bei Tagesgrauen unter einem feinen eisigen Regen dahinzu-

Digitized by Google

patschen, oder in tiefer Dämmerung, wenn die Laternen angezündet werden, heimzukehren, das hatte den gleichen bitterscharfen Reiz, wie über einem Buch zu sitzen und dem unwirschen Wind zu lauschen.

Madame Anette — Anna Iwanowna Samoilowa — meine Wirtin, eine Frau, deren Jugend auf die Neige ging, unweiblich groß gewachsen, von polnischer Abstammung, war rothaarig und hatte den Gesichtsausdruck eines Schweines, der sich ungreifbar in allen ihren Zügen von der Stirn bis zum Kinn ausprägte.

In der ersten Zeit konnte sie mich aus irgendeinem Grund nicht leiden, begegnete mir grob und machte, mit und ohne Anlaß, die verletzendsten Bemerkungen zu mir.

Ich beachtete es nicht im geringsten — ich war erfüllt von meiner Beschäftigung, meinen Arbeiten, von den Büchern, die ich zitternd, wie das zerbrechlichste Porzellan, aus der Universitätsbibliothek in mein enges Zimmer heimtrug.

Was sind das für unglückliche, freudenberaubte Menschen, für die meine Kostbarkeiten — alle diese gelehrten und zauberhaften Bücher — die in Wahrheit kostbarer als Gold und Edelsteine sind, nichts anderes bedeuten, als beschnittenes Papier, gut, um Düten daraus zu drehen oder Zigaretten!

Ich dachte damals, daß ein Bücherfreund, ein Liebhaber von Büchern, kein schlechter Mensch sein könne. Ich stellte mir vor, wenn alle Menschen die Bücher so lieben würden wie ich, dann würde es auf Erden keinen Streit und Hader mehr geben, und wie im Himmel also auch auf Erden würde Paradiesesfriede aufblühn.

Mein Zimmerchen, — mein Mauseloch mit einem Fensterchen nach einem Zaun hinaus, — war das kleinste, engste, das jemals in einem Hause jemandem als Wohnraum zugewiesen worden war. Gott weiß, wem und wozu es eigentlich bestimmt gewesen — aber es enthielt eine Lampe und Bücher und das genügte mir, ja mehr noch, ich erachtete mich für glücklicher als den allerreichsten reichen Mann, der nicht nur ein, sondern ein Dutzend Zimmer hätte und jedes davon hundertmal größer als mein Mauseloch, deren aber keines meine Schätze enthielte — meine geliebten Bücher.

In die Bücher war ich verliebt wie in ein lebendiges, in seinem eigenen Lichte leuchtendes Wesen, in dem die lasurblaue Tiefe Lidas und das Mondengrün Nataschas flimmernd wogte.

Das Gelächter meiner Nachbarinnen, einer Schneidermeisterin mit

Digitized by Google

ihren Lehrmädchen, berührte mich nicht im geringsten, mir war alles einerlei, und nur wenn ich in einem Buche einen wunderbar erstaunlichen Gedanken gefunden, oder solch ein Wort, das ganz von selbst in einem widerklingt und klingt, dann wäre ich ganz gern zu ihnen in ihr Arbeitszimmer gegangen und hätte ihnen von meinem Glück erzählt. Aber ich entschloß mich niemals, zu ihnen hineinzuschaun, und nur, wenn ich ihnen auf dem Flur begegnete, vermochte ich zuweilen nicht an mich zu halten, und obwohl ich nicht von den Büchern sprach, strahlte mein Gesicht, ich sagte irgend etwas ganz Alltägliches, aber mit einer Stimme, die Ursache war, daß im Flur und nachher hinter der Wand sich ein noch stärkeres und ansteckenderes Gelächter erhob als zuvor.

Freilich, für sie war meine damalige Berauschtheit lächerlich und völlig unbegreiflich, und jedes meiner Worte erschien ihnen wie bare Possenreißerei, jedoch ihr Lachen war durchaus gutmütig, und sie blickten mich lächelnd an.

Ich arbeitete damals unaufhörlich ohne Atempause und konnte mich gar nicht genug über den Korowij-Wall freun, über mein Mauseloch, wohin nur das Schicksal selbst mich hatte verschlagen können.

Jedoch es ereignete sich dort etwas, an das zu denken mir sowohl Scham wie Unwillen erregt. Alle meine Arbeiten gerieten durcheinander, und ich muß den Winter, der nun kam, aus meinem damaligen Leben einfach ausstreichen.

Oder mußte ich so schmachvoll mich erniedrigen, um mich danach stolz wieder zu erheben? Ich erhob mich wohl wieder, aber dennoch muß ich sagen, daß seit diesem Winter, seit dem Fall, den ich damals getan, etwas fürs ganze Leben in mir zerbrochen ist.

Anna Iwanowna — Madame Anette — die keine Gelegenheit vorüberließ, mir grob zu begegnen, veränderte sich plötzlich.

Niemals habe ich es erfahren, und auch jetzt vermag ich es noch nicht zu begreifen, was ihr unmenschliches tierisches Herz so erweichen, mehr noch: so grenzenlos mir geneigt machen konnte.

War es meine Jugend, meine Bücherverliebtheit — durch Körperkräfte habe ich mich niemals ausgezeichnet und zum Badediener würde ich nicht taugen — nur bei meinen Büchern, nur in Gedanken vermochte ich Berge zu versetzen. Aber es mußte wohl so sein: das Sieden meines Geistes, meine Seelenglut hatten ihr tierisches Wesen bezwungen.

Einmal des Abends, als ich über meinen Büchern saß, kam Anna

Digitized by Google

Iwanowna in mein Zimmer gerauscht mit allem Lärm, der nur ihr eigen war, ihre roten zerflatterten Haare füllten mein ganzes Mauseloch. Sie war etwas ungewöhnlich angezogen: in irgendeinen überaus dünnen spitzenbesetzten offenen Sarafan gekleidet, an den Armen schwere Armbänder, an den Füßen spinnwebfeine Pantoffel. Sie schaute dreist und selbstzufrieden drein.

— Nun, Sergjei Alexandrowitsch, fein, was? — zum erstenmal nannte sie mich mit meinem vollen Namen, und nicht nur einfach Markelow, wie sonst.

— Sehr fein, — antwortete ich und wußte nicht, was ich sonst sagen sollte, — was für schöne Spitzen!

Und meine Antwort mußte ihr wohl die größte Befriedigung bereitet haben — mit selbstzufriedenem Lachen fegte sie rauschend hinaus.

Ich riß sogleich die Fensterluke auf: ein widerlich süßer Geruch, halb nach Pomade, halb nach Fettpuder durchtränkte die Luft in meinem Mauseloch. Aber von ihren roten Haaren konnte ich mich auf keine Weise befrein — sie klebten überall, an meinen Büchern, an meinem Studentenhausrock, an meinem Bett.

Ja, und auch von ihr selbst konnte ich mich nicht mehr frei machen. Seit jenem Abend wurde sie ständiger Gast bei mir. Jede Kleinigkeit griff sie auf, um nur einen Vorwand zu haben, bei mir einzutreten, sich an meinen schmalen Tisch zu setzen und ein Gespräch zu beginnen.

Und ich genügte so einer Art Dienstpflicht, wenn sie mich durch ihre Unterhaltung von meinen Büchern abzog. Ich versuchte mich damit zu trösten, daß es anders eben nun einmal nicht ginge, daß sie meine Wirtin sei und alle Rechte habe, und daß es ja viel schlimmer gewesen wäre, wenn sie mich mit Grobheiten verfolgt und mir gedroht hätte, mich fortzujagen.

Und was glaubt Ihr, ich tröstete mich nicht nur, nein, ich gewöhnte mich allmählich vollkommen daran und begann sogar, sie zu erwarten — sie wird doch sicher gleich kommen, wird sich sicher dorthinsetzen und eine Unterhaltung mit mir anknüpfen.

Allein das war ihr zu wenig, ich begann zu bemerken, daß sie ihren Stuhl schon wirklich ein bißchen sehr nah an den meinen heranrückte — noch ein kleines bißchen weiter, und sie wird mir auf dem Schoß sitzen. Und so kam es auch.

Ich verlor die Fassung: es war mir schwer und außerdem peinlich, und ich muß sagen, daß ich auch einen Widerwillen empfand, aber

Digitized by Google

ich zeigte nichts von alledem und befreite mich auch nicht aus meiner Lage.

Sie jedoch schien nicht weniger befriedigt als damals von meiner Antwort, als ich ihren Sarafan, den spitzenbesetzten Maskenaufzug gelobt hatte. Ich war dermaßen naiv, ich glaubte, daß alles damit sein Bewenden haben würde: nun schön, sie hat sich dahingesetzt, — dachte ich, — sie wird sich vielleicht auch noch einmal hinsetzen und damit gut, sie wird hinausgehn und ich werde zu meinen Büchern zurückkehren.

Mittlerweile wuchs ihre Sorgsamkeit für mich mit jedem Tag, und einmal kam sie auf den Einfall, mir selbst einen neuen Anzug zu schneidern — ich ging sehr abgerissen herum, und meine Studentenjacke war mit den verschiedenartigsten Wollflicken wie mit Medaillen bedeckt.

Und da, bei einer der Anproben kam ich zu Fall.

Ich wurde in ein großes helles Zimmer umquartiert. Ich hatte eine Einrichtung, wie ich sie mir selbst im Traume nicht vorgestellt. Ich wurde mit Wild und mit Pasteten genährt. Gott weiß, in wen das Schicksal mich auf einmal verwandelt hatte. Ich hörte auf, in die Universität zu gehn. Träge und gleichgültig befaßte ich mich mit meinen Arbeiten, und mein Buch lag wochenlang stets auf der gleichen Seite aufgeschlagen. Den größten Teil der Zeit über tat ich gar nichts, ich schlief und aß nur.

Mein neues Zimmer lag weit von der Schneiderwerkstatt entfernt, und weder das Geplauder noch das Gelächter drang von dort nun zu mir — aber zuweilen glaubte ich mitten in der Nacht plötzlich etwas zu hören — ein Lachen war es, aber ein ganz anderes als sonst, sie lachten dort über mich, und in übler Weise.

Wie hätte man auch nicht lachen sollen!

Gott weiß, in was ich verwandelt worden war.

Auf dem Gang zeigte ich mich selten, nur selten begegnete ich den Näherinnen, doch wenn wir gelegentlich zusammenstießen, so gingen sie vorsichtig an mir vorbei, blickten mich liebedienerisch und sogar etwas furchtsam an, und ich senkte die Augen.

Überfüttert, gemästet und in Faulheit versumpft, verfluchte ich mein Futter und meine Faulheit und haßte mit meinem ganzen Wesen meine Wirtin, die Ursache und Quelle meiner Viehcherei und Trägheit, aber umstrickt, eingewickelt in Pflege und Betulichkeit sah ich keinen Ausweg für mich.

Digitized by Google

Stundenlang hörte ich das dümmste Gerede und Marktgeschwätz von ihr mit an, alles breitete sie vor mir aus — allen Krimskrams aus ihrem Wirtinnenleben.

Für gewöhnlich pflegte ich dazu zu schweigen, es wurde übrigens auch kein Wort von mir verlangt, zuweilen jedoch wurde ich mir untreu, ich konnte mich nicht beherrschen und sagte ihr die unmöglichsten Gemeinheiten, sie verletzend und mich für meine eigene Niedrigkeit und Schweinerei an ihr rächend.

Ich sah, mit welchen ergebenen Augen sie mir zuhörte und erhitzte mich noch mehr, indem ich die verletzendsten Worte wählte.

Und alles endete dann immer überaus dumm: durch mein Geschrei machte ich nicht nur nichts besser, sondern ich geriet nur tiefer hinein, ich vernagelte mir selbst den letzten Spalt zur Freiheit.

Wenn ich mich genug in Grobheiten entladen, kam ich plötzlich zur Besinnung, oder, entwaffnet durch ihre Unterwürfigkeit und ihre schweigenden Tränen, begann ich, all meine Schroffheiten wieder auszugleichen, und es kam nichts dabei heraus. Nein, mehr noch, ich kehrte alles, was ich gesagt hatte, um, mäßigte, milderte alle Härten zu solcher Weichheit, daß ihr Schweinsgesicht vor Befriedigung geradezu zerfloß.

Ich weiß nicht, wohin mich dieser Winter noch mit all seinen Annehmlichkeiten gebracht hätte, wahrscheinlich aber hätte ich mich eines schönen Tags, keinen andern Ausweg sehend, aus Verzweiflung aufs Straßenpflaster hinuntergestürzt; nur ein glücklicher Zufall war es, der mich heraus aus meiner hoffnungslosen Knechtschaft führte.

Mein Fernbleiben war auf der Universität nicht unbemerkt geblieben. Einer meiner Studiengenossen, auch ein großer Bücherfreund, der jedoch über den Büchern nicht den Begriff für das wirkliche Leben verloren hatte, suchte mich auf und muß wohl an meinem Zimmer und an meinem Gesicht alles begriffen haben. Ohne weitere Auseinandersetzungen erklärte er mir, daß ich mich irgendeiner wissenschaftlichen Expedition anschließen müßte, und daß es völlig unmöglich für mich wäre, es abzulehnen.

Ich lebte mit eins wieder auf — ich war bereit mitzufahren, sei's auch bis ans Ende der Welt.

Und noch am gleichen Abend sagte ich meiner Wirtin, daß ich fortfahren würde.

Anfangs begriff sie nichts, sie glaubte, daß ich das so im Zorne sage, aber ich schrie nicht, ich sprach genau so, wie ich es nach

Digitized by Google

meinem zornigen Gezeter zu tun pflegte, wenn ich alles Gesagte wieder verwischte und alle meine Schroffheiten abschwächte, und das verwirrte sie vollends. Als sie dann endlich begriffen hatte, erstarrte sie einfach zu Stein.

In der Nacht schlief sie nicht, ich hörte sie, ihr Zimmer lag neben dem meinen, und in aller Frühe erhob sie sich: sie suchte und wühlte in einem fort in ihrem Koffer und in der Komode herum.

Eigene Sachen besaß ich nicht, einige geliebte Bücher und ein Bündelchen mit Wäsche, das war alles. Alles das packte ich rasch zusammen, um ohne mich zu verweilen noch vor dem Mittagessen den Korowij-Wall verlassen zu können.

Ich wußte nicht genau, wohin ich eigentlich ging, ob die Sache mit der Expedition die Wahrheit oder nur eine Finte war, ich dachte wenig darüber nach, ich hatte nur einen Wunsch — hinaus, in die Freiheit.

Das Mittagessen schlug ich aus, ich trank nur Tee und wartete qualvoll, bis endlich der Augenblick gekommen sein würde, wo ich die Schwelle überschreiten würde, um niemals wiederzukehren.

Gealtert in dieser Nacht, ungekämmt, trat Anna Iwanowna bei mir ein. —

Sie fahren fort, Sergjei Alexandrowitsch? — fragte sie erstaunlich gleichgültig.

— Ja, — antwortete ich zaghaft und blickte auf die Uhr, als wäre mir eine Stunde bestimmt worden — drei Minuten vor zwölf.

Ich war bereit auf dem Fleck in die Erde zu versinken, und mir war, als ob bis zwölf, um zwölf aber wollte ich gehn, eine Ewigkeit verginge.

Mein Herz hämmerte.

— Nun, Gott mit Ihnen, sagte sie heiser.

Ich stand mit meinem Bündelchen und wußte nicht, was antworten.

Sie trat näher, — sie stand noch immer an der Tür, genau so, wie sie hereingekommen, — sie nahm das Kreuz von ihrem Hals und hing es mir um, warm, mit einem rotem Haar, das sich an dem Kettchen verhaspelt hatte, und fiel bewußtlos zu Boden.

Ein längliches goldenes Kreuz mit zwei Steinchen, zwei blutigen Almandinen an einem Filigrankettchen . . .

Ich kann mich nicht an eine Stunde, nicht an eine Minute erinnern, in der ich zu stillem Nachdenken gekommen wäre. Ich ging

Digitized by Google

herum, im Innersten zerrissen, und begleitete sie in Nachtvorstellungen, Nachtlokale.

Ich weiß nicht, welche blutige Macht mir einen Schlag über die Augen versetzt hatte, so daß in blutigen Kreisen die ganze Welt sich um mich zu drehen schien.

Verlogen, herzlos, bezaubernd wie eine Schlange, schwur sie, und wußte selber niemals, wohin, zu wem es sie im nächsten Augenblicke ziehen würde, wem sie dieselben Schwüre schwören würde, wie mir noch in eben diesem Augenblick. Einen Stein aufheben, ihr über die Augen schlagen — bei niemandem noch habe ich Augen gesehn, die einen Augenblick so aufrichtig, und immer, ewig falsch und lügnerisch waren, selbst beim Erwachen.

Sogar die Träume, die sie träumte, waren Lüge.

Allein das war nicht ihre Schuld, und ihr Wille hatte nichts damit zu schaffen, so war sie auf die Welt gekommen, so war sie geworden vom Tage ihres geheimnisvollen purpurnen Leuchtens an.

Ich wäre fähig gewesen, mitten auf der Straße aufzuheulen, mich auf den Steinen zu zerschmettern, nur um den klammernden Reif meines Jammers zu sprengen, wenn ich, zum tausendsten Mal betrogen, heimkehrte in meine Wohnung mit dem einzigen Gedanken — auf ewig mit ihr zu brechen.

Aber die erste Wiederbegegnung — und alle Eide flogen zum Teufel, und wieder glaubte ich, ohne zu glauben, und liebte wieder, während ich ihr fluchte.

Für welche Schuld nur und was denn hatte ich begangen? Geschmiedet an eine Seele, deren Heimat die Lüge war, trug ich das erniedrigendste Joch, das nur ein Weib sich erdenken kann, das begabt ist mit dem Geheimnis der Schlange.

Verlogen und gemein, hängte sie mir auch ihr verziertes Kreuz um den Hals in einem ihrer aufrichtigsten, ihrer verlogensten Augenblicke, als in meiner Hand der Stein zitterte, sie über die Augen zu schlagen.

Ihr Name ist . . .

Ein dunkles Kreuz, ich weiß nicht aus was für einem Metall, an einer dunkeln Schnur . . .

Und wieder ist es Frühling, und wieder schaue ich, wie aus dem Grabe auferstanden, auf die Welt.

Und meiner Vergangenheit, — der schimpflichen wie der gottgesegneten, — gedenke ich nur wie eines Traums.

Digitized by Google

Ich murre nicht und ich beklage mich nicht.

Selbst habe ich mir mein Los bereitet — selbst habe ich es auch getragen. Ich nehme alles hin und selbst dieses, daß morgen — Herr, wird das wirklich geschehn! — selbst dieses, daß sie morgen sterben wird.

Meine Seele ist erfüllt von Stolz und Aufschwung, weil ich weiß, daß auf der sündhaften, schamlosen und treubrüchigen Erde es noch Menschen gibt, die für den Glauben, für Traum und Ehre sterben gehn.

Und unlängst hatte ich doch noch geglaubt — dahin hatten mich meine schimpflichen und meine gottgesegneten Tage gebracht — daß es auf unserer Erde nur elendes Gesindel gäbe.

Doch besiegt sage ich nun voll Stolz:

Nein, noch lebt die lebendige Seele!

Im Gefängnis, am Vorabend ihrer Hinrichtung, gab sie mir ihr dunkles Kreuz, stolz, wie das erstemal, da ich sie traf.

Ihr Name aber ist — Maria.

Ein goldenes Kreuz mit einer Reliquienkapsel . . .

Noch ein goldenes mit eingeätzten Blumen . . .

Ein silbernes Kreuz mit blauen Steinchen . . .

Wo seid ihr, Lippen, die ihr mich geküßt habt?

Wo seid ihr, zarte Arme, die ihr meinen Hals umschlungen?

Stützt eure Hand, verrunzelt, sich auf den Krückstock, oder ruht ihr aus auf ewig? Werden wir uns wohl einmal noch begegnen und werden wir einander dann erkennen?

Oder werden wir aneinander vorübergehn, so, wie ich jetzt vorübergehe, ohne jemanden zu gewahren?

Und wenn uns ein Wiederbegegnen bestimmt ist — schonet mein Herz, — mein Herz, das sich verblutet hat vor Liebe!

(Berechtigte Übertragung aus dem Russischen von Käthe Rosenberg)

Digitized by Google

REISE NACH SÜDTIROL

von

OTTO FLAKE

I

Auf dem Bellevueplatz in Zürich erfuhr man anno 18 zuerst alle großen Nachrichten, von der Bitte um Waffenstillstand, vom Sturz der Monarchie, von der Revolution in Bayern. Heute lese ich hier die ersten Telegramme über den Ausfall der deutschen Wahlen.

Nebenbei sehe ich nicht ein, weshalb Leute, die an diesem Tag im Ausland sind, nicht auf ihrem Konsulat mitwählen können. Zweites Nebenbei: besagtes Konsulat ist in Zürich nicht wiederzuerkennen, es zog aus dem Haus am Bahnhof mit den vielen hundert Zimmern in ein Zweifamilienhaus in einer stillen Gasse.

Nicht nur das deutsche Konsulat ist umgezogen, die ganze Stadt hat sich auf Friedensformat zurückgebildet. Die Dadaisten sind verschwunden, und das Haus in der Spiegelgasse, worin Lenin in einem Zimmer wohnte, dessen Preis er von dreißig auf achtundzwanzig Franken heruntergehandelt hatte, weil er nichts besaß, ist historisch geworden. Manchmal kommt ein ungarischer Journalist oder ein Amerikaner (Amerikaner an sich genügt, es ist dies ein feststehender Begriff) und fragt den Schuster, bei dem Lenin wohnte, ob er nicht noch etwas von der Hand des russischen Führers Geschriebenes habe. Das Weib des Schusters hat, als Lenin mit Ludendorff in Verbindung trat, d. h., um kein Mißverständnis aufkommen zu lassen, nach der Abreise ihres Mieters einen ganzen Haufen Handschriftliches verbrannt, die Unglückliche.

Ich habe in Zürich damals, in den Monaten der Friedensschlüsse und der Revolutionen, entscheidende Jahre verlebt, bis mich die Markentwertung vertrieb, und gehe mit einer gewissen Neugier den Spuren der Zeit nach. Aber die einzige Veränderung, die ich bemerkte, ist der Neubau einer Bank am Ende der Bahnhofstraße, alles andere ist, wie es war, und als ich, wie ehemals, ein Boot nehme und auf den See rudere, ist er wie ehemals mit den Körpern von Maikäfern bedeckt, die von den Bäumen des linken Ufers nicht zu denen des rechten gefunden haben.

Ein Kind zieht hinter dem Boot, in dem es fährt, ein winziges Spielzeugboot her, dessen Mast die Größe eines halben Bleistiftes hat:

Digitized by Google

über eins sitzt ein Maikäfer an diesem Mast, auf den er sich gerettet hat, welch sprachloses Entzücken der Kleinen.

Im Geistigen hat sich nichts verändert. Die Schweizer Schriftsteller fahren auf offizielle Einladung nach Paris, eine Tatsache, die ich, komisch genug, in einer Berliner Zeitung mit der Überschrift „Deutsche Intellektuelle in Paris" angezeigt sehe; der Blaue Vogel, den ich langweilig finde, gibt ein Gastspiel; Ernst Cassirer hält zwei gediegene Vorträge über Kant und Goethe, Kant und Plato; das Kunsthaus baut an, aber die Qualität der in ihm Ausstellenden würde nicht dazu nötigen; eine Zeitung schneidet die Frage an, ob man es wagen kann, die Schweizer Autoren in einem einheimischen Verlag zu vereinigen, aber es wird sich kaum lohnen, da nicht einmal im Krieg ein Schweizer Verlag die großen deutschen überflügeln konnte; und die Dichter dichten noch immer in den von Keller geprägten Formen.

Schweizer, die vor sechs Jahren noch grob wurden, wenn man darauf hinwies, daß hier eine Stagnationskrise sich vorbereite, im Grunde schon akut sei, da sich die Voraussetzung des geistigen Lebens, die Wirtschaftsform, seit Keller geändert habe, geben heute zu, daß sie mit ihren Schriftstellern unzufrieden sind; aber sie begreifen andererseits nicht, man kann auch sagen, sie verabscheuen die literarischen Produkte, in denen sich die Erschütterung der Seelen im Reich spiegelt.

Es droht hier die Erweiterung einer Kluft zwischen der Geistigkeit des schließlich doch führenden Teiles im deutschen Sprachgebiet und den Schweizerdeutschen. Die geistige Erschütterung im Reich ist, sachlich gesehen, Symptom einer Entwicklung und gewährleistet den Übergang in eine neue Phase, in der man die Ideen von morgen darstellen wird. Wie die Schriftsteller der Schweiz diese *Erlebnisse* finden werden, das ist das Problem.

Ohne in Konstruktionen, die mir selber am verhaßtesten sind, zu fallen, darf ich doch als meinen Eindruck feststellen, daß das ganze Land, auf jedem Gebiet, sich im Zustand einer wohl gefühlten, aber nicht gern eingestandenen Krise befindet. Im Krieg konnte man nichts Besseres tun, als sich auf sich selbst zurückzuziehen, und verfiel in den leicht verständlichen Glauben, daß man damit sich auch selbst genüge. Man genoß alle Früchte einer jahrhundertelangen zähen Selbstbehauptung, und war froh, ein kleines Land zu sein.

Heute zeigt sich, daß die Kleinheit ebenso unentrinnbar spezifische Probleme und Krisen bedingt, wie die Eigenschaft als großes Land.

Digitized by Google

Die Schweiz ist überindustrialisiert; der Mangel an Rohstoffen und die Höhe der Löhne hemmen den Export, und die Konkurrenz mit den Inflationsländern, unter denen Frankreich Deutschland ablöste. In Zürich bezieht kein städtischer Angestellter, auch wenn er nur die Straße fegt, einen Gehalt unter sechstausend Franken; die Arbeitsstunde wird nicht unter zwei Franken entlohnt.

Erzählt man von den deutschen Gehältern und Löhnen, so stößt man auf Unglauben und dann auf Unwillen. Der Unwillen ist berechtigt, denn die deutschen Löhne sind menschenunwürdig und unhaltbar; die Hoffnung des deutschen Großkapitals, daß die übrige Welt die Lebensführung der Arbeiter und Angestellten auf das deutsche Niveau drücken wird, dieses Scharfmacherideal, ist natürlich Unsinn und nur möglich, solange das noch nicht wieder eingetreten ist, was man die Gesamthaftung aller nennen kann.

Solange die Länder Europas nicht wie früher ein System kommunizierender Röhren sind, deren Stand sich automatisch ausgleicht, besteht die schleichende Krise, die in der Schweiz empfunden zu haben für mich der Gewinn meines Schweizer Aufenthaltes ist. Man fühlt hier diese Krise auch im Politischen. Es mag übertrieben klingen, daß die Schweiz, zwischen den Nationalismus dreier großer Länder gebettet, den Atem anhält.

Alles was in diesen charakteristisch ist, der Irredentismus, die Mißachtung demokratischer Grundgesetze, die Erschütterung der Moral, die politischen Morde, militaristische Anwandlungen der Jugend, diktatorische Gedankengänge des Bürgertums als Notwehr gegen syndikalistische der Arbeiterschaft, die das Vaterland einen Ladenhüter der Bourgeoisie nennen, hat man hier in nicht eben aufregender und nicht zu wichtig zu nehmender Form, aber man hat es doch, wie ein Erdbeben Ausläufer hat.

An meinem Tisch liest ein Schweizer Student zwischen Suppe und Dessert die Action Française und spricht von der Demokratie wie irgendein deutscher Kommilitone; Stinnes imponierte ihm und Poincaré, und als dieser stürzte, war er ironisch und ich der, der wie im übrigen die ganze öffentliche Meinung der Schweiz, in den französischen Wahlen den Schritt vorwärts sah. Frankreich hat durch diese Wahlen seinen Ruf als Land der Intelligenz und der Reife wiederhergestellt und seine moralischen Eroberungen neu befestigt.

Die ewigen Skeptiker sprechen von einer Stimmungswahl, die auf finanzieller Verärgerung beruht, aber bereits wird etwas deutlich, was

Digitized by Google

ich das Durchstoßen des einmal gefaßten Entschlusses nennen möchte: der französische Präsident wird gezwungen werden, zurückzutreten, man greift logisch durch, und diese Fähigkeit ist in demselben Maße ein französischer Vorzug wie sie ein deutscher Mangel ist.

2

Um zum Thema zurückzukehren, so zeigte sich gelegentlich des bagatellenhaften, aber bei der Existenz einer tessinischen Irredenta nicht ungefährlichen Zwischenfalls in Ponte Tresa, wo in einer Schweizer Kompanie Schmähruse auf Mussolini über die Grenze gestoßen wurden, daß der italienische Nationalismus das ist, was man vom deutschen nicht behaupten kann, eine berechenbare Form, die immerhin ihr Maß in sich trägt.

Der Nationalismus Europas, den nur ein Narr als belanglos erklären könnte, ist in meinen auf die kommende Entspannung gerichteten Augen ein Vorgang, der immer dann eintritt, wenn ein Individuum sich strafft, seine Wachsamkeit erhöht, seine Kräfte zusammenfaßt, weil der Augenblick naht, wo es gilt, bereit zu sein.

Er ist gewissermaßen eine Muskel- und Nervenkontraktion auf Grund gesteigerter Aufmerksamkeit. Wenn der Augenblick kommt, kann man ebenso gut verhandeln wie dreinschlagen.

Mit anderen Worten: Pazifismus kann niemals eine durch Willen, Verstand, Abstraktion erzwungene Weichenumstellung sein. Er taugt nichts, wenn ein Schwacher und Geschwächter ihn fordert. Er taugt nur, wenn er von Individuen bekannt wird, die in jeder Hinsicht souverän sind, auch in ihrer Vitalität. Grundsätzlicher Moralismus ist der schlechteste Boden, in dem er gedeihen kann. Nur Leute (und Nationen), die im Augenblick der Zusammenkunft das Bewußtsein haben, daß sie, in Gottes Namen, auch anders wählen, auch anders handeln können, vermögen sich freiwillig zu binden.

In dem berühmten *sacro egoismo* steckt ein Kern. Zuerst jemand sein, der sich nicht auf die Füße treten läßt; dann verzichtet man vielleicht darauf, das Spiel mit Fußtritten nach den Waden fortzusetzen. Der Nationalismus hat im Werden der letzten Jahre seine wohlbegrenzte Rolle gespielt. Wo durch das Erlebnis des Krieges der vitale Instinkt, der zunächst immer der Selbstbehauptung und Wehrhaftigkeit dient, zu kurz gekommen sein sollte, da übernahm der Nationalismus die Aufgabe, die erschlafften Muskeln wieder zu straffen.

Digitized by Google

Es wäre lächerlich, dem deutschen Nationalismus diesen *Sinn* zu verweigern. Ich erinnere mich, damals, anno 18 oder 19, den Satz gelesen zu haben, der kommende Mensch sei der zerknirschte. Es war die Zeit, wo zuviel Tolstoi oder Dostojewski oder überhaupt Russisches in die Seelen einbrach und den Europäer vergiftete, der nun einmal der Mensch der irdischen Gestaltung ist. Ein Völkerbund von Zerknirschten, das wird nie sein, und es war wohl kein Zufall, daß die Italiener, Söhne der Renaissance, zuerst in den unsicheren Kurs eingriffen.

Später, in Italien, werde ich davon noch sprechen, vorläufig wittere ich diese Zusammenhänge dort, wo die Ideenwellen aus den großen Ländern zusammentreffen, in der Schweiz, und denke mit einem merkwürdigen Gefühl der Befremdung an deutsche Geistige zurück, die noch immer bei den Resolutionen stehn, kaum daß sich eine Entwicklung bei ihnen bemerkbar macht. Was heißt sich entwickeln? Den Gegner in sich aufnehmen; um ihn zunehmen und durch ihn. Man bewältigt ihn nicht durch Totschlag, sondern durch Adaption.

Ich fühle sehr genau, daß das ein anderer Vorgang als ein moralischer ist. Es ist ein vitaler Vorgang, und wer zu empfindsam organisiert ist, mag einen Ekel vor diesem Lebensgesetz der Einverleibung verspüren. Kein Zweifel, es sind schlechte Zeiten für die Moralisten, es sind vitale Zeiten, was noch nicht bedeutet, daß Totschlägerzeiten sind, die deutschen Nationalisten beweisen ja, daß Vitalität ohne ebenso hohe Intelligenz zu nichts als einer lärmenden Barbarei führt.

Nur noch eine Weile, dann werden alle diese tobenden jungen Leute schofle kleine Beamte sein, enttäuschte Unterkriecher, und Deutschland wird sich unglaublich anstrengen müssen, um den Abstand einzuholen, der es von dem intellektuellen und humanitären Niveau der führenden Völker trennt.

Ich las eine Serie von Erzählungen, die ein deutscher Verlag herausgab. Es ist nicht auszudrücken, wie uniform sie einerseits in dem Bestreben der seelischen Vertiefung, andrerseits in der Übereinkunft sind, die poetische Stimmung eines Zeitalters festzuhalten, das hinter uns liegt; des romantischen mit dem eigenbrötlerischen Menschen. Das alles, was da im Land geschrieben wird, variiert Eichendorff, Stifter, Keller, und ist aus zweiter Hand.

Man kann hier greifen, daß die wenigsten den Rubikon überschritten haben, der aus dem Land der Väter führt. Sie liefern

Digitized by Google

gediegene Provinzialität. Sie alle glauben, an der Orgel der Welt zu sitzen — warum wirken ihre harmonischen Paraphrasen heute so kleinbürgerlich? Weil die Größe von gestern die Langeweile von heute wird.

3

Auch in der Zeit der zwar nicht ausgesprochenen, aber tatsächlichen Grenzsperre vergeht kein Tag, und am Tag keine Stunde, wo jemand, der den Ideen nachspürt, nicht auf sein als Schicksal zu tragendes Problem, das deutsche, stößt.

Nicht nur daß man von Schweizer Seite aus an seine Nationalität erinnert wird, insofern man beschränkt und kontrolliert ist, — man trifft auch fortwährend mit sogenannten Auslanddeutschen zusammen. Es ist bekannt, daß sie monarchistisch sind; sie hängen an der Zeit, in der das Reich draußen etwas galt; kein sehr stichhaltiges Argument, sondern eine geistige Bequemlichkeit.

Der Hitlerprozeß ging spurlos an ihnen vorüber, und man darf bezweifeln, daß es irgend etwas gibt, das einem Deutschen die Augen öffnet. Überall tötet die Lächerlichkeit, ausgenommen in Deutschland. Ich weiß nicht, wie sie sich mit der unheimlichen Degradierung abfinden, die auch von den unparteiischen Blättern des Auslandes der deutschen Justiz in einer Form bescheinigt wurde, daß man von einem Ruin des Ansehens sprechen kann.

Ich hörte einen Deutschen, der am Tag vor der Wahl heimfuhr, sagen, er sei gewiß kein Chauvinist, aber er werde völkisch wählen; der Grund? Er habe von der Tochter eines Bekannten gehört, die die Mätresse eines Juden geworden sei; sein Blut koche bei dieser Vorstellung, müsse man sich denn alles gefallen lassen? Auch er habe eine Tochter; wenn er denke, daß später einmal usw.

Wenn man sich die Mühe geben wollte, darauf zu antworten, müßte man sagen, es sei Sache des Mädchens, auf sich acht zu geben, und als Mätresse eines Kavallerieoffiziers sei sie auch nicht mehr als die eines Juden. Aber mich interessiert nur das typisch Affektmäßige der deutschen Urteile, das Infantile, im besten Fall Puerile, und ich glaube nicht, daß es ein anderes Volk gibt, das so wenig mit Intelligenz und Skepsis gegen das banale Motiv ausgestattet ist.

Berlin ist fern und im Nordosten liegt seit zehn Jahren ein Reich hinter einer Mauer der zuerst erzwungenen, dann automatischen Inzucht des Denkens. Wenn jemand sich seine eigene Intelligenz einigermaßen bewahrt hat, ermißt er einen Tag nach Überschreiten der

Digitized by Google

Grenze eine Tragödie, die auf den Ablauf von Schuld und Sühne drängt. Es wird zur unheimlichen Schuld, nicht intelligent zu sein. Das Leben der Völker ist ein Wettbewerb, bei dem man geschlagen wird; wenn man sich nicht behauptet.

Nur bis zu einem gewissen Grad ist es den Völkern erlaubt, der Politik die persönlichen Nöte, Wünsche und Wertungen zugrunde zu legen. Politik ist nach dem bekannten Wort die Kunst des Möglichen; das Mögliche wird bedingt durch die Mitspieler, die Nachbarn. In Neudeutschland verstand man fünf Jahre lang unter dieser Kunst die Idee, Vorteile ohne Übernahme von Pflichten davonzutragen.

Was im Ausland immer wieder den Deutschen vorgeworfen wird, ist neben dem Mangel an Intelligenz, also an Einsicht in das Mögliche, der Mangel an Moralität, also an der Energie, das Notwendige zu wollen. Moralität und Intelligenz sind in der großen Politik geradezu identisch; womit ich sagen will, daß das Intelligente, das immer den Primat hat, eo ipso zum Moralischen wird. Gut ist, was richtig ist, und richtig ist das Erreichbare — soviel Macchiavellismus muß erlaubt sein.

Man leugnet die Schwierigkeiten nicht, die Deutschland gemacht werden; aber man führt sie nüchtern auf ein vernünftiges Maß zurück. Man ist angewidert von den deutschen Deklamationen und entsetzt von der Tatsache, daß die Gebildeten der Nation gemeinsame Sache mit den Studenten machen, die heute mehr als je grüne Burschen sind. Die Minderwertigkeit, die darin besteht, daß ein Volk zu dem, was es zu tun hat, gezwungen werden muß, fällt auf den Ruf dieses Volkes zurück.

Die Wahlen haben die Deutschnationalen in den Vordergrund gerückt, aber man glaubt im Ausland nicht, daß diese Partei, die zunächst in Analogie zu den Faschisten Italiens zu stehn scheint, die Reife der Italiener hat, die in außenpolitischen Dingen sehr geschickt auftreten. Man sieht hier einen wesentlichen Unterschied zwischen zwei Rassen und Begabungen. Man notiert die Skandale der Deutschen Tage, es wird einem Deutschen unheimlich, wenn er die nackten Berichte über die Moltkefeier in Halle in ausländischen Blättern liest, die Tatsachen, nichts als die Tatsachen.

Kein Mensch im Ausland bezweifelt, daß die Grundsätze des Sachverständigengutachtens ein Block sind, an dem nicht gerüttelt werden kann; diese Auffassung ist von der Weltmeinung angenommen worden. Man glaube in Deutschland auch nicht, dass man draußen im Sturz Poincarés die Rechtfertigung der deutschen Obstruktion

Digitized by Google

sieht. Poincaré hat immerhin erreicht, daß er, grob grob gesagt, die deutsche Industrie zur Vernunft brachte. Die Industrie und, was bitterer ist, das ganze Volk hätte vor zwei Jahren den Vergleich billiger haben können.

Wie seltsam ist das doch, überall, im Inland und Ausland, nie schlechthin identisch mit seiner Nation zu sein, ihr vielmehr immer als einem Problem zu begegnen. Eine Lebensform ist das. Schließlich ist jede Lebensform gut, wenn man sie zu ertragen versteht.

Auch diese hier will täglich neu errungen werden. Es ist nicht so einfach, heute als der gute Europäer draußen zu weilen. Die Verhältnisse sind dieser fine fleur nicht günstig. Selbst in der Schweiz ist man nur geduldet und denselben Beamten wie bei uns die Antwort auf das Woher und Wohin und Warum schuldig.

Die Liberalität, die im Grunde nur eine Form des Prinzips war, alle Dinge sich selbst regulieren zu lassen, ist aus Europa verschwunden. Überall reguliert der Staat, verordnet, schränkt ein. Das besagt, daß überall die Krise latent ist.

4

Auf der Reise nach Italien mache ich zehn Tage in Luzern halt und habe das Glück, in einem Jahr, wo der Winter gleich in den Sommer übergeht, etwas vom Frühling zu sehen.

Zuerst fällt mir die Hotellerie auf die Nerven. Es ist eine Industrie ohne Fabrikschornsteine, doch meine Empfindungen sind denen ähnlich, die ich dort habe, wo sie rauchen. Aber bald interessiert mich ein spezifisches Problem und seine Lösung. Wie bewältigen die Schweizer diesen maximalen Fremdenzustrom, wie behaupten sie sich?

Die Antwort liegt im Begriff Maximalismus. Gefahr und Abwehr haben sich längst ausgeglichen, eine Lebensform hat sich längst herausgebildet. Man liefert dem Fremden alles, was sie nur wünschen können, und man bleibt, was man ist. Man hat den Kanton dem Äußeren nach in eine englische Kolonie verwandelt; von ungefähr ist jeder Inschrift, jedes Geschäft englisch, das alles liegt unter der Flagge Geschäft. Aber über ihr steht das weiße Kreuz im roten Feld wie am Seequai in der Bootsverleihe über all den auswechselbaren Fähnchen zum Gebrauch der Fremden.

Die Zähigkeit und die Bewußtheit, mit der man aus der Geschäftsatmosphäre in die nationale, bürgerliche zurückzukehren versteht, lassen sich nicht anders als mit Weisheit bezeichnen.

Digitized by Google

Man ist unbeirrbar, man läßt sich nicht überfremden, man hütet die Sprache, die Sitten, man hat in zwei große Gegensätzlichkeiten Ordnung gebracht. Physiologisch gesehen ist hier ein Ausgleich zwischen Zugeständnis und Abwehr gefunden. In Zürich liegen die Verhältnisse anders. Die Zeitungen stellen besorgt fest, daß bereits jeder zehnte Züricher Jude sei, es erscheint mir unwahrscheinlich, aber ich las es. In dieser eigentlichen Hauptstadt fließen die Fremden nicht wieder ab wie in Luzern, sie bleiben.

Am Quai von Luzern sitzt man, durch kein Gitter vom See getrennt, wie in einem Garten, der sich ins Wasser hinaus erstreckt. Die großen Kulissen drüben sind in allen Schattierungen von Blau mit Wasserfarben gemalt, im Vordergrund fahren die Schiffe mit den Engländern vorüber. Tüchtige Leute, die Engländer. Sie haben durch eine Energie des Opfers, die für die Deutschen beschämend ist, ihre Finanzen in Ordnung gebracht, keine Inflation, kein Schwindel, kein Lug und kein Geschrei wie bei uns, im Lande Helfferichs.

Helfferich ist neulich in der Nähe verunglückt; seine Todesart war schrecklich, aber den Mann selbst anders zu beurteilen, als er es verdient, ist kein Grund. Man wird nicht umsonst ein Weltvolk, noblesse oblige. Die Engländer lassen sich sechzig Prozent von Erbschaften und dreißig vom Einkommen wegsteuern; nach zehn Jahren stellen sich die Wirkungen ein.

Genug; ich werde jetzt von einem Buch berichten, das ich unter den Kastanienalleen der Seepromenade las. Ich weiß nicht, welcher Nationalität sein Verfasser, Dr. Ossendowski, ist: ich vermute einen Polen oder Österreicher in ihm. Das Buch ist englisch geschrieben und deutsch — das Deutsch könnte flüssiger sein — im Verlag der Frankfurter Sozietätsdruckerei erschienen. Sein Titel lautet: „Tiere, Menschen und Götter"; sein Erfolg verpflanzte sich von Amerika nach Europa.

Der Verfasser, dem Anschein nach Naturwissenschaftler, schildert seine Flucht aus Sibirien vor den Bolschewiken und seine Versuche, nach Tibet durchzubrechen, seine Umkehr nach der Mongolei und die glückliche Erreichung der mandschurischen Eisenbahn. Auf einem Gang in die Stadt erfährt er, daß sein Haus umstellt ist, und wird von einem Tag zum anderen aus einem Menschen der Zivilisation einer der Wildnis, Einsiedler, Jäger, einen Winter lang.

Erst im Frühjahr wagt er, den Jenissei zu überschreiten, der Fluß speit mit den Eisblöcken die zahllosen Leichen der ein halbes Jahr

Digitized by Google

vorher in ihn geworfenen Opfer der Tscheka aus. Das gibt den Auftakt für die Darstellung eines Teiles der Welt, wo sich das vollzog, was wir Europäer nur in seinen Ausstrahlungen kennen lernten: die Rückkehr des elementaren Menschheitsalters, wo das Denken kurz ist, weil der Finger am Hahn der Pistole liegt und jedes Leben, das nicht zuvorkommt, ausgelöscht wird.

Die Hauptkapitel spielen in der Mongolei, der Dämonenwiege, dem Muttermund, aus dem das Tierische und Göttliche zusammen auskriechen, und keines könnte sagen, wodurch sie sich unterscheiden. Die Chinesen, die Roten, die letzten Reste der weißen Gegenrevolutionäre führen hier Krieg, im Mittelpunkt die seltsame Figur des Barons Ungern-Sternberg, eines ephemeren Ansatzes zum neuen Dschingiskan.

Die Atmosphäre, in der das alles rotiert, ist die der Visionen am hellen Tag, der Weissagungen, der Buddhas und lebenden Götter. Der Verfasser ist ihrem Eindruck erlegen, er versichert, reine Tatsachen zu geben; er neigt zu einem Panmongolismus und hat sicher darin wenigstens recht, daß der interessanteste Rückschlag des Weltkrieges der ist, der auf das Herz Asiens erfolgte.

Der Verfasser entgeht so nicht einem ungeklärten Widerspruch der Empfindungen: er haßt den Bolschewismus, was ihm angesichts der erlebten Gräuel nicht zu verdenken ist, und er fühlt doch, daß dieses Elementarereignis die Aufrüttelung Asiens bedeutet.

Wie dem auch sei, das Aktuelle des Buches besteht darin, daß es den geistigen Europäer, der sich mit Problemen des Pazifismus, also mit dem Verhältnis von Natur und Entwicklung, beschäftigt, vor die Frage stellt: wie würdest du, aus den Städten in die Wildnis und den Kampf aller gegen alle geschleudert, selber handeln? Die Antwort kann nur lauten: man würde mit der Klarheit des denkenden Menschen den Sprung über die Jahrhunderte tun und jene nervöse Beziehung zum Naturganzen wiederfinden, die den Feind im Rücken fühlt und das Gesetz des grausamen Gottes über sich.

Daß man heute solcher rapiden Verwandlung fähig ist, daß man Anfang und Ende der Zeiten in einer einzigen Gefühlssekunde überspannt, das zeigt, wie die zehn Jahre, die hinter uns liegen, dort gewirkt haben, wo sich die Lebensvorgänge entscheiden: im Unterbewußten, der Seele. Wenn sich in dieser Seele, dem Ort der Erregungen, der Verschiebung und des Ausgleiches, die Instinkte geordnet haben, treten sie ins Bewußte als Ideen, und ein neues Weltbild hebt sich ab.

Digitized by Google

Es ist das Weltbild der Kontrapunktik, des Zweitaktes, der positiven Relativierung. Absoluter Pazifist, absoluter Gewaltanhänger — welcher Unsinn. Über diesen Ebenen liegt der souveräne Punkt, wo man wählt, das heißt feststellt, wann die Zeit reift, wann alle Vorbedingungen erfüllt sind, um auf die alten Ordnungen eine neue, höhere zu setzen. Jede große Idee verwirklicht sich in einem gegebenen Augenblick der Geschichte, deren Weg Schritt für Schritt bestimmte Panoramen enthüllt.

Es ist dies die stärkste Begründung, die ich dem Pazifismus als einem der höheren Ordnungssysteme zu geben vermag. Ich hätte, was ich heute wähle, vor zwei Jahrhunderten nicht gewählt, und es gibt noch heute Gegenden, oder, in unserer Gegend, mögliche Umstände, wo ich meine Stellung ändern würde. Immer bleibt beim Denken und Fühlen ein Rest, den man verkapselt, aber nicht ausscheidet. Wozu auch ausscheiden? Ist er doch eine Reserve, auf die man eines Tages zurückgreifen könnte.

5

In Chiasso muß man auf italienische Anordnung heraus; ich hatte geglaubt, das gebe es nur noch an der deutschen Grenze. Aber es geht jetzt auch in anderen Ländern stramm zu, so stramm, daß ich auf jedem italienischen Anmeldezettel sogar den Vornamen meiner Mutter angeben muß.

Ich habe nie eine so rigorose oder besser gesagt listige Zollbehandlung gesehen wie in Chiasso; wenn man meint, fertig zu sein und bereits an die Zugsperre tritt, stürzen sich nochmals halbwüchsige Burschen auf einen und fühlen die Taschen nach Zigarren ab. Man zuckt die Achseln, aber es hilft nichts. Die Zeit, in der sich die Menschen liberal behandelten, ist in die Ecke gestellt.

Der straffe Bürokratismus ist die Form moderner Staaten, sich über das Gedankengepäck, das nach Heine zollfrei bleibt, zu mokieren. Wer mit dem weltbürgerlichen Gedanken reist, überall gleichberechtigt zu sein und in Beamten das sehn zu dürfen, was sie in seinen Augen sind, untergeordnete und lästige Funktion einer überflüssig betonten Souveränität, täuscht sich zwar nicht in der Lästigkeit, wohl aber in dem Rang, den er ihnen zuweist.

Jeder dieser Schwarzhemden, Grünhosen, Hahnenfedern oder womit sie sonst herumspazieren, trägt einen Elan zur Schau, der sein Bewußtsein aus der Stoßkraft der disziplinierten Gesamtbewegung schöpft. Sie spielen, nicht nur in Italien, Soldat — ich will damit einem schwer

Digitized by Google

zu umschreibenden Gefühl näherkommen, das dem Infantilismus der Erwachsenen gilt. Man kann natürlich behaupten, die Soldatenspiele der Knaben seien eine puerile Kopie dessen, was im Leben Ernst ist, wie die Puppen der Mädchen eine Kopie der lebenden Babys, die ebenfalls zu den ernsten Dingen gehören.

Aber mir scheint oft, es sei im Grunde umgekehrt, dieses ganze Exerzieren, Organisieren, Terrorisieren mit seinem Überernst und Übereifer nichts als hinübergerettete Infantilität. Großer Respekt vor dem Genus Mensch spricht nicht aus dieser Auffassung; ich habe ihn auch nicht. Wenn man beobachtet, was sie lesen, was sie ansehen, wie sie sich unterhalten und amüsieren, was sie sich aufreden lassen, wie sie reagieren, kommen die peinlichen Momente, wo man sich selber taxiert als Don Quixote, der an die höheren und ernsteren Dinge seine Muße verschwendet. Auch mit den Frauen ist es so; man tut gut, von Zeit zu Zeit die Idee durch die Realität zu korrigieren, sonst denkt man dummes Zeug. Man kann nachsichtig sein, das ist nie falsch; aber man soll nicht idealisieren.

Ich korrigiere also, ähnlich wie bei den Lobgesängen europäischer Besucher auf den Bolschewismus, bei der Einfahrt in Italien meine vielleicht zu weit entgegenkommenden Gedanken über den Faschismus und bin von jener Nüchternheit, die sich weigert, irgendeine Einzelheit zu isolieren.

Man müßte anfangen, eine Lehre von der Isolierung auszubilden. Isolieren heißt unerlaubt vereinfachen, einen Ton aus dem Gewoge der Töne herausheben und nun mit Hilfe der puren, abstrakten Logik Schlüsse ziehen, die immer weiter von der Tatsächlichkeit fortführen. Der Pessimist isoliert, und der Optimist; der reine Mensch, und der gemeine.

Ich habe in Mailand Gelegenheit, angesichts der Korsodamen, der vom Schneider und Spiegel kommenden Offiziere mit den zwei, drei Reihen angedeuteter Orden und den zu hohen Mützen, angesichts der Politiker, Journalisten, Geschäftsleute und Geschäftemacher festzustellen, wie nahe beieinander Komik und Pathos des positiven Elans liegen — wie unteilbar ein Mensch halb Spottgeburt, halb Gott ist, wie Energie mit Eitelkeit, Rasse mit Gespreiztheit, Grazie mit der sinnlichen Hefe im Blut zusammengehn.

Wer nur Ja und nur Nein sagen wollte, würde vorbeisprechen. Immer bleibt ein ungelöster Rest, und wenn das Philosophieren überhaupt einen Wert hat, dann nur da, wo es diesen Rest, der die

Digitized by Google

Rechnung zum Bruch macht, entschlossen als den allein interessanten Kern in Angriff nimmt. Man kann gar nicht bezweifeln, daß die Stimmung, die von diesem Rest in den Betrachter übergeht, zynisch, skeptisch, ironisch gefärbt sein muß. Solches Durchschauen ist für mich die einzige religiöse Haltung, die uns noch bleibt.

Vier Dinge in Mailand haften in der Erinnerung, der Dom, der Verkehr, der Kirchhof, die Glasgalerie; von Leonardos Abendmahl ist nicht viel mehr zu sagen, als daß es eine zweifach mitleidige Empfindung auslöst: so zerfallen zu sein und so restauriert.

Der Monumentalkirchhof ist eine atemraubende Sache. Der Père Lachaise mit den Prunkbauten der Pariser Bourgeoisie steht daneben wie ein Dorf neben einer Stadt. In Mailand sieht man hundert Familiengrüfte, jede so groß wie eine kleine Villa. Man sieht in impressionistischer Plastik, die dem Temperament der Romanen liegt, Erzgüsse jeder Dimension; z. B., in mehr als Naturgröße, ein Ährenfeld mit zwei Ochsen und dem Pflüger, Symbol des Fleißes.

Man sieht jede Ausschweifung in Bronze und Sentimentalität. Ich sah sogar etwas Hübsches: lebende Eidechsen, die, aus einer der Grabspalten huschend, für einen Augenblick auf der Platte regungslos verharrten, *als ob* sie aus Bronze gewesen wären. Auf den Unterschied zwischen dem Alsob und dem Naturalismus jener Plastik könnte man einige entscheidende Reflexionen über Kunst aufbauen; aber den Bourgeoiskirchhof ändert es nicht; wer ändert denn überhaupt noch etwas am Gang der Zeit?

Mailand war eine enge, alte Stadt, bevor es eine tobende moderne wurde. Heute würde Stendhal kaum mehr Wert darauf legen, Milanese zu sein. Der Palast, in dem Napoleon wohnte, als er mit den Heeren der Revolution über die Alpen kam, ist verdreckt von Staub und Benzin. Die Gassen mit den trottoirlosen Steinfließen sind noch jetzt köstlich am Abend, aber ein Hindernis am Tag, wenn der Verkehr sich durch sie windet.

Alle Trams, glaube ich, fahren bis zum Platz am Dom; um wieder abzufahren, umkreisen sie den Platz, und so entsteht eine Stelle, wo man seine Seele Gott befiehlt, die Hölle liegt vor dem Kirchenportal.

Wer Städte bauen will, halte sich hier einen Tag auf und mache Studien. Er wird ins Hotel gehen und eine Denkschrift schreiben, worin die Trams aus den Städten verbannt und die Gassen, auch wenn sie ehrwürdig Corso heißen, niedergerissen werden. Der Architekt ist recht eigentlich der Künstler, der über dem Widerstreit

Digitized by Google

zwischen Idee und Wirklichkeit verzweifelt. Wie herrlich könnte man moderne Städte bauen, wenn es möglich wäre, von Grund auf anzufangen. Ich kenne Architekten, die jahraus, jahrein zu Hause sitzen und in Glas Terrassen, Türme bauen, müssige Beschäftigung.

Heute, wo in jedes Bewußtsein stärker und stärker ein Gefühl einzieht, daß die Zeit sich erfüllt und, wenn nicht das Ende der Tage, so doch eine unheimliche Rückbildung einsetzt, möchte man noch einmal von vorn anfangen, mit allen Erfahrungen und Einsichten — auf allen Gebieten, und es geht nicht. Das ist die Ironie in der Entwicklung, und abermals, die Feststellung dieser Ironie gehört zu den religiösen Gefühlen.

Der Dom: zuerst fand ich ihn, von außen, dumm und ungenial; langsam freundete ich mich mit ihm an und eines Morgens flüchtete ich aus der Glut in sein Inneres. Der Eindruck war fabelhaft. Ich sah nie eine christliche Kirche, die so sehr durch den Verzicht auf sekundäre Dekoration einer Moschee gleich, in der nur die Gliederung, der Raum, die natürlichen Eigenschaften des Materials das Gefühl ergreifen. Zu diesen Attributen treten hier die Kühle und der Schatten. Der Aufputz draußen und sein Mangel drinnen stehn in einem merkwürdigen Verhältnis; im Innern ist alles Wucht, Größe, tiefer Klang.

In den sechziger Jahren kam von Paris herüber die Idee der glasgedeckten Galerie und brachte es in Mailand, gleich neben dem Dom, zu einer klassischen Leistung. Vier Galerien laufen zusammen, unter einer Kuppel. Hier ist das Herz der Stadt, und in diesem Schoß wenigstens läßt sich gut sitzen. Abends, wenn auf jedem Tisch der Restaurants die Lampe brennt und die Früchte aufgebaut sind.

In dem einen Galeriearm steht Tisch neben Tisch, ihre Summe bildet eine ungeheure Bankettafel, an der man ein wenig zur Schau ißt, was tut es? Unter den Glasdächern streichen Schwalben hin, deren Zwitschern ich nie höre, ohne an Andersensche Märchen zu denken.

6

Das also war Mailand. Danach fahre ich durch den Mai nach Verona, den befreiten Provinzen entgegen. Zur Rechten ist die Ebene, zur Linken treten nach und nach die Hügel heran, hinter den Hügeln steht der Wall der Alpen, dessen Wunderbarstes, die Mischung aus Wildem und Zartem, im Märchen vom Rosengarten Laurins niedergelegt ist.

Der Zufall will, daß ich im Zug ein Buch lese, in dem diese

Digitized by Google

unvergleichliche Kontrapunktik eingefangen wurde, Robert Musils drei Novellen „Drei Frauen", ein gutes, starkes Buch, endlich wieder ein gekonntes.

Unterdessen lesen die Mitreisenden, alles junge Männer, ihre italienischen Zeitungen; es ist eine unitalienische Stille im Raum. In dem Augenblick, wo ich das denke, verwandelt sie sich übergangslos in einen Ausbruch von Heftigkeit und Gesten. Ein Sozialist und ein Faschist sind hintereinandergeraten, aus Anlaß der Methode Mussolinis, eine Krise in der Mailänder Sektion der Partei dadurch zu lösen, daß er ihre Erörterung verbot, den Konflikt als erledigt dekretierte.

Der Faschist interessiert mich, als Erscheinung. Ein Schädel, aus dem kapitolinischen Museum altrömischer Köpfe geholt und über die Jahrtausende hinweg auf diesen Torso gesetzt, fleischig, massiv, brutal, energisch, mit schmalen Lippen.

Das ganze Kupee beteiligt sich, alle formen sie nach außen, ich mag diese Form der Vitalität. Das Gespräch erweitert sich in Wellenringen, man spricht von Europa, Schutzzöllen, Industrie, man kommt zum Kern der Probleme. Das Wort Germania fällt und wiederholt sich immer häufiger. Ich werde den Leser mit Einzelheiten verschonen, nur das Allgemeine sagen.

Das Allgemeine besteht darin — gerade solche Gespräche an irgendeinem Punkt der Erde beweisen es — daß ein Volk nur durch das gilt, was es als reale Macht darstellt, als Macht im politischen Sinn oder als Wirtschaftsfaktor. Man hielt mich für einen Inglese, es ist mir recht, ich werde nicht in die Diskussion gezogen, aber ich höre aufmerksam zu: Deutschland ist noch immer eine Tatsache, und diese Italiener faßten die unheimliche Deflationskrise, die jetzt durch das Land im Norden geht, als das auf, was sie ist, die automatische Regulierung, die Austilgung der Schwachen.

In Verona steige ich nur um, darauf verzichtend, den Spuren Romeos und Julias nachzugehn. Ich habe diesen kleinen italienischen Backfisch und den jungen Elegant an allen Ecken gesehen, ein wenig sind sie Konfektion, und ihr Schicksal Film. Im Zug, der nordwärts fährt, ein völlig verändertes Bild: fast alle Reisende sind Deutsche. Sobald man auf dem Kontinent eine der internationalen Linien erreicht, kann man sicher sein, mit Deutschen zu fahren. Das ist auch eine der europäischen Tatsachen.

Die Stelle kommt, wo die Heere sich vier Jahre lang gegenüberlagen. Ein Italiener erklärt mir in vollkommenem Deutsch die strate-

Digitized by Google

gische Lage, die nackten Berge, auf denen die Geschütze nisteten, die Dörfer an der Front, in denen die Bauern ihrer Arbeit nachgingen. Triest kommt, wo zur österreichischen Zeit Dante als Symbol der Irredenta stand, und das heute die politische Hauptstadt der befreiten Gebiete ist. Befreit: für Trient gilt es sicher; aber ein kleiner offizieller Irrtum schließt auch Bozen, Brixen, Franzensfeste, das Pustertal in diesen Terminus ein.

Nun beginnt also die Politik, und es hilft nichts, wer ihr nicht aus dem Weg gehen will, ist gezwungen, an den Anfang seiner Betrachtungen und Beobachtungen die Tatsache zu stellen, daß nördlich der Sprachgrenze, unterhalb von Bozen, nicht eine Befreiung stattfand, sondern, nüchtern gesagt, zwei Delikte der Macht: Vergewaltigung und Hinwegnahme. Wie immer man im übrigen reflektieren mag, diese Benennung eines Ist läßt sich nicht umgehen; keine Sympathie, die man im italienischen Land für dessen Menschen empfindet, kann eine Tatsache abschwächen.

Die Italiener selbst waren sich ihrer im Jahre 1918 bewußt, als sie erklärten, Südtirol aus strategischen Gründen zu nehmen, im übrigen der Welt zum erstenmal ein Beispiel gerechter Schonung eines fremden Volksteils geben zu wollen. Damals war sogar die Rede davon, die Südtiroler zunächst von Militärdienst zu befreien. Die Faschisten haben in den Bozener Schreckenstagen mit diesem voreiligen Versprechen aufgeräumt, heute ist das Wort Südtirol verpönt.

Als ich in Bozen vom Bahnhof, über den nur Bolzano steht, in den Ort ging, sah ich auf den Ansichtskarten, die zum Verkauf aushingen, schwarze Striche. Als ich in Meran vom Bahnhof, über dem nur Merano steht, in den Ort ging, sah ich auf dem Andreas-Hofer-denkmal mitten in den Versen des Heimatsdichters eine Lücke: dort wie hier war das Wort Südtirol entfernt; aber über Meran steht die Burg, die dem Land den Namen gab.

Man ist also zur Fiktion des Einheitsstaates übergegangen. Man hat die tausend deutschen Ortsnamen ins Italienische übersetzt, wobei es zu merkwürdigen Einfällen kam. Später, als ich nach Villach fuhr, berührte ich die italienische Grenzstation, sie heißt auf Deutsch Innichen. Der Mann, der mit der Übersetzung des Namens beauftragt war, ging von innig aus: innig, rein, gibt candido, der Ort heißt heute San Candido. Das ist nicht neu, anno 1914 machten es die Deutschen ebenso mit den französischen Ortsnamen in Lothringen, die über Nacht schwäbisch wurden; immerhin hatten sie vierzig Jahre eine Tatsache respektiert.

Digitized by Google

Sollte das, die Respektierung von Tatsachen, nicht die beste Haltung sein, wenn man schon annektiert? Denn wenn man schon annektiert, müßte man zu stolz sein, um die Arbeit der Waffen durch die der Anstreicher vollenden zu lassen. Aber, und das ist nicht uninteressant, dieser denkbaren Großzügigkeit eines Eroberers wirkt heute die Demokratie entgegen, die öffentliche Meinung seines Landes und der von ihr ausgehende Zwang. Die zahllosen Italiener, die aus Neugier in die eroberten Provinzen strömten, nahmen Anstoß an den deutschen Namen und dem ganzen deutschen Zuschnitt: sie waren es, wie ich hörte, die den Bürokratismus in Bewegung setzten, und den Faschismus.

Das Schwergewicht der Praxis ist stärker als der Flug der Theorie. In dem Maße, wie der Herrenstaat in die neuen Provinzen seine Beamten, Lehrer und Angestellten schickt, nimmt die Zahl derer zu, die bereit sind, aus eigenen Stücken ein Übriges zu tun. Je mehr abseits ein Ort liegt, desto eifriger werden die kleinen Tyrannen. In Schenna erzählte man mir von einem Dörfchen oben in den Bergen, wo vom Bildstöckel der fromme Spruch abgekratzt werden mußte, weil er deutsch war.

In den großen Orten ist man noch nicht so weit, hier sind noch alle Inschriften, Straßennamen, Schriftstücke zweisprachig. Aber es wetterleuchtet, wie sich einer der Leute ausdrückte, die ich aufsuchte. Im Namen „der öffentlichen Sicherheit" verbietet man den Bauern, ihre Kinder in Sonntagskursen deutsch lesen und schreiben zu lehren, die Kindergärten werden vom nächsten Jahr an italienisch sein, die Kinderfibel darf nicht mehr in die Schule gebracht werden, an dem kleinen Fahrkartenschaltern schickt man die Bauern fort, weil sie nur die deutschen Namen kennen, und für die Unterbeamten besteht die Schreckenseinrichtung, daß man sie von einem Tag zum andern ins innere Italien versetzt, um ihren Platz mit einem Italiener ausfüllen zu können.

Bei Gericht kann man noch deutsch plädieren, in den städtischen Schulen wird, nach der nur italienischen ersten Klasse, noch in Parallelkursen unterrichtet. Aber die „Verwelschung" ist im Fluß, ich hörte klagen, daß die Kinder nicht mehr deutsch in der Kirche beten dürfen, dem Priester verboten ist, nach der Schulmesse deutsch vorzubeten, auf die Geschäftsleute bereits ein Zwang ausgeübt wird, um ihre Vornamen zu italienisieren.

In Meran ist Aufregung, die Regierung will eine Stickstoffabrik vor die Stadt legen, der Kurort wäre erledigt. Ich war zuerst un-

Digitized by Google

gläubig, als man auseinandersetzte, diesem Plan liege die Absicht zugrunde, durch den Zuzug von Tausenden von Arbeitern das italienische Gesicht der Gegend zu verstärken, und den südlicher gelegenen Kurorten einen Dienst zu erweisen. Immerhin, die Provinz wird von Trient aus verwaltet; eine der Forderungen der Deutschen geht dahin, daß gewählte Vertreter der Bevölkerung imstande sind, dort die Interessen der Heimat zu vertreten.

Vielbemerkt wurde während meiner Anwesenheit die Artikelreihe, die der General Querrini im italienischen Heeres- und Marineblatt über die Nationalisierung des Oberetsch veröffentlichte. Dieser Militär sieht heller und menschlischer als jene Zivilisten, die man Beamte nennt. Seine Ausführungen lassen sich in dem vernünftigen Satz zusammenfassen, daß das Ziel, die Gewinnung der Deutschen, auf natürlichem Weg erfolgen müsse durch Respektierung, Einordnung, Verzicht auf Zwang.

Diese Artikel haben in Italien eine Diskussion entfesselt, um so mehr als die Deutschen dem italienischen Kronprinzen bei seinem Besuch eine Bittschrift überreichten, und unter den Antworten findet man solche von anderen Soldaten, die dem General zustimmen. Wie man sich auch zu der Grundtatsache, daß Südtirol glatt annektiert worden ist, stellt und wie wahrscheinlich es auch sein mag, daß der Tag kommt, wo dieses chronische Problem in ein akutes Stadium übertritt, so gibt es doch für die, die am nächsten beteiligt sind, die Südtiroler selbst, keine andere Haltung und keine andere Forderung, als durch Loyalität das Recht auf Bewahrung ihrer kulturellen Güter zu erkaufen.

Sie sind in so geringer Zahl, daß sich jede Obstruktion von selbst verbietet. Sie haben stillschweigend das Opfer der Gestellungspflicht auf sich genommen; sie verlangen nicht einmal alle Abtrennung des Oberetsch vom Trentino. Es kann sich hier nicht um eine Irredenta handeln, sondern um die wohnliche Ecke im größeren italienischen Haus.

Nach mehreren Gesprächen mit Gebildeten wurde mir klar, daß auch in dieser Frage die Schwierigkeit mit der Auslegung beginnt. Je allgemeiner man Forderungen formuliert, desto vieldeutiger werden sie. Man müßte Punkt für Punkt Rechte und Pflichten festsetzen. Das wäre nur möglich, wenn man von der Dekretierung zur Verhandlung überginge, wenn man zum Grundsatz der Verwaltungsautonomie des Oberetsch zurückkehrte, unter Vorschrift der obligato-

Digitized by Google

rischen Beherrschung beider Sprachen und der Gleichberechtigung beider Sprachen.

Die italienische Garnison, ein Oberkommissar, die Freizügigkeit, das Obligatorium der Erlernung der italienischen Sprache, die Dienstpflicht sind ebensoviele Möglichkeiten, die Souveränität der Zentralgewalt zu wahren.

Am letzten Tag meines Aufenthaltes lese ich, daß Mussolini zwei deutsche Abgeordnete empfing, die ihm die Wünsche oder Forderungen der Bewohner der Oberetsch vortrugen, und daß er ihnen erklärte, es sei sein fester Wille, diese Wünsche zu erfüllen, er werde sie in einer Konferenz mit den Ministern, Präfekten und Abgeordneten durchsprechen.

Ein unvernünftiger Diktator ist nur ein Unglück; ein vernünftiger kann einen Glücksfall bedeuten. Mussolini ist so vernüftig, daß er sein spezifisches Problem genau sieht: die Diktatur in das Recht zurückzuführen, die gefährliche Welle, die ihn emportrug, zu regulieren. Scharf und deutlich formuliert diese schwerste aller auf einer revolutionär wartenden Aufgaben Fritz Schotthöfer in seinem Buch „Il fascio". Ich lese es auf der Fahrt nordwärts.

Wenn ich aufblicke, sehe ich das wunderbare Land am Eisak und in den Kasernen von Brixen die italienische Kavallerie mit ihren Pferden. Meine Empfindungen sind gereizt, weil mein Gefühl für Recht meine stärkste Empfindung ist. Es bleibt dabei, dieses Land ist hinweggenommen, und das schlechte Gewissen erzeugt den Wunsch, im Fremden an der Grenze den Eindruck des Nationalstaates zu erzeugen; daher jene Bemühung der Anstreicher, von der ich sprach.

Die südtirolische Frage ist nur ein Teil der großdeutschen oder deutschen allgemein. Das Reich in den heutigen Grenzen ist das Zentrum, nach dem alle fremder Herrschaft unterstellten deutschen Minoritäten gravitieren. Es wird nicht Ruhe in Europa sein, bevor dieses Problem gelöst ist. Man kann von den Deutschen nicht verlangen, daß sie auf das verzichten, was allenthalben die Volksteile erstrebten und erreichten, Freiheit der Wahl.

Diese Freiheit kann auch als Anpassung an eine Zwangslage erfolgen. Ein Nationalist wird kurzerhand auf den Augenblick vertrösten, wo der Krieg entscheidet. Es hieße nur, die deutschen Minoritäten schädigen, wenn man ihnen keinen anderen Ausweg bietet. Die Rettung liegt auch in einem heute erst umrißhaften Konvent der Nationen. Aber ich verschiebe diese Erörterungen bis zum Besuch der übrigen Minderheiten.

Digitized by Google

POLITISCHE CHRONIK

von

JUNIUS

I

Man kann sich den Weg, den die in den großen Westländern zur Macht gelangten neuen Männer guten Willens zum Friedenstempel emporzuklimmen suchen, nicht steil genug vorstellen. Denn auch die innere Politik der Staaten stellt unablässig ihre Ansprüche und wälzt immer von neuem Strauchelblöcke auf den Pfad. Alle Seiten des europäischen Außenproblems sind bis zum Überdruß zerredet und zerkaut, jeder Zeitungsleser weiß bis in die technischen Schwierigkeiten des Sachverständigenberichtes, der Ruhrräumung, der sogenannten Sicherungen, der Kontrollinstanzen, der Kredite, der interalliierten Schulden Bescheid. Chequers, Brüssel, die bevorstehende Londoner Konferenz Mitte Juli sind die Stationen, von denen er hofft (und hoffen darf), daß es keine neuen Leidensstationen auf der via dolorosa des europäischen Unterganges sein werden. Die Entente der Westländer wird, auch wenn die MacDonald und Herriot aus den Vordergründen der Politik wieder verschwinden sollten, aus dem Willen zum Ausgleich der Interessen neugeboren, ‚moralische' Pakte dauernder Zusammenarbeit werden geschlossen werden, man erstrebt endlich auch die Einheitsfront im Verkehr mit Berlin und kann sie zweifellos auch haben, die Vereinigten Staaten stehen politisch zwar noch abseits, aber doch mit der angespannten Aufmerksamkeit des zur Beteiligung finanziell entschlossenen Partners, Deutschland endlich soll (darf man es aussprechen?) unter schweren Geburtswehen auf dem Umweg über neue Londoner Protokolle und über Genf, dem so konstruierten europäischen Bunde zugeführt, wenn nicht in ihn hineingezwungen werden: wieder glaubt man von Vorboten des Friedens sprechen zu dürfen. Vieles an der Technik dieses gigantischen Wandlungsvorgangs ist noch dunkel und unklar, und von neuem werden sich Wolken des Mißtrauens zu Gewitterdrohungen sammeln, — es geht trotzdem bergan. Aber kaum sind diese Hoffnungen ausgesprochen, so befallen den hoffenden Europäer wieder die stärksten Beklemmungen.

Nein, es wäre doch nicht gleichgültig, wenn die Männer, die für diese europäische Außenpolitik ein einheitliches Konzept herzustellen trachten,

Digitized by Google

etwa noch vor Erfüllung ihrer Mission häuslichem Streit zum Opfer fielen. Nun bin ich zwar der Meinung, daß jedes spätere Kabinett in London und Paris, wie immer es innerpolitisch etikettiert sei, außenpolitisch unter der Peitsche übermächtiger Tatsachen vorwärts getrieben werden wird: keines hat hinfort Eigenmacht genug, um das Dawesgutachten von hinten zu torpedieren. Es ist da und diktiert sein Gesetz. Es gibt eben nur noch diesen einen Rettungsweg. Aber die Sprech- und Denkweise der zwei Männer, die eben England und Frankreich nach außen hin vertreten und uns keine bequeme, aber ehrliche Gegenkontrahenten sind, ist doch auch ein Activum unseres Hoffens, ihr Verschwinden aus ihren jetzigen Machtstellungen, ehe sie ihre europäische Mission aus der Gefahrenzone gebracht hätten, könnte den Prozeß unsrer Konsolidierung, die ohne äußere Hilfe nicht mehr denkbar ist, aufhalten, bis alles zu spät ist.

2

Während diese Zeilen gedruckt werden, wird sich gezeigt haben, ob Europa die Fähigkeit hat, das ungemein verwickelte Schema des Gutachtens ‚Wirklichkeit werden zu lassen'. Die Handlungsfreiheit, wie sie Frankreich früher, nicht nur nach unserer Auffassung vertragswidrig, für sich bisher in Anspruch genommen hat, ist mit der Verwirklichung des Gutachtens auf die Dauer nicht vereinbar: nicht, weil das geschriebene Gesetz, sondern weil die Welt der Realitäten verletzt würde. ‚London' wäre sinnlos, wenn irgendeinem der Konferenzteilnehmer in der deutschen Frage ein willkürlicher Dispens von dem Einheitswillen erlaubt wäre, dessen Formen und Grenzen eben die Konferenz zu finden haben wird. Darum glaube ich, daß die militärische Räumung des Ruhrgebietes und die Wiederherstellung des vertragsmäßigen Zustandes (nach dem Friedenstraktat und dem Rheinlandabkommen) sich automatisch einstellen muß, nachdem einmal der Einheitswille unter den Verbündeten Tatsache geworden sein wird. Keynes schrieb gleich nach der Veröffentlichung des Gutachtens, die Fortdauer der Besetzung zu einer Zeit, in der Deutschland seine Verpflichtungen erfüllt — und das Gutachten ist so konstruiert, daß es sie, scheint uns, kaum anders als mit Fleiß vernachlässigen kann, — fordert eine Revision des Vertrages von Versailles. Denn Frankreich hat die Ruhrbesetzung, unter Berufung auf seinen berüchtigten Paragraphen 18, rein wirtschaftlich motiviert; es hat nie behauptet, daß sie jederzeit und ohne Ursache zulässig sei. Es ist unmöglich, an diesem Punkte

Digitized by Google

in London feige vorbeizuschleichen, schon weil die ‚eventuellen Geldgeber' auf Garantien gegen das bisherige Spiel mit den Sanktionen bestehen werden und der eindeutige englische Standpunkt sich Geltung verschaffen muß. Aber es ist ebenso sicher, daß die Ruhrbesetzung nicht mit einem Schlage verschwinden wird, und es wäre darum unklug, die deutsche außenpolitische Aktivität mit der leicht aufzuregenden öffentlichen Meinung als Verbündeten an falscher Stelle einzusetzen.

3

Der Faschistenmord an Matteotti lenkt die Aufmerksamkeit mit verstärkender Intensität auf das Problem Mussolini zurück; auf die Schwierigkeiten des persönlichen Regimes, das sich auf eine illegale bewaffnete Macht stützt.

Zuerst schien es, als ob Mussolini an einer parlamentarischen Sanktion seines Regimes nicht gelegen sei. Seine Mission war von den Begeisterungen der beweglichen und empfänglichen Elemente im sogenannten Publikum getragen: und das genügte ihm. In Catania war es, wo er, vor dem berühmten Marsch nach Rom, die blaßbleichen Politiker beschimpfte und die unfruchtbaren Salonzetteleien und Intrigen der Parlamentarier als störenden Unfug mit Verachtung übergoß. Dann machte er sich ans Werk. Das antiparlamentarische persönliche Regime wurde errichtet, und es ergriff den Staats- und Verwaltungsapparat. Das Werk gelang zunächst. Doch die quälenden Schwierigkeiten hörten damit nicht auf, sie beginnen bekanntlich erst, nachdem die Gewalt ihre Arbeit verrichtet hat. Er selbst, der Diktator, schlüpfte ja äußerlich in die vorhandenen Formen der parlamentarischen Verfassung, so wie sie überliefert war; da sie sich in ihren Trägern und Vertretern ihm unterworfen hatte, ließ er sie bestehen. Aber nun, nachdem er das Wahlgesetz auf seine Bedürfnisse zugestutzt hatte und unter dem faschistischen Druck Wahlen vornehmen ließ, glaubte er, auf einem wahren Berge von Vergewaltigungen und Anpassungen thronend, das nie Dauer versprechende Plebiszit der Straße in eine freiwillig-parlamentarische Zustimmung verwandeln zu können. Eine paradoxe Zumutung: die gleiche, die weiland Oliver Cromwell an sein gründlich durchgesiebtes Parlament Bareboneschen Angedenkens gestellt hat. Es ist die alte Sackgasse, in die jede Diktatur gerät, sie heiße Cromwell oder Napoleon oder Mussolini. (Der Fall Lenin liegt wesentlich anders, man läßt ihn in diesem Zusammenhange besser unberücksichtigt.) Immer kommt der Augenblick, wo die Gelegen-

Digitized by Google

heiten sich häufen, die es dem Diktator wünschenswert machen, in die Gesetzmäßigkeit zurückzugleiten; aber er kann es dann nicht mehr, meist aus Rücksicht auf die Werkzeuge seines Machtaufstieges, die fast immer auch diejenigen sind, denen seine Erhaltung in der Macht am leichtesten glückt. Es bleibt daher nur übrig, die Diktatur durch wiederholte Plebiszite legitimieren zu lassen: ein höchst bedenkliches Verfahren, das auf Glatteis führt. Das alles spürt der geniale Instinkt Mussolinis.

In der Kammerrede vom 7. Juni wendete er sich darum an die Opposition, im Grunde nur an sie, denn an den Jasagern und Nutznießern des Systems kann ihm nicht viel gelegen sein; sie sind ihm sowieso sicher. Aber seine Überredungsmittel sind stumpf und unwirksam. Die Anhänger in der Kammer scheidet der Diktator, nicht eben höflich, in Sachkundige und politisch verwertbare Männer, aus denen eine dirigierende Oberschicht herzustellen sei, und in Statisten. Der Opposition gibt er zu bedenken, daß sie mit Gewalt nichts ausrichten könne: sie wäre in 24 Stunden, ja, in 24 Minuten, erledigt. Gewiß: doch was weder in 24 Stunden noch in 24 Minuten erledigt sein wird, das ist die unerbittlich sachliche Kritik nach Grundsätzen der gesetzlich gewährten und verbürgten Freiheit, die den Glaubensinhalt des demokratischen Gedankens und der demokratischen Überlieferung ausmachen. Hat die Diktatur eine geschichtliche Mission, so ist es die, sich so schnell wie möglich überflüssig und die Wiederkehr gesetzmäßiger Zustände möglich zu machen. Das sind nicht jene Zustände, in denen mit Gewaltmitteln oder mit dem über der ganzen politischen Atmosphäre liegenden Terror um die „Freiwilligkeit" der Zustimmung gebettelt wird. Aber scheinbar hat Mussolini auch darauf eine Antwort. Er sagt: Ihr bleibt mit eurer Opposition hinter der geschichtlichen Entwicklung zurück. Sie hat uns mit zwei neuen Tatsachen, mit zwei großen historischen Experimenten beschenkt: dem Faschismus und dem Sowjetismus; (oder: dem Mussolinismus und dem Leninismus; oder: der nationalbürgerlichen Diktatur von oben und der proletarischen Diktatur von unten). Wäre es nicht vernünftiger, anstatt unfruchtbare Opposition zu machen, zwischen beiden eine Synthese herzustellen? Hier endet die Rede in eine wahrhaftige Groteske, denn die Synthese aus Faschismus und Sowjetismus, das einheitlich Neue, das aus der italienischen und der gänzlich unvergleichbaren Form der russischen Diktatur hergestellt werden soll, wäre ja eben die .... freiwillige Anerkennung dessen, was man aus Grundsatz und

Digitized by Google

um einer von allem Persönlichen unabhängigen stabilen Staatsform willen verwirft. Doch es lohnt nicht, bei dieser Begriffsverwirrung länger zu verweilen. Sie zeigte schon vor dem sensationellen Morde des ehrenwerten Sozialisten, wo Mussolini der Schuh drückte.

Heute, nachdem offenbart ist, daß seine nächsten Gehilfen von Korruption zerfressen sind, würgt die Krisis des Faschismus auch an Mussolinis persönlichem Geschick.

4

Die Niederlage des Generals Smuts erweist sich als wesentlich stärker und tiefer verwurzelt, als selbst pessimistische Erwartungen angenommen hatten. Daß im Oranje Freistaat der giftige Groll der Buren gegen die Engländer sich seit dem Kriege Milners und Chamberlains kaum merklich abgeschwächt hatte, wußte man; auch in Natal wucherten unter der Oberfläche die alten Antipathien weiter; überall dort war die Abneigung des Viehbauern, der sich durch seine Flucht vor der herandringenden imperialistischen Flut immer weiter nordwärts zurückgezogen hatte, um doch schließlich der Umklammerung durch die englisch rot angestrichene Gold- und Landgier zu erliegen, gegen den seinem Unabhängigkeitssinn, seiner alten puritanischen Zucht und seiner ländlichen Lebensform feindlichen Typus à la Jameson und Cecil Rhodes in alter Schärfe lebendig. Aber die Niederlage in Transvaal selbst bleibt das eigentlich Charakteristische des Vorgangs, dort ist die nationalistische Bewegung unter General Hertzog am stärksten, und dort treten die Gegensätze der beiden Typen am unversöhnlichsten einander gegenüber. Hätten wir eine unbarmherzig realistische Schilderung Johannisburgs und seines Wachstums im Zusammenhange mit der Entwicklung des Rands und der Goldminen, so wären wir um das aufschlußreichste Kapitel in der Naturgeschichte des modernen Kapitalismus und des Kapitalisten reicher; die in den Sachen der Literatur zugelassenen Darstellungen aber, soweit ich sie kenne, bewegen sich ganz absichtlich an der Oberfläche, weil schlechtes Gewissen und die Beschönigungssucht des „cant" dicke Schleier über die skandalösen Ausbeutungsformen und die alkoholischen Entartungen der Randmagnaten und ihres Anhangs zu breiten anraten.

Nur aus dieser Stärke des Widerwillens gegen das eingedrungene kapitalistische Schmarotzer- und Ausbeutertum ist der Sieg der Nationalisten zu verstehen, nachdem ihnen ja ein paar Jahre nach Beendigung des Burenkrieges die Liberalen unter Bannerman-Asquith die

Digitized by Google

vollständigste Selbstverwaltung und unbedingte Gleichberechtigung neben den englischen Elementen in Südafrika eingeräumt hatten. Es ist trotzdem kaum denkbar, daß die Eingliederung Transvaals in die Südafrikanische Union und, weiterhin, in das Britische Gesamtimperium je rückgängig gemacht werden kann, da die Hertzogleute nur mit Hilfe der Arbeiterpartei, die selbstverständlich die Mehrzahl aller Mandate am Rand an sich gerissen hat, eine Mehrheit im Bundesparlament haben und die Arbeiter von einer absoluten staatsrechtlichen Verselbständigung nichts wissen wollen: ihr Haß richtet sich gegen den englisch-imperialistischen Ausbeutertypus und gegen General Smuts als dessen Büttel. Unvergessen lebt unter ihnen die Erinnerung an die unbarmherzige Energie und Rücksichtslosigkeit, mit der er vor anderthalb Jahren die Streikbewegung unterdrückte, denn neben den anarchistischen Elementen, den Hooligans, wurden damals auch die gewerkvereinlich organisierten Arbeiter getroffen, die nur um menschenwürdigere Arbeitsbedingungen kämpften. Die Verdienste des Generals in außenpolitischer Hinsicht, seine Bemühungen um die Schaffung eines Völkerbunds, der den Namen wirklich verdient, um die Befriedigung also Europas, liegen den Leuten zu fern: ihre Haltung wird ausschließlich von den engeren südafrikanischen Problemen bestimmt.

5

Je länger sich in England die Wirtschaftskrise hinschleppt, desto intensiver wird naturgemäß die Beschäftigung mit dem zukünftigen ökonomischen Ausbau des Imperiums und mit um so größerer Gewalt werden alle Gedanken immer wieder diesem Zentralproblem zugetrieben. Dafür war der Verlauf einer Debatte bezeichnend, die sich vor kurzem im Unterhaus mit der von der letzten Reichskonferenz einmütig beschlossenen Erweiterung des Systems der innerbritischen Vorzugszölle beschäftigte. Es möchte lächerlich scheinen, daß man etwa in der Zollbevorzugung der getrockneten Früchte aus Australien und Neuseeland vor denen Griechenlands eines der Mittel sieht, die einzelnen Teile des über den ganzen Erdball sich ausdehnenden britischen Reiches enger miteinander zu verkitten; aber das ist ja nur ein Symptom. Man denkt an das System, man will, im Lande der Realisten, an die Möglichkeit eines geschlossenen Handelsstaates glauben, man möchte, daß der notwendige Austausch und Ergänzungsdienst zwischen den Rohstoffs- und den Verarbeitungsgebieten, zwischen Bodenprodukten und Gehirnprodukten, sich hauptsächlich innerhalb

Digitized by Google

des Reiches vollziehe. Diese Auffassung will seit der großen von Chamberlain in Schwung gebrachten Bewegung nicht sterben, obwohl sie nicht vermocht hat, die öffentliche Meinung Englands bisher für sich ganz zu gewinnen. Nun führt ihr die Einschrumpfung der europäischen Märkte und das Bedürfnis der Tochterstaaten, für ihre Nahrungsmittel- und Rohstoffproduktion den Absatz auf der Mutterinsel zu sichern, neue Nahrung zu.

In immer rascherem Tempo wird die parlamentarische Erörterung dieser Dinge herbeigezwungen, jeder Anlaß dazu wird ergriffen. Neulich wurde betont, daß man auf die wachsende Empfindlichkeit der Dominions Rücksicht nehmen müsse, die ideellen Bande der Zusammengehörigkeit müßten weit mehr, als bisher geschehen sei, durch Bande des Interesses gesteigert und fundamentiert werden. Die Argumente haben im einzelnen einen beinahe lächerlichen Anstrich. So wurde beispielsweise angeführt, daß Australien mit seinen 5,6 Millionen Einwohnern der zweitbeste Kunde Englands sei; daß jeder Australier in England gefertigtes Baumwollgewebe im Werte von £ 2/2/7, jeder Neuseeländer solche im Werte von £ 1/8 jährlich bezieht, Griechenland dagegen, mit mehr Einwohnern als Australien, pro Kopf der Bevölkerung nur sh. 3/2 Baumwollwaren beansprucht und trotzdem der Hauptlieferant der getrockneten Früchte für England bleibt. Der australische Ministerpräsident hat, was wichtiger ist, vor einem Jahre aufmerksam gemacht, daß sich sein Land zur Aufnahme englischer Kolonisten in ganz großem Stile, zur Massenübersiedlung also überschüssiger englischer Arbeiter nach dem australischen Kontinent nur im Austausch gegen das Reservat des englischen Marktes für australische Spezialitäten bereitfinden würde, denn anders könnte ja der Massenzufluß an neuen Menschen nicht ernährt werden. So wurde berechnet, daß im Gebiete des Murrayflusses allein 700000 neue Siedler untergebracht werden könnten.

Baldwin war es, der alle diese Argumente und die daraus entstandene Wissenschaft in seiner letzten Rede wieder einmal systematisch zusammenfaßte und mit großem Ernst den Hörern ins Gewissen schob. Für uns war dabei besonders bemerkenswert nur der Hinweis, daß in Zukunft von Deutschland eine noch weit größere Konkurrenz zu erwarten sei als vor 1914, — womit er zugab, daß der Krieg den von der englischen Industrie erhofften Zweck nicht erreicht habe. Ob sich diese Befürchtung bewahrheiten wird und kann, wäre in diesem Augenblicke zu untersuchen müßig, interessanter

Digitized by Google

zu beobachten war die Behutsamkeit, mit der Baldwin um den tieferen Grund für seine Befürchtung herumschlich: kann nämlich die deutsche Wirtschaft zu Entschädigungsleistungen in der von den Sachverständigen festgesetzten Größenordnung gebracht werden, so hat Englands Industrie und Gesamtwirtschaft davon nur Nachteil zu erwarten. Daher Baldwins Mahnung: Organisiert Massenabwanderung nach den Tochterstaaten, macht diese aber für eine wesentlich gesteigerte Bevölkerung durch Ausbau der Vorzugszölle lebensfähig. Die freihändlerischen Gegenargumente sind bekannt, wir lassen sie daher heute beiseite. Bei den Abstimmungen haben sie zwar gesiegt, aber mit so geringen Mehrheiten, daß sie bei der nächsten Gelegenheit die Minderheit werden können. Das scheint zwar zu bedeuten, daß das Freihandelsargument an Gläubigen verliert. Aber auf der anderen Seite sieht man noch immer nicht, daß der Glaube an den Schutzzoll als Allheilmittel für die chronische Schwäche der englischen Wirtschaftsstruktur sich mit ausschließlicher Gewalt der englischen Gemüter zu bemächtigen vermag. Der Tag, an dem das geschähe, würde in der europäischen Geschichte Epoche machen.

Digitized by Google

EUROPÄISCHE RUNDSCHAU

Rationale und irrationale Romantik

Graf R. N. Coudenhove-Kalergi setzte das Schlagwort „Pan-Europa" in die Welt. Es ist ein gutes Wort, es öffnet die geistige Enge der Nationalismen, weckt das europäische Gewissen und belebt ein Jahrtausend gemeinsamer Geist-Tradition. Vor allem: Pan-Europa ist anders als das Weltbürgertum des achtzehnten Jahrhunderts, es ist positiver gewendet und realistischer. Doch welcher praktische Wert kommt einer solchen Idee zu? Allein ein motorischer: der der Erweckung, der Erregung und Richtung des Willens. Coudenhove-Kalergi aber begeht den aktivistischen Fehler, mehr als diese motorische Wirkung zu wollen; er will eine politische Praxis, eine programmatisch gesicherte Technik, eine Partei. Das aber ist in diesem Falle Romantik. Politik folgt keinem Programm (Programme folgen vielmehr der Politik). Sie ist Regelung von Machtverhältnissen. Auch Ideen entfalten Macht, aber politische nur, wenigstens heute, wenn sie nichts als Bezeichnung und Name von Machtgruppen sind, die selber auf natürlichem Wege entstanden.

Coudenhove-Kalergi stellt politische und wirtschaftliche Forderungen, nach denen der Erdteil sich richten soll. In seiner Zeitschrift *„Pan-Europa"* veröffentlicht er dieses Programm:

„Die wichtigsten politischen Forderungen sind:

1. Paneuropäischer obligatorischer Schiedsvertrag (mit Einschluß Englands), dessen Durchführung von allen Kontrahenten garantiert wird.

2. Paneuropäisches Defensivbündnis mit paneuropäischer Militärkonvention.

3. Britisch-europäische Entente.

4. Paneuropäischer Garantiepakt zur Sicherung der intereuropäischen Grenzen.

5. Paneuropäischer Minoritätenschutz.

6. Paneuropäische Monroedoktrin.

7. Regionale Gliederung des Völkerbundes.

8. Internationale Abrüstung.

Die wichtigsten wirtschaftlichen Forderungen des Pan-Europa-Programmes sind:

1. Sukzessiver Abbau der intereuropäischen Zollgrenzen: paneuropäischer Zollbund; intereuropäischer Freihandel.

2. Ausbau Pan-Europas zu einem einheitlichen Wirtschaftsgebiet.

3. Planmäßige Erschließung der geschlossenen europäischen Wirtschaftskolonie Westafrika (Französisch-Afrika, Lybien, Kongo, Angola) zur europäischen Rohstoffquelle.

4. Enge wirtschaftliche Zusammenarbeit mit Rußland und Mitwirkung an seinem Aufbau.

5. Gemeinsamer, rationeller Ausbau der europäischen Wasserwege und anderen Verbindungen.

6. Errichtung einer stabilen paneuropäischen Währung. –"

Ich könnte mir dieses Programm noch um hundert andere Punkte erweitert denken; vor allem fehlen sozialpolitische Forderungen, da doch das staatliche Gefüge ganz und gar an das gesellschaftliche gebunden ist und innere und äußere Machtverhältnisse sie bedingen. Aber kommt es überhaupt auf theoretische Forderungen an? Liberalistische Ideologie stellt wieder einmal Postulate auf und verlangt von der Welt, sich danach zu richten. Das nenne ich rationelle Romantik. Man kann nicht Jahrhunderte Weltgeschichte durch

Digitized by Google

ein dürres Programm vorwegnehmen. Auch die europäische Zukunft ist abhängig von geschichtlichen Machtfaktoren. Sie zu erkennen, zwischen ihnen oder gegen sie alle sich zu entscheiden: hierin allein liegt europäische Politik.

Romantik ist immer Verkennung der Wirklichkeit, sei es durch konstruktive Vernunft, sei es durch unvernünftigen Traum. Die irrationale Romantik ist die größere, ist die eigentlich deutsche Gefahr. In Rudolf Hilferdings neuer Zeitschrift für Sozialismus und Politik, *„Die Gesellschaft"*, spricht Ernst v. Aster, der Gießener Philosoph, von der Gefahr der „nationalen Romantik". Er erinnert an ihr wiederholtes Auftreten in der deutschen Geschichte, an Heroenkult, an Rassentheorie und Antisemitismus. Man ist nach rückwärts gekehrter Schwärmer, berauscht sich an vergangenen Heldentaten, gibt sich dem Nationalismus hin als einer unkontrollierbaren Religion. Man schlägt die Erkenntnis tot durch berauschte Gesten.

Daß gerade ein Universitätslehrer gegen diese Romantik sich wendet, ist besonders wichtig. Aster weiß: wir müssen aus der Romantik heraus, aus Bismarckheroisierung und Kammerpatriotismus, aus jeder Gefühlspolitik, die gerade der deutschen Situation am wenigsten entspricht. „Nicht Diktatur, nur Demokratie kann uns retten. Der Ruf nach der Diktatur, nach dem ‚starken Mann' ist selbst Romantik. Demokratie ist Handeln jedes einzelnen aus dem Bewußtsein höchster Verantwortung, peinlichster Gewissenhaftigkeit und dem unablässigen Bemühen nach klarer, nüchterner Erfassung der Sachlage; sie geht zugrunde an jeder Rausch- und Gefühlspolitik, die sich ein Volk in unserer Lage weniger gestatten darf als jedes andere.

Es ist wieder einmal das herbe Schicksal des deutschen Volkes, daß es sein Ideal — das Ideal der Demokratie — zu einer Zeit verwirklichen muß, in der dies Ideal, vor über 100 Jahren unter enthusiastischem Jubel und mit gewaltigem Elan ins Dasein getreten, alt geworden und mit manchen Mißbräuchen belastet, selbst in schwerer Krise sich befindet, zwischen Bolschewismus und Nationalismus in größter Gefahr ist. Aber es bleibt uns keine Wahl. Der Bolschewismus würde für ein Land der Mitte Selbstmord bedeuten und der Nationalismus mit den herrlichen Führernaturen, die er uns beschert hat, zum Schaden noch den Spott fügen. So gilt es, zu hoffen und zu arbeiten."

Amerikanische Pädagogik

Politik und Erziehung sind die (sich ergänzenden) Schöpfer der Zukunft. In Deutschland sind beide jetzt ermattet und von Erneuerungswillen recht weit entfernt. Immer war Amerika das große pädagogische Laboratorium, dessen Ergebnisse auch für Europa fruchtbar sind.

Im letzten Heft der New Yorker *„Nation"* berichtet Agnes de Lima über neue amerikanische Schulen. In der Schulreformerbewegung sind drei Typen zu unterscheiden: solche, die den üblichen Wissensstoff als Grundlage des Unterrichts beibehalten und nur die Methoden ändern wollen; solche, die das Kind mehr auf eine moderne Welt vorbereiten wollen und schließlich solche, die die Erziehung als einen organischen Prozeß ansehen, der mit dem Kinde selbst sich ändert und entwickelt. Augenblicklich herrscht die technische Richtung vor: mit Intelligenz-Prüfungen, Musterklassen... Auch die zweite Gruppe ist stark: sie verlangt moderne Schulen, die die Kinder zu einer würdigen Stellung in der menschlichen Gesellschaft erziehen. Die dritte Gruppe erlangt erst langsam in weiteren Kreisen Aufmerk-

Digitized by Google

samkeit; die meisten Pädagogen sehen sie als phantastisch an.

Drei Schulen, die den ersten beiden Typen angehören, versuchen in der Unterstufe, die Prinzipien des dritten Typus anzuwenden. Es sind die Horace Mann- und Lincoln-Schule und die Ethische Kulturschule. Die letztere, schon 1878 als Kindergarten für Arbeiterkinder gegründet, umfaßt alle sozialen Gruppen. Sie kennt keine Unterschiede der Rasse, Religion und Farbe. Letztes Ziel dieser Schule ist die Erziehung zu ethischen Führern, zu Gesellschaftsreformern; es ist ihr Stolz, daß eine andere Schule so viele Zöglinge aufweisen kann, die als Lehrer, Forscher und in sozialer Arbeit sich betätigen. Für künstlerisch begabte Schüler sind Sonderkurse eingerichtet.

In der Horace Mann-Schule ist das Kindergartensystem zu einem freien und mehr demokratischen Organisationstypus entwickelt. Vor kurzem hat man die Psychologie im Unterricht angewandt und Kurse eingerichtet zur Entwickelung körperlicher, intellektueller, sozialer Eigenschaften. Die Schule wird umgewandelt in eine an Tätigkeit und Erfahrung reiche, soziale Einrichtung. Das Ziel der Lincoln-Schule ist nach den Worten ihres Direktors, „eine grundlegende Ausbildung zu schaffen, die für die wichtigsten Tätigkeiten, Interessen und Möglichkeiten des modernen Lebens vorbildlich ist." Vier Prinzipien sind aufgestellt worden als Grundlage jeder Schulreform: Gegenstand und Methode müssen fesselnd und echt sein; die Schüler müssen folgen, wenn sie erzogen werden; sinnliche Ausbildung ist nötig — die gegenwärtige Erziehung ist allzu sehr auf das Wort und zu wenig auf Empfindung, Gesicht und Geschmack eingestellt; die Kinder müssen zu gemeinsamem Werk und gegenseitiger Belehrung erzogen werden.

„Diese Prinzipien finden in verschiedenster Weise ihren Ausdruck in der Schule. Die Ausbildung in der Elementar-Schule ist nicht dem gleichen Geist unterworfen wie die in der oberen Stufe, aber den Klassenlehrern ist größere Freiheit für Versuche eingeräumt. Die Haupträume bieten gewöhnlich einen hübschen Lärm von Tätigkeit. Sie sind groß, sonnig und mit allem möglichen Material ausgestattet: Arbeitsbank, Holz und Werkzeugen, einem Sandhaufen, großen Klötzen, Lehm, Farben und großen Pappdeckeln für Bühnendekorationen, mit einem weißen Kaninchen oder zwei, die nach Belieben herumlaufen. Häufig wird eine Vorstellung vorbereitet, und die Kinder sind mit der Zusammenstellung beschäftigt, mit dem Malen der Dekoration, mit der Herstellung von Häusern und Möbeln und mit der Versendung der Einladungen an Verwandte und Freunde. Die erste Stufe dramatisierte häufig das Einkaufen der Milch, während die zweite ein Stück über New York gab, mit Wolkenkratzern, Brücken und Hochbahnen. Häufig werden Besuche von Docks, Eisenbahnstationen, Warenhäusern und Märkten veranstaltet, und nach ihrer Rückkehr geben die Kinder ihre Eindrücke in Farbe, Holz, Ton und als Erzählung wieder. —

Die Vorherrschaft des Lehrers scheint allgemein zu sein in der Unterstufe. Der Lehrer führt die Klasse, kontrolliert die Leistungen, leitet die Besprechung, übt Kritik, bestimmt die Arbeit und ‚hält Ordnung' wie in jeder anderen Schule. Der Tag ist genau eingeteilt; eine große Glocke in jedem Zimmer beschließt nach bestimmter Zeit die Arbeit. Im allgemeinen spiegeln die Kinder die Schulpolitik wider, sie sind für eine künftige Gesellschaft vorbereitet worden durch Mittel, die erfunden und ihnen auferlegt sind durch die Älteren. Im Äußeren sind sie demgemäß ver-

Digitized by Google

nünftig sicher, höflich und gelegentlich sogar etwas langweilig."

Vom Geist des Sozialismus.

Unsere Leser erinnern sich Robert Wilbrands gedankenreicher Studie „Kritik des Marxismus" (im Juniheft unserer Zeitschrift). Sie verteilte Licht und Schatten, zeigte die Rache einer zu engen Dogmatik, die Tragik eines allzu theoretischen Systems. Daß trotzdem Sozialismus lebendigste Realität ist und seine Gesinnung immer stärkere europäische Geltung erhält — hieran zu zweifeln ist Blindheit.

Die Krise des Sozialismus: sie wird auch in Frankreich erkannt, dem Lande der großen vor-marxistischen Systeme. Im Geistigen wie im Wirtschaftlichen ist eins der größten Probleme die Überwindung des Gegensatzes Individuum — Gemeinschaft, die Rettung des edelsten Liberalismus in den Sozialismus hinein. Hierüber spricht auch im neuesten Heft von *„La Revue Européenne"* Bertrand de Jouvenel in einem Aufsatz „Geist des Sozialismus".

Der Sozialismus beseitigt nicht den Kapitalismus. Er ändert den Kapitalisten. Er gibt ihm Disziplin. Das Privateigentum soll dem Wohlstand der Allgemeinheit dienen. Der sozialistische Staat ist der Verwalter der Produktion. Sein letztes Ziel ist der möglichst große Wohlstand der möglichst großen Zahl. Jouvenel glaubt so, die alte Benthamsche Formel auch auf den Sozialismus anwenden zu können. Der Sozalismus ist ihm nicht der Feind, sondern der Fortsetzer des Liberalismus (man sieht, wie viel mehr Jouvenel dem klassischen französischen Sozialismus als dem Marxismus folgt).

Man beachte, daß die freie Konkurrenz, welche die Arbeit der ökonomischen Maschine sicherte, heute nicht mehr existiert. Die neue Tatsache der Koalition fordert neue Maßnahmen. Darum unterscheidet sich der Sozialismus vom Liberalismus.

Er unterscheidet sich von ihm auch durch seine Herkunft, die nicht wie die des Liberalismus geistig ist, sondern brutale Wirklichkeit: die Not der Arbeitslosigkeit.

Im Gegensatz zu Marxens Prophezeiung ist das Kapital über alle Hände zerstreut, und nur die Leitung gehört einer Oligarchie. Man braucht es deshalb nicht zu beschlagnahmen, sondern nur zu beaufsichtigen. Man muß die Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze im Interesse aller sichern. Jouvenel schließt:

„Der Geist des Sozialismus ist der Dienst am Menschen und der leidenschaftliche Wunsch, daß ihr Erbe weder im Kriege noch im Frieden verpfuscht werde.

Man neigt heute dazu, Sozialismus und Radikalismus zu verwechseln, der ein Denkmal vergangener Kämpfe ist, oder mit dem Kommunismus, der nicht aufhört, die syndikalistischen Organisationen zu unterminieren, indem er seine zerstörenden Kräfte in sie leitet.

Der Sozialismus bleibt bestehen, bleibt mit der großen Erinnerung an Jaurès und wartet auf seinen Mann oder vielleicht nur auf seine Stunde, die Stunde, wo die Rechte sich zurückziehen wird, entsetzt von dem Wirrwarr, der alles sein wird, sein finanzielles und politisches Werk, wo die Linke davon abstehen wird, die Verantwortung zu übernehmen, wo alle Parteien eine Doktrin suchen werden, auf die sie sich stützen können, um eine internationale Macht anzurufen. Dann wird die Gewohnheit, über den nationalen Rahmen hinaus zu denken, die Probleme vom Standpunkt der Produktion und nicht der Politik zu sehen, dem Allgemeinwohl zu opfern und nicht irgendwelchen Hirngespinsten, dem Sozialismus erlauben, Europa wiederherzustellen und es arbeiten zu lassen."

Digitized by Google

Zur französischen Literatur

Gegenüber den apokalyptischen Stimmungen im heutigen Deutschland pocht Frankreich oft auf die heitere Stärke seiner geistigen Tradition. Männer wie Barrès erblicken in ihr die eigentliche französische Überlegenheit. Gewiß: der neue Dichter, der Zerstörer der gestrigen Formen, ist in Frankreich im anderen und milderen Sinne revolutionär wie der deutsche: er stellt sich der Tradition nicht gegenüber, sondern bleibt in ihrem Rahmen, der die Erschütterungen von innen gewöhnt ist, ja sie als einen notwendigen Inhalt betrachtet, der die Tradition nicht zu sprengen vermag. Die Tradition ist ja seit den Tagen der Enzyklopädisten selbst revolutionär, erneuert sich aus eigener Kraft und bleibt doch den alten westlichen Ideen der Klarheit und der Form treu.

Trotzdem ist auch das junge Frankreich sich der europäischen Krise bewußt, wenn sie auch nicht in Schrei und Prophezeiung geäußert wird. Aber ein Charles Vildrac etwa ersehnt hoffend den Tag, an dem Europa nicht mehr ist

Un déploiement des forces divergentes,
Mais un seul destin, un amour, un arbre!

Die Zwiespältigkeit der Zeit greift stark in die französische Dichtung ein und schafft ein recht chaotisches Bild. Der Weg von 1918 bis 1924 ist von vielen Kämpfen und Unruhen begleitet. Über diese Krise schreibt Bernard Fay in den *„Nouvelles Litteraires"*: „Sie dauert an, wie der Kriegszustand andauert, der seit 1914 in Europa kein Ende fand ... Man kann sagen, daß die augenblickliche Krise der Dichtung eine bürgerliche Erscheinung ist, wie Dada eine bürgerliche Schule war. Diese Gewaltsamkeit, diese gewissenhafte Geduld in Zerstörung und Negation — das sind die wiedergekehrten französischen bürgerlichen Eigenschaften, mit ihrer Neigung, ungefähr alles das zu tun — was man getan hat. Diese jungen Leute sollten keineswegs so mysteriös für die älteren sein. Der Krieg allein machte sie unverständlich, indem er mehrere Generationen vernichtete und so die Übergänge ausließ. Im Jahre 1918 gab es nicht viel Männer von dreißig Jahren, aber Generale von sechzig und Rekruten von achtzehn Jahren. Der Jüngling sah sich dem Greis gegenüber.

So folgten sich auch die Schulen mit erstaunlicher Geschwindigkeit. Der Kubismus blühte 1917 bis 1918. Er hatte wahrhafte Dichter wie Cendrars, Reverdy und vor allem Jacob. Er wurde durch außerordentlich begabte Schriftsteller ausgeübt wie Cocteau, der der Erneuerer des französischen Theaters werden könnte („Mariés de la tour Eiffel", 1921, „Roméo et Juliette", 1924), junge Leute wie Radiguet brachten einen Geist von feiner Schärfe hinzu. Eine Dichtung von sehr intellektueller Konstruktion kündigte sich an und schuf schon bemerkenswerte Werke. Das brach plötzlich kurz ab, und die französische Dichtung lernte eine der seltsamsten und heftigsten Krisen kennen, die sie je durchzumachen hatte. Gegen 1917 wurde in Zürich ein Monstrum, genannt „Dada", geboren, deren Eltern ein Rumäne (Tzara), ein deutscher Elsässer (Arp) und ein Deutscher (Hülsenbeck) waren ... Dada leugnete nicht allein Zweck und Existenz der Dinge, sondern vor allem Gesellschaft, Publikum, Vokabularium, Vernunft, Literatur ...

Dada machte soviel Lärm, daß es in diesem Lärm versank ... Es zerstörte sich dauernd selbst. Aber es hat auch viel um sich zerstört. Es hat unserem Verdruß feste Form gegeben. Indem es den Romantismus bis zum Extrem trieb, hat es ihn beschlossen und selbst den glänzendsten, wie den der Frau de Noailles, langweilig gemacht. —

Digitized by Google

Abwechselnd haben Kubismus und Dadaismus – dieser durch große Männer, jener durch Gehässigkeit – dazu gedient, in Richtung und Kraft den durch Rimbaud der französischen Dichtung gegebenen Antrieb zu erhalten: diese geistige Jagd auf der Suche der innersten, freisten und reinsten Welt. Ohne Zweifel haben diese Schulen in großem Maße die Schriftsteller zu Einsamkeit und Individualismus gezwungen, aber das ist, vom künstlerischen Gesichtspunkt aus, kein großes Unglück . . . Wenn man die Zahl unserer Dichter betrachtet, ihre Leistung und die literarischen Gattungen, die sie pflegen, muß man denken, daß Frankreich selten eine Entwicklung von reiner Dichtung (unterschieden von Rede, Musik und Theater) kannte, vergleichbar der, die wir jetzt bewundern. Seit dem siebzehnten Jahrhundert haben wir ohne Zweifel nie eine so persönliche, so starke, so männliche, so unsrige Dichtung geschaffen."

Amerikanisches Theater

Die Kritik des Theaters ist nicht nur äußerer Art. Die innere Realität ist erschüttert. Das Theater verliert die lebendige Beziehung zur Zeit, deren vieldeutiger Charakter auf der Bühne keinen identischen Ausdruck fand. So kamen das Experiment und das brutale Geschäftstheater zur Herrschaft.

Die amerikanische Bühne mißachtet die Literatur keineswegs prinzipiell, wie man bei uns meist glaubt. In New York spielt man Shakespeare, Ibsen, Strindberg, Samuel Shipmann . . . Die Nachsaison wendet sich dann erleichtert von Europa ab und spielt „music shows", die allerdings englischen Vorbildern folgen. Über sie urteilt sehr bitter George Jean Nathan in *„The American Mercury"*:

„Ich habe gerade fünf Exemplare davon gesehen und bin für meine fleißige Arbeit durch den wichtigen kritischen Schluß belohnt worden, daß eine music show etwas ist, worin ein Schauspieler, wenn er nicht weiß, was er gerade tun soll, einen Purzelbaum schießt. Eine andere gleichfalls wichtige Deduktion, die meinen Eifer gekrönt hat, ist die folgende: daß das Talent der führenden Schauspielerin festgestellt werden kann durch das umgekehrte Verhältnis zur Größe ihres befiederten Kopfschmuckes und ihrer Fähigkeit Violine zu spielen. Und eine dritte und nicht weniger gewichtige Philosophie, mit der ich mich schadlos hielt, besteht in der Entdeckung, daß bei uns fast jeder Produzent von music shows darauf auszugehen scheint, mehr oder weniger Form und Art der englischen Charlot-Revue nachzuahmen." –

Überrascht werden wir über diese Bemerkungen über Neger als Schauspieler: „Die einzigartig schöne Darstellung der Rolle des Jim Harris, die kürzlich der Neger Robeson in Eugene O'Neills ‚All God's Chillun Got Wings' gab, bringt noch weiteren positiven Beweis zu der Theorie, daß der Schwarze von Natur aus weit besser für den Schauspielerberuf ausgestattet ist als sein weißer Bruder. – Der Neger ist ein geborener Schauspieler, während der Weiße das Spielen erst mühsam erlernt. Robeson, mit relativ wenig Erfahrung und mit keiner Sprechschulung, ist durchaus einer der beredsamsten, ergreifendsten und überzeugendsten Schauspieler, die ich in fast zwanzigjährigem berufsmäßigen Theaterbesuch gesehen und gehört habe. Er spielt wundervoll, mit Stimme, Gesicht, Händen, mit seinem ganzen, etwas ungeschickten Körper; aber ich zweifle, daß er weiß, wie wundervoll er es macht, und wenn er es wissen sollte, zweifle ich, daß er weiß, wie er es macht. Wie in der führenden Rolle von ‚The Emperor Jones', in der er ein gleichwertiger Nachfolger

Digitized by Google

seines Neger-Kollegen Gilpin ist, spielt er hier mit all der ungehemmten und furchtbaren Aufrichtigkeit, von der der weiße Schauspieler, außer bei seltenen Gelegenheiten, vermöge seines Kulturfirnisses gerade nur beschämende Spielerei gibt. —

Ich liebe nicht die Phrase, daß der geborene Schauspieler ein besserer sei als ein anderer. Wenn es aber je einen geben sollte, so nenne ich den Namen Paul Robeson."

Italienische Kunst

Die Stadt Venedig veranstaltet ihre vierzehnte internationale Kunstausstellung. Enrico Somaré, der Kunstkritiker (von dem soeben ein großes Masaccio-Werk erschien) und Leiter der Monatsschrift *„L'Esame"*, schreibt in seiner Zeitschrift über den italienischen Anteil:

„Von allen Räumen der venezianischen Welt-Ausstellung ist der italienische sicher der bezeichnendste: dadurch, daß er – obwohl einige Maler, die hätten vertreten sein müssen, fehlen oder ausgeschlossen sind — einen ziemlich umfassenden Anblick unserer Malerei gibt. Konnte man es besser machen? Ich zweifle nicht daran; doch ich stelle aus Pflicht der Ehrlichkeit fest, daß man genug getan hat, und ich bemerke, daß Leitung und Jury weitherzig und zartfühlend gewesen sind wie je. Man lasse also die gewohnten Klagen und üblichen Proteste beiseite. —

Ein Unternehmen dieser Art betrachtet man mit vieler Unduldsamkeit, wenn man es nicht geradezu in seiner Gesamtheit ablehnen und seinen Nutzen radikal ableugnen will, der dem Ganzen, manchmal auch der Kunst zum Trotz, bis jetzt unleugbar ist. In der Erwartung, daß eine Wiedergeburt des Geschmacks im Publikum und ein beherzter und beständiger Wiederaufschwung des absolut redlichen guten Glaubens in der Kunst, von dem die verblendete Mehrzahl derer, welche sich für geborene und gebildete Künstler halten, die Spuren und das Gedächtnis verloren hat, nach und nach jene heilsame Veränderung vollbringen werden, die sich wünscht, wer eine ehrenvolle große Zukunft der italienischen Kunst hofft und glaubt und die neun Zehntel der heutigen Produktion einstürzen lassen wird, — in dieser Erwartung ist es nützlich, alle Ausstellungen wie einen Kampf zu betrachten, der notwendigerweise, unaufhaltsam, auf langen Wegen seine wohltätigen Wirkungen zeigen wird, gemäß dem Sprichwort, daß nicht alles Übel schadet. Beschuldigungen sind fruchtlos und in jedem Falle unfruchtbarer als die angebliche Unfruchtbarkeit der beschuldigten Institute. Warum? Weil die Kunst, ebenso wie die Wahrheit, wie die verschleierte fliehende Wahrheit, zeitweilig Lärm und Gegensätze nötig hat, auf dieser Erde, die das Reich der nur auf philosophische Weise zu vervollkommnenden Unvollkommenheit ist."

Zum guten Europäer

Das ist nicht Aufschrift eines Wirtshausschildes, sondern Titel eines Buches: als Symbol einer lebendigen geistigen Sehnsucht. Es ist von Otto Flake geschrieben, erschien im Verlag Elena Gottschalk, Berlin, und enthält die Chroniken Werrenwags, diese zeitkritischen Aufsätze, die Flake für die „Neue Rundschau" geschrieben hat.

Was ist reales Denken? Das Wirkliche als Symbol sehen und dies Symbol als Wirklichkeit behandeln. Flakes Denken ist das Gegenteil von Romantik: es ist hell und hart; es ist Wille, der auf kein vorweggenommenes Ziel gerichtet ist, sondern auf eins, das aus dem Realen als notwendige Folge sich ergibt. So geht Flake nicht den

Digitized by Google

bequemen Weg der Gefühls-Extremisten oder der Konstruktions-Ideologen. Er findet keinerlei Glückseligkeit, nicht einmal eine neue Religion. Er begreift, was vorgeht, und was diesem Vorgehen widerstrebt. Er lehrt die Wissenschaft vom geistigen Dasein.

Diese Wissenschaft führt ihn zum Problem des deutschen Menschen, zur Untersuchung seines Reagierens auf Ideen, Völker, auf sich selbst. Flake begreift — und dies ist ein besonderes Verdienst — daß aus der deutschen Krisis keinerlei vorwärts oder rückwärts gerichtete Prophetie heraushilft, daß es nicht ein Wunschbild zu verwirklichen, sondern einen neuen Typus zu schaffen gilt. Er wird geboren aus dem Geist der Kritik: aus der Absonderung schlechter und kranker Säfte aus dem Körper des Volks. Noch lebt man vom Gegnertum, bis man hinter dem Zeitgeschick die ewigen Züge des Menschlichen entdeckt; man kann sie gut als europäisch bezeichnen. Was ist Europa? Flake antwortet: „Europa, das ist mir nicht ein sentimentales Schemen, in das ich meinen verlorenen Kinderglauben an das Gute und Friedliche rette, es ist mir der Geist von morgen, dessen Züge in uns zur Sichtbarkeit drängen. Es ist mir die große Männeraufgabe ohne jede Spur von Feminismus."

Die Forderung nach einem neuen Typus scheint banal zu klingen. Sie ist das Gegenteil von Banalität, da sie, völlig frei von Romantik und optimistischem Eudämonismus, der Schritt ins Natürliche, ins Einfache ist und dabei doch mit geistiger Verantwortung beladen. Zu überwinden ist Erlösungsekstase und unfruchtbare Gefühlsheftigkeit, die zehn Jahre lang sehr unökonomisch sich verschwendeten. Zu überwinden sind unsere Knabentragödien, da die Zeit und wir Männer geworden sind. Darum sagt Flake: „Das tragische Gefühl gehört in den Hintergrund; in den Vordergrund der inneren Bühne gehört der Wille, unkompliziert zu sein. Wer das Gefühl nicht dosiert, wird provinzial; Geist ist: Kontrolle."

Das stärkste Phänomen des heutigen Lebens ist der Amerikanismus. Man darf es nicht mit schnellen Worten abtun. Man muß sich nicht an die Erscheinungen halten, sondern an die große Kraft: das Leben zu bändigen, die körperlich-seelische Energie. Der deutsche Mensch neigt zu Extremen, er ist zu idealistisch und ist zu realistisch. Die Heilung von diesen Krankheiten geschieht nicht durch das Pathos der Forderungen, sondern durch Erkenntnis und Erziehung. Das ist unser europäischer Anteil.

Flakes Schrift ist nicht ein ohnmächtiges Gesinnungs-, sondern ein fruchtbares Besinnungsbuch. Es ist europäisch durch seine geistige Energie und durch die westliche Tradition formklaren Denkens.

Rudolf Kayser

Digitized by Google

ANMERKUNGEN

Wilhelm von Scholz

Der Dichter Wilhelm von Scholz, in Berlin geboren, in preußisch strenger Tradition aufgewachsen, ist der Enkel einer schlesischen Familie und wurde früh, auch innerlich früh, beheimatet in einer Ufergegend des Bodensees in der Nähe von Konstanz. Preußischer Traditionalismus, der ihn bildend auf das Bestimmte und Kontinuierliche verwies, ostdeutsche Mystik, die seine Starrheit löste, ohne sie ins Formlose aufzulösen, südlich gereiftes Landschaftsgefühl, das als ein Element der Vielfalt und des wehenden Zaubers hinzutrat, bestimmten seinen Geist, formten, einander durchdringend, seine Dichtung. Wenn wir in Scholzens historisch-essayistischen Schriften Hebbel neben der gotischen Mystik, in seinen Herausgeberarbeiten, die bei ihm, dem Zufall entrückt, größtenteils Ausdruck einer inneren Gesamtsituation sind, gleichfalls Hebbel, dann Christian Günther und den Bodenseemönch Suso beisammen finden, so sehen wir, auf diesen Nebengebieten, gleichsam die Teile auseinandergelegt, die zwar, so wenig wie sonst ein Wesen aus bloßen Stücken entsteht, die dichterische Person nicht bilden konnten, wohl aber, als sie in ihren Gesichtskreis traten, sie auf den dunklen Urgrund, aus dem sie schuf, zurückverweisen, sie im fremden Stoffe noch einmal wirkend machen mochten. Hebbel und Suso, nicht als Einzelpersonen, sondern als geistige Charaktere gedacht, rücken auf eine seltsame, bindend-lösende Weise nahe zusammen, See- und Städtelandschaft, sei es, als Zeit und Dauer, geschichtlich; sei es, als Element und Raum, mythisch; gleichzeitig präzis und verdämmernd, klar und zerrinnend, wirken mit ein und arbeiten die geistige Form heraus, die als Konstruktivität, Mystik und Beschwörung des Zaubers in Wasser, Stein, Licht und Wind, als Wilhelm von Scholzens geistige Form sich zusammenschließt. Scholz, der konstruktive Dramatiker, überwindet die Konstruktion, indem er sie, die er streng empfing, lockerer einsetzt und Platz läßt für das Einzelne, sich selbst Begründende, so daß zeitweilig die Seelen Raum gewinnen, sich ähnlich zu entfalten und zueinander zu reden wie die Elemente einer Scholzschen Landschaft: als Vor- und Rückstrom, Bild und Spiegel sich mengender und wieder zurückrinnender Flut. Scholz, der Mystiker, aber faßt, indem er sein konstruktives Bewußtsein auf das Unaussprechbare wendet, es nicht als einen Schatten außerhalb der Welt, der diese überragte, sondern setzt es unmittelbar neben die Elemente als eine ziehende, blendende und wieder halb verfinsternde Kraft, die durch alles Menschen- und Schöpfungswesen gleichmäßig hindurchwirkt.

Auf diese Weise lassen sich in Scholzens Lyrik drei Grundbegebenheiten unterscheiden: ich nenne sie Begebenheiten, denn es ist notwendig, zu erkennen, daß das, was sie ausmacht, etwas sich Zutragendes ist, auf einer ununterbrochenen Handlung der Schöpfungsgeister beruht, die in den

Digitized by Google

Dingen, Landschaften und Elementen verborgen wirken und sie durch diese Wirkung erst hervorrufen. Zwar haben diese Begebenheiten keine Namen, aber sie sind der aufmerksamen Anschauung deut- und sichtbar: als Gebautsein und Tragen, als Dämmerung, Wind und Lichthauch, als tiefe Strömung unter dem Spiegel der Dinge. Haus und Turm, gebaut und gegründet, tragen: die statischen Kräfte, das Zusammensein von Stein zu Stein ruht schweigend in den Wänden, Grundmauern und Dachgefüge sind eins, die Tiefe des Turms stürzt ins verhallend Bodenlose. Straßen, nicht das Bewanderte, sondern selbst das Wandern, Schritt, abgelöst vom Schreitenden, der wie durch einen fremden Erdhall hindurchgeht, sind Beziehungen derselben mythischen Begebenheit: Weg. Wenn Bett und Brunnen im Nacht- oder Tagtraum von sich reden, enthüllen sie Schlaf und Flut, Bewahren und sich Ergießen als elementare Vorgänge. Die gebauten und tragenden Dinge leben aus sich selbst und sind empfunden, wie sie selber sich empfinden müssen, wenn sie sich des Tags ihrer Schöpfung erinnern und des Zusammenflusses der Kräfte, die sie geschaffen haben. Aber wenn nicht mehr mystische Versenkung sie ergründet, sondern das lebendige Auge in der freien Welt nach Zielen seiner Anschauung sucht und Wasser und Wolke, Wiese und Gebirg, Acker und windige Höhe sich ihm darbieten, so erscheinen auch diese unter dem Einfluß der zauberhaften Begebenheit, die sie verändert und gleichsam ineinander verwandelt. Sie tauschen Alter, Wesen und Gestalt, wenn Dämmerung sie auflöst, Wind sie bespült und umsaust, Lichthauch mit grauem Silberschauer über sie hinläuft. Stadt wird Gewölk, in Wolken träumt die Gestalt nach ihrer Erlösung, Ackerflächen, im jähen Zugwind, werden Verwandte des Windes. Schwer, mit Lasten behangen, brüchig fast vollzieht sich das Spiel dieser Wandlungen. Ein Gipfel uralten Wesens, tiefer, traumhaft versunkener Dauer ragt breit und groß darüber hinweg. Der „Spiegel" (so heißt Scholzens wichtigstes Gedichtswerk) sieht auf fahler Fläche die Gestalten vorüberziehen, er selbst verändert sich nicht, verdunkelt sich nur und ergraut zuweilen. Ähnlich dem Schatten wiederholt er die Gestalt, aber ohne Körper, als verfinsterten Abglanz. Scholz liebt das Spiegelnde, das Dämmerlicht dieses geheimnisvollen Nocheinmal nicht als romantische Verwechslungsmaskerade; sondern weil sich ihm darin, als in einem Bilde und mehr noch als in einem Bilde, die Wandlung der Dinge und Elemente ineinander darstellt, indem eines des andern entkörpernder Spiegel ist.

Das Mystische, als molekulare Kraft in jedem in der Natur sich bildenden System, als mitbauende und daher von der Vernunft nicht zu leugnende, sondern von ihr einbezogene Kraft, durchwirkt auch die Dramen Wilhelm von Scholzens. Eine Wendung des Dichters nach dem Okkulten hin (in dem Schauspiel „Der Wettlauf mit dem Schatten" und einigen Erzählungen) subjektiviert zwar das Mysterium von Wandlung und Wiederkehr in Teilstücken, in denen es als eine Art frappierende Mathematik zusammentreffender Ereignisse erscheint, doch bleibt abzuwarten, an welchem Punkte dieser Weg in die große Straße des Scholzschen Schaffens zurückmünden wird. Die frühen Dramen „Der Besiegte" und „Der Gast", die späteren „Der Jude von Konstanz" und „Meroë" werden erst volle Erscheinung, wenn sie, von den Höhepunkten ihrer dichterischen Wirkung her und von diesen aus bestrahlt, als weit ausgreifende Dialoge vom Geschick der menschlichen Seele erfühlbar werden: die Gestalten treten fremd aufeinander zu; dann scheinen sie in gemeinsame oder feindselige Schicksale verstrickt, unterliegen

Digitized by Google

den Ereignissen, die sie zu- oder voneinander fortschwemmen; begegnen sich aber an irgendeinem Punkte, ohne sich verschmelzen zu können, erkennen, „spiegeln" einander, einen Augenblick lang wie fernher befreundet und verwandt. Aber schon brandet die mystische Welle der Trennung heran und sie stürzen zurück in das Ereignis, jeder seinem Wege nach. Der wundervolle fünfte Akt des „Juden", die tiefströmende Nachtmahlszene in „Meroë" sind, um Beispiele zu nennen, dafür Zeugnis: wie in den Gedichten die Landschaften, stehen hier die Seelen im Dämmerschein der zauberhaften Begebenheit, verändert, fast vertauscht, als hörte die eine mit dem inneren Ohr der andern, blickte die andere mit dem magisch geöffneten Auge der einen. Seltsam genug, daß dieses den verschlossenen Sinn der Dramen eröffnende Motiv so weit reichte, daß es, des Geheimnisses entkleidet und öffentlich gemacht, sogar das Substrat einer Komödie abgeben konnte, der „Vertauschten Seelen", in der es eine sich selbst verlachende Verwandlungsgroteske hergab. Übrigens hat Scholz seine und alle dramatische Arbeit in seinen tief hinabreichenden Abhandlungen und Gedanken zum Drama auch theoretisch begründet. Wie sich ihm aber in den Dramen selber die „Idee" nicht abstrakt als logisches Postulat, sondern gleichsam als die eingeborene Schwerkraft der Ereignisse auswirkt, so führt auch in den theoretischen Schriften der „sich selbst setzende Konflikt", der Angelpunkt von Scholzens dramaturgischen Gedanken, aus dem Konstruktiven zurück in das Seiende, indem er den Menschen aus dem Unbekannten ableitet, den „Strömungen unter dem Spiegel der Dinge", über den er, der Mensch, einmal, auf dem Gipfel seiner inneren Erkenntnis hinwegblickt, um dann spurlos unter seiner blendenden Fläche zu versinken.

Der Dichter, der am 15. Juli seinen fünfzigsten Geburtstag beging, darf, indem er seine Werke überblickt, ein Werk überblicken: eine Gemeinschaft des Zusammengehörigen, ein vielfach gestuftes Ineinander von Beziehung und Wirkung. Er ist noch am Baue und wird vielleicht noch einmal seinen Himmel darüber wölben.

Leo Greiner

Ernst Blochs Destructio destructionis

Blochs Philosophie, in seinem bisherigen Hauptwerk „Geist der Utopie" und in dem Buch „Thomas Münzer als Theologe der Revolution" gestaltet, bekommt in der neuen Schrift „Durch die Wüste"* eine kulturkritische Auseinandersetzung mit Erscheinungen und Problemen der Gegenwart als erläuternden Anhang.

Auch hier ist das Grundmotiv, das vom Eise befreiende Osterfest der Seele, wie es in unseren Tagen anhebt, recht zu begehen, die nihilistischen Schollen zu lockern und fortzuschwemmen, von der ältesten und tiefsten menschlichen Strömung, vom Ewigkeitszuge her, die starren Gewordenheiten unserer zeitlichen Oberfläche zu zerbrechen und aufzulösen. So wird in dieser Philosophie das fließende, heiße, ungemünzte Wesen des Menschen bejaht, die Sehnsucht, die sich nicht zufrieden gibt, und das eigentliche Sein und der wahrste Wert menschlicher Werke und Taten ist. Hier lebt die Unmittelbarkeit wieder auf, vom Überflüssigen der Kultur sich entlastend, dem allein Notwendigen des direkten Seelenlauts, der direkten Bewegung zugewandt. Die schönen, künstlichen und gelehrten Gegenstände unserer Oberfläche verfangen nicht mehr,

* Paul Cassirer Verlag, Berlin

Digitized by Google

werden belanglos vor der Barbarenkraft und Barbarentiefe unserer Sehnsucht, vor der nicht wegzudisputierenden, unangegriffenen Substanz einer menschlichen Sehnsucht, die sich weder von der Natur und ihrem organischen Glück noch von der Kultur und ihren edlen Formen länger abspeisen läßt und, wieder zu sich selbst zurückfindend, sich bekennt als die allein in uns träumende und uns treibende Kraft, als die einzige Fähigkeit, das uns Angemessene zu erstreben und zu verwirklichen.

So gräbt die utopische Philosophie nach dem verborgenen Schatz der Menscheninnerlichkeit, nach dem zutiefst dämmernden Gold christlichen Strebens, wie es wahrer als Nietzsches leidenschaftlicher Dionysos den Menschen bestimmt, und befreit die sich selbst suchenden Kräfte. Sie sieht das unverwandte Heimwärts-Fliegen, wie es im sonderbaren Kreisen des Ornaments, im körperlosen Schwingenschlag der Musik, in der letzten unkonstruierbaren Frage hinter den Dingen und Antworten als das allein Gemeinte zieht und rauscht, sie bricht dem ahnenden, hoffenden Ich eine Bahn durch die versteinerte Welt, unabweisbar dringt sie auf die Entfaltung „revolutionärer Subjektsmagie", um mit den offenen, ungeteilten Kräften der Seele die feindliche Welt zu besiegen und den Messias heraufzubeschwören.

Diese Philosophie, eine mächtige Bundesgenossin der expressionistischen Kräfte, eine Wiederherstellung des verdrängten, im Tiefsten unversehrbaren Selbst, ein Weckruf an die schlafende Stadt des Inneren, ein Sturm auf die Bastille der Seelen, muß im Kampf stehen mit den zweifelnden, schwächenden, ablenkenden Stimmungen der letzten Jahrzehnte. Indem sie den metaphysischen Grund des Menschen aufrührt und zu neuer aktiver Lebendigkeit bewegt, verscheucht sie die Passivismen der Oberfläche, das relativistische Spielen, die einzelwissenschaftliche Bescheidenheit, das impressionistische Zerfallen, das Zuviel an Reflexion und Subtilität, das Zuwenig an tieferem Bedürfen und wahrhafter Sehnsucht.

In der Schrift „Durch die Wüste" geschieht diese destructio destructionis, die Freilegung der radikalen metaphysischen Kraft und Wesenheit: „kulturkritische Aufsätze, in denen der Nihilismus des Schlechten und als Weltanschauung selber in sein Nichts zurückgebracht wird. Sie klingen nicht zart und sollen es nicht sein." Herrlich, auch in diesem Buch wieder, ist die unbeirrbare, zielbewußte Kraft der Seele, die wie ein Strom gewaltig zur Mündung flutet. Noch nie ist das Seelenvolle zugleich so klar als Element des Menschen begriffen worden und zugleich selbst als so elementare Gewalt in Fluß gekommen wie in Blochs Schriften. Es geht hier nur um das Eine, das sich Bahn bricht durch die Widerstände der Welt, das sich auf seiner flutenden Reise nicht ablenken und nicht aufhalten lassen will, sondern von der tiefsten Strömung her die oben stockenden Gewässer mitreißt, elementar und eingedenk. Es kommt garnicht auf die Einzelheiten an; ob der oder jener vielleicht ungerecht beurteilt, vielleicht mißverstanden wurde, ist nicht wichtig, es kommt auf die Sache der Menschenseele an, die hier geführt wird, auf unsere Sache, die hier gegen die Welt, gegen die Natur, gegen die menschlichen Schwächen und vorzeitigen Kompromisse, gegen den trügerischen Vergleich des Gebilds und des Panlogismus geführt wird. Tiefer glühen hier die Geheimnisse auf, die echten Fragen umgeben uns, die schönen und feinen Schleier der Redseligkeit sind zerrissen, und die gefährlichen Dämonen zeigen wieder ihr wahres Gesicht. Aber daran auch

Digitized by Google

wird die Gegenkraft heller, todüberwindend geht die Liebe und der Wahrtraum unseres Selbst über die Wogen der Vergänglichkeit, die Hoffnung schafft die Wirklichkeit und ist selbst das Schiff, uns nach dem heimatlichen Gestade zu tragen, ein uns gesandter Bote, der den Weg kennt.

So sind wir von neuem unmittelbarer und jünger in die verdorrte Zeit gestellt, nackter zwischen Abgrund und Heil treiben wir als die kultivierten Jahrhunderte vor uns. Die Zeit ohne Mythos schafft hier ihre Philosophie, die wieder zum Mythos wird, zu einem Mythos in feurigen Begriffen. Es ist ein Wissen, das die Botschaften der Musik, des Ornaments, der spiritualistischen Mystik vernommen hat, an ihren Hoffnungen heil und bewußt geworden ist und nun mit gewaltigem Fluge den Heimweg der Seele durch die Welt beginnt. Es ist eine Philosophie, die nicht nur Bewußtsein, sondern auch selbst Musik, selbst Tat, Aufschwung, begonnene Reise ist. Sie gehört mit ihrem Wissen, mit der beschwörenden Kraft ihres Rufens, mit der tiefen, geheimnisvollen Innigkeit und der starken, brausenden Freude ihrer Musik zu dem Erhebendsten, was in unseren Tagen geschaffen worden ist.

Ernst Blaß

Die alte Schule

Unter diesem Titel hat Johannes Kühnel (bei Julius Klinkhardt in Leipzig) ein ganz ausgezeichnetes Buch herausgebracht. Obwohl durchaus der Kritik der „alten Schule" gewidmet, ist es voll neuen Lebens und positiver Kraft. Meines Wissens ist dem Moloch unsres deutschen Schulschlendrians nie so gründlich zu Leibe gerückt worden. Es handelt sich hier nicht nur um eine der vielen Klagen über das öde und unwürdige Gefängnisleben unsrer Schulen, um einen Aufschrei der Seele gegen den Buchstaben, sondern zugleich um eine wohlbegründete, systematische Kritik der gesamten Prinzipien unsres Schulwesens.

Wenn Preußen noch so etwas wie einen Kultusminister hat, so sei hierdurch dieser Beamte aufgefordert, sich mit dem Buche liebevoll und gründlich zu befassen, und seine sämtlichen Unterbeamten zu dessen Studium aufzufordern.

Und alle gutgesinnten Männer von der Presse sollten, so oft Schulfragen wieder das öffentliche Interesse beschäftigen, den genannten Minister und seine Unterbeamten wieder und wieder öffentlich fragen, ob er dies Kühnelsche Buch gelesen habe und was er zu tun gedenke, um dessen außerordentlich wertvolle und richtige Gedanken in den Schulen seines Landes zu verwirklichen.

Hermann Hesse

Mexiko

Wer kennt Amerika?

Wenn der Amerikaner Geld, Zeit und Sinn hat, fremde Dinge zu besehen, fährt er nach Europa, und wenn der Europäer nach Amerika fährt, so macht er Geschäfte oder soziologische Studien. Landschaftlich ist das Land unbekannt, wie zu Kolumbus' Zeiten. Und dennoch gibt es von der Schweiz Kanadas bis zur Schweiz des Feuerlandes Gegenden, denen Europa nichts zur Seite stellen kann.

Selbst Mexiko, die Krone dieses Erdteils, wird von Touristen kaum besucht. Nichts, was mehr typisch wäre, als daß das Land im Baedeker als eine Art Appendix zu den U. S. behandelt wird. Und dennoch gibt es kaum ein Land, das so reich ist an landschaftlichen und kulturellen Wundern. Es ist eine Schweiz, in der ein halbes Dutzend schneebedeckte

Digitized by Google

Vulkane tätig sind, gelegen in den Tropen und besät mit Baudenkmälern, die erhabener sind, als die ägyptischen Pyramiden. Ganz zu schweigen von der heutigen Volkskunst der Indios, der „Indianer", die vollkommen, aber auch vollkommen unbekannt ist und dennoch in ihren Produkten: ihren Tongefäßen und Webereien, ihren Lackarbeiten und Flechtereien, griechische und japanische Vorbilder nicht zu scheuen braucht.

Es gibt kein Buch über diese Kunst, es gibt kein Buch über Mexiko, das allgemein und gut geschrieben wäre (das einzige ist das, aber etwas veraltete vom Grafen Keßler), es gibt noch nicht einmal Bildermappen, wie man sie in Europa von jedem Hammeldorfe kaufen kann — es gibt gar nichts. Das Buch, das Hugo Brehme vor kurzem hat erscheinen lassen, ist die erste (prachtvolle) Sammlung von sehenswerten Photographien über Land, Volk und Kunst. Und da dieses deutsche Buch in Mexiko erschienen ist, (Cinco de Mayo 27) und etwas umständlich zu beschaffen, so ist es zweimal notwendig darauf hinzuweisen. Es enthält neben einer guten Einleitung über mexikanische Geschichte, Kunst, Archäologie usw. die Bilder des Ixtaccíhuatl und des Popokatépetl, die Wasserfälle von Juanacatlán und Nexáca, prachtvolle (nirgends zu findende) Beispiele für die churrugueske Kunst, das Convento de la Mercéd, Bilder von den schwimmenden Gärten Xochimílcos, die Grabruinen von Mitla, die Pyramiden von Teotihuacán, den aztekischen Kalenderstein und den Dioritkopf der Coyolxauhqui — es enthält alles.

Leo Matthias

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Rudolf Kayser.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin, Leipzig.

Digitized by Google

OCT 10 1924

NEUNTES HEFT SEPTEMBER 1924

DIE NEUE RUNDSCHAU

XXXV. Jahrgang der freien Bühne

Herausgeber: Oskar Bie, S. Fischer, S. Saenger

Inhalt

Albrecht Mendelssohn Bartholdy, Glossen zu den Diplomaten-Akten
Bernard Shaw, Die heilige Johanna (Schluß)
Thomas Mann, Noch jemand
Oskar Loerke, Das unbekannteste Genie
Theodor Fontane, Aus dem Nachlaß
Hermann Kasack, Schädel der Prinzessin (Gedicht)
Arthur Schopenhauer, Unveröffentlichte Aphorismen
Samuel Saenger, Notizen zu einer ungehaltenen Festrede
Rudolf Kayser, Europäische Rundschau

Anmerkungen

Adrien Turel, Christus als Wanderer / Otto Zarek, Der Michelangelo des Georg Brandes / Oskar Ewald, Friedrich Wilhelm Försters Religionsphilosophie

---

S. FISCHER / VERLAG A.-G.

Berlin und Leipzig

Postvertrieb ab Leipzig

Digitized by Google

Redaktion: Dr. Rudolf Kayser, Berlin. Alle Zusendungen für die Redaktion werden ohne Namensnennung nach Berlin W. 57, Bülowstr. 90 erbeten. — Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden. — Manuskripte, denen kein Porto beiliegt, werden nicht zurückgesandt.

Alle Rechte für sämtliche Beiträge, besonders das der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright 1924 by S. Fischer, Verlag.

Monatlich erscheint ein Heft,
das durch jede Buchhandlung, durch die Post oder direkt vom Verlage bezogen werden kann.
Preis des Heftes Gm. 2.—; Quartalspreis Gm. 6.—, für das Ausland Schw. Fr. 7.50, umgerechnet in die betreffende Währung nach dem jeweiligen Schlüssel des Buchhändler-Börsenvereins.
Zahlungen bitten wir auf das Postscheckkonto von S. Fischer, Verlag, Berlin Nr. 16692 zu leisten.

Zum 60. Geburtstage von

LAURIDS BRUUN

veranstalteten wir eine

FEST-AUSGABE

der beiden bisher nur in unseren wohlfeilen Ausgaben
in 284000 Exemplaren gedruckten Romane

VAN ZANTENS GLÜCKLICHE ZEIT

und

INSEL DER VERHEISSUNG

Zwei Bände in gemeinsamer, künstlerisch ausgeführter Kassette. Auf holzfreiem Papier gedruckt
Die Einbände beider Romane sind mit mehrfarbigen Reproduktionen
nach Bildern von Max Pechstein geschmückt
Preis gebunden Gm. 6.50, in Ganzleinen Gm. 8.50

Diese Bücher sind Robinsonaden der modernen Seele. In Ereignissen voll skeptischer Inbrunst und sehnsüchtig schalkhafter Naivität verfolgen und erfüllen sie unseren Traum von exotischer Natur, ozeanischen Sonneninseln, tropischen Urwäldern, primitivem Dasein. Sie bringen Bilder aus dem heimlichen Paradies fast jeden Europäers.

Vor kurzem erschien in neuer Auflage:

VOM BOSPORUS BIS ZU VAN ZANTENS INSEL

11. Tausend. Geheftet Gm. 3.—, in Halbleinen Gm. 4.50

In der Sammlung „Der Wohlfeile Gute Roman" erschienen ferner
zum Preise von geheftet Gm. —.80, gebunden Gm. 1.50:

DIE FREUDLOSE WITWE — Roman. 90. Auflage

HEIMWÄRTS — Novellen. 60. Auflage

1 Goldmark = 10/42 Dollar, für das Ausland = 1.25 Schw. Fr.

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN

Diesem Heft liegen folgende Prospekte bei: Oskar Gerschel's Buchhandlung u. Antiquariat, Stuttgart; Insel-Verlag, Leipzig; Karl Rauch Verlag, Dessau. – Wir bitten diejenigen unserer Leser, die im Augusthefte den Borchardt-Prospekt der Firma Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W. 35, nicht vorgefunden haben, diesen direkt einzufordern.

Digitized by Google

GLOSSEN ZU DEN DIPLOMATEN-AKTEN
1897 – 1903

von

ALBRECHT MENDELSSOHN BARTHOLDY

Sechs Jahre: Der Rahmen

Zweitausendfünfhundertundeinige Aktenstücke geben in den sechs jüngsten Bänden der großen deutschen Aktenpublikation ihr Zeugnis über die Politik der europäischen Kabinette von 1897–1903, die Zeit um den Burenkrieg herum. Zwei Aktenstücke, die von des Kaisers weltpolitischer Angst sprechen, stehen am Anfang und am Schluß.

Am 25. Oktober 1896 hat der Kaiser, aufgeregt durch Nachrichten über eine drohende Flottendemonstration der Engländer im Persischen Golf, dem Reichskanzler Fürsten Hohenlohe depeschiert, die Nachricht sei von großer Tragweite, und der Konsul, der sie geschickt hatte (den er übrigens mit dem Gesandten in Teheran verwechselt), habe ganz richtig beobachtet. „Es wäre wichtig festzustellen, ob dieses neueste Vorgehen der Engländer in Asien etwa laut Verabredung mit Rußland und Frankreich stattfindet. Diesbezügliche Anfragen und Recherchen sind sofort anzustellen." (In diesem Oktober 1896 war der Zar, nach seinem Manöverbesuch in Châlons, mit dem deutschen Kaiser in Darmstadt und Wiesbaden zusammengekommen, und der Zar hatte seinem Vetter, der die französische Parade eigentlich totschweigen wollte, erzählt, er habe sich mit Herrn Méline, dem agrarischen Ministerpräsidenten, des längeren über den Zusammenschluß der Kontinentalmächte gegen Amerika unterhalten; sie wollten doch ihre Regierungen in einen regelrechten Notenwechsel darüber treten lassen. Das war des Zaren Rettungstür in den Unterredungen mit dem Kaiser.)

Am 31. Oktober 1903 telegraphierte Graf Bülow an Holstein: „Seine Majestät ist stark beeindruckt durch die heute früh eingegangene

Digitized by Google

ergänzende Meldung der ‚Agence Havas', daß der Zar in seinem Brief an den Präsidenten Loubet seine besondere Genugtuung über das französisch-englische Abkommen" (den Schiedsgerichtsvertrag vom 14. Oktober) „und die französisch-italienische Annäherung ausgesprochen hat. Seine Majestät hält eine allgemeine Koalition gegen uns nicht für unmöglich . . ."

Im Frieden wäre diese Koalition kaum je zusammengekommen. Für den Kriegsfall war sie schon damals sicher. Italien war die untrügliche Wetterfahne.

Le parti vaincu (nach dreißig Jahren)

Die guten Europäer sind heute ungeduldig, weil ihre Regierungen fünf Jahre nach dem Friedensschluß noch nicht vergessen haben, daß es im Herbst 1918 Sieger und Besiegte gab. Unsere Väter nahmen sich mehr Zeit dazu. Als im Juni 1901 ein neuer deutscher Botschafter nach Paris kam, mußte er sich sehr darüber wundern, daß man ihn freundlich empfing. „Ich muß in der Tat konstatieren, daß auch ich sehr überrascht war, als wir von allen Seiten mit der denkbar größten Herzlichkeit von allen Parteien der hiesigen Gesellschaft aufgenommen worden sind, und bemühe ich mich nach Kräften, das gute Verhältnis zu pflegen" (wobei zu bemerken ist, daß der Absender dieses Berichts, obgleich er den deutschen Kanzleistil so erfolgreich pflegt, kein Boche, sondern ein Grandseigneur aus dem großpolnischen Uradel war). Auch die andern Diplomaten gerieten in einige Bewegung darüber, daß es schon so bald nach dem letzten großen Krieg in Frankreich diesen Willkomm für einen Vertreter Deutschlands geben solle: „je vous affirme", sagte dem so glücklich Ausgezeichneten Herr Leon y Castillo, „que la manière dont vous avez été reçu à bras ouverts par toutes les classes de la société parisienne et par la presse, est tellement extraordinaire et surprenante que j'en suis aussi stupéfait que nos collègues et que cela cause de l'inquiétude en Angleterre" (und dabei ist nun wieder zu bedenken, daß der spanische Botschafter in Paris sich ungefähr ebenso eifrig um die Gründung einer Kontinentalliga gegen England bemühte wie sein portugiesischer Kollege in London, de Soveral, um die englisch-französische Entente, nur mit viel geringerem Erfolg, so daß zuletzt von allen Anstrengungen, die er und seine Königin-Regentin gemacht und jeweils eifrig nach Deutschland gemeldet hatten, nur die Meinung übrigblieb, England habe mit der „Einkreisung" diesem Festlandbund schon das Prävenire gespielt).

Digitized by Google

Die Herzlichkeit dieses Botschafter-Empfangs war so groß, daß es fast zu einer echten und rechten Unterhaltung zwischen dem französischen Minister des Auswärtigen und dem deutschen Botschafter in Paris — man denke: schon im dreißigsten Jahr nach dem Krieg! — gekommen wäre. Der spanische Botschafter suchte zu vermitteln. Er sprach mit Delcassé. Delcassé hatte große Lust, sich mit dem deutschen Botschafter zu unterhalten. Er verlangte gar nichts Besseres. Er hatte geradezu Sehnsucht danach, sich mit ihm über dies und jenes zu einigen — selbst auf die Gefahr einer noch größeren „inquiétude en Angleterre" hin. (Das war am 14. Juni 1901, oder vielleicht auch einen oder zwei Tage früher; Aktenstück Nr. 5869. Am selben 14. Juni verfaßte Herr von Holstein die Denkschrift über ein deutsch-englisches Bündnis, in der er die früheren Verhandlungen von 1887 an rekapitulierte, seine Zweifel an der derzeitigen Möglichkeit eines Abkommens mit dem Scheitern dieser Verhandlungen und mit der „Volksstimmung" Deutschlands begründete, sich dennoch zu neuem Verhandeln gern bereit erklärte und mit den merkwürdigen Sätzen schloß: „Schließlich legen wir Wert darauf zu konstatieren, daß wir weit entfernt sind von jeder Absicht, die englische Indolenz, falls diese uns entgegentreten sollte, durch die Andeutung aufzumuntern, wir würden, wenn mit England jetzt nichts zustande käme, alsbald anderswo Anlehnung suchen. Wir fühlen uns zunächst noch stark genug, um nicht in der Eile uns nach Anlehnung umzusehen. Wir glauben außerdem, daß der Strom der weltgeschichtlichen Entwicklung, welcher den Einzelwillen schließlich mitreißt, doch aller Wahrscheinlichkeit nach Deutschland und England einstmals auf dieselbe Seite drängen wird." Aktenstück 5019. In London hingen zu dieser Zeit die Verhandlungen über das englisch-japanische Bündnis in der Schwebe; ebenso hielt sich die marokkanische Sondergesandtschaft unter dem Kriegsminister al Menebhi in London auf und suchte englischen Schutz zu erreichen, den ihr aber das englische Kabinett aus Rücksicht auf Frankreich verweigerte. In Berlin und Konstantinopel dagegen verhandelte die deutsche Bagdadbahngruppe durch Herrn von Siemens über die Beteiligung Frankreichs und Rußlands an der Bahn, ein Stück praktischer Kontinentalpolitik, das sich, wie der Staatssekretär von Mühlberg damals aufzeichnete, nur „mit festen Nerven und geschlossenem Munde" durchführen ließ — und ob wir das aufbrächten, schien ihm zweifelhaft. Die näheren und weiteren Ursachen des großen Kriegs waren also für einen Indianer, der sein Ohr an den Boden gelegt hätte, ziemlich deutlich zu hören.)

Digitized by Google

Aber ehe es zu der Besprechung mit dem Fürsten von Radolin kam, besann sich Delcassé doch, in dem Gespräch mit dem spanischen Botschafter, auf ein Hindernis. „Comme lui, Delcassé, représentait le parti vaincu, l'initiative d'un entretien devait venir de l'ambassadeur d'Allemagne et ce serait à lui d'entamer le sujet." Ein ritterliches Gefühl, das dem französischen Minister gut ansteht; wer sich wirklich als Sieger fühlen kann, für den schickt sich die Einladung des ersten freundlichen Wortes an den noch kriegswunden Gegner. Nach ein paar Monaten dieselbe Wendung aus demselben Mund: „Il m'est difficile de faire le premier pas, cela serait mal interprêté, après tout le Comte de Bülow est le vainqueur, cela serait à lui de nous tendre la main." (Aktenstück Nr. 5873.)

Dem Reichskanzler Grafen Bülow mochte die Zumutung, daß er sich in seinen politischen Gesten als Sieger im deutsch-französischen Krieg benehmen müsse, ein wenig gekünstelt vorkommen; man hielt sich im Auswärtigen Amt damals sicherlich nicht für lorbeergekrönt; die Unterrichteten wußten, daß Italien dem Dreibund in aller Form abwendig gemacht sei und der französische Botschafter in Rom triumphiere. So konnte man wirklich in Berlin glauben, Delcassé wolle nur ein deutsches Angebot herauslocken, mit dem er dann die Doppelzüngigkeit der Wilhelmstraße in London und Petersburg bewiese.

Das glaube ich nicht. Delcassé war ehrlich, als er, dreißig Jahre nach dem Frankfurter Frieden, zwischen sich und den deutschen Botschafter die Niederlage stellte — er nannte es als höflicher Franzose den Sieg des Andern.

Von Moltke zu Schlieffen

Das ist von der militärischen Zucht in Deutschland doch noch übrig geblieben: während jeder Offizier außer Diensten vor einem andächtigen Publikum darüber radotieren darf, wie die Politik von Bismarck auf Bülow und zuletzt gar auf Bethmann Hollweg heruntergekommen sei und ein kleines Geschlecht das Erbe der Väter vertan habe, steht auch heute noch der deutschen Zivilbevölkerung der Mund ehrfurchtsvoll still, wo von den Nachfolgern des alten Moltke gesprochen werden sollte. Weshalb? Man lasse die Akten der Vergangenheit geschlossen, gönne den Angehörigen und Freunden der Toten ihre dankbare Erinnerung und spare sich seinen kritischen Verstand für die Zukunft, die ihn sicherlich gut brauchen kann; gut so. Aber wenn das den Zivilkanzlern und den abgeschiedenen Geistern

Digitized by Google

der Wilhelmstraße nicht billig ist, dann kann es auch den Chefs der Militärpolitik und dem Viertel am Lehrter Bahnhof nicht recht sein.

Von Moltke zum Grafen Schlieffen ist es mindestens ebensoweit wie von Bismarck zu Caprivi, Hohenlohe und Bülow. Was Bismarck an Moltke gehabt hat, das haben die Bismarck-Akten wieder gezeigt: wie er ihm vor dem Abschluß des österreichischen Bündnisses zu Hilfe kam, wie er in der Kriegsgefahr von 1887 seine Generalstabspläne der Politik des Kanzlers unterzuordnen bereit war. Welcher von den spätern Kanzlern hätte sich beim Kaiser auf solche Unterstützung verlassen können?

Die letzten Denkschriften, die Moltke über den Aufmarsch in einem deutschen Zweifrontenkrieg gezeichnet hat, sind in klarem Einklang mit der Politik des Kanzlers. Defensive im Westen, Offensive im Osten: Frankreich muß militärisch angreifen, weil es politisch erobern will, und zugleich, weil es durch den Angriff den Hauptwert seiner Festungskette Belfort—Verdun verliert; Rußland muß einen raschen Angriffsschlag bekommen, weil für Rußland die Zeit läuft, und weil es der stärkere Gegner ist. Die Vorstellung, daß man einen Krieg nur führen könne, wenn man sicher sei, ihn zu gewinnen, ist dieser Zeit fremd; ebenso fremd wie der Gedanke, daß man einen starken und gefürchteten Gegner bezwingen könne, indem man ihm ausweicht und seinen schwächeren Verbündeten niederschlägt. Der Moltkesche Plan war die loyale Durchführung dessen, was Moltke im Frankfurter Frieden, gegen Bismarcks Überzeugung, als Militär erlangt hatte; die Festungen im Reichsland waren Defensivposten; man konnte sich diese Stellung allenfalls nehmen, wenn man entschlossen war, künftig gegen Frankreich in reiner Verteidigung zu stehen.

Dies alles aufzugeben, ja auf den Kopf zu stellen, war ein schrofferer Bruch mit der Politik der Reichsgründer als die Kündigung des Rückversicherungsvertrages, als das Fallenlassen der Entente à trois, als das Unwahrwerden des Dreibundes selbst.

Graf Schlieffen hat 1891 und 1896/7 im Einverständnis mit Caprivi und Hohenlohe die österreichischen Wünsche nach einer Generalstabs-Verabredung über die Offensive gegen Rußland abgewiesen (Nr. 1434, 2670, 2835); dafür gab es den Bismarck-Moltkeschen Präzedenzfall von 1887. Aber der schweigsam zurückhaltende Chef, der sich hier den zutunlichen Bundesgenossen so unliebenswürdig zeigt, daß sie ihm ihre rumänischen Feldzugspläne

Digitized by Google

nun auch verheimlichen und er sie erst bei einem Berliner Besuch Sturdzas halb zufällig von diesem erfährt, zeigt sein politisches Gesicht erst in den Akten über die Dreibund-Erneuerung von 1902.

In dem Moltkeschen Plan der elsaß-lothringischen Defensive stand auch das Ausladen des italienischen Hilfskorps im Südelsaß am achtundzwanzigsten Mobilmachungstag. Das war 1887 verabredet, um den casus foederis ernst zu nehmen. Griff Frankreich an — nur beim französischen Angriff trat der Bündnisfall des Dreibunds ein — so sandte Italien sogleich dieses Korps über den Brenner nach Deutschland. König Viktor Emanuel ließ bald nach seiner Thronbesteigung den Bundesgenossen sehr loyal wissen, daß er ein Gegner des Abkommens sei.

„Der Transport ist sehr schön ausgearbeitet und wird auch der Abmachung gemäß so durchgeführt werden — aber, offen gesprochen, ein Freund dieser Sache bin ich nicht, und dies kann mir als König von Italien niemand verdenken. Ich habe schon früher als Präses der Landesverteidigungskommission mich dagegen ausgesprochen. Wenn man im Mobilmachungsfall fünf der besten Korps und zwei Kavalleriedivisionen außer Landes schicken soll, so ist das für Italien keine Freude! Was bleibt denn übrig zum Schutz des Landes und seiner Küste? Außerdem dieser endlose Transport durch Österreich bis zum achtundzwanzigsten Mobilmachungstag! Die Armee kommt doch zu spät, denn bis zu ihrer Verwendungsfähigkeit ist die Entscheidung wahrscheinlich längst gefallen.“ Der letzte Grund des Königs war leicht zu widerlegen; in der reinen Defensive konnte ja die Entscheidung gar nicht so schnell fallen; beim andern Plan aber, dem Schlieffenschen, sollten die italienischen Truppen, wenn sie überhaupt kämen, jedenfalls nicht am achtundzwanzigsten Tag nach dem Südelsaß kommen, denn da war das Südelsaß eben geräumt. Aber die militärischen Gründe des Königs waren, so ehrlich er sie meinen mochte, nicht die wichtigsten. Der König hatte erfahren müssen, daß die deutsch-italienischen Mobilmachungspläne in Paris bekannt waren. „Ich kann Ihnen sagen, daß man dort alles weiß. Ein Verwandter meiner Frau, der in Frankreich ist, sagte mir, man kenne dort nicht nur die ganze deutsche und italienische Mobilmachung, sondern wisse sogar genau die Transportdauer und Ausladestationen der III. Armee südlich Straßburg.“ (Nr. 5818.)

Dazu hat sich dann Graf Schlieffen dem Reichskanzler Grafen Bülow wiederholt und ausführlich geäußert. Er hat mit Bestimmtheit erklärt,

Digitized by Google

daß militärisch auf Italien kein Verlaß sei. Die Armee werde nicht kommen. Keine italienische Regierung — darüber waren Diplomaten und Militärs einig — würde es, selbst wenn sie den Willen hätte, wagen können, diesen Transport anzuordnen. Sogar daß Italien durch ernstlichen Aufmarsch an den Westalpen erhebliche französische Truppen dort binden werde, glaubt Graf Schlieffen nicht. Er sieht nüchtern und unerschrocken dieser militärischen Lage ins Gesicht. Aber er besteht darauf, daß das unwahre Abkommen auf dem Papier erhalten bleibe; er besteht darauf, daß Österreich an dieses Abkommen weiter glaube und seine Bahnen dafür bereit stelle. Er sagt es selbst: vom politischen Standpunkt aus.

Politisch schadet es nichts, daß die französische Regierung von dem Truppentransportabkommen sehr bald — über Italien, meint Schlieffen — Kenntnis erlangt hat. „Einen großen Nachteil kann ich in der italienischen Indiskretion nicht erblicken. Sie kann Deutschland ebensowenig etwas schaden, wie die Machtstellung Rußlands darunter leidet, daß es, wie alle Welt weiß, in einem Kriege gegen Deutschland auf Frankreichs Unterstützung rechnen kann." (12. März 1901.) Schreibt das ein Schüler? Ein Provinzredakteur? Wenn alle Welt gewußt hätte, daß Deutschland auf Italiens Unterstützung im Krieg gegen Frankreich rechnen könne, hätte das in der Tat der Machtstellung Deutschlands nichts geschadet. In Wirklichkeit wußte aber alle Welt — und deshalb auch der Generalstab — daß Italien im Krieg gegen Frankreich keine Waffenhilfe leisten werde. Und deshalb diente die Kenntnis der französischen Regierung von dem Militärabkommen mit Italien ihr dazu, daß sie zu gleicher Zeit sich vor aller Welt als durch den kombinierten deutsch-italienischen Angriff bedroht hinstellen und, was viel wichtiger war, die italienische Regierung mit Hilfe der frankophil-republikanischen italienischen Opposition so bedrohen und einschüchtern konnte, daß der italienische Außenminister die Verhandlungen über die Dreibund-Erneuerung nur noch unter der förmlichen Aufsicht des französischen Botschafters Barrère zu führen wagte.

„Vom politischen Standpunkt aus" erschien aber auch dem Generalstabschef die Aufklärung des österreichischen Bundesgenossen über den wahren Stand der italienischen Hilfsbereitschaft „inopportun". Vielmehr müsse der Transport der italienischen Soldaten auf den österreichischen Bahnen bis ins Detail ausgearbeitet bleiben. Erfährt Österreich, daß Italien nicht an unserer Seite kämpft, so sinkt auch sein

Digitized by Google

eigener Kampfesmut. — Kann man weltfremder sein? Aber gesetzt, dies wäre richtig gesehen gewesen und der österreichische Kampfeswille hätte sich, durch das alljährliche Ausarbeiten des Stundenplans für den Italienertransport immer neu belebt, zuletzt im Krieg mit Rußland entladen — welch fürchterlicher Rückschlag dann, wenn das Ausbleiben der erwarteten Bundesgenossen ihren Abfall greifbar deutlich machte und nur die lahmgelegte Brennerbahn von allen Dreibundhoffnungen übrig blieb! Das war ja nun, wie der Ausgang gezeigt hat, nicht zu befürchten; in Wien wußte man über Italien Bescheid auch ohne daß Berlin Unterricht gab. Aber kaum ein anderes unter den vielen tausend Aktenstücken sieht uns heute so gespenstisch an wie der Schlußbericht des Grafen Schlieffen an den Staatssekretär von Richthofen, am 14. Dezember 1903:

„Eurer Exzellenz beehre ich mich auf das sehr gefällige Schreiben vom 11. d. Mts. ganz ergebenst zu erwidern, daß wir nach meiner Überzeugung nicht nur nicht auf die III. italienische Armee rechnen dürfen, sondern daß wir auch darauf gefaßt sein müssen, es mit dem gesamten französischen Heere ohne irgendeinen Abzug an der Alpengrenze zu tun zu haben.

Nichtsdestoweniger werden alljährlich im Verein mit dem österreichischen Generalstabe alle Vorbereitungen gewissenhaft ausgearbeitet, welche nach den getroffenen Abmachungen für jene Armee erforderlich sind."

Vor dem Burenkrieg

Wie schwer es ist, einen Krieg zu vermeiden, auch für die Mächtigen, das ist die Lektion dieser Zeit zwischen dem Mai und Oktober 1899. Es lag nicht daran, daß man keine Zeit zur Überlegung gehabt hätte, und es lag auch nicht daran, daß jeder dem andern mit der Mobilmachung hätte zuvorkommen wollen und sie dann nicht mehr hätte zurücknehmen können. Es lag nicht daran, daß die Vermittler gefehlt hätten. Und es lag vor allem nicht an der Unfähigkeit der Staatsmänner. Wie gut wußten sie alle, was recht war und dem Frieden diente, und konnten doch nicht erreichen, daß es geschah!

Die meisten Südafrikaner meinen, an dem Tag, an dem die Konferenz zwischen Krüger und Milner in Bloemfontein scheiterte, sei der Krieg unvermeidlich geworden. Aber dann ging noch ein halbes Jahr ins Land. Am 11. Mai ließ Bülow durch den holländischen

Digitized by Google

Minister des Äußern dem Präsidenten Krüger „im wahren Interesse der Transvaalregierung" alles mögliche Entgegenkommen empfehlen. Krüger antwortete, er lasse über die Zeit für den Stimmrechtserwerb der Ausländer im Transvaal mit sich reden, aber den Engländern als solchen, sobald sie in Transvaal, am Rand, säßen, das Wahlrecht geben könne er nicht, und im Notfall wolle er mit Gott kämpfen. Den Rat, den Deutschland dem Präsidenten gegeben, meldet der deutsche Botschafter in London, den kriegerischen Teil der Antwort nicht. Als die Börse anfängt, Krieg zu spielen, sucht das Auswärtige Amt die Vermittlung der Vereinigten Staaten, die in guter Mitte zwischen den Streitenden stehen, in Anregung zu bringen. Immer wird Lord Salisbury, unser alter Feind, von uns gegen Chamberlain gestützt, der das Bündnis mit Deutschland propagiert; denn Salisbury will den Frieden, Chamberlain den Krieg. Wieder wird über den niederländischen Minister dem Präsidenten nahegelegt, daß er die Mediation der Vereinigten Staaten anrufen solle. Präsident Krüger hält den Augenblick noch nicht für geeignet (22. Juni). Als er dann, Anfang August, eine Schiedskommission vorschlägt, in die der deutsche, französische und russische Konsul Delegierte senden sollten, lehnt Deutschland sofort ab (der Kaiser und das Amt sind einmal ganz einig) und mahnt den Konsul zu strengster Zurückhaltung. „Deutschland wird sich in keiner Form in den Transvaalstreit hineinziehen lassen" (13. August). Zum drittenmal wird die Transvaalregierung zum schleunigen Nachgeben gemahnt, zum viertenmal, als Präsident Krüger die Suzeränität Englands in Zweifel zieht, ihm gesagt, wir hielten den Krieg für unvermeidlich, falls er nicht „schleunigst erklärt, daß ihm die Absicht fernliege, den bisherigen Rechtszustand zwischen England und Transvaal zu modifizieren". (31. August.)

Als schließlich der Krieg doch ausbrach, schlug auch die deutsche Politik um. Der Kaiser fing an, den Engländern einen indischen Aufstand und recht viel südafrikanische Niederlagen zu wünschen, damit er sie dann schließlich aus der Patsche ziehen und sich von ihnen als Nationalheld feiern lassen könnte — so muß man seinen berüchtigten Feldzugsplan und seine im Volk damals als geradezu schuftig empfundene Haltung gegen die unterlegenen Buren verstehen — und der Reichskanzler-Staatssekretär, der sich die redlichste, völlig uneigennützige Mühe gegeben hatte, der englischen Regierung beim Durchsetzen ihrer Ansprüche gegen Krüger zu helfen, begann Deutschlands wohlwollende Neutralität gegen englische Konzessionen

Digitized by Google

in der Samoafrage zu verhandeln und griff nicht einmal zu, als England ihm die Vertretung seiner Interessen in Pretoria anbot und damit, wider alles Erwarten, die Transvaalrepublik als kriegführenden Gegner, statt als rebellierendes Kolonialgebiet, anerkannte. Von den Zeitungen und vom Volk nicht zu reden.

Indessen: daß im Krieg auch die Neutralen nach der Regel „nix Bruder im Spiel" zu handeln hätten, stand damals ganz fest, und die diplomatische Form der gemeinen Erpressung, die man „Kompensationen" nennt, schien eine von den Lebensnotwendigkeiten des europäischen Großmachtwesens zu sein — möchte ihre Zukunft doch lieber im Pazifik liegen! — Die deutsche Regierung hatte ihr Äußerstes getan, um den Frieden zu erhalten. Das muß man ihr um so mehr gelten lassen, als sie Lord Salisburys eifrigen Versicherungen, daß er den Frieden erhalten wolle, wirklich geglaubt, also keineswegs etwa bloß die englische Regierung an dem von ihr gewollten Krieg zu hindern versucht hat. Das Auswärtige Amt mußte sich sagen, daß ihm sein Kaiser und das Volk, daß ihm Holland und alle andern für die Buren fühlenden kleinen Staaten bittere Vorwürfe über die Vermittlung zugunsten Englands machen würden, wenn es doch zum Krieg käme. Es kam zum Krieg. Die Vorwürfe blieben nicht aus. „Michel" war gar nicht schlafmützig; er polterte und schlug auf den Tisch, daß es krachte. Die englisch-deutschen Bündnisverhandlungen hatten den Schaden davon. Und Chamberlain, der stark genug gewesen war, um gegen Salisbury den Krieg durchzusetzen, galt auch in England selbst nicht mehr dafür, daß er gegen Salisbury ein offenes Bündnis mit Deutschland hätte durchsetzen können.

Von Engländern und Franzosen . . .

Der Befehlshaber der amerikanischen Besatzung am Rhein hat sich die Eindrücke, die sein lebhaft-gesundes Gemüt in den dreieinhalb Jahren der Koblenz-Okkupation von Engländern, Franzosen und Deutschen gehabt hat, tagebuchweise vom Herzen geschrieben und man lebt gerne lesend sein „Rhineland Journal" noch einmal mit ihm durch, wie widrig auch immer die Umstände seines Rheinland-Aufenthalts waren. Denn er ist einer von den Amerikanern, in denen bei der Mischung ihres Wesens im größten Volksschmelztiegel der Welt ein besonders großes Stück ihrer besten Eigenschaften: hopefulness und helpfulness, wirksam geworden ist. Die Deutschen gedenken ihm noch mehr, was er für ihre Bedürftigkeit getan als was er über

Digitized by Google

sie geschrieben hat; aber von Engländern und Franzosen liest man in seinem Buch auch sehr viel klügere Dinge als sie sonst in der Neuen Welt über die Alte gesagt werden. Er hat in den drei Jahren seines Kommandos mehr und mehr mit der französischen Rheinpolitik zu kämpfen gehabt, bis es zuletzt ein offen erklärter Krieg im alliierten Frieden war; mit der englischen Köln-Verwaltung ist ihm dagegen das Arbeiten immer leichter geworden, und er hat sich im Sachlichen aufs beste mit ihr verstanden. Und dennoch war die Form des Verkehrs mit den Franzosen leicht und angenehm, mit den Engländern schwierig, knarrend und kratzend. Das Liebenswürdige dort, das Unliebenswürdige hier: ist die deutsche Sprache zu schwerfällig, nimmt sie es mit dem Ausdruck zu ernst, wenn sie die Freundlichkeit des Umgangs schon als des innersten Gefühls der Liebe wert ansehen möchte? Aimable und ungracious gleiten viel leichter über Lob und Tadel ihres Subjekts hinweg. Ich spiele nicht nur mit Worten; ich stelle die Frage, die auch innerhalb der deutschen Grenzen zwischen Süden und Norden, Westen und Osten oft zu denken gibt: schenkt sich Achtung, Zuneigung, Liebe mit gutem Grund dem freundlichen Anblick, den höflichen Sitten, dem schmeichelnden Klang einer Stimme? Und, wenn man tiefer denkt: muß dann nicht der innerlich Gute und Gerechte doppelt bemüht sein, sich freundlich und im Äußerm liebenswürdig zu geben, damit er es den Menschen leicht mache sich zu seiner Gerechtigkeit hinzufinden? Man pflegt so unbedacht dem Teufel alle Künste des Menschenfängers zuzutrauen, die Aufmerksamkeit vor allen Dingen, diese schmeichelhafteste aller Höflichkeiten; den Engeln aber (und Engelländern) glaubt man es erlauben zu können, daß sie, im Bewußtsein immer die gerechte Sache zu haben, die Dinge und die Menschen an sich kommen lassen.

Der Engländer macht sich durch die selbstbewußte Ablehnung der kontinentalen Höflichkeitsformen leicht eine sittliche Überlegenheit seiner Art gegenüber den Verbeugungen und Küssen des Franzosen, gegenüber dem anbiedernden Händeschütteln und Herzausschütten des Deutschen zurecht und kommt so dazu, in den guten Manieren des einen wie in den schlechten des andern moralische Mängel zu suchen, die durchaus nicht in ihnen zu stecken brauchen. In der langen und verwickelten Doppelrechnung der deutsch-englischen Beziehungen muß man die einzelnen Zahlen mit diesem Schlüssel, nicht nur mit dem des allerdings greulichen Gegeneinanderarbeitens der Deutschen (Botschaft—Eckardstein, Kaiser—Metternich, Auswärtiges Amt—

Digitized by Google

Waldersee) lesen. Chamberlain war zu sehr vom eignen Willen erfüllt, um sich mit Menschenkenntnis abzugeben, aber Lord Salisbury verstand, wenn er wollte, den Ausländer sehr gut, und Balfour oder Lord Lansdowne ebenfalls. Angenommen, das deutsch-englische Abkommen vom 16. Oktober 1900 über die territoriale Unversehrtheit Chinas und das Nichteinhalten des Abkommens durch Deutschland bei der ersten Probe, der russischen Tientsin-Konzession vom November 1900, sei wirklich einer der Hauptgründe dafür, daß England sich endgültig von Deutschland abgewendet; angenommen, bei dem Besuch des Kaisers in Windsor, im Februar 1901, habe es noch einmal an einem Haar gehangen, daß Deutschland und England zusammenkamen — „S. M. der Kaiser sagten sodann (zu Metternich), er könne doch nicht immerzu zwischen Russen und Engländern schwanken. Er würde sich dann schließlich zwischen zwei Stühle setzen" (Nr. 4793). — konnte nicht ein wenig offene Freundlichkeit der englischen Minister dazu helfen?

... und von Deutschen

Im November und Dezember 1901 erschienen in der „National Review", der Jingo-Zeitschrift des Deutschenhassers Leo Maxse, einige Aufsätze zur europäischen Politik, die von einem ABC signierenden Kreis slawophiler Skribenten stammten. Professor Halévy hat ihnen in seiner vortrefflichen Studie über den Ursprung der Entente („Revue de Paris", 1924, S. 301) erhebliche Bedeutung zugeschrieben; in der Tat ist kaum vorher die „östliche Orientierung" der englischen Politik so leidenschaftlich gefordert und zugleich so geschickt mit der Feindschaft gegen das Bismarcksche Deutschland insinuiert worden wie in diesen Aufsätzen. Graf Metternich hat damals über die Tendenz der Verfasser berichtet: „Die Folgen eines englisch-russischen Einverständnisses, die man für die Weltpolitik erwartet, lassen sich kurz dahin zusammenfassen: Zusammenbruch des Dreibundes, Lahmlegung Deutschlands, Befreiung Italiens und Österreichs von dem deutschen Drucke; das letztere namentlich soll dadurch in die Lage kommen, nicht nur seine Nationalitätenfragen glücklich, d. h. im slawischen Sinne, zu lösen, sondern auch die unvermeidliche Teilung der Europäischen Türkei durch Übernahme von Albanien und Mazedonien zu ermöglichen." Rußland sollte einen Hafen am Persischen Golf bekommen, wenn es nur dafür verspräche, mit den englischen Feinden Deutschlands gegen die Bagdadbahn, gegen Chamberlains Allianzprojekte, gegen „Mittel-

Digitized by Google

europa" zu arbeiten. (Nr. 5346, 5351.) Die Aufsätze der „National Review" wurden von Sir Henry Drummond Wolff in der „Times" unterstützt und kein Geringerer als Sir Arthur Hardinge knüpfte kurz darauf in einem Gespräch mit Kühlmann an sie an, um darzulegen, daß England sich bisher „stillschweigend als Mitglied des Dreibundes gefühlt" und den Gegensatz zu Rußland betont habe, künftig aber wohl den Ausgleich mit Rußland suchen und leicht finden werde.

Die Aufsätze der „National Review" waren im Einverständnis mit Witte, diesem Börsendiplomaten übelster Form, verfaßt; Subjekte wie Taschitscheff und Wesselitzky kreisten um die Gruppe, die in England diese Politik trieb. In ihrem Mittelpunkt stand Sir Rowland Blennerhasset, den auch Halévy als Autor nennt*. Blennerhasset war es, der den Haß gegen Deutschland hineinbrachte, den Haß des Tschechenfreundes. Blennerhasset war es, der den Haß gegen Preußen hineinbrachte, gegen Bismarck, den Haß jener süddeutschen Katholiken, von denen Lady Blennerhasset eine war. Eine Deutsche, aus gutem bayrischen Adel, hat sie durch ihren Mann zum erstenmal „dem englischen Publikum, im Geist tiefsitzender Feindseligkeit, erzählt, mit was für Mitteln Bismarck die deutsche Einheit zuwege gebracht hatte." (Halévy a. a. O.)

Aus derselben Gruppe kam der wütende Angriff auf die englische Regierung wegen ihres Zusammengehens mit Deutschland in der Venezuela-Frage. Aus derselben Gruppe, wie Sir C. E. Dawkins am 23. April 1903 an Arthur Gwinner schreibt (Nr. 5262, Anlage), der Vorstoß, der die englisch-deutsche Bagdadbahn-Gemeinschaft sprengte und dadurch eine der stärksten Ursachen zum Weltkrieg schuf.

---

* Unter Blennerhassets Namen erschienen The Origin of the Franco-Prussian War of 1870 (Nat. Rev. 40, 216 mit den charakteristischen Bemerkungen über Werthern und der genauen Schilderung des österreichisch-französischen Kriegsplans gegen Preußen 1867); The Formation of the German Empire (N. R. 40, 567: Bayern S. 573); The Rise and Character of Prussian Power (N. R. 40, 906, über „Treitschke").

Digitized by Google

DIE HEILIGE JOHANNA

Dramatische Chronik in sechs Szenen und einem Epilog von

BERNARD SHAW

Deutsch von Siegfried Trebitsch

(Schluß)

Epilog

(Eine nach vielen Tagen der Hitze ruhelose, vom heftigen Windstößen bewegte und von Wetterleuchten durchzuckte Juninacht des Jahres 1456. König Karl VII., ehemals der Dauphin Johannas, jetzt Karl der Siegreiche, einundfünfzig Jahre alt, liegt in einem seiner königlichen Schlösser zu Bett. Das Bett steht auf einer zweistufigen Estrade, und sein Thronhimmel trägt die Stickerei des königlichen Wappens. Es ist ein Viersäulenbett. Außer den Baldachins und den gewaltigen Polstern unterscheidet es nichts von einem breiten Sopha mit Bettwäsche und Vorhängen. So wird vom Fuß des Bettes aus der darin liegt, voll gesehen.

Karl schläft nicht. Er liest im Bett oder sieht sich vielmehr die Bilder von Fouquets Boccacio an, wobei er aus seinen Knien ein Lesepult macht. Große brennende Kerzen aus gemaltem Wachs stehen in Leuchtern zu beiden Seiten. Die Wand hinter dem Bett wird von einem hohen schmalen Spitzbogenfenster zur Rechten Karls durchbrochen, das eine Stufe hoch vom Boden zu öffnen ist. In den anderen Teilen sind die Wände vom Plafond bis zum Boden mit gemalten Vorhängen behängt, die zeitweise im Windzug sich bewegen und dem Raum eine unheimliche Unruhe verleihen. Die vorherrschenden Farben, Gelb und Rot, in diesen hängenden Bildern haben etwas von Flammen, wenn sich die Falten im Winde bauschen.

Die Tür befindet sich rechts von Karl, aber ihm gegenüber, knapp an der von ihm am weitesten entfernten Ecke. Eine Schnarre, hübsch geschnitzt und bunt bemalt, liegt auf dem Bett, ihm zur Hand. Karl wendet ein Blatt. Eine entfernte Uhr schlägt sanft die halbe Stunde. Karl klappt das Buch zu, wirft es beiseite, greift nach der Schnarre und rührt sie energisch, einen ohrenbetäubenden Lärm verursachend. Ladvenu tritt ein, fünfundzwanzig Jahre älter, seltsam und unbeugsamen Wesens. Er trägt noch immer das Kreuz von Rouen. Karl erwartet ihn offenbar nicht, denn er springt aus dem Bett nach der von der Tür am weitesten entfernten Seite.)

Karl: Wer seid Ihr? Wo ist mein Kammerjunker? Was wollt Ihr?

Digitized by Google

Ladvenu: Ich bringe Euch frohe große Freudenbotschaften. Jubelt, o König, denn der Makel Eures Blutes ist getilgt und der Schandfleck aus Eurer Krone fortgewaschen. Endlich triumphiert die lang verzögerte Gerechtigkeit.

Karl: Wovon sprecht Ihr, wer seid Ihr?

Ladvenu: Ich bin Bruder Martin.

Karl: Und wer soll — Hochwürden verzeihen — Bruder Martin sein?

Ladvenu: Ich hielt dieses Kreuz in Händen, als die Jungfrau in Flammen aufging. Fünfundzwanzig Jahre sind seitdem verstrichen, nahezu zehntausend Tage. Und an jedem dieser Tage habe ich zu Gott gebetet, Seiner Tochter auf Erden die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die ihr im Himmel zuteil wurde!

Karl (setzt sich beruhigt auf das Fußende des Bettes): Oh, ich erinnere mich jetzt. Ich habe von Euch gehört. Ihr habt eine fixe Idee über die Jungfrau. Seid Ihr bei der jetzigen Untersuchung zugegen gewesen?

Ladvenu: Ich habe Zeugnis abgelegt.

Karl: Ist sie vorüber?

Ladvenu: Sie ist vorüber.

Karl: Zufriedenstellend?

Ladvenu: Die Wege Gottes sind wunderbar.

Karl: Wieso?

Ladvenu: Bei jenem damaligen Gericht, das eine Heilige als Ketzerin und Hexe auf den Scheiterhaufen geschickt hat, ist die Wahrheit gesagt worden. Das Gesetz wurde hochgehalten, mehr als sonst wurde Barmherzigkeit geübt. Kein Unrecht geschah, bis auf das letzte und furchtbare Unrecht: der lügenhafte Schuldspruch und das erbarmungslose Feuer. Bei dieser Untersuchung, von der ich eben komme, gab es schamlosen Meineid, höfische Bestechung, Verleumdung der Toten, die nach bestem Erkennen ihre Pflicht getan hatte, eine feige Kapitulation der Zeugenschaft, die sich auf törichte, für keinen Ackerknecht glaubhafte Erzählungen stützte. Aber trotz dieser Beleidigung der Gerechtigkeit, dieser Beschimpfung der Kirche, dieser Orgie von Lügen und Torheiten ist in der Mittagssonne auf dem Gipfel des Berges die Wahrheit aufgegangen, Das weiße Kleid der Unschuld ist von den Flecken brennender Reisigbündel gereinigt. Das heilige Leben ist reingewaschen, das teure Herz, das durch die Flamme hindurchlebte, ist eingesegnet. Eine große Lüge ist für

Digitized by Google

immer zum Schweigen gebracht und ein großes Unrecht vor aller Welt wieder gutgemacht worden.

Karl: Mein Freund, vorausgesetzt, daß man nicht länger sagen kann, ich sei von einer Hexe und einer Ketzerin gekrönt worden, werde ich mir keine Gedanken darüber machen, wodurch der Trick gelungen ist. Johanna hätte sich darüber auch keine Gedanken gemacht, wenn es nur zum guten Ende geführt hätte. Sie war nicht von jener Sorte; ich habe sie gekannt. Ist ihre Ehrenrettung vollständig? Ich habe es ziemlich klar ausgesprochen, daß die Sache ernst behandelt werden müsse.

Ladvenu: Es ist feierlich erklärt worden, daß ihre Richter bestochen, Betrüger voll Falschheit und Bosheit waren. Vier Lügen —

Karl: Laßt die Lügen — ihre Richter sind tot.

Ladvenu: Ihr Todesurteil ist umgestoßen, vernichtet, für null und nichtig erklärt, als nichtbestehend verworfen, ohne Wert und Wirkung.

Karl: Gut. Niemand kann meine Krönung jetzt noch anfechten, nicht wahr?

Ladvenu: Weder Karl der Große, noch König David selbst sind heiliger gekrönt worden.

Karl: Ausgezeichnet. Bedenkt, was das für mich bedeutet.

Ladvenu: Ich bedenke, was es für die Jungfrau bedeutet.

Karl: Das könnt Ihr nicht. Keiner von uns hat jemals gewußt, was ihr irgend etwas bedeutet hat. Sie war wie niemand sonst, und sie muß selbst für sich sorgen, wo immer sie sein mag, denn ich kann es nicht, und Ihr auch nicht, was immer Ihr glauben mögt, Ihr seid nicht groß genug dazu. Aber das eine will ich Euch über sie sagen: Wenn Ihr sie zum Leben zurückrufen könntet, würde man sie binnen sechs Monaten abermals verbrennen, obwohl man sie jetzt so anbetet. Und Ihr würdet wieder genau so das Kreuz emporhalten. Laßt sie also ruhen. Ihr und ich, wir wollen uns um unsere eigenen Angelegenheiten kümmern, nicht aber uns in die der Jungfrau einmischen.

Ladvenu: Gott verhüte, daß ich ihrer nicht teilhaftig werde. Von nun an wird mein Weg nicht durch Paläste gehen, noch werden meine Gespräche mit Königen geführt werden.

(Er schreitet hinaus.)

Karl (folgt ihm zur Tür und ruft): Wohl bekomm's, heiliger Mann.

(Er kehrt in die Mitte des Zimmers zurück, wo er stehen bleibt und spöttisch zu sich selber sagt):

Digitized by Google

War das ein komischer Kerl. Wie ist er hereingekommen? Wo sind meine Leute?

(Er geht ungeduldig ans Bett und schwingt die Schnarre. Ein Windstoß durch die offene Tür setzt die Wände in schwingende Bewegung, die Kerzen verlöschen. Er ruft in die Dunkelheit):

Heda, es soll wer kommen und die Fenster schließen. Alles wird herumgeweht werden.

(Ein Wetterleuchten erhellt das Spitzbogenfenster. Eine Gestalt, deren Silhouette am Fenster sichtbar wird.)

Wer ist da? Hilfe, Mord!

(Er schwingt die Schnarre wieder, aber ein Donnerschlag lähmt ihn.)

Johannas Stimme: Still, Karlchen, still. Warum machst du so viel Lärm? Niemand kann dich hören. Du schläfst.

(Sie wird an der Seite des Bettes in einem bleichen grünlichen Licht kaum sichtbar.)

Karl: Johanna. Bist du ein Gespenst, Johanna?

Johanna: Nicht einmal das, mein Lieber. Wie kann ein armes, verbranntes Mädchen ein Gespenst sein? Ich bin nur ein Traum, den du träumst —

(Das Licht wächst, Johanna wird deutlich sichtbar.)

Du siehst älter aus, mein Freund.

Karl: Ich bin auch älter. Schlafe ich wirklich?

Johanna: Du bist eingeschlafen über deinem dummen Buch.

Karl: Das ist sonderbar.

Johanna: Nicht so sonderbar, wie daß ich tot bin, was?

Karl: Bist du wirklich tot?

Johanna: So tot, wie irgendwer jemals tot ist. Ich bin jenseits des Leibes.

Karl: Nein, wahrhaftig. Hat es sehr weh getan?

Johanna: Was?

Karl: Das Verbrennen.

Johanna: O das — ich kann mich nicht mehr genau daran erinnern. Ich glaube zuerst schon, aber dann geriet alles durcheinander, und ich war nicht bei vollem Bewußtsein, ehe ich jenseits meines Körpers war. Aber du, spiele ja nicht mit dem Feuer und dem Glauben, daß es dir nicht weh tun wird. Wie ist es dir seither ergangen?

Karl: O, nicht schlecht. Weißt du, daß ich meine Armee tatsächlich angeführt und Schlachten gewonnen habe? Bis an den Gürtel

Digitized by Google

bin ich in Schlamm und Blut gewatet. Hinunter in den Festungsgraben und die Leitern hinauf, während es Steine und heißes Pech geregnet hat. So wie du.

Johanna: Nein! Habe ich schließlich doch einen Mann aus dir gemacht, Karlchen!

Karl: Ich bin jetzt Karl der Siegreiche. Ich mußte tapfer sein, weil du es warst. Agnes hat mich auch ein wenig tapfer gemacht.

Johanna: Agnes? Wer war Agnes?

Karl: Agnes Sorel — ein Weib, in das ich mich verliebte. Ich träume oft von ihr. Von dir habe ich früher nie geträumt.

Johanna: Ist sie tot wie ich?

Karl: Ja. Aber sie war nicht so wie du — sie war sehr schön.

Johanna (lacht herzlich): Hahaha! Ich war nicht schön. Ich bin immer ein Rauhbein gewesen — ein richtiger Soldat. Ich hätte fast ebensogut ein Mann sein können. Ich hätte euch allen dann nicht so viel zu schaffen gemacht. Aber mein Haupt war im Himmel und die Glorie Gottes ruhte auf mir. Mann oder Weib, ich würde euch zu schaffen gemacht haben, solange eure Nasen im Schlamm steckten. Nun sag mir, was geschehen ist, seit ihr weisen Männer nichts Besseres mit mir anzufangen wußtet, als einen Haufen Asche aus mir zu machen. Was hat dich veranlaßt, gerade in dieser Nacht von mir zu träumen?

Karl: Deine Mutter und Brüder haben die Gerichtshöfe belangt, damit dein Fall noch einmal verhandelt werde, und die Gerichtshöfe haben erklärt, daß deine Richter bestochen, Betrüger und voll Falschheit und Bosheit waren.

Johanna: Das nicht. Sie waren ein so anständiger Haufe armer Narren wie alle, die Menschen jemals verbrannt haben, die wertvoller waren als sie selbst.

Karl: Das Urteil über dich ist aufgehoben, vernichtet, für null und nichtig erklärt, als nichtbestehend verworfen, ohne Wert und Wirkung.

Johanna: Ich bin trotzdem verbrannt worden. Kann man das ungeschehen machen?

Karl: Und wenn sie's könnten, sie würden sich's zweimal überlegen, ehe sie's täten. Aber man hat angeordnet, daß zu deinem ewigen Andenken und zu deiner Erlösung dort, wo der Scheiterhaufen stand, ein wundervolles Kreuz errichtet werde.

Johanna: Andenken und Erlösung — heiligen das Kreuz — nicht

Digitized by Google

aber heiligt das Kreuz das Andenken und die Erlösung. Ich werde dieses Kreuz überdauern. An mich wird man sich noch erinnern, wenn die Menschen vergessen haben, wo Rouen gestanden hat.

Karl: Du bist noch genau so eingebildet wie früher. Ich glaube, du könntest mir ein Wort des Dankes dafür sagen, daß ich dir endlich Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Cauchon (erscheint plötzlich am Fenster): Lügner!

Karl: Danke schön!

Johanna: Wahrhaftig, das ist doch der alte Peter Cauchon? Wie geht's dir, Peter? Hast du Glück gehabt, seit du mich verbrannt hast?

Cauchon (kommt zwischen ihnen nach vorn): Nein, ich klage die menschliche Gerechtigkeit an, es ist nicht die göttliche Gerechtigkeit.

Johanna: Träumst du noch immer von Gerechtigkeit, Peter? Sieh, was die Gerechtigkeit aus mir gemacht hat. Aber was ist dir widerfahren? Bist du tot oder lebendig?

Cauchon: Tot. Entehrt. Sie haben mich übers Grab hinaus verfolgt. Sie haben meinen Leichnam exkommuniziert, sie haben ihn ausgegraben und ihn in die Kloake geworfen.

Johanna: Dein Leichnam hat den Spaten und die Kloake nicht so empfunden, wie mein lebender Körper das Feuer empfunden hat.

Cauchon: Aber was sie gegen mich unternommen haben, schändet die Gerechtigkeit, zerstört den Glauben, untergräbt die Grundlagen der Kirche. Die feste Erde wie das verräterische Meer wanken unter den Füßen der Menschen wie der Geister, wenn Unschuldige im Namen des Gesetzes erschlagen werden und wenn man das ihnen zugefügte Unrecht ungeschehen machen will, indem man die Herzensreinen verleumdet.

Johanna: Na, na, Peter. Ich hoffe, die Menschen werden besser werden durch die Erinnerung an mich, und sie würden sich nicht so gut an mich erinnern, wenn du mich nicht verbrannt hättest.

Cauchon: Sie werden schlimmer werden, wenn sie sich an mich erinnern. Sie werden in mir das Böse sehen, das über das Gute, die Lüge, die über die Wahrheit, die Grausamkeit, die über die Barmherzigkeit, die Hölle, die über den Himmel triumphiert. Ihr Mut wird wachsen, wenn sie dein gedenken, und hinschwinden, wenn sie mein gedenken. Dennoch ist Gott mein Zeuge, daß ich gerecht war. Ich war barmherzig, ich war meiner Überzeugung treu. Ich konnte nicht anders handeln, als ich gehandelt habe.

Digitized by Google

Karl (kichernd): Ja, es sind immer die guten Menschen, die das größte Unheil anrichten. Schau' mich an. Ich bin weder Karl der Gute, noch Karl der Weise, noch Karl der Kühne. Die Anbeter Johannas mögen mich sogar Karl den Feigling nennen, weil ich sie nicht den Flammen entrissen habe. Aber ich habe doch weniger Schaden angerichtet als irgendeiner von euch. Ihr Leute mit dem Kopf im Himmel verbringt eure ganze Zeit mit dem Versuch, die Welt um und um zu kehren — aber ich nehme die Welt, wie sie ist, und sage: Oben soll oben bleiben und mit meiner Nase bleibe ich hübsch dicht an der Erde. Und jetzt frage ich euch: Welcher König von Frankreich hat es besser gemacht als ich oder war auf seine bescheidene Weise eine besserer Kerl?

Johanna: Du bist wirklich König von Frankreich, Karlchen? Sind die Engländer fort?

Dunois (tritt durch die Tapeten zu Johannas Rechten. Die Kerzen flammen im selben Augenblick wieder auf, seine Rüstung und seinen Mantel hell beleuchtend): Ich habe mein Wort gehalten, die Engländer sind vertrieben.

Johanna: Gott sei gelobt. Jetzt ist das schöne Frankreich eine Provinz des Himmels. Erzähl' mir alle Einzelheiten von der Schlacht, Hans. Hast du sie angeführt? Bist du der Feldherr Gottes bis an deinen Tod gewesen?

Dunois: Ich bin nicht tot. Mein Leib schläft sehr behaglich in meinem Bett zu Chateaudun, aber mein Geist wird von dem deinigen hierhergerufen.

Johanna: Und du hast sie auf meine Weise bekämpft, was, Hans? Nicht auf die alte Weise, um Lösegelder schachernd, sondern auf die Weise der Jungfrau, das Leben gegen den Tod einsetzend, hochgemuten Herzens, demütig und frei von Bosheit und ohne irgend etwas anderes gelten zu lassen unter Gottes Sonne als die Freiheit Frankreichs und der Franzosen. Ist es auf meine Weise geschehen, Hans?

Dunois: Nun ja, es geschah auf irgendeine Weise, die zum Sieg führen konnte. Aber die siegreiche Weise war immer deine Weise. Ich halte dich für das beste Mädel! Ich habe einen schönen Brief geschrieben, um dich bei der neuen Gerichtsverhandlung Frankreich gegenüber ins richtige Licht zu setzen. Vielleicht hätte ich den Priestern nie gestatten sollen, dich zu verbrennen — aber ich war mit dem Kampfe beschäftigt, und das andere war Sache der Kirche

Digitized by Google

und nicht die meine. Es wäre zwecklos gewesen, uns beide verbrennen zu lassen, nicht wahr?

Cauchon: Ach, du gibst den Priestern die Schuld. Aber ich, der ich jenseits von Lob und Tadel stehe, sage dir, Johanna, daß die Welt weder durch ihre Priester, noch durch ihre Soldaten, sondern nur durch Gott und seine Heiligen erlöst werden wird. Die streitbare Kirche hat zwar das Weib, das du warst, ins Feuer geworfen, aber als du branntest, leuchteten selbst die Flammen zum Glanze der triumphierenden Kirche.

(Die Glocke schlägt das dritte Viertel. Eine rauhe, unbekümmerte männliche Stimme wird vernehmbar, wie sie eine improvisierte Melodie trällert.)

Rumtum, rumpeldum.
Fetter Speck und rumpeldum.
Alter Heil'ger rumpeldum.
Stoß ihn vorwärts stumpeldum.
O meine Anna Marie.

(Ein wüster englischer Soldat tritt durch den Vorhang und marschiert zwischen Dunois und Johanna herein.)

Dunois: Was für ein verruchter Troubadour hat dich diese Knittelverse gelehrt?

Soldat: Kein Troubadour. Wir haben das selber erfunden, während wir marschierten. Wir waren keine Edelleute und Troubadoure. Die Musik geradeswegs aus dem Herzen des Volkes sozusagen.

Rumpeldum, rumpeldum. Fetter Speck und rumpeldum. Alter Heil'ger mumpeldum. Stoß ihn vorwärts stumpeldum. Das bedeutet überhaupt nichts, aber es hilft einem beim Marschieren.

Ergebener Diener, meine Damen und Herren. Wer hat einen Heiligen verlangt?

Johanna: Bist du ein Heiliger?

Soldat: Ja, Euer Gnaden, geradewegs aus der Hölle.

Dunois: Ein Heiliger und aus der Hölle?

Soldat: Ja, edler Feldherr. Ich habe einen Tag Urlaub, wißt Ihr. Das ist meine Belohnung für meine einzige gute Tat.

Cauchon: Elender. In all den Jahren deines Lebens hast du nur eine einzige gute Tat getan?

Soldat: Ich habe mir darüber nie Gedanken gemacht. Es geschah ganz unwillkürlich, aber man hat es mir gutgeschrieben.

Karl: Was war es?

Digitized by Google

Soldat: Na, das Dümmste, was Ihr je gehört habt. Ich —

Johanna: Er hat zwei Stöcke zusammengebunden und sie einem armen Mädchen gereicht, das verbrannt werden sollte.

Soldat: Richtig. Wer hat Euch das erzählt?

Johanna: Einerlei. Würdest du sie erkennen, wenn du sie jemals wiedersähest?

Soldat: Gewiß nicht. Es gibt so viele Mädchen, und sie alle erwarten, daß man sich ihrer erinnere, als wenn es nur eine einzige auf der Welt gäbe. Die muß von der besten Sorte gewesen sein, denn ihretwegen habe ich jährlich einen Tag Urlaub, und so bin ich bis Punkt zwölf Uhr ein Heiliger, zu euren Diensten, edle Herren und schöne Damen.

Karl: Und nach zwölf Uhr?

Soldat: Nach zwölf Uhr? Zurück an den einzigen Ort, der für meinesgleichen taugt.

Johanna: Dorthin zurück? Du? der du dem Mädchen das Kreuz gereicht hast?

Soldat (entschuldigt sein unmilitärisches Benehmen): Nun, sie hat danach verlangt — und man war im Begriff, sie zu verbrennen. Sie hatte ein ebenso großes Recht auf ein Kreuz, wie die andern, die Dutzende davon hatten. Es war ihr Begräbnis, nicht das der andern. Was war da Böses dabei?

Johanna: Mann, ich mache dir keinen Vorwurf, aber ich kann es nicht ertragen, dich in Qual zu wissen.

Soldat (fröhlich): Keine große Qual, Gnädigste. Seht Ihr, ich war an Schlimmeres gewöhnt.

Karl: Was? Schlimmeres als die Hölle?

Soldat: Fünfzehn Dienstjahre in französischen Kriegen. Die Hölle war danach ein Festessen. Sie paßt mir irgendwie ganz gut. Der freie Tag war zuerst langweilig wie ein nasser Sonntag. Jetzt hab' ich nicht so viel dagegen. Man sagt mir, ich kann, wenn ich es wünsche, beliebig viel Urlaub haben.

Karl: Wie ist die Hölle?

Soldat: Ihr werdet sie nicht so übel finden, Herr. Lustig, als wenn man immer betrunken wäre, ohne die Mühe und die Auslagen des Trinkens. Auch Gesellschaft ersten Ranges: Kaiser, Päpste, Könige und allerlei. Man beschimpfte mich, weil ich dem jungen Ding das Kreuz gab, aber ich mache mir nichts daraus. Ich stehe meinen Mann und sage ihnen, daß sie auch wäre, wo sie sind, hätte sie

Digitized by Google

nicht ein besseres Recht auf das Kreuz gehabt als sie. Das machte sie verstummen, jawohl. Alles, was sie dagegen tun können, ist Zähneknirschen, wie es in der Hölle üblich ist. Und ich lache und gehe meiner Wege und singe das alte Lied rumpeldum, rumpeldum ... Heda, wer klopft an der Tür?

(Alle horchen. Ein langes, sanftes Klopfen wird gehört.)

Karl: Herein!

(Die Tür geht auf, und ein alter, weißhaariger, gebeugter Priester mit einem dummen, aber wohlwollenden Lächeln tritt ein und trabt hinüber zu Johanna.)

Der neue Ankömmling: Verzeiht mir, liebe Herren und liebe Damen, laßt euch nicht stören. Ich bin nur ein armer, alter, harmloser englischer Geistlicher, weiland Kaplan Seiner Eminenz des Kardinals von Winchester. Hm, ja, Johann von Stogumber steht euch zu Diensten. (Er blickt sie fragend an.) Habt ihr etwas gesagt? Ich bin leider ein wenig taub, auch ein wenig — na, nicht immer recht beisammen vielleicht, aber ich komme immerhin doch auch nur aus einem kleinen Dorf mit einfachen Menschen. Man liebt mich dort, und ich kann ein wenig Gutes tun. Ich bin aus guter Familie, müßt ihr wissen, und man verwöhnt mich.

Johanna: Armer, alter Johann, was hat dich so heruntergebracht?

Stogumber: Ich sage meinen Leuten, daß sie sehr vorsichtig sein müssen. Ich sage ihnen: Wenn ihr das sehen könntet, was ihr bloß denkt, würdet ihr ganz anders darüber denken. Es würde euch einen großen Stoß versetzen, oh, einen großen Stoß. Und sie sagen alle: „Ja, Hochwürden, wir wissen alle, daß Ihr ein guter Mann seid und keiner Fliege etwas zuleide tun könnt." Das ist ein großer Trost für mich, denn ihr müßt wissen, ich bin von Natur nicht grausam.

Soldat: Wer behauptet denn, daß Ihr es seid?

Stogumber: Na, ihr müßt nämlich wissen, daß ich einmal etwas sehr Grausames tat, weil ich nicht wußte, was Grausamkeit ist. Ich hatte so etwas vorher nie mit angesehen. Und darauf kommt es an. Man muß es mit ansehen, dann ist man erlöst und errettet.

Cauchon: Haben Euch die Leiden unseres Herrn Christi nicht genügt?

Stogumber: Nein, o nein, durchaus nicht. Ich hatte sie auf Bildern gesehen und davon in Büchern gelesen und geglaubt, daß sie mich sehr gerührt hätten, aber es war zwecklos. Nicht unser Herr hat mich erlöst, sondern ein junges Frauenzimmer, das ich

Digitized by Google

tatsächlich zu Tode brennen sah. Es war fürchterlich, oh, fürchterlich; aber es erlöste mich. Ich bin seitdem ein ganz anderer geworden, obgleich ich von dem Augenblick an bisweilen ein wenig den Verstand verloren habe.

Cauchon: Dann müßte also in jeder Generation ein Christ unter Qualen zugrunde gehen, um jene zu erlösen, denen es an Vorstellungskraft fehlt?

Johanna: Nun, ich bin nicht vergeblich verbrannt worden, wenn ich alle gerettet habe, gegen die er grausam gewesen wäre, wenn er es nicht gegen mich hätte sein können. Nicht wahr?

Stogumber: O nein. Du warst es nicht. Meine Augen sind schlecht. Ich kann deine Gesichtszüge nicht erkennen, aber du bist nicht sie, o nein. Sie ist verbrannt, tot und dahin, tot und dahin.

(Der Scharfrichter tritt hinter den Bettvorhängen zu Karls linker Seite hervor, das Bett steht zwischen ihnen.)

Scharfrichter: Sie ist lebendiger als Ihr, alter Mann. Ihr Herz wollte im Feuer nicht brennen und im Wasser nicht untersinken. Ich war ein Meister meines Handwerks; besser als der Scharfrichter von Paris, besser als der Scharfrichter von Toulouse, aber die Jungfrau vermochte ich nicht zu töten. Sie ist überall da und lebendig.

(Der Herzog von Warwick kommt aus den Bettvorhängen von der andern Seite und tritt zu Johannas Linken.)

Warwick: Gnädiges Fräulein, ich beglückwünsche Euch zu Eurer Ehrenrettung. Ich fühle, daß ich mich bei Euch entschuldigen muß.

Johanna: O bitte, laßt nur.

Warwick (liebenswürdig): Die Verbrennung war nur eine politische Notwendigkeit. Ich versichere Euch, es gab kein persönliches Übelwollen gegen Euch.

Johanna: Ich hege keinen Groll, Mylord.

Warwick: Danke. Es ist sehr freundlich von Euch, mir auf diese Weise entgegenzukommen. Ein Zeichen echter Wohlerzogenheit. Aber ich muß in weitestem Maße darauf bestehen, mich zu entschuldigen. Es ist freilich wahr, daß diese politischen Notwendigkeiten sich manchmal als politische Irrtümer erweisen. Wir haben uns schrecklich blamiert. Denn Euer Geist geht um, gnädiges Fräulein, trotz unserer Reisigbündel. Die Geschichte wird um Euretwillen meiner gedenken, obgleich die Umstände unseres Zusammentreffens vielleicht ein wenig unglücklich gewesen sind.

Johanna: Ja, vielleicht ein wenig, Ihr spaßiger Mann!

Digitized by Google

Warwick: Immerhin. Wenn man Euch zu einer Heiligen macht, werdet Ihr Euren Heiligenschein mir zu verdanken haben, genau so, wie dieser glückliche Monarch Euch seine Krone verdankt.

Johanna: Ich verdanke keinem Menschen etwas. Ich verdanke alles dem Geist Gottes, der in mir gewesen ist. Aber stellt Euch nur einmal mich als Heilige vor. Was würden die heilige Katharina und die heilige Margaretha dazu sagen, wenn die Schafhirtin neben sie gestellt würde?

(Ein geistlich aussehender Herr in schwarzem Gehrock und Hose mit einem Zylinder nach der Mode des Jahres 1920 tritt durch die Tür ein und zieht die Aufmerksamkeit dadurch auf sich, daß er sie heftig hinter sich zuschlägt. Alle wenden sich um und rücken dicht zusammen, um ihn von der entgegengesetzten Seite des Zimmers anzustarren, dann brechen sie in unbeherrscht starres Gelächter aus.)

Der Herr: Warum diese Heiterkeit, meine Herren?

Warwick: Ich beglückwünsche Euch zu der Erfindung eines ganz ungewöhnlich komischen Kleides.

Der Herr: Ich verstehe kein Wort. Ihr seid alle kostümiert, ich bin anständig gekleidet.

Dunois: Jedes Kleid ist ein Kostüm, nicht wahr? Mit Ausnahme unserer natürlichen Haut.

Der Herr: Verzeiht. Ich komme in einer ernsten Angelegenheit und kann mich nicht auf leichtsinnige Auseinandersetzungen einlassen. Ich bin hergesandt, um euch anzukündigen, daß Johanna von Arc, einst bekannt als „die Jungfrau", zum Gegenstand einer vom Bischof von Orleans angeordneten Untersuchung gemacht wurde . . .

Johanna (unterbrechend): Ah, man erinnert sich meiner noch in Orleans —

Der Herr (beachtet die Unterbrechung nicht): . . . wegen des Anspruches der genannten Johanna von Arc, heiliggesprochen zu werden.

Johanna: Aber ich habe niemals einen solchen Anspruch erhoben.

Der Herr (wie zuvor): Die Kirche hat den Anspruch auf dem gewöhnlichen Rechtswege in erschöpfender Weise behandelt, und da sie die genannte Johanna nacheinander in den Rang einer Anbetungswürdigen und Gesegneten erhoben hat —

Johanna (kichernd): Ich soll anbetungswürdig sein —

Der Herr: — erklärte sie schließlich, Johanna sei mit heldenmütigen Tugenden ausgestattet und mit göttlichen Offenbarungen begnadet worden, deshalb beruft sie die genannte anbetungswürdige und gesegnete

Digitized by Google

Johanna in die Gemeinschaft der triumphierenden Kirche als „Die Heilige Johanna".

Johanna (verzückt): Die heilige Johanna.

Der Herr: An jedem Dreißigsten des Monats Mai, dem Jahrestag des Todes der genannten, überaus gesegneten Tochter Gottes, soll in jeder katholischen Kirche bis ans Ende aller Tage eine besondere Messe zu ihrem Gedächtnis gelesen werden. Und es wird gesetzlich angeordnet, ihr eine besondere Kapelle zu widmen, und ihr Bild auf dem Altar in jedem dieser Heiligtümer aufzustellen. Und den Gläubigen soll befohlen werden, niederzuknien und ihre Gebete durch die Heiligen an den Sitz des Allbarmherzigen aufsteigen zu lassen.

Johanna: O nein, zu knien, es ist Sache des Heiligen.

(Sie fällt, noch immer verzückt, auf die Knie.)

Der Herr: In der Basilica vaticana am 16. Mai neunzehnhundertzwanzig.

Dunois: In einer halben Stunde wurdest du verbrannt, und vier Jahrhunderte waren nötig, um die Wahrheit über dich zu erforschen.

Stogumber: Herr, ich bin einmal Kaplan des Kardinals von Winchester gewesen. Sie pflegten ihn immer den Kardinal von England zu nennen. Es wäre für mich und meinen Herrn ein großer Trost, wenn wir in der Winchester Kathedrale eine schöne Statue der Jungfrau haben könnten. Glaubt Ihr, daß man dort eine errichten wird?

Der Herr: Da das Gebäude zur Zeit in den Händen der anglikanischen Ketzerei ist, kann ich dafür nicht einstehen.

(Eine Vision der Statue in der Winchester Kathedrale wird durch das Fenster sichtbar.)

Stogumber: Seht, seht, das ist Winchester.

Johanna (erhebt sich von den Knien und wendet sich gegen das Fenster): Soll ich das sein? Ich stand fester auf den Beinen.

(Die Vision schwindet hin.)

Der Herr: Ich wurde von den weltlichen Behörden Frankreichs ersucht, zu erwähnen, daß die Anhäufung öffentlicher Statuen der Jungfrau sich zu einem Verkehrshindernis auszuwachsen droht. Ich tue das aus Höflichkeit den genannten Autoritäten gegenüber, muß aber vom Standpunkt der Kirche betonen, daß das Pferd der Jungfrau kein größeres Verkehrshindernis ist als irgendein anderes Pferd.

Johanna: Oh, ich bin froh, daß man mein Pferd nicht vergessen hat.

(Eine Vision der Statue vor der Kathedrale zu Reims wird sichtbar.)

Digitized by Google

Johanna: Soll auch dieses kleine komische Ding mich darstellen?

Karl: Das ist die Kathedrale zu Reims, wo du mich gekrönt hast. Das mußt du sein.

Johanna: Wer hat mein Schwert zerbrochen? Mein Schwert wurde niemals zerbrochen, es ist das Schwert Frankreichs.

Dunois: Mach' dir nichts draus. Schwerter können ersetzt werden — deine Seele ist ungebrochen und du bist die Seele Frankreichs.

(Die Vision schwindet hin. Der Erzbischof und der Inquisitor sind jetzt rechts und links von Cauchon sichtbar.)

Johanna: Mein Schwert soll noch siegen, das Schwert, das niemals einen Streich vertan. Obgleich die Menschen meinen Leib zerstört haben, mit meiner Seele habe ich Gott gesehen.

Cauchon (kniet vor ihr nieder): Die Mägde im Felde preisen dich, denn du hast ihre Augen erhoben, und sie sehen, daß nichts zwischen ihnen und dem Himmel ist.

Dunois (kniet vor ihr nieder): Die sterbenden Soldaten preisen dich, weil du, ein Schild des Ruhmes, zwischen ihnen und dem Jüngsten Gerichte stehst.

Erzbischof (kniet vor ihr nieder): Die Kirchenfürsten preisen dich, weil du den Glauben wieder aufgerichtet hast, den ihre Weltlichkeit in den Staub gezogen hat.

Warwick (kniet vor ihr nieder): Die schlauen Ratgeber preisen dich, weil du die Knoten zerhauen hast, mit denen sie ihre eigenen Seelen gefesselt hatten.

Stogumber (kniet vor ihr nieder): Die törichten alten Männer auf ihrem Totenbett preisen dich, weil ihre Sünden gegen dich in Segnungen verwandelt werden.

Inquisitor (kniet vor ihr nieder): Die Richter in ihrer Blindheit und unter dem Zwang des Gesetzes preisen dich, weil du das Sehvermögen und die Freiheit der lebendigen Seele verteidigt hast.

Soldat (kniet vor ihr nieder): Die Verdammten der Hölle preisen dich, weil du ihnen gezeigt hast, daß ein Feuer, das nicht gelöscht wird, ein heiliges Feuer ist.

Scharfrichter (kniet vor ihr nieder): Die Folterknechte und Scharfrichter preisen dich, weil du gezeigt hast, daß ihre Hände am Tode der Seele schuldlos sind.

Karl (kniet vor ihr nieder): Die Schwachmütigen preisen dich, weil du die heldenmütigen Taten, die für sie zu schwer sind, auf deine eigenen Schultern genommen hast.

Digitized by Google

Johanna: Wehe mir, wenn mich alle Menschen preisen. Ich heiße euch daran denken, daß ich eine Heilige bin und daß Heilige Wunder wirken können. Und jetzt sagt mir: Soll ich vom Tode auferstehen und als lebendiges Weib zu euch zurückkehren?

(Eine plötzliche Finsternis verwischt die Wände des Zimmers, und alle springen entsetzt auf die Beine. Nur die Gestalten und das Bett bleiben sichtbar.)

Johanna: Was? Muß ich wieder brennen? Ist keiner von euch bereit, mich zu empfangen?

Cauchon: Der Ketzer ist noch immer besser tot als lebendig, und sterbliche Augen können den Heiligen vom Ketzer nicht unterscheiden. Verschone sie. (Er geht hinaus wie er kam.)

Dunois: Vergib uns, Johanna. Wir sind noch nicht gut genug für dich. Ich werde wieder in mein Bett zurückkehren. (Auch er geht.)

Warwick: Wir bedauern aufrichtig unsern kleinen Irrtum. Aber politische Notwendigkeiten, wenn auch manchmal irrig, sind doch gebieterisch. Seid also so freundlich, mich zu entschuldigen. (Er stiehlt sich behutsam hinaus.)

Erzbischof: Deine Wiederkehr würde aus mir nicht den Menschen machen, für den du mich einmal gehalten hast. Das Äußerste, was ich sagen kann, ist, daß ich, obgleich ich nicht wage, dich zu segnen, dennoch hoffe, dereinst mit dir die Glückseligkeit zu teilen. Inzwischen aber — (Auch er geht.)

Inquisitor: Ich, auch einer von den Toten, bezeugte an jenem Tage deine Unschuld, aber ich sehe nicht, wie es unter den bestehenden Umständen möglich gewesen wäre, auf die Inquisition zu verzichten. Daher — (Er geht.)

Stogumber: Oh, kehre nicht zurück. Du darfst nicht wiederkehren. Ich muß in Frieden sterben. Gib uns Frieden für unsere Lebenstage, o Gott! (Er geht.)

Der Herr: Die Möglichkeit deiner Wiederauferstehung wurde in den letzten Verhandlungen über deine Heiligsprechung nicht in Betracht gezogen. Ich muß nach Rom zurückkehren, um neue Weisungen einzuholen. (Er verneigt sich förmlich und geht durch die Tür hinaus.)

Scharfrichter: Als ein Meister meines Berufes muß ich dessen Interessen wahren. Und schließlich gilt meine erste Pflicht meinem Weibe und meinen Kindern. Ich brauche Zeit, um über deine Wiederkehr nachzudenken. (Er geht.)

Digitized by Google

Karl: Arme, alte Johanna. Sie sind alle vor dir davongelaufen bis auf diesen Schurken, der um zwölf Uhr in die Hölle zurückkehren muß. Und was kann ich anderes tun als dem Beispiel von Hans Dunois folgen und auch wieder zu Bett gehen?

Johanna (traurig): Gute Nacht, Karlchen.

Karl (murmelt in seine Kissen): Gu — Na — (Er schläft ein, die Dunkelheit umhüllt das Bett.)

Johanna (zum Soldaten): Und du, mein einziger Getreuer? Welchen Trost hast du für die heilige Johanna?

Soldat: Nun, was sind sie alle miteinander wert, diese Könige und Feldherrn, Bischöfe, Gesetzgeber und ihresgleichen. Sie lassen einen einfach in der Gosse verkommen und dann begegnet man ihnen bald unten in der Hölle trotz all ihrer Großtuerei. Ich behaupte, daß man genau soviel Recht auf seine Ansichten hat, vielleicht sogar ein besseres, als jene es auf die ihrigen haben. (Er bereitet sich zu einer Rede über diesen Gegenstand vor.) Siehst du, das ist so: Wenn — (Der erste Schlag der Mitternachtsstunde wird von einer entfernten Glocke leise hörbar.) Entschuldige mich, eine dringende Verabredung — (Er geht auf den Zehenspitzen hinaus. Die letzten verweilenden Lichtstrahlen gehen in einen weißen Glanz über, der sich auf Johanna herabsenkt. Die Stunde schlägt weiter.)

Johanna: O Gott, der du diese wundervolle Erde geschaffen hast, wie lange wird es dauern, bis sie wert sein wird, deine Heiligen zu empfangen, wie lange, o Gott, wie lange?

Vorhang

NOCH JEMAND

von

THOMAS MANN

Lange Tage, die längsten, sachlich gesprochen und mit Bezug auf die Anzahl ihrer Sonnenstunden; denn ihrer Kurzweiligkeit vermochte astronomische Ausdehnung nichts anzuhaben, weder was jeden einzelnen betraf, noch ihre einförmige Flucht. Frühlings-Nachtgleiche lag fast drei Monate zurück, Sommersonnenwende war da. Aber das

Digitized by Google

natürliche Jahr bei uns hier oben folgte dem Kalender zurückhaltend: erst jetzt, erst dieser Tage war endgültig Frühling geworden, ein Frühling noch ohne alle Sommerschwere, würzig, dünnluftig und leicht, mit silbrig strahlender Himmelsbläue und kindlich kunterbunter Wiesenblüte.

Hans Castorp fand an den Hängen dieselben Blumen wieder, von denen Joachim freundlicherweise ihm einige letzte einst zur Begrüßung ins Zimmer gestellt: Schafsgarbe und Glockenblumen, — ein Zeichen für ihn, daß das Jahr in sich selber lief. Allein was hatte sich nun nicht alles aus dem jungen, smaragdenen Grase der Schrägen und Wiesengebreite des Grundes an organischem Leben als Stern, Kelch und Glocke oder von unregelmäßigerer Gestalt, die sonnige Luft mit trockener Würze erfüllend, hervorgebildet: Pechnelken und wilde Stiefmütterchen in ganzen Massen, Gänseblümchen, Margueriten, Primeln in Gelb und Rot, viel schöner und größer, als Hans Castorp sie im Flachlande je erblickt zu haben meinte, soweit er dort unten darauf achtgegeben; dazu die nickenden Soldanellen mit ihren gewimperten Glöckchen, blau, purpurn und rosig, eine Spezialität dieser Sphäre.

Er pflückte von all der Lieblichkeit, trug Sträuße heim, ernsten Sinnes und nicht sowohl zum Schmuck seines Zimmers, als zur streng wissenschaftlichen Bearbeitung, wie er es sich vorgesetzt. Einiges floristische Rüstzeug war angeschafft, ein Lehrbuch der allgemeinen Botanik, ein handlicher kleiner Spaten zum Ausheben der Pflanzen, ein Herbarium, eine kräftige Lupe; und damit wirtschaftete der junge Mann in seiner Loggia, — sommerlich gekleidet nun wieder, in einen der Anzüge, die er damals gleich mit sich heraufgebracht, — auch dies ein Merkmal der Jahresrundung.

Frische Blumen standen in mehreren Wassergläsern auf den Möbelplatten des inneren Zimmers, auf dem Lampentischchen zur Seite seines vorzüglichen Liegestuhls. Blumen, halb welk, schon matt, aber noch in Saft, fanden sich lose auf der Balkonbrüstung, am Boden der Loggia verstreut, während andere, wohlausgebreitet, zwischen Löschpapierbogen, die ihre Feuchtigkeit tranken, der Presse von Steinen unterlagen, damit Hans Castorp die flachen Trockenpräparate mit gummierten Papierstreifen in sein Album kleben könnte. Er lag, die Knie hochgezogen, dazu noch eins über das andere geschlagen, und während der Rücken des offen umgelegten Leitfadens auf seiner Brust einen Dachfirst bildete, hielt er das dickgeschliffene Rund des Ver-

Digitized by Google

größerungsglases zwischen seine einfachen blauen Augen und eine Blüte, deren Krone er teilweise mit dem Taschenmesser entfernt hatte, um besser den Fruchtboden studieren zu können, und die hinter der starken Linse zum abenteuerlich fleischigen Gebilde schwoll. Da schütteten die Staubbeutel, an der Spitze der Filamente, ihren gelben Pollen aus, vom Ovarium starrte der narbige Griffel, und legte man einen Schnitt durch ihn, so konnte man den zarten Kanal betrachten, durch den die Pollenkörner und -schläuche von zuckriger Ausscheidung in die Fruchtknotenhöhle geschwemmt wurden. Hans Castorp zählte, prüfte und verglich; er untersuchte Bau und Stellung der Kelch- und Blumenblätter wie der männlichen und weiblichen Geschlechtsorgane, beaufsichtigte die Übereinstimmung dessen, was er sah, mit schematischen und natürlichen Abbildungen, stellte die wissenschaftliche Richtigkeit in dem Bau ihm bekannter Pflanzen mit Befriedigung fest und ging dazu über, solche, die er nicht zu nennen gewußt hätte, an der Hand des Linné nach Abteilung, Gruppe, Ordnung, Art, Familie und Gattung zu bestimmen. Da er viel Zeit hatte, gelangen ihm einige Fortschritte in botanischer Systematik auf Grund vergleichender Morphologie. Unter die getrocknete Pflanze ins Herbarium schrieb er kalligraphisch den lateinischen Namen, den die humanistische Wissenschaft ihr galanterweise beigelegt, schrieb ihre kennzeichnenden Eigenschaften dazu und zeigte es dem guten Joachim, der sich wunderte.

Am Abend betrachtete er die Gestirne. Ein Interesse für das in sich laufende Jahr hatte ihn überkommen, — der doch schon einige zwanzig Sonnenumläufe auf Erden verbracht und sich noch niemals um dergleichen gekümmert hatte. Wenn wir selbst uns unwillkürlich in Ausdrücken wie „Frühlings-Nachtgleiche“ bewegten, so geschah es in seinem Geist und schon in Hinsicht auf Gegenwärtiges. Denn dieser Art waren die Termini, die er neuerdings um sich zu streuen liebte, und auch durch hier einschlagende Kenntnisse setzte er seinen Vetter ins Erstaunen.

„Jetzt ist die Sonne nahe daran, ins Zeichen des Krebses zu treten,“ mochte er auf einem Spaziergang beginnen, „bist du dir darüber im klaren? Das ist das erste Sommerzeichen des Tierkreises, verstehst du? Es geht nun über den Löwen und die Jungfrau auf den Herbstpunkt zu, den einen Äquinoktialpunkt, gegen Ende September, wenn wieder der Sonnenort auf den Himmelsäquator fällt, wie neulich im März, als die Sonne in den Widderpunkt trat.“

Digitized by Google

„Das ist mir entgangen", sagte Jochim mürrisch. „Was redest denn du dir da so geläufig zusammen? Widderpunkt? Tierkreis?"

„Allerdings, der Tierkreis; zodiacus. Die uralten Himmelszeichen, — Skorpion, Schütze, Steinbock, aquarius und wie sie heißen, wie soll man sich dafür nicht interessieren! Es sind zwölf, das wirst du wenigstens wissen, drei für jede Jahreszeit, die aufsteigenden und die niedersteigenden, der Kreis der Sternbilder, durch die die Sonne wandert, — großartig, meiner Ansicht nach! Stelle dir vor, daß man sie in einem ägyptischen Tempel als Deckenbild gefunden hat, — einem Tempel der Aphrodite noch dazu, nicht weit von Theben. Die Chaldäer kannten sie auch schon, — die Chaldäer, ich bitte dich, dies alte Zauberervolk, arabisch-semitisch, hochgelehrt in Astrologie und Wahrsagerei. Die haben auch schon den Himmelsgürtel studiert, in dem die Planeten laufen, und ihn in die zwölf Sternbildzeichen eingeteilt, die Dodekatemoria, wie sie auf uns gekommen sind. Das ist großartig. Es ist die Menschheit!"

„Nun sagst du ‚Menschheit', wie Settembrini."

„Ja, wie er, oder etwas anders. Man muß sie nehmen, wie sie ist, aber großartig ist es schon damit. Ich denke viel mit Sympathie an die Chaldäer, wenn ich so liege und den Planeten zusehe, die sie auch schon kannten, denn alle kannten sie nicht, so gescheit sie waren. Aber die sie nicht kannten, kann ich auch nicht sehen, Uranus ist ja erst neulich mit dem Fernrohr entdeckt worden, vor hundertzwanzig Jahren."

„Neulich?"

„Das nenne ich ‚neulich', wenn du erlaubst, im Vergleich mit den dreitausend Jahren bis damals. Aber wenn ich so liege und mir die Planeten besehe, dann werden die dreitausend Jahre auch zu ‚neulich', und ich denke intim an die Chaldäer, die sie auch sahen und sich ihren Vers darauf machten, und das ist die Menschheit."

„Na, gut; du hast ja großzügige Entwürfe in deinem Kopf."

„Du sagst ‚großzügig', und ich sage ‚intim', — wie man es nun nennen will. Aber wenn nun also die Sonne in die Wage tritt, in zirka drei Monaten, dann haben die Tage wieder so weit abgenommen, daß Tag und Nacht gleich sind, und dann nehmen sie weiter ab bis gegen Weihnachten, das ist dir bekannt. Willst du aber, bitte, bedenken, daß, während die Sonne durch die Winterzeichen geht, den Steinbock, den Wassermann und die Fische, die Tage schon wieder zunehmen! Denn dann kommt neuerdings der Frühlingspunkt, zum

Digitized by Google

dreitausendstenmal seit den Chaldäern, und die Tage wachsen weiter bis übers Jahr, wenn wieder Sommersanfang ist."

„Selbstverständlich."

„Nein, das ist eine Eulenspiegelei! Im Winter wachsen die Tage, und wenn der längste kommt, 21. Juni, Sommersanfang, dann geht es schon wieder bergab, sie werden schon wieder kürzer, und es geht gegen den Winter. Du nennst das selbstverständlich, aber wenn man einmal davon absieht, daß es selbstverständlich ist, dann kann einem angst und bange werden, momentweise, und man möchte krampfhaft nach etwas greifen. Es ist, als ob Eulenspiegel es so eingerichtet hätte, daß zu Wintersanfang eigentlich der Frühling beginnt und zu Sommersanfang eigentlich der Herbst . . . Man wird ja an der Nase herumgezogen, im Kreise herumgelockt mit der Aussicht auf etwas, was schon wieder Wendepunkt ist, — Wendepunkt im Kreise. Denn das sind lauter ausdehnungslose Wendepunkte, woraus der Kreis besteht, die Biegung ist unmeßbar, es gibt keine Richtungsdauer, und die Ewigkeit ist nicht ‚geradeaus, geradeaus', sondern ‚Karussell, Karussell'."

„Hör' auf!"

„Sonnwendfeier!" sagte Hans Castorp, „Sommersonnenwende! Bergfeuer und Ringelreihn rund um die lodernde Flamme herum mit angefaßten Händen! Ich habe es nie gesehen, aber ich höre, so wird es gemacht von urwüchsigen Menschen, so feiern sie die erste Sommernacht, mit der der Herbst beginnt, die Mittagsstunde und Scheitelhöhe des Jahres, von wo es abwärts geht, — sie tanzen und drehen sich und jauchzen. Worüber jauchzen sie in ihrer Urwüchsigkeit, — kannst du dir das begreiflich machen? Worüber sind sie so ausgelassen lustig? Weil es nun abwärts geht ins Dunkel, oder vielleicht, weil es bisher aufwärts ging und nun die Wende gekommen ist, der unhaltbare Wendepunkt, Mittsommernacht, die volle Höhe, mit Wehmut in Übermut? Ich sage es, wie es ist, mit den Worten, die mir dafür einfallen. Es ist melancholischer Übermut und übermütige Melancholie, weshalb die Urwüchsigen jauchzen und um die Flamme tanzen, sie tun es aus positiver Verzweiflung, wenn du so sagen willst, zu Ehren der Eulenspiegelei des Kreises und der Ewigkeit ohne Richtungsdauer, in der alles wiederkehrt."

„Ich will nicht so sagen," murmelte Joachim, „bitte, schiebe es nicht auf mich. Es sind ja weitläufige Dinge, mit denen du dich abgibst des Abends, wenn du liegst."

Digitized by Google

„Ja, ich will nicht leugnen, daß du dich nützlicher beschäftigst mit deiner russischen Grammatik. Du mußt die Sprache nächstens ja fließend beherrschen, Mensch, natürlich ein großer Vorteil für dich, wenn es Krieg gibt, was Gott verhüte."

„Verhüte? Du sprichst wie ein Zivilist. Krieg ist notwendig. Ohne Kriege würde die Welt bald verfaulen, hat Moltke gesagt."

„Ja, dazu hat sie wohl eine Neigung. Und soviel kann ich dir zugeben", setzte Hans Castorp an und wollte eben auf die Chaldäer zurückkommen, die ebenfalls Krieg geführt und Babylonien erobert hätten, obgleich sie Semiten und also beinahe Juden gewesen seien, — als beide gleichzeitig gewahr wurden, daß zwei Herren, die dicht vor ihnen gingen, die Köpfe nach ihnen wandten, aufmerksam gemacht durch ihre Reden, gestört in eigener Unterhaltung.

Es war auf der Hauptstraße, zwischen dem Kurhaus und dem Hotel Belvedere, auf dem Rückweg nach Davos-Dorf. Das Tal lag im Festkleide, in zarten, lichten und frohen Farben. Die Luft war köstlich. Eine Sinfonie von heiteren Wiesenblumendüften erfüllte die reine, trockene, klar durchsonnte Atmosphäre.

Sie erkannten Lodovico Settembrini zur Seite eines Fremden; doch schien es, als erkenne er seinerseits sie nicht oder als wünsche er kein Zusammentreffen, denn er wandte rasch den Kopf wieder ab und vertiefte sich gestikulierend in die Unterhaltung mit seinem Begleiter, wobei er sogar rascher vorwärts zu kommen suchte. Als freilich die Vettern, rechts neben ihm, durch heitere Verbeugung grüßten, stellte er sich wunder wie angenehm überrascht, mit „Sapristi!" und „Teufel noch einmal!", wollte nun aber wieder zurückhalten, die beiden vorüber- und vorangehen lassen, was sie jedoch nicht verstanden, das heißt: nicht bemerkten, weil sie keine Vernunft darin sahen. Ehrlich erfreut vielmehr, ihm nach längerer Trennung wieder zu begegnen, hielten sie sich bei ihm und schüttelten ihm die Hand, indem sie nach seinem Ergehen fragten und in höflicher Erwartung dabei zu seinem Gefährten hinüberblickten. So zwangen sie ihn, zu tun, was er offenbar lieber nicht getan hätte, was aber ihnen als die natürlichste und zu gewärtigendste Sache von der Welt erschien: nämlich sie mit jenem bekannt zu machen, — was denn also im Gehen und halben Stehenbleiben derart geschah, daß Settembrini, vor sich, mit verbindenden Handbewegungen und lustigen Reden die Herren miteinander in Beziehungen setzte, sie vor seiner Brust sich die Hände reichen ließ.

Digitized by Google

Es stellte sich heraus, daß der Fremde, der Settembrinis Jahre haben mochte, dessen Hausgenosse war: der andere Aftermieter Lukaceks, des Damenschneiders, Naphta mit Namen, soviel die jungen Leute verstanden. Er war ein kleiner, magerer Mann, rasiert und von so scharfer, man möchte sagen: ätzender Häßlichkeit, daß die Vettern sich geradezu wunderten. Alles war scharf an ihm: die gebogene Nase, die sein Gesicht beherrschte, der schmal zusammengenommene Mund, die dickgeschliffenen Gläser der im übrigen leicht gebauten Brille, die er vor seinen hellgrauen Augen trug, und selbst das Schweigen, das er bewahrte, und dem zu entnehmen war, daß seine Rede scharf und folgerecht sein werde. Er war barhaupt, wie es sich gehörte, und im bloßen Anzug, — sehr wohlgekleidet dabei: sein dunkelblauer Flanellanzug mit weißen Streifen zeigte guten, gehalten modischen Schnitt, wie der weltkindlich prüfende Blick der Vettern feststellte, die übrigens einem ebensolchen, nur rascheren und schärferen, an ihren Personen hinabgleitenden Blick von seiner, des kleinen Naphta Seite, begegneten. Hätte Lodovico Settembrini seinen faserigen Flaus und seine gewürfelten Hosen nicht mit soviel Anmut und Würde zu tragen gewußt, — seine Erscheinung hätte unvorteilhaft abstechen müssen von der feinen Gesellschaft. Sie tat es jedoch um so weniger, als die Gewürfelten frisch aufgebügelt waren, so daß man sie auf den ersten Blick fast für neu hätte halten können, — ein Werk seines Quartiergebers zweifellos, nach beiläufiger Überlegung der jungen Leute. Wenn aber der häßliche Naphta nach der Güte und Weltlichkeit seiner Kleidung den Vettern näher stand als seinem Hausgenossen, so ordneten doch nicht allein seine vorgerückteren Jahre ihn mit diesem gegen die Jünglinge zusammen, sondern entschieden noch etwas anderes, was sich am bequemsten auf die Gesichtsfarbe der beiden Paare zurückführen ließ, nämlich darauf, daß die einen braun und rotgebrannt, die anderen aber bleich waren: Joachims Gesicht war im Laufe des Winters noch bronzefarbener nachgedunkelt, und dasjenige Hans Castorps glühte rosenrot unter seinem blonden Scheitel; aber Herrn Settembrinis welscher Blässe, die gar edel zu seinem schwarzen Schnurrbart stand, hatte die Strahlung nichts anzuhaben vermocht, und sein Genosse, obgleich blonden Haares — es war übrigens aschblond, metallisch-farblos, und er trug es glatt aus der fliegenden Stirn über den ganzen Kopf zurückgestrichen, — zeigte gleichfalls die mattweiße Gesichtshaut brünetter Rassen. Zwei von den vieren trugen Spazierstöcke, nämlich Hans Castorp und Settem-

Digitized by Google

brini; denn Joachim ging aus militärischen Gründen ohne einen solchen, und Naphta legte nach erfolgter Vorstellung sogleich wieder die Hände auf dem Rücken zusammen. Sie waren klein und zart, wie auch seine Füße sehr zierlich waren, übrigens seiner Figur entsprechend. Daß er erkältet wirkte und auf eine gewisse schwächliche und unförderliche Art hustete, fiel nicht auf.

Jenen Anflug von Betroffenheit oder Verstimmung beim Gewahrwerden der jungen Leute hatte Settembrini sofort mit Eleganz überwunden. Er zeigte sich in der besten Laune und machte die drei unter Scherzreden bekannt, — zum Beispiel bezeichnete er Naphta als „Princeps scholasticorum". Die Fröhlichkeit, sagte er, „halte glanzvoll Hof im Saale seiner Brust", wie Aretino sich ausgedrückt habe, und das sei des Frühlings Verdienst, eines Frühlings, den er sich lobe. Die Herren wüßten, daß er gegen die Welt hier oben manches auf dem Herzen habe, sooft er es sich bereits davon heruntergeredet. Ehre jedoch dem Hochgebirgsfrühling! — vorübergehend vermöge er ihn mit allen Greueln dieser Sphäre zu versöhnen. Da fehle alles Verwirrende und Aufreizende des Frühlings der Ebene. Kein Gebrodel in der Tiefe! Keine feuchten Düfte, kein schwüler Dunst! Sondern Klarheit, Trockenheit, Heiterkeit und herbe Anmut. Es sei nach seinem Herzen, es sei süperb!

Sie gingen in unregelmäßiger Reihe, nebeneinander alle vier, soweit es möglich war, aber bald, wenn Entgegenkommende vorbeigingen, mußte Settembrini, der den rechten Flügel hielt, auf die Fahrstraße treten, bald löste ihre Front durch das Zurückbleiben und Einlenken einzelner Glieder, Naphtas etwa, linkerseits, oder Hans Castorps, der den Platz zwischen dem Humanisten und Vetter Joachim hatte, sich vorübergehend auf. Naphta lachte kurz, mit einer vom Schnupfen sordinierten Stimme, die beim Sprechen an den Klang eines gesprungenen Tellers erinnerte, an den man mit dem Knöchel klopft. Indem er mit dem Kopf seitlich zu dem Italiener hinüberwies, sagte er mit schleppendem Akzent:

„Man höre den Voltairianer, den Rationalisten. Er lobt die Natur, weil sie uns auch bei fertilster Gelegenheit nicht mit mystischen Dämpfen verwirrt, sondern klassische Trockenheit wahrt. Wie hieß doch die Feuchtigkeit auf lateinisch?"

„Der Humor," rief Settembrini über die linke Schulter, „der Humor in der Naturbetrachtung unseres Professors besteht darin, daß er, wie die heilige Katharina von Siena, an die Wunden Christi denkt, wenn er rote Primeln sieht."

Digitized by Google

Naphta erwiderte:

„Das wäre eher witzig als humoristisch. Aber es hieße immerhin Geist in die Natur tragen. Sie hat es nötig."

„Die Natur", sagte Settembrini mit gesenkter Stimme und nicht mehr völlig über die Schulter hinweg, sondern nur noch an ihr hinunter, „hat Ihren Geist durchaus nicht nötig. Sie ist selber Geist."

„Sie langweilen sich nicht mit Ihrem Monismus?"

„Ah, Sie geben also zu, daß es Vergnügungssucht ist, wenn Sie die Welt feindlich entzweien, Gott und Natur auseinanderreißen!"

„Es interessiert mich, daß Sie Vergnügungssucht nennen, was ich im Sinne habe, wenn ich Passion und Geist sage."

„Zu denken, daß Sie, der so große Worte für so frivole Bedürfnisse setzt, mich manchmal einen Redner nennen!"

„Sie bleiben dabei, daß Geist Frivolität bedeutet. Aber er kann nichts dafür, daß er von Hause aus dualistisch ist. Der Dualismus, die Antithese, das ist das bewegende, das leidenschaftliche, das dialektische, das geistreiche Prinzip. Die Welt feindlich gespalten sehen, das ist Geist. Aller Monismus ist langweilig. Solet Aristoteles quaerere pugnam."

„Aristoteles? Aristoteles hat die Wirklichkeit der allgemeinen Ideen in die Individuen verlegt. Das ist Pantheismus."

„Falsch. Geben Sie den Individuen substantiellen Charakter, denken Sie das Wesen der Dinge aus dem Allgemeinen fort in die Einzelerscheinung, wie Thomas und Bonaventura es als Aristoteliker taten, so haben Sie die Welt aus jeder Einheit mit der höchsten Idee gelöst, sie ist außergöttlich und Gott transzendent. Das ist klassisches Mittelalter, mein Herr."

„Klassisches Mittelalter ist eine köstliche Wortverbindung!"

„Ich bitte um Entschuldigung, aber ich lasse den Begriff des Klassischen statthaben, wo er am Platze ist, das heißt, wo immer eine Idee auf ihren Gipfel kommt. Die Antike war nicht immer klassisch. Ich stelle eine Abneigung gegen die . . . Freizügigkeit der Kategorien bei Ihnen fest, gegen das Absolute. Sie wollen auch nicht den absoluten Geist. Sie wollen, der Geist, das sei der demokratische Fortschritt."

„Ich hoffe uns einig in der Überzeugung, daß der Geist, so absolut er sei, niemals den Anwalt der Reaktion wird machen können."

„Er ist jedoch immer der Anwalt der Freiheit!"

Digitized by Google

„Jedoch? Freiheit ist das Gesetz der Menschenliebe, nicht Nihilismus und Bosheit."

„Wovor Sie offenbar Angst haben."

Settembrini warf den Arm über den Kopf. Das Geplänkel brach ab. Joachim blickte verwundert von einem zum andern, während Hans Castorp mit hochgezogenen Brauen auf seinen Weg niedersah. Naphta hatte scharf und apodiktisch gesprochen, wiewohl er es gewesen war, der die weitere Freiheit verfochten hatte. Besonders seine Art, mit „Falsch!" zu widersprechen, bei dem „sch"-Laut die Lippen vorzuschieben und dann den Mund zu verkneifen, war unangenehm. Settembrini hatte ihm teils auf heitere Weise Widerpart gehalten, teils auch eine schöne Wärme in seine Worte gelegt, etwa dort, wo er zur Einigkeit in gewissen Grundgesinnungen gemahnt hatte. Jetzt, während Naphta schwieg, begann er, den Vettern die Existenz des ihnen Fremden zu erläutern, womit er dem Bedürfnis nach Aufklärung entgegenkam, das er nach seinem Wortwechsel mit Naphta bei Ihnen voraussetzte. Dieser ließ es geschehen, ohne sich darum zu kümmern. Er sei Professor der alten Sprachen in den obersten Klassen des Fridericianums, erklärte Settembrini, indem er den Stand des Vorzustellenden nach italienischer Art möglichst pomphaft herausstrich. Sein Schicksal sei dem seinen, Settembrinis eigenem, gleich. Durch seinen Gesundheitszustand vor fünf Jahren heraufgeführt, habe er sich überzeugen müssen, daß er des Aufenthaltes für lange Frist bedürftig sei, habe sein Sanatorium verlassen und sich privat-ansässig gemacht, bei Lukacek, dem Damenschneider. Des hervorragenden Latinisten, Zöglings einer Ordensschule, wie er sich etwas unbestimmt ausdrückte, habe sich klugerweise die höhere Lehranstalt des Ortes als eines Dozenten versichert, der ihr zur Zierde gereiche . . . Kurz, Settembrini erhob den häßlichen Naphta nicht wenig, obgleich er doch eben noch etwas wie einen abstrakten Streit mit ihm gehabt, und obgleich dieser streitähnliche Wortwechsel sich sogleich fortsetzen sollte.

Settembrini ging nämlich jetzt dazu über, Herrn Naphta Erläuterungen über die Vettern zu geben, wobei sich übrigens zeigte, daß er ihm schon früher von ihnen erzählt hatte. Dies sei also der junge Ingenieur mit den drei Wochen, bei dem Hofrat Behrens eine feuchte Stelle gefunden habe, sagte er, und dies hier jene Hoffnung der preußischen Heeresorganisation, Leutnant Ziemßen. Und er sprach von Joachims Gemütsempörung und Reiseplänen, um hinzuzufügen, daß man dem Ingenieur zweifellos zu nahe treten würde,

Digitized by Google

wenn man ihm nicht dieselbe Ungeduld zuschriebe, zur Arbeit zurückzukehren.

Naphta verzog das Gesicht. Er sagte:

„Die Herren haben da einen beredten Vormund. Ich hüte mich, zu bezweifeln, daß er Ihre Gedanken und Wünsche zutreffend verdolmetscht. Arbeit, Arbeit —, ich bitte, gleich wird er mich einen Feind der Menschheit schelten, einen inimicus humanae naturae, wenn ich es wage, an Zeiten zu erinnern, wo er mit dieser Fanfare den gewohnten Effekt durchaus nicht erzielt hätte, nämlich an Zeiten, wo das Gegenteil seines Ideals in unvergleichlich höheren Ehren stand. Bernhard von Clairvaux etwa lehrte eine andere Stufenfolge der Vollkommenheit, als Herr Lodovico sie sich je hat träumen lassen. Wollen Sie wissen, welche? Sein unterster Stand befindet sich in der ‚Mühle', der zweite auf dem ‚Acker', der dritte und lobenswerteste aber — hören Sie nicht zu, Settembrini —, ‚auf dem Ruhebett'. Die Mühle, das ist das Sinnbild des Weltlebens, — nicht schlecht gewählt. Der Acker bedeutet die Seele des weltlichen Menschen, darauf der Prediger und geistliche Lehrer wirkt. Diese Stufe ist schon würdiger. Auf dem Bette aber —"

„Genug! Wir wissen!" rief Settembrini. „Meine Herren, jetzt wird er Ihnen Zweck und Gebrauch des Lotterbettes vor Augen führen!"

„Ich wußte nicht, daß Sie prüde sind, Lodovico. Wenn man Sie den Mädchen zuzwinkern sieht ... Wo bleibt die heidnische Unbefangenheit? Das Bett also ist der Ort der Beiwohnung des Minnenden mit dem Gemeinten und als Symbolum die beschauliche Abgeschiedenheit von Welt und Kreatur zum Zwecke der Beiwohnung mit Gott."

„Puh! Andate, andate!" wehrte der Italiener fast weinend ab. Man lachte. Dann aber fuhr Settembrini mit Würde fort:

„Ah, nein, ich bin Europäer, Okzidentale. Ihre Rangordnung da ist reiner Orient. Der Osten verabscheut die Tätigkeit. Lao-Tse lehrte, daß Nichtstun förderlicher sei, als jedes Ding zwischen Himmel und Erde. Wenn alle Menschen aufgehört haben würden, zu tun, werde vollkommene Ruhe und Glückseligkeit auf Erden herrschen. Da haben Sie Ihre Beiwohnung."

„Was Sie nicht sagen. Und die abendländische Mystik? Und der Quietismus, der Fénélon zu den Seinen zählen darf, und der lehrte, daß jedes Handeln fehlerhaft sei, da tätig sein zu wollen, Gott beleidigen heiße, der allein handeln wolle? Ich zitiere die Propoz sitionen von Molinos. Es scheint doch, daß die geistige Möglich-

Digitized by Google

keit, das Heil in der Ruhe zu finden, allgemeine menschliche Verbreitung besitzt."

Hier griff Hans Castorp ein. Mit dem Mut der Einfalt mischte er sich ins Gespräch und äußerte ins Leere blickend:

„Beschaulichkeit, Abgeschiedenheit. Es hat was für sich, es läßt sich hören. Wir leben ja ziemlich hochgradig abgeschieden, wir hier oben, das kann man sagen. Fünftausend Fuß hoch liegen wir auf unseren Stühlen, die auffallend bequem sind, und sehen auf Welt und Kreatur hinunter und machen uns unsere Gedanken. Wenn ich mir's überlege und soll die Wahrheit sagen, so hat das Bett, ich meine damit den Liegestuhl, verstehen Sie wohl, mich in zehn Monaten mehr gefördert und mich auf mehr Gedanken gebracht, als die Mühle im Flachlande all die Jahre her, das ist nicht zu leugnen."

Settembrini sah ihn mit traurig schimmernden schwarzen Augen an. „Ingenieur," sagte er gepreßt, „Ingenieur!" Und er nahm Hans Castorp am Arm und hielt ihn ein wenig zurück, gleichsam um hinter dem Rücken der anderen privatim auf ihn einzureden.

„Wie oft habe ich Ihnen gesagt, daß man wissen sollte, was man ist, und denken, was einem zukommt! Sache des Abendländers, trotz aller Propositionen, ist die Vernunft, die Analyse, die Tat und der Fortschritt, — nicht das Faulbett des Mönches!"

Naphta hatte zugehört. Er sprach nach hinten:

„Des Mönchs! Man dankt den Mönchen die Kultur des europäischen Bodens! Man dankt ihnen, daß Deutschland, Frankreich und Italien nicht mit Wildwald und Ursümpfen bedeckt sind, sondern uns Korn, Obst und Wein bescheren! Die Mönche, mein Herr, haben sehr wohl gearbeitet . . ."

„Ebbè, nun also!"

„Ich bitte. Die Arbeit des Religiosen war weder Selbstzweck, das heißt: Betäubungsmittel, noch lag ihr Sinn darin, die Welt zu fördern oder geschäftliche Vorteile zu erlangen. Sie war reine asketische Übung, Bestandteil der Bußdisziplin, Heilsmittel. Sie gewährte Schutz gegen das Fleisch, diente der Abtötung der Sinnlichkeit. Sie trug also — erlauben Sie mir, das festzustellen — völlig unsozialen Charakter. Sie war ungetrübtester religiöser Egoismus."

„Ich bin Ihnen für die Aufklärung sehr verbunden und freue mich, den Segen der Arbeit auch gegen den Willen des Menschen sich bewähren zu sehen."

Digitized by Google

„Ja, gegen seine Absicht. Wir bemerken da nichts Geringeres, als den Unterschied zwischen dem Nützlichen und dem Humanen."

„Ich bemerke vor allem mit Unmut, daß Sie schon wieder Weltentzweiung treiben."

„Ich bedaure, mir Ihr Mißfallen zugezogen zu haben, aber man muß die Dinge scheiden und ordnen und die Idee des Homo Dei von unreinen Bestandteilen freihalten. Ihr Italiener habt das Wechslergeschäft und die Banken erfunden; das verzeih' euch Gott. Aber die Engländer erfanden die ökonomistische Gesellschaftslehre, und das wird der Genius des Menschen ihnen niemals verzeihen."

„Ah, der Genius der Menschheit war auch in den großen ökonomischen Denkern jener Inseln lebendig! — Sie wollten sprechen, Ingenieur?"

Das leugnete Hans Castorp, sagte aber dennoch — und Naphta sowohl wie Settembrini hörten ihm mit einer gewissen Spannung zu:

„An dem Beruf meines Vetters müssen Sie demnach Gefallen haben, Herr Naphta, und einverstanden sein mit seiner Ungeduld, ihn zu ergreifen . . . Ich bin ja Zivilist durch und durch, mein Vetter macht es mir öfters zum Vorwurf. Ich habe nicht mal gedient und bin ganz ausgesprochen ein Kind des Friedens und habe sogar schon manchmal gedacht, daß ich sehr gut auch Geistlicher hätte werden können, — fragen Sie meinen Vetter, ich habe verschiedentlich sowas geäußert. Aber wenn ich von meinen persönlichen Neigungen mal absehe — und vielleicht brauch' ich, genau genommen, gar nicht so ganz davon abzusehen, —, so habe ich eine Menge Verständnis und Neigung für den militärischen Stand. Es hat ja eine verteufelt ernsthafte Bewandtnis damit, eine ‚asketische', wenn Sie wollen — Sie waren vorhin so freundlich, den Ausdruck irgendwie zu gebrauchen —, und immer muß er damit rechnen, es mit dem Tode zu tun bekommen, — mit dem ja letzten Endes auch der geistliche Stand es zu tun hat, — womit denn sonst. Daher hat der Soldatenstand die bienséance und die Rangordnung und den Gehorsam und die spanische Ehre, wenn ich so sagen darf, und es ist ziemlich gleich, ob einer einen steifen Uniformkragen trägt oder eine gestärkte Halskrause, es kommt auf dasselbe hinaus, auf das ‚Asketische', wie Sie vorhin so hervorragend sich ausdrückten . . . Ich weiß nicht, ob es mir gelingt, Ihnen meinen Gedankengang . . ."

„Doch, doch", sagte Naphta und warf einen Blick zu Settembrini hinüber, der seinen Stock drehte und den Himmel betrachtete.

Digitized by Google

„Und darum meine ich," fuhr Hans Castrop fort, „daß die Neigungen meines Vetters Ziemßen Ihnen sympathisch sein müßten, nach allem, was Sie sagen. Ich denke da nicht an ‚Thron und Altar' und solche Verbindungen, womit manche Leute, so schlechthin ordnungsliebende und einfach bloß wohlgesinnte Leute, die Zusammengehörigkeit manchmal rechtfertigen. Sondern ich denke daran, daß die Arbeit des Soldatenstandes, das heißt der Dienst — in diesem Falle spricht man von Dienst — absolut nicht um geschäftlicher Vorteile willen geschieht und zur ‚ökonomischen Gesellschaftslehre', wie Sie sagten, gar keine Beziehungen hat, weshalb denn auch die Engländer nur wenig Soldaten haben, ein paar für Indien und ein paar zu Hause für die Parade . . ."

„Es ist zwecklos, daß Sie fortfahren, Ingenieur", unterbrach ihn Settembrini. „Die soldatische Existenz — ich sage das, ohne unserm Leutnant zu nahe treten zu wollen — ist geistig indiskutabel, denn sie ist rein formal, an und für sich ohne Inhalt, der Grundtypus des Soldaten ist der Landsknecht, der sich für diese oder auch jene Sache anwerben ließ, — kurzum, es gab den Soldaten der spanischen Gegenreformation, den Soldaten der Revolutionsheere, den napoleonischen, den Garibaldis, es gibt den preußischen. Lassen Sie mich über den Soldaten reden, wenn ich weiß, wofür er sich schlägt!"

„Daß er sich schlägt," versetzte Naphta, „bleibt immerhin eine greifbare Eigentümlichkeit seines Standes, lassen wir das gut sein. Es ist möglich, daß sie nicht hinreicht, diesen Stand in Ihrem Sinne ‚geistig diskutabel' zu machen, aber sie rückt ihn in eine Sphäre, worein bürgerlicher Lebensbejahung jeder Einblick verwehrt ist."

„Was Sie bürgerliche Lebensbejahung zu nennen belieben," entgegnete Herr Settembrini mit dem vorderen Teil der Lippen, während seine Mundwinkel unter dem geschwungenen Schnurrbart sich straff in die Breite zogen und sein Hals sich auf ganz eigentümliche Art schräg und ruckweise aus dem Kragen herausschraubte, „wird immer bereit gefunden werden, für die Ideen der Vernunft und der Sittlichkeit und für ihren rechtmäßigen Einfluß auf junge schwankende Seelen in jeder beliebigen Form einzutreten."

Ein Schweigen folgte. Die jungen Leute blickten betroffen vor sich hin. Nach einigen Schritten sagte Settembrini, der Kopf und Hals wieder in natürliche Stellung gebracht hatte:

„Sie dürfen sich nicht wundern, dieser Herr und ich, wir zanken

Digitized by Google

uns oft, aber es geschieht in aller Freundschaft und auf Grund manchen Einverständnisses."

Das tat wohl. Es war ritterlich und human von Herrn Settembrini. Aber Joachim, der es ebenfalls gut meinte und das Gespräch harmlos fortzuführen gedachte, sagte trotzdem, als stünde er unter irgendeinem Druck und Zwang, und gleichsam gegen seinen Willen:

„Zufällig sprachen wir vom Kriege, mein Vetter und ich, vorhin, als wir hinter Ihnen gingen."

„Das hörte ich," antwortete Naphta. „Ich fing das Wort auf und sah mich um. Politisierten Sie? Erörterten Sie die Weltlage?"

„Oh, nein", lachte Hans Castorp. „Wie sollten wir dazu wohl kommen! Für meinen Vetter hier wäre es von Berufs wegen geradezu unpassend, sich um Politik zu kümmern, und ich verzichte freiwillig darauf, verstehe gar nichts davon. Seit ich hier bin, habe ich noch nicht einmal eine Zeitung in der Hand gehabt . . ."

Settembrini fand das, wie früher schon einmal, tadelnswert. Er zeigte sich sofort aufs beste unterrichtet über die großen Verhältnisse und beurteilte sie beifällig insofern, als die Dinge einen der Zivilisation günstigen Verlauf nähmen. Die europäische Gesamtatmosphäre sei von Friedensgedanken, von Abrüstungsplänen erfüllt. Die demokratische Idee marschiere. Er erklärte, vertrauliche Informationen zu besitzen, dahingehend, das Jungtürkentum beende soeben seine Vorbereitungen zu grundstürzenden Unternehmungen. Die Türkei als National- und Verfassungsstaat, — welch ein Triumph der Menschlichkeit!

„Liberalisierung des Islam", spottete Naphta. „Vorzüglich. Der aufgeklärte Fanatismus, — sehr gut. Übrigens geht das Sie an", wandte er sich an Joachim. „Wenn Abdul Hamid fällt, ist es mit Ihrem Einfluß in der Türkei zu Ende, und England wirft sich zum Protektor auf . . . Sie müssen die Verbindungen und Informationen unseres Settembrini durchaus ernst nehmen," sagte er zu beiden Vettern, und auch dies klang impertinent, da er sie für geneigt zu halten schien, Herrn Settembrini nicht ernst zu nehmen. „In national-revolutionären Dingen weiß er Bescheid. Bei ihm zu Hause unterhält man gute Beziehungen zum englischen Balkankomitee. Was wird aber aus den Abmachungen von Reval, Lodovico, wenn Ihre Fortschrittstürken Glück haben? Eduard der Siebente wird den Russen die Öffnung der Dardanellen nicht mehr zugestehen können, und wenn Österreich sich trotzdem zu einer aktiven Balkanpolitik aufrafft, so . . ."

Digitized by Google

„Mit Ihrer Katastrophenprophetie!“ wehrte Settembrini ab. „Nikolaus liebt den Frieden. Man verdankt ihm die Konferenzen im Haag, die moralische Tatsachen ersten Ranges bleiben.“

„Ei, Rußland mußte sich nach seinem kleinen Mißgeschick im Osten noch etwas Erholung gönnen!“

„Pfui, mein Herr. Sie sollten die Sehnsucht der Menschheit nach ihrer gesellschaftlichen Vervollkommnung nicht verhöhnen. Das Volk, das solche Bestrebungen durchkreuzt, wird sich unzweifelhaft der moralischen Ächtung aussetzen.“

„Wozu wäre die Politik auch da, als einander Gelegenheit zu geben, sich moralisch zu kompromittieren!“

„Sie huldigen dem Pangermanismus?“

Naphta zuckte die Schultern, die nicht ganz gleichmäßig standen. Er war wohl eigentlich etwas schief, zu seiner sonstigen Häßlichkeit. Er verschmähte es, zu antworten. Settembrini urteilte:

„Jedenfalls ist es zynisch, was Sie da sagen. In den hochherzigen Anstrengungen der Demokratie, sich international durchzusetzen, wollen Sie nichts erblicken, als politische List . . .“

„Sie verlangen wohl, daß ich Idealismus oder gar Religiosität darin erblicke? Es handelt sich um letzte, schwächliche Regungen des Restes von Selbsterhaltungsinstinkt, über den ein verurteiltes Weltsystem noch verfügt. Die Katastrophe soll und muß kommen, sie kommt auf allen Wegen und auf alle Weise. Nehmen Sie die britische Staatskunst. Englands Bedürfnis, das indische Glacis zu sichern, ist legitim. Aber die Folgen? Eduard weiß so gut wie Sie und ich, daß die Machthaber von Petersburg die mandschurische Scharte auswetzen müssen und die Ableitung der Revolution so notwendig brauchen wie das liebe Brot. Trotzdem lenkt er – er muß es wohl! – den russischen Ausdehnungsdrang nach Europa, weckt eingeschlummerte Rivalitäten zwischen Petersburg und Wien –“

„Ah, Wien! Sie sorgen sich um dieses Welthindernis, vermutlich, weil Sie in dem morschen Imperium, dessen Haupt es ist, die Mumie des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation erkennen!“

„Und Sie finde ich russophil, vermutlich aus humanistischer Sympathie mit dem Cäsaro-Papismus.“

„Mein Herr, die Demokratie hat selbst vom Kreml mehr zu hoffen, als von der Hofburg, und es ist eine Schande für das Land Luthers und Gutenbergs –“

Digitized by Google

„Es ist außerdem wahrscheinlich eine Dummheit. Aber auch diese Dummheit ist ein Werkzeug der Fatalität —"

„Ach, gehen Sie mir mit der Fatalität! Die menschliche Vernunft braucht sich nur stärker zu wollen als die Fatalität, und sie ist es!"

„Gewollt wird immer nur das Schicksal. Das kapitalistische Europa will das seine."

„Man glaubt an das Kommen des Krieges, wenn man ihn nicht hinlänglich verabscheut!"

„Ihr Abscheu ist logisch abrupt, solange Sie ihn nicht beim Staate selbst beginnen lassen."

„Der nationale Staat ist das Prinzip des Diesseits, daß Sie dem Teufel zuschreiben möchten. Machen Sie aber die Nationen frei und gleich, schützen Sie die kleinen und schwachen vor Unterdrückung, schaffen Sie Gerechtigkeit, schaffen Sie nationale Grenzen . . ."

„Die Brennergrenze, ich weiß. Die Liquidation Österreichs. Wenn ich nur wüßte, wie Sie sie ohne Krieg zu bewerkstelligen gedenken!"

„Und ich wüßte wahrhaftig gern, wann jemals ich den nationalen Krieg verdammt haben soll."

„Ich höre doch wohl —"

„Nein, das muß ich Herrn Settembrini bestätigen", mischte sich Hans Castorp in den Disput, dem er im Gehen gefolgt war, indem er den jeweils Sprechenden mit schrägem Kopfe aufmerksam von der Seite betrachtet hatte. „Mein Vetter und ich haben ja schon manchmal den Vorzug gehabt, uns mit ihm über diese und ähnliche Dinge zu unterhalten, das heißt, natürlich lief es darauf hinaus, daß wir ihm zuhörten, wie er seine Meinungen entwickelte und alles klarstellte. Und da kann ich denn bestätigen, und auch mein Vetter hier wird sich daran erinnern, daß Herr Settembrini mehr als einmal mit großer Begeisterung von dem Prinzip der Bewegung und der Rebellion und der Weltverbesserung sprach, das ja an sich kein so ganz friedliches Prinzip ist, sollte ich meinen, und daß diesem Prinzip noch große Anstrengungen bevorständen, ehe es überall gesiegt haben werde und die allgemeine glückliche Weltrepublik stattfinden könne. Das waren seine Worte, wenn sie auch natürlich viel plastischer und schriftstellerischer waren als meine, das versteht sich von selbst. Was ich aber ganz genau weiß und wörtlich behalten habe, weil ich als ausgepichter Zivilist direkt etwas darüber erschrak, das war, daß er sagte, dieser Tag werde, wenn nicht auf Taubenfüßen, so auf Adlerschwingen kommen (über die Adlerschwingen erschrak ich, wie ich

Digitized by Google

mich erinnere), und Wien müsse aufs Haupt geschlagen sein, wenn man das Glück in die Wege leiten wolle. Man kann also nicht sagen, daß Herr Settembrini den Krieg überhaupt verworfen hat. Habe ich recht, Herr Settembrini?"

„Ungefähr", sagte der Italiener kurz, indem er abgewandten Kopfes seinen Stock schwenkte.

„Schlimm", lächelte Naphta häßlich. „Da sind Sie von Ihrem eigenen Schüler kriegerischer Neigungen überführt. Assument pennas ut aquilae . . ."

„Voltaire selbst hat den Zivilisationskrieg bejaht und Friedrich dem Zweiten den Krieg gegen die Türken empfohlen."

„Statt dessen verbündete er sich mit ihnen, he, he. Und dann die Weltrepublik! Ich unterlasse es, mich zu erkundigen, was aus dem Prinzip der Bewegung und der Rebellion wird, wenn das Glück und die Vereinigung hergestellt sind. In diesem Augenblick würde die Rebellion zum Verbrechen . . ."

„Sie wissen sehr wohl, und auch diese jungen Herren wissen es, daß es sich um einen als unendlich gedachten Fortschritt der Menschheit handelt."

„Alle Bewegung ist aber kreisförmig", sagte Hans Castorp. „Im Raume und in der Zeit, das lehren die Gesetze von der Erhaltung der Masse und von der Periodizität. Mein Vetter und ich sprachen vorhin noch davon. Kann denn bei geschlossener Bewegung ohne Richtungsdauer von Fortschritt die Rede sein? Wenn ich abends so liege und den Zodiakus betrachte, das heißt: die Hälfte, die zu sehen ist, und an die alten weisen Völker denke . . ."

„Sie sollten nicht grübeln und träumen, Ingenieur," unterbrach ihn Settembrini, „sondern sich entschlossen den Instinkten Ihrer Jahre und Ihrer Rasse anvertrauen, die Sie zur Tätigkeit drängen müssen. Auch Ihre naturwissenschaftliche Bildung muß Sie der Fortschrittsidee verbinden. Sie sehen in ungemessenen Zeiträumen das Leben vom Infusor zum Menschen sich fort- und emporentwickeln, Sie können nicht zweifeln, daß dem Menschen noch unendliche Vervollkommnungsmöglichkeiten offen stehen. Versteifen Sie sich denn aber auf die Mathematik, so führen Sie Ihren Kreislauf von Vollkommenheit zu Vollkommenheit und erquicken Sie sich an der Lehre unseres achtzehnten Jahrhunderts, daß der Mensch ursprünglich gut, glücklich und vollkommen war, daß nur die gesellschaftlichen Irrtümer ihn entstellt und verdorben haben, und daß er auf dem Wege kritischer Arbeit

Digitized by Google

am Gesellschaftsbau wieder gut, glücklich und vollkommen werden soll, werden wird —"

„Herr Settembrini versäumt, hinzuzufügen," fiel Naphta ein, „daß das Rousseausche Idyll eine vernünftlerische Verballhornung der kirchlichen Doktrin von der ehemaligen Staat- und Sündlosigkeit des Menschen ist, seiner ursprünglichen Gottesunmittelbarkeit und Gotteskindschaft, zu der er zurückkehren soll. Die Wiederherstellung des Gottesstaates nach Auflösung aller irdischen Formen liegt aber dort, wo Erde und Himmel, Sinnliches und Übersinnliches sich berühren, das Heil ist transzendent, und was Ihre kapitalistische Weltrepublik anbelangt, lieber Doktor, so ist es recht sonderbar, Sie in diesem Zusammenhang vom ‚Instinkt' reden zu hören. Das Instinktive ist durchaus auf seiten des Nationalen, und Gott selbst hat den Menschen den natürlichen Instinkt eingepflanzt, der die Völker veranlaßt hat, sich in verschiedenen Staaten voneinander zu sondern. Der Krieg . . ."

„Der Krieg," rief Settembrini, „selbst der Krieg, mein Herr, hat schon dem Fortschritt dienen müssen, wie Sie mir einräumen werden, wenn Sie sich gewisser Ereignisse aus Ihrer Lieblingsepoche, ich meine: wenn Sie sich der Kreuzzüge erinnern! Diese Zivilisationskriege haben die Beziehungen der Völker im wirtschaftlichen und handelspolitischen Verkehr aufs glücklichste begünstigt und die abendländische Menschheit im Zeichen einer Idee vereinigt".

„Sie sind sehr duldsam gegen die Idee. Desto höflicher will ich Sie dahin berichtigen, daß die Kreuzzüge nebst der Verkehrsbelebung, die sie zeitigten, nichts weniger als international ausgleichend gewirkt haben, sondern im Gegenteil die Völker lehrten, sich voneinander zu unterscheiden und die Ausbildung der nationalen Staatsidee kräftig förderten."

„Sehr zutreffend, soweit das Verhältnis der Völker zur Klerisei in Frage kommt. Ja! damals begann das Gefühl staatlich nationaler Ehre sich gegen hierarchische Anmaßung zu festigen . . ."

„Und dabei ist, was Sie hierarchische Anmaßung nennen, nichts als die Idee menschlicher Vereinigung im Zeichen des Geistes!"

„Man kennt diesen Geist, und man bedankt sich."

„Es ist klar, daß Ihre nationale Manie den weltüberwindenden Kosmopolitismus der Kirche verabscheut. Wenn ich nur wüßte, wie Sie den Abscheu vor dem Kriege damit zu vereinigen gedenken. Ihr antikisierender Staatskult muß Sie zum Verfechter positiver Rechtsauffassung machen, und als solcher . . ."

Digitized by Google

„Sind wir beim Recht? Im Völkerrecht, mein Herr, bleibt der Gedanke des Naturrechtes und allmenschlicher Vernunft lebendig . . .“

„Pah, Ihr Völkerrecht ist abermals nichts als eine Rousseausche Verballhornung des ius divinum, das weder mit Natur noch Vernunft etwas zu schaffen hat, sondern auf Offenbarung beruht . . .“

„Streiten wir uns nicht um Namen, Professor! Nennen Sie ungehindert ius divinum, was ich als Natur- und Völkerrecht verehre. Die Hauptsache ist, daß über den positiven Rechten der Nationalstaaten ein höher-gültiges, allgemeines sich erhebt und die Schlichtung strittiger Interessenfragen durch Schiedsgerichte ermöglicht.“

„Durch Schiedsgerichte! Wenn ich das Wort höre! Durch ein bürgerliches Schiedsgericht, das über Fragen des Lebens entscheidet, Gottes Willen ermittelt und die Geschichte bestimmt! Gut, soviel von den Taubenfüßen. Und wo bleiben die Adlersschwingen?“

„Die bürgerliche Gesittung —“

„Ei, die bürgerliche Gesittung weiß nicht, was sie will! Da schreien sie nach Bekämpfung des Geburtenrückganges, fordern, daß die Kosten der Kinderaufzucht und der Berufsvorbereitung verbilligt werden. Und dabei erstickt man im Gedränge, und alle Berufe sind so überfüllt, daß der Kampf um den Eßnapf an Schrecken alle Kriege der Vergangenheit in den Schatten stellt. Freie Plätze und Gartenstädte! Ertüchtigung der Rasse! Aber wozu Ertüchtigung, wenn die Zivilisation und der Fortschritt wollen, daß kein Krieg mehr sei? Der Krieg wäre das Mittel gegen alles und für alles. Für die Ertüchtigung und sogar gegen den Geburtenrückgang.“

„Sie scherzen. Das ist nicht mehr ernst. Unser Gespräch löst sich auf und tut es im rechten Augenblick. Wir sind zur Stelle“, sagte Settembrini und zeigte den Vettern das Häuschen, vor dessen Zaunpforte sie hielten, mit dem Stock. Es lag nahe dem Eingang von „Dorf“ an der Straße, von der nur ein schmales Vorgärtchen es trennte, und war bescheiden. Wilder Wein schwang sich aus bloßliegenden Wurzeln um die Haustür und streckte einen gebogenen, an die Mauer geschmiegten Arm gegen das ebenerdige Fenster zur Rechten hin, das Schaufenster eines kleinen Kramladens. Das Erdgeschoß sei des Krämers, erklärte Settembrini. Naphtas Logis befinde sich eine Treppe hoch in der Schneiderei, nnd er selbst domiziliere im Dach. Es sei ein friedlicher Studio.

Mit überraschend hervorgekehrter Liebenswürdigkeit gab Naphta der Hoffnung Ausdruck, daß weitere Begegnungen aus dieser folgen

Digitized by Google

möchten. „Besuchen Sie uns", sagte er. „Ich würde sagen: Besuchen Sie mich, wenn Dr. Settembrini hier nicht ältere Rechte auf Ihre Freundschaft hätte. Kommen Sie, wann Sie wollen, sobald Sie Lust zu einem kleinen Kolloquium haben. Ich schätze den Austausch mit der Jugend, bin auch vielleicht nicht ohne alle pädagogische Überlieferung . . . Wenn unser Meister vom Stuhl" (er deutete auf Settembrini) „alle pädagogische Aufgelegtheit und Berufung dem bürgerlichen Humanismus vorbehalten will, so muß man ihm widersprechen. Auf bald also!"

Settembrini machte Schwierigkeiten. Es bestünden solche, sagte er. Die Tage des Leutnants hier oben seien gezählt, und der Ingenieur werde seinen Eifer im Kurdienst verdoppeln wollen, um ihm sehr bald in die Ebene nachfolgen zu können.

Die jungen Leute stimmten beiden zu, dem einen nach dem andern. Sie hatten Naphtas Einladung mit Verbeugungen aufgenommen und erkannten im nächsten Augenblick die Bedenken Settembrinis mit Kopf und Schultern als berechtigt an. So blieb alles offen.

„Wie hat er ihn genannt?" fragte Joachim, als sie die Wegschleife zum „Berghof" emporstiegen . . .

„Ich habe ‚Meister vom Stuhl' verstanden," sagte Hans Castorp, „und denke auch eben darüber nach. Es ist wohl irgend so ein Witz; sie haben ja sonderbare Namen füreinander. Settembrini nannte Naphta ‚princeps scholasticorum', — auch nicht übel. Die Scholastiker, das waren ja wohl die Schriftgelehrten des Mittelalters, dogmatische Philosophen, wenn du willst. Hm. Vom Mittelalter war ja denn auch verschiedentlich die Rede, — wobei mir einfiel, wie Settembrini gleich am ersten Tage sagte, es mute manches mittelalterlich an bei uns hier oben: wir kamen darauf durch Adriatica von Mylendonk, durch den Namen. — Wie hat er dir gefallen?"

„Der Kleine? Nicht gut. Er sagte manches, was mir gefiel. Schiedsgerichte sind natürlich eine Duckmäuserei. Aber er selbst hat mir wenig gefallen, und da kann einer noch so viel Gutes sagen, was habe ich davon, wenn er selbst ein zweifelhafter Kerl ist. Und zweifelhaft ist er, das kannst du nicht leugnen. Allein schon die Geschichte mit dem ‚Orte der Beiwohnung' war entschieden bedenklich. Und dabei hat er ja eine Judennase, sieh ihn dir doch an! So miekrig von Figur sind auch immer nur die Semiten. Hast du denn ernstlich vor, den Mann zu besuchen?"

„Selbstverständlich werden wir ihn besuchen!" erklärte Hans Castorp.

Digitized by Google

„Die Miekrigkeit, — das ist nur das Militär, das da aus dir spricht. Aber die Chaldäer hatten auch solche Nasen und waren doch höllisch auf dem Posten, nicht bloß in den Geheimwissenschaften. Naphta hat auch was von Geheimwissenschaft, er interessiert mich nicht wenig. Ich will auch nicht behaupten, daß ich heute schon klug aus ihm geworden bin, aber wenn wir öfter mit ihm zusammenkommen, so werden wir es vielleicht, und ich halte es gar nicht für ausgeschlossen, daß wir überhaupt klüger werden bei dieser Gelegenheit."

„Ach, Mensch, du wirst ja immer klüger hier oben, mit deiner Biologie und Botanik und deinen unhaltbaren Wendepunkten. Und mit der ‚Zeit' hattest du es gleich am ersten Tage zu tun. Und dabei sind wir doch hier, um gesünder, und nicht um gescheuter zu werden, — gesünder und ganz gesund, damit sie uns endlich in Freiheit setzen und als geheilt ins Flachland entlassen können!"

„Auf den Bergen wohnt die Freiheit!" sang Hans Castorp leichtsinnig. „Sage mir erst mal, was Freiheit ist", fuhr er sprechend fort. „Naphta und Settembrini stritten vorhin ja auch darüber und kamen zu keiner Einigung. ‚Freiheit ist das Gesetz der Menschenliebe!' sagt Settembrini, und das klingt nach seinem Vorfahren, dem Carbonaro. Aber so tapfer der Carbonaro war, und so tapfer unser Settembrini selber ist, . . ."

„Ja, er wurde ungemütlich, als auf persönlichen Mut die Rede kam."

„. . . so glaube ich doch, daß er vor manchem Angst hat, wovor der kleine Naphta nicht Angst hat, verstehst du, und daß seine Freiheit und Tapferkeit ziemlich ete-pe-tete sind. Meinst du, daß er Mut genug hätte, de se perdre ou même de se laisser dépérir?"

„Was fängst du an, französisch zu sprechen?"

„Nur so . . . Die Atmosphäre hier ist ja so international. Ich weiß nicht, wer mehr Gefallen daran finden müßte: Settembrini, von wegen der bürgerlichen Weltrepublik, oder Naphta mit seinem hierarchischen Kosmopolis. Ich habe scharf aufgepaßt, wie du siehst, aber klar ist die Sache mir nicht geworden, ich fand im Gegenteil, die Konfusion war groß, die herauskam bei ihren Reden."

„Das ist immer so. Das wirst du immer so finden, daß bloß Konfusion herauskommt beim Reden und Meinungen haben. Ich sage dir ja, es kommt überhaupt nicht drauf an, was für Meinungen einer hat, sondern darauf, ob einer ein rechter Kerl ist. Am besten ist, man hat gleich gar keine Meinung, sondern tut seinen Dienst."

Digitized by Google

„Ja, so kannst du sagen, als Landsknecht und rein formale Existenz, die du bist. Bei mir ist es was andres, ich bin Zivilist, ich bin gewissermaßen verantwortlich. Und mich regt es auf, solche Konfusion zu sehen, wie daß der eine die internationale Weltrepublik predigt und den Krieg grundsätzlich verabscheut, dabei aber so patriotisch ist, daß er partout die Brennergrenze verlangt und dafür einen Zivilisationskrieg führen will, — und daß der andere den Staat für Teufelswerk hält und von der allgemeinen Vereinigung am Horizonte flötet, aber im nächsten Augenblick das Recht des natürlichen Instinktes verteidigt und sich über Friedenskonferenzen lustig macht. Unbedingt müssen wir hingehen, um klug daraus zu werden. Du sagst zwar, wir sollen hier nicht klüger werden, sondern gesünder. Aber das muß sich vereinigen lassen, Mann, und wenn du das nicht glaubst, dann treibst du Weltentzweiung, und so was zu treiben, ist immer ein großer Fehler, will ich dir mal bemerken."

DAS UNBEKANNTESTE GENIE

Ein Versuch über Jean Paul von

OSKAR LOERKE

I

Wer durch Jahrzehnte immer wieder zu diesem ungeheuerlichen Dichter hingezogen worden ist, der kennt auch den kalten, bösen Blick auf ihn. Manchmal hat ihm die hölzerne Maschinerie der Romane ins Ohr geknarrt; die Unwahrscheinlichkeit der Voraussetzungen hat ihn vertrieben; der an Methusalems Frisur verschwendete echte Geist und Witz fing ihm an zu grinsen; ein Papua-Medizinmann lächerte ihn mit seinem Verlangen, er solle die aufgesetzte breite Larve wie ein Gesicht glauben. Gehörte manche Voreingenommenheit der vor uns bewegten Figuren nicht auch dem an, der sie erdacht hatte? An Standesklüften schien die Wahrheit zu zerschellen, fürstliche Geburt schien künftige Götzen in die Wiegen zu legen. Geschlechtliche Strenge manchmal über die Erlaubnis der Natur hinaus, Duelle (obwohl da meist ein leiser komischer Glanz Raum gewann), Scheintod, rührende Blindheit, in einem einzigen Werke an Haupt- und Nebenspielern ein halb Dutzendmal wiederholt, Tochtergehorsam über

Digitized by Google

alle Sanftheit hinaus bis in knechtische Dummheit hinein, — was sollte das heute irgend taugen? Zuweilen wiederum drängte sich das Advokatorische auf. Psychologische Funde waren unkünstlerisch zerfällt in erstens, zweitens, drittens. Ein Kanzleiverwalter schleppte verstaubte Akten und notierte, notierte, notierte schnurrig wesenlose Hinterweltsraritäten. Geographische, medizinische, archäologische, philologische, literarische, astronomische, mathematische, physikalische, meteorologische, chemische, botanische, politische, militärische, konfessionelle, prozessuale, merkantil-numismatische Merkwürdigkeiten zu Zehntausenden, durcheinandergeschüttelte Lexika und ganze Bibliotheken! Bei erneutem Lesen sodann trat der papierne Putz in den Vordergrund. Rührung, gepreßt aus makabren Phantasien und Verklärungen, dekorierende Sonnenfinsternisse, Gewitter, Feuerwerke; für die Größe der Natur und der Seele Wörter wie: Triumphtorbogen, Jubelpforte, gemalte Jubelpforte gar, Ehrenpforte, Goldküsten, Perlenbänke, Säulen des Glückstempels, Hesperiden-Fruchtschnüre, Harmonikaglocken, Savoyarden-Orgeln, Monatskupfer, Wachsfiguren-Kabinette, Isolier-Schemel, Rosensirup, Veilchensirup. Von Musik war häufig in seraphisch steigenden Sätzen die Rede, aber dann: was ist das für eine Musik? Sentimentale mechanische Flötenwerke, Äolsharfen, und immer diese gläserne modische Harmonika! Ehrliche Tonmeister sind nur eben erwähnt, und meist mit Anekdotischem aus ihrem Dasein und Werk. Wasserkünste, Feuerwerke auch hier!

Genügt das, um Jean Paul zu vernichten? — Es ist nicht Jean Paul, es ist nur sein aufgedünstetes, gedunsenes Gespenst, das ihn verfolgt und verdeckt.

2

Er erzählt: einmal besuchte er den Mann im Monde, den alten Lunus. Der saß auf dem Krater, welchen die Astronomen Leibniz nennen, und streckte die Beine hinein, wahrscheinlich, um sie zu wärmen. Er trug Gürtel mit Flaschen. In diesen befanden sich von der Erde heraufgesogene Essenzen. Eine Flasche war von der Art der Impossible-Gläser, in denen immer einige Tropfen zurückbleiben und die daher unmöglich zu leeren sind. Sie war mit der Aufschrift versehen: „Esprit franc de goût“, und darunter stand der Name Jean Paul.

Gutmütig die Zähne entblößend, wehrt er die Angreifer seiner Geschmacklosigkeiten ab, wie ein starkes Tier, das auch in der Ruhe die Last und Kraft seines Körpers spürt. Er gibt die Geschmacklosigkeiten

Digitized by Google

freiwillig zu. Aber er scherzt zuweilen so bitter darüber, daß man sich wundert, wie er sie dennoch ohne ernsthaften Arbeitswiderstand fortduldet und forthätschelt. In seiner Konjektural-Biographie, wo er sich als literarischen Jubelgreis sieht, sagt er: „Nach diesem Jubeljahr hoff' ich, nicht ohne allen Geschmack zu schreiben. Ich hätt' es früher gekonnt, wenn ich zur Apoplexie mich entschlossen, oder wenn ich, wie Ludwig XIII. von Frankreich auf Befehl seines Arztes Bouvard, in einem Jahr zu 215 Purganzen, 212 Lavements und 47 Aderöffnungen gegriffen hätte; ich wäre dann kapabel geworden, so ordentlich und nüchtern zu schreiben wie ein vernünftiger Mann im Reichsanzeiger. Inzwischen da das Alter selber eine Krankheit ist, und eine asthenische dazu: so ist noch schöne Hoffnung da und wenig verloren." Wenn der Vulkan keine Flammen und Lava mehr speit, so wird er noch leichte Bimssteine auswerfen, womit man polieren kann. Im „Titan" räsoniert er über den bunten Stil eines sehr beliebten und geschmacklosen Schriftstellers; sein buntes Übermaß ganz wildfremder Bilder bedeute gewiß am Kopfe, wie buntes Farbenspiel am Glase, die nahe Auflösung. Immerhin, was tun, Fixlein? Da es unabänderlich bleibt, daß an den Wagen seiner Psyche ganz verschiedene Pferde geschirrt sind, Engländer, Polacken, Rosinanten, sogar Steckenpferde, so bittet er einfach um Vergebung, wenn er im Bündel so vieler Zügel zuweilen fehlgreife und ermatte.

Er fordert Vertrauen für den Instinkt, denn die Besonnenheit allein sieht nicht das Sehen, und „wären wir unser ganz bewußt, so wären wir unsere Schöpfer und schrankenlos". Er preist den inneren Stoff, der sich im äußeren, mechanischen, mit der Wirklichkeit gegebenen nicht findet, sondern der selber die Wirklichkeit findet. Dieser innere Stoff, die angeborene unwillkürliche Poesie, sei unnachahmbar. Gegen die Nachahmer erbittere nicht der Raub an witzigen, bildlichen erhabenen Gedanken ihrer Muster, denn nicht selten seien sie ihr eigenes Erzeugnis, sondern es sei das Nachspielen des Heiligsten im Urbilde, das Nachmachen des Angeborenen. „Eine Melodie geht durch alle Absätze des Lebensliedes. Nur die äußere Form erschafft der Dichter in augenblicklicher Anspannung; aber den Geist und Stoff trägt er durch ein halbes Leben, und in ihm ist entweder jeder Gedanke Gedicht oder gar keiner. Dieser Weltgeist des Genius beseelt wie jeder Geist alle Glieder des Werkes, ohne ein einzelnes zu bewohnen. Er kann sogar den Reiz der Form durch seinen höheren entbehrlich machen, und der Goethesche zum Beispiel würde uns, wie im nach-

Digitized by Google

lässigsten Gedichte, so in der Reichsprose doch anreden. Sobald nur eine Sonne dasteht, so zeigt sie mit einem Stiftchen so gut die Zeit als mit einem Obeliskus. Dies ist der Geist, der nie Beweise gibt, nur sich und seine Anschauung. — Manchem göttlichen Gemüte wird vom Schicksal eine unförmliche Form aufgedrungen wie dem Sokrates der Satyrleib; denn über die Form, nicht über den inneren Stoff regiert die Zeit."

Hier schlägt eine Tatze zu, und eine harte Kralle schrammt beinahe den immer verehrten Goethe. Liebte Jean Paul Goethe nicht wie Jacobi oder Herder, mochte er ihn sich nicht so vertraut machen wie die englischen Humoristen, die er fast auswendig wußte, so umgab er ihn doch mit einem Hofe der Unnahbarkeit, obwohl er von ihm böse geschliffen wurde. Übrigens stimmte Goethe, als er in einer Zeitschrift ein Bruchstück der „Levana" fand, so uneingeschränkt und begeistert zu, wie es ihm bei fortschreitendem Wachstum seines eigenen Universums sonst selten möglich war. Zwei Menschen, welche sich durch ihr Werk das Weltganze unterwerfen, können in ihrem Bewußtsein nicht so nebeneinanderstehen wie in einem späteren Bewußtsein anderer. Die ernsthafte Kritik des Zeitgenossen läßt eine Erscheinung ihren Raum mehr suchen, die Kritik des Nachfahren läßt eine Erscheinung ihren Raum mehr finden. Jean Pauls lehnte nur auf eine andere Weise ab als seine klassisch gerichteten Rivalen. Das Meisterwerk gab ihm für sein Schreibdasein so viel wie der Schmöker: das erste, die Gelegenheit, es zu erwähnen, zu zitieren, kurze funkelnde herrliche Formulierungen über seine Art und seinen Wert zu prägen, — der zweite, es ebenfalls in einer Notiz der Vergessenheit zu entreißen und ihm Material auszuweiden, um die Magie und Lebendigkeit seines Geistes in Gleichnissen, despotischen Überfällen auflodern zu lassen. Hätten die großen Dichter seiner Zeit seine Innenwelt wesentlich bestimmen helfen, so würden sie in seinen Arbeiten praktisch sichtbar geworden sein: nicht anerkannt, sondern anerkennend, nicht von ihm unterschieden, sondern in ihm unterscheidend, nicht als groß oder klein gebildet, sondern das Große und Kleine bildend. Nicht sie vermehren und reinigen seine gestaltenden Kräfte, sondern die Philosophen. Die Dichter sind endgültige Gegenwart: der erste Dichter erwärme das Herz des letzten Lesers. Die Philosophen dagegen sind nie endgültig; wenn die Systeme wechseln, erhelle der erste Philosoph nicht den Kopf des letzten. Aus der denkerischen vorläufigen Beruhigung der Welträtsel schafft der Poet erst den unruhig flammenden Frieden der Gestalt.

Digitized by Google

Seine Figuren können nicht handeln, wenn sie nicht denken können, sie können aber auch nicht denken, wenn sie nicht handeln können. Ebenso sind ihrem Dichter ihre Gefühle nicht zugänglich außerhalb ihrer Erscheinung, wie sie ihnen selbst anders nicht zugänglich wären, und wie sie dem Leser außerhalb dieser Form im Letzten unzugänglich bleiben. Die Totalität des Dichters wird erst in dem alle oder jeden in einer Gesamtheit umspannenden pseudonymen Schöpfer Jean Paul sichtbar, nicht in dem realen Geschöpf Friedrich Richter.

3

Die Erschaffung des Schöpfers Jean Paul durch das mit ihm identische Geschöpf der Götter ist die vielleicht unerhörteste Leistung dieses literarischen Werkes aus hundert Werken. Weil der Autor als eine erfundene Person mit den anderen Personen durch das Buch wandert, sind alle Mitspieler nach seinem Maße vergrößert oder verkleinert. Beides ist richtig. Will man die Anpassung aller Dinge an die Lebensgröße des Autors nicht zugeben, so wirken sie gestrüppig, glaubt man die Verkleinerung aus der Perspektive eines fingierten Betrachters nicht, so werden sie unnatürlich erscheinen, bald durch Überhitzung, bald durch Frostigkeit, weil ihr Klima dann an den Temperaturen der Wirklichkeit abgeschätzt werden muß. Die in die Bücher mitеingesperrte Person des Autors stört und schwächt durch ihre dauernde Anwesenheit und Teilnahme den reinen Begriff der epischen, lyrischen, dramatischen Elemente, ebenso wie er am Ernst und der Intensität aller dieser Elemente mitarbeitet. Bald scheint sie alles als Spiel und Maskerade erklären zu wollen, bald eigens dazu dazusein, um die Lügen aus der Welt zu treiben, die Herzen aus der Brust zu reißen und in die letzte Gehirnfalte zu spähen. Die papierene Figur des Autors ist der Marktschreier mit dem Stock und mit der Lederkasse, um das Schaugeld einzusammeln. Er läuft mit seiner Fröhlichkeit und Traurigkeit quer durch die Volksmassen der Bürgerlichen und Adligen und verschafft sich überall Zutritt. Er ist ein harmloser Spion, ein Entdecker dessen, was längst bekannt sein sollte und es nicht ist, gleichsam ein Columbus zu Fuß und auf dem Festlande. Er muß sogar die Gefühle vorempfinden, damit sie überhaupt entstehen, denn wenn sie nicht einer zuerst hat, so hat sie niemand. Er muß auch den Nachrichtenboten spielen und, um die vielen deutschen Fürstentümer immer mit Neuigkeiten zu versehen, Mitbeobachter einsetzen, sogar Hundsposten organisieren, die das gesammelte Material über-

Digitized by Google

bringen. Der Autor ist nicht unwirklicher als der Post-Hund oder der Beobachter, sie alle zusammen sind aber bestimmt nicht nur Erfindungen, sie versichern es bei dem Obersten ihrer Zunft. Der Autor muß sich auch mit Feinden beuteln, den Rezensenten, und auch diese sind nicht außerhalb, sondern innerhalb des Buches leibhaftig. Insgleichen der Leser, mit dem er sich unterhält, dem er sein Herz ausschüttet, dem er schmeichelt und brüderlich die Hand reicht. Auch er ist in die Geschichte hineinhypnotisiert, und sein Maß ist nicht verschieden von dem der anderen Akteure. Das Buch hätte noch nicht angefangen in den gedehnten Vorreden und Vorreden der Vorreden? Wir sind mitten darin von der ersten Zeile an! Noch andere Autoren finden sich zu dem, welcher sich Jean Paul unterschreibt, alle auf derselben Wirklichkeitsebene, Verfasser von Einlagen und Extrablättern, wie Leibgeber etwa, Verfasser von Briefen und Idyllen wie Walt oder der Bauer Hafteldorn mit seiner Idylle wider die Lüge des Idealisierens. Und es hat seine Richtigkeit damit, daß Siebenkäs nachträglich zum Autor der „Auswahl aus des Teufels Papieren“ werden muß. Als Richter die Satiren schrieb, war er noch nicht Jean Paul. Richter beginnt spät sein Leben zu beschreiben, — es kleckt nicht, weil er hier nicht den Autor dichten kann. Darum schwankt er, ob er die Kapitel der Autobiographie nicht wenigstens in den Kometen-Roman schieben kann, immer abwechselnd eins aus dem einen, eins aus dem anderen Werk. Dadurch schriebe doch Jean Paul das Leben Richters? Er braucht einen objektiveren Wahrheitsraum, als es die noch nicht mythisierte Seele ist. Er braucht eine Lockerkeit und Freiheit, die der prosaischen unten auf Erden entgegengesetzt ist.

4

Der reale schriftstellerische Arbeiter Jean Paul Friedrich Richter ist anders: ein grausamer Kerkermeister gegen sich selbst, ein Seelen-Orang-Utang, wie er eine seiner Gestalten nennt, ein systematischer Scharwerker, ungeheurer wohl als Flaubert, von härterem Fleiß wohl als Balzac, ein eigensinniger Zeitgeizhals, ein barscher, nie zufriedener Befehlshaber seiner Fähigkeiten, ein bis zur Hinterlist scharfer und rühriger Intellekt. Er legt sich strenge Befehlsbücher für sich selber an: tue dies, tue das! Der Student befiehlt sich: ich will Schriftsteller werden! Zehn Jahre Hunger und Not. Ein Bruder ertränkt sich, ein Bruder bestiehlt ihn. Er bleibt unverwirrt. Er befiehlt sich Ordnung. Seine „Übungen im Denken“, — Bände! — sollen nüchtern,

Digitized by Google

hell, blumenlos sein. Lichtenberg rät, vor dem 30. Lebensjahre keinen Roman zu schreiben: Befehl! Fast so lange widersteht er dem Gegenrat der Freunde. Er hat eine Rechtschreibung nach eigenem Gesetz, harrt aus dabei, bis er vierzig Jahre vollendet hat, akkurat auf den Tag. Er ist oft verliebt, aber macht sich immer bald los. Seine Minuten sind geregelt. Er will alles wissen, alles lesen, exzerpiert alles, Bände, Bände, Bände voll. Poetische Hilfskonstruktionen, riesenhaft, nach Materien geordnet, Folianten, Rubriken des Weltstoffs! Er ist oft unwirsch gegen die Ehefrau, er beschränkt, wie berichtet wird, die Kinderzahl, damit sie ihm nicht zuviel Zeit und Geld nehme. Um Geld zu bekommen und damit Luft für die Arbeit, widmet er hochgestellten Personen seine Bücher.

Befehl: vormittags Produktion, nachmittags Rezeption, abends geselliger Verkehr! Die Betreuung eines ausgedehnten Verehrerkreises schafft eine große Erschwerung, daran festzuhalten. Trotzdem! Rauschmittel in Mengen, alles in genau errechneten Dosierungen, helfen ihm den artistischen Präzisionsapparat bis zum äußersten ausbeuten. Nie trinkt er Bier oder Wein um ihrer selbst willen, aber wohl bis zum Unfug, um sich visionär auszupressen. Ihn drückt die Verantwortung vor dem besten Leser der Zukunft. Schreiben sei schwerer als Lesen, darum nur ja nicht das Schreiben zum Lesen machen. Immer große Quadern! Wenn diese auch notwendig große Lücken ließen, so doch keine Anhängsel der Ermattung! Es blitzt fortwährend. Er läuft und springt dauernd, kann nicht sitzen, entspringt einsam im Sommer zu Fußreisen in süddeutsche Städte, seit 1810 regelmäßig. Auch das tut er im Joche seines einzigen Zweckes. Wieder Wein trotz der Rebellion des erkrankten Herzens. Der zynische Dämon flüstert: „Zur Erfindung trinke Kaffee!“ — „An wichtigen Tagen nimm Magnesia!“ Drei Lot Kaffee! Die Atemnot erstickt ihn, er stirbt fast erblindet. Selten ist ein Gewitter von solcher Spannung und Dauer über diese Erde gegangen.

5

Hinter der freundlichen fingierten Figur des Schriftstellers steckte die grimmige Zyklopengestalt des Arbeiters. Was hat aber diese für einen Zweck? Wer verbirgt sich hinter ihr?

Vielleicht ein Narr. Vielleicht ein Sonderling. Wer? Jean Paul würde, so tragisch gefragt, nicht antworten: Ich. Die Antwort ist der Gluthimmel seines ganzen Werkes, und es wäre nicht entstanden, wenn es die restlose, zum Verstummen zwingende Antwort gäbe!

Digitized by Google

Das Ich muß von seiner Tätigkeit immer bestätigt werden, damit es bestehe, und es kann gar nicht anders als sich bestätigen, weil es einmal besteht. Durch seines Vult Mund spricht der Dichter eines der tiefsten Worte, die gesprochen werden können: „Ich lebe nicht, um zu leben, sondern weil ich lebe." Was kommt es vor dieser unsäglichen Melancholie und unsäglichen Heiterkeit darauf an, ob einer ein Weltweiser oder ein Tor ist? Gefaßt wird das Rätsel von beiden nicht. Und zwischen seinen vier Wänden ist nach Jean Pauls Ausspruch fast jeder Mensch ein Sonderling. „Ich sage das: nur einmal wandert der Mensch über diese fliehende Kugel, und eilig wird er zugehüllt und sieht sie nie wieder." Könnte ihm da das Ich etwas sein? Er rät einmal, nur vierzehn Tage aus dem Leben der bedeutendsten Menschen recht genau anzusehen, um zu erkennen, wieviel Leerheit darin stecke. Von Morgen bis Abend immer wiederkehrende Geschäfte, Speise, Trank, Ankleiden, Auskleiden in öder Wiederholung! Nur durch Zusammendrängen und Hervorheben ein Schimmer von Bedeutung!

Dennoch bekennt er, er würde sich töten, wenn er wüßte, er wäre kein Ich, sondern eine Harmonie, ein Akkord von Wesen. Da ihm die Gewißheit nicht wurde, die ihm diese Folgerung erlaubte, so blieb nur der Ausweg in schwärmerische Lebensbejahung, — denn Gleichgültigkeit konnte die Zweifelsfrage überhaupt nicht stellen. Wo aber war das Ich? Was war sein Wesen und seine Form? Die vorüberziehenden Ereignisse und Schicksale konnten auch ohne es dasein, bewirkten es nicht, behielten es nicht, formten es nicht. Man vergäße nichts leichter als sich, zeichnet er auf, fremde Zustände würden uns so sehr durch unsere neuen Zustände verwischt wie unsere eigenen älteren. Und er im besonderen vergäße Büchersachen nicht am meisten, sondern das wirklich Erlebte. Und wenn er begeistert an einer komischen Darstellung arbeitet, so stört ihn der Schmerz über einen eben berichteten Trauerfall darin nicht. Die Erregung der Begeisterung enthält ihn. Über jeden kurzen Zweck hinaus dauert die Kraft, die sich ihm widmete. Wo endet sie? Nirgends. Etwas Wahres enthält die Wahrheit, etwas Schönes die Schönheit, etwas Taugliches die Tugend, etwas Göttliches den Gott: Ohne die unendliche Idee dieser Begriffe wäre ihre Erscheinung in der Endlichkeit nicht zu denken. Der Einzelfall wäre dann nicht schön, wahr, sittlich, göttlich, sondern eben nur Einzelfall. Wir hätten keine Beziehung dazu, wären Materie unter Materie. Die Beziehung jedoch ist immateriell, und die Zusammenfassung aller Beziehungen, der „innere Sinn aller Sinne" ist

Digitized by Google

das Ich. Die Kräfte Schönheit, Wahrheit, Sittlichkeit sind ihm eingeboren oder welche immer (Jean Paul glaubt an das Erzböse, wenn er schon an das Böse glauben soll), sie sind seine zwanghafte Anschauungsform, wie für andere Raum und Zeit; da mit ihrer Idee die Idee Unendlichkeit oder Ewigkeit gegeben ist, so ist erst recht die Ewigkeit des Ichs gesetzt. Das Ich ist ewig oder ist nicht. Es fließt durch den vergänglichen Körper und währt unbegrenzt fort. Damit hat Jean Paul den immanenten Gott gepackt. Ebenso hat er gleichzeitig den absolut transzendenten persönlichen stabiliert. Ohne Ich gibt es die seelischen Begriffe nicht, das Ich ist ihre Summe und Potenz, also auch für den Gott. Einmal schreibt er: „Es gibt nur ein Ich — Gott." Der menschlichen Persönlichkeit ist das Universum samt Elysium, Tartarus und Gott immanent oder all das ist nichts, der göttlichen Persönlichkeit ebenso das All samt den Menschen. Auf die Frage, warum der Umweg über soviel zeitliche Körperlichkeit? gibt es wohl wieder keine Antwort als diese: ich lebe nicht, um zu leben, sondern weil ich lebe. Daraus ergibt sich eine schwelgerische Arbeitsamkeit des Herzens. Jedes Ding ist Jean Paul Beweis des Unendlichen, nicht etwa nur Beispiel. Daher erblickt er mit so feierlicher Schärfe das Kleinste wie das Größte, daher läßt er mit lauschender Freude jedes an seinem Orte. Weil in Bayreuth der Kaffee-, Wein- und Biertrinker dieses Ich hat, ist er auf der Milchstraße so zu Hause.

Unheimlich ist es, bei ihm zu lesen, daß er den Moment anzugeben weiß, in dem sein Selbstbewußtsein geboren wurde. „An einem Vormittag stand ich als ein sehr junges Kind unter der Haustüre und sah links nach der Holzlege, als auf einmal das innere Gesicht: ich bin ein Ich, wie ein Blitzstrahl vom Himmel vor mich fuhr und seitdem leuchtend stehen blieb: da hatte mein Ich zum ersten Male sich selber gesehen und auf ewig. Täuschungen des Erinnerns sind hier schwerlich gedenkbar, da kein fremdes Erzählen sich in eine bloß im verhangenen Allerheiligsten des Menschen vorgefallene Begebenheit, deren Neuheit allein so alltäglichen Nebenumständen das Bleiben gegeben, mit Zusätzen mengen konnte." Das war ein dumpfes Ereignis. Die Wiedergeburt des Ich, die es genial machte, ist ebenfalls dokumentarisch festgehalten. Am 15. November 1790 sah er sich selber auf dem Sterbebett wie in einem zweiten Gesicht „mit der hängenden Totenhand, mit dem eingestürzten Krankengesicht". Das Tagebuch meldet: „Wichtigster Abend meines Lebens: denn ich empfand den Gedanken des Todes, daß es schlechterdings kein Unterschied sei, ob ich morgen oder in

Digitized by Google

dreißig Jahren sterbe, daß alle Pläne und alles mir dahinschwindet, und daß ich die armen Menschen lieben soll, die so bald mit ihrem bißchen Leben niedersinken. — Der Gedanke ging bis zur Gleichgültigkeit in allen Geschäften.“ Da rafft er sich auf und zieht alle Konsequenzen für das an ihm, was nicht stirbt. Er hatte früher geschwankt, ob er ein Dichter oder Philosoph werden müsse. Nun erleuchtet sich in ihm immer stärker die Art Philosoph, die den Dichter nicht allein erlaubt, sondern ihn nährt. Als junger Mensch war er ein Skeptiker an allen Dingen gewesen, ein Rationalist bis zur Selbstvernichtung. Unter den Ortsgenossen galt er als Atheist. Als Gymnasiast hatte er die Göttlichkeit Christi mit so scharfem Verstande geleugnet, daß der Lehrer, am Ende seiner Gegengründe, ihm nur zu schweigen befehlen konnte. Die stoischen Denker retteten seinen alles anfressenden Geist von Wahn oder Tod. Nach dem Durchbruch hätte er mit seinem Wissen um die Menschlichkeit Jesu nicht mehr auftrumpfen mögen: sie war ihm zu selbstverständlich. Weder die stoischen noch die idealistischen Philosophen können seinem Drange, unumstößliche Gewißheiten auszusprechen, mehr etwas anhaben. Nur Kant mit seinem „unsichtbaren großen Herzen“ ist ihm zu gewaltig; weil er ein Herz hat, wenn auch ein verborgenes, braucht er zu seiner Bekämpfung die geistigen Leidenschaften nicht heerhaufenstark aufzubieten. Das Bedrohliche der anderen wächst in riesenhaften Gestalten seiner Phantasie auf und wird im Ich dieser Gestalten unschädlich. Ihr „Herz“ wettert durch die Systeme Fichtes, Schellings, Hegels. Was an den Philosophen, die für den Herzschlag des Alls werben als für die Welteinheit, etwa nicht mehr als nur sentimental ist, wird in ihm herzhaft, beherzt, wagemutig. Aus seinem dichterischen Kosmos mit unzähligen Bildern und Figuren ließe sich eine gewaltig starke Essenz alles dessen, was die Welt grüblerisch und intuitiv in Systeme gebracht hat, abziehen, gingen diese unter. Jean Pauls Werke haben auch einen erkenntnistheoretischen Grundriß und Aufriß durchaus, wie sie einen ästhetischen oder moralischen haben. Ihm spricht in der Dichtung nicht der Mensch zum Menschen, sondern die Menschheit zur Menschheit. Hamann, — wie Platon, Leibniz, Herder oder Jacobi — eines seiner Vorbilder, scheint ihm gleichsam mit einer Ewigkeit geboren, scheint ihm jede Zeit vorauszunehmen. Nur die unbeschränkten Raum schaffenden Eigenschaften sind ihm ganz willkommen. Sie fegen den Plan der Unendlichkeit für das Werk einer Einbildungskraft, die unersättlich ist und Sicherungen braucht gegen Überfälle der kalten

Digitized by Google

Klugheit. Die Schwächen in den Gedanken seiner Freunde, selbst in denen seines Busenfreundes Jacobi, merkt er. Und wenn seine eigenen Ideen vielleicht anfechtbar sind: sie verhüllen sich in lebendige Erscheinung. Leben aber darf unvollkommen sein, es irrt und strebt. Müde geworden jedenfalls ist seine Bemühung nie, auch die logisch einleuchtende Formulieruug seiner Überzeugungen zu finden. Er schleift und schleift an den Schwertern seiner Gedankenschlachten, daß sie ja nie stumpf werden, er pocht und pocht an den Grundfesten seines Baus, ob sie auch jeder Anfechtung widerstehen. Die Freude zwingt ihn dazu, keine Besorgnis.

Überschießende Kraft ist denn auch das Wertentscheidende darin, nicht Unwiderleglichkeit, die es ja auch nur in der Vorstellung des Pfaffen gibt. Das „Freiheitsbüchlein" fragt, ob ein Meinen irgendein Fühlen erstatte? Fühlen ist kein weichliches Hinduseln, vielmehr das Leben in seiner kühnsten Form. Es fährt in alle Dinge und verhindert ihren mechanischen Zusammenbruch. Wenn aus der Welt uns ein bloßes Weltgebäude wurde, aus dem Äther ein Gas, aus Gott eine Kraft, aus der zweiten Welt ein Sarg, so haben wir in uns die Leidenschaften zur Wiederherstellung. „Levana", die Erziehungslehre Jean Pauls, fordert die Schonung der Individualitäten unter allen Umständen, befiehlt die Pflege der Leidenschaften. Beethovens Wort: Kraft ist die Moral der Menschen, die sich vor anderen auszeichnen, gilt auch für ihn. Titanismus heißt ein Schlagwort seiner Zeit: sein Titan-Epos verlieh ihm über das Sehnen hinaus die erfüllte und befestigte Wirklichkeit. Schöpfertum im Inneren und nach außen durch das Innere, — darin findet sich die Synthese und Erklärung der sämtlichen Idealbegriffe Jeans Pauls. Die Sprache des achtzehnten Jahrhunderts täuscht uns leicht über die Bedeutung gerade der Wurzelwörter des Lebens. Die Vokabel Tugend wird vielen von uns als besonders häßlich, altjüngferlich hochtrabend und hoffnungslos abgetakelt vorkommen: sie schmeckt nach anmaßenden Kanzelreden, riecht muffig nach Schulstuben, verzieht peinlich und ironisch unsere Lippen. Nähern wir uns also, solange wir sie aus dem Munde eines Genies hören müssen, ihren Quellen, und sie wird jung und frisch werden. Die Moral mit ihren Polen Gut und Böse ist inzwischen soviel beklopft worden, daß allerlei Maden und Larven herausgekrochen sind und das nachsickernde Wurmmehl über ihre Zuverlässigkeit und Haltbarkeit bedenklich machte: fassen wir sie also in einem Zustand, als das Geziefer noch nicht hineingekrochen war! Dann wird auch das

Digitized by Google

Wesen des Begriffes Schönheit hell werden, dessen Gipfel sich nach Jean Paul mit dem der Sittlichkeit in ein und derselben Höhe verliert. Das Gute ist ihm keineswegs eine schwächliche wehrlose Güte. Es ist nicht eingepaukt, sondern eingeboren, wie eben auch die mit ihm identische Schönheit. Beide sind nicht Beschnüffler und Mäkler vor einzelnen Gegenständen, sondern ein Zwang zu erhöhter Lebensenergie. Jean Pauls Menschen weinen viel, allzuviel für die moderne Duldsamkeit. Jedoch die Tränen entfallen nicht der Schwäche, dem Schmerz, der Zerknirschung und Ratlosigkeit. In seinen ausführlichen Sterbeszenen herrscht Feierlichkeit. Die Rührung steigt nicht aus persönlichem Elend auf, die weinende Begeisterung steigt von der Gottheit herab. Die Tränen sind beinahe symbolische Zeichen. Sie quellen wie der Same, der ein neues Wesen erzeugt. Schönsein und Gutsein sind unwillkürliche Religion, die immer hungrig ist nach Vereinigung. Diese Religion bildet die einzige Offenbarung, jede andere, Konfessionen bildende Offenbarung wüßte nichts zu bieten als historische Neuigkeiten. Darum haßt er Gebetbücher, auch Gebete sind ihm zuwider als matte Schmeicheleien, als Kaffernlob unverstandenen höheren Wesens. Beten ist fast einerlei mit dem Beweisen oder Bezweifeln Gottes, da ein solches Neutralisieren oder Isolieren hieße, das Dasein des Daseins bezweifeln oder beweisen. Für den kalten Schmecker des Dichters ist es nur eine launig drollige Szene, wenn Fixlein als Student sein langes Abendgebet, um Zeit zu ersparen, schon im Hof anfängt und gerade damit fertig wird, als er ausgekleidet ins Bett plumpst. Es ist anders gemeint: so steht im kleinsten homo schon der Bauriß zur katholischen Kirche, — heißt es nämlich weiter. Natürlich ist dem Dichter die Polizei der Bekehrungen, Opfer und der ganzen himmlischen Algebra verhaßt. Kein Einzelner dürfe dem All, der Vielheit der Einzelnen geopfert werden. Der Ewige könne ohne Ungerechtigkeit nicht einmal mit den Schmerzen des winzigsten Wesens die Freuden aller besseren kaufen, wenn es nicht jenem wieder vergütet würde. Nur der Theologe vergelte Gleiches mit Ungleichem, Zeit mit Ewigkeit und Einen Schmerz, den man gibt, mit Millionen Schmerzen, die man erhält. Die kondensierte Tätigkeit ist alles. In der Ermattung des Sterbens gäbe es eine Bekehrung? Die letzte Stunde ist ganz gleichgültig, ist absolut unfruchtbar, sie erlaubt keine Tatenfolge mehr. Man soll auf das sieche, welke Herz nicht noch Salz streuen, damit es brenne, wie die Galgenpater tun. Und in demselben „Siebenkäs", wo das steht, ist auch zu lesen: „Es ist leichter

Digitized by Google

sich für Menschen zu opfern, als sie zu lieben, dem Feind Gutes zu tun, als ihm zu vergeben." Einmal hält der Bußwecker dem Moribunden seinen Kopf hin statt des üblichen Schweinskopfes, der die Verfehlungen drastisch demonstrieren soll, und sagt etwa: du warst so wenig wie dieses Schwein keusch und gut, du fraßest und soffest wie das Schwein und grunztest den ganzen Tag sehr, bekehr dich geschwind ein wenig, denn du stirbst diesen Augenblick und bist ja schon völlig ohne Sinnen und Verstand, ohne den ich noch bin. Die legendäre Sanftheit Jean Pauls ist zuweilen einigermaßen schneidend. „Sprecht nicht: wir wollen leiden, denn ihr müßt; sprecht: wir wollen handeln, denn ihr müßt nicht." Immer wieder mündet er bei dem Fühlen, das ein Handeln, bei dem Handeln, das ein Fühlen ist. Die vielfarbigen Äußerungen der freien Aktion stürzen in der religiösen Einheit zusammen: das geistige Universum ist nicht mehr zersprengt und zerschlagen in zahllose Quecksilberpunkte von Ichs, welche blinken, rinnen und irren, zusammen- und ineinanderfließen ohne Einheit und Bestand. (Siebenkäs.) Wäre denn die Seele gar nichts, sondern bloße Gedanken leimten sich wie Krötenlaich aneinander, kröchen so durch den Kopf und dächten sich selbst? So schon in der „Unsichtbaren Loge". Ein einziger Genieblitz kann die Synthese herstellen, und ist sein Licht eine gute Tat, so wiegt es ein langes schlaffes Leben auf. Enthusiasmus ändert alles; nimmt sich der Enthusiasmus die Änderung bloß vor, dann wird sie nie geschehen, weil eben der Enthusiasmus die Voraussetzung dazu bleibt. Wiederum in der unsichtbaren Loge erhebt sich die Frage, ob die größten Bewegungen unseres Ichs nicht vielleicht außerhalb des Körpers ihren vergönnten geräumigen Spielraum antreffen. Der Übermensch ist hier wieder in seiner Überwelt! Nebenbei gesagt, findet sich das Wort Übermensch ziemlich häufig bei Jean Paul, wie er auch die moralfreie Skala Pflanzen-, Tier-, Gottmensch aufstellt.

Dem entsprechend ist sein Himmelreich kein Lümmelreich. Weil da keine Lobgesänge und Weihrauchwolken schweben, sondern ein Feuermeer brennt, kann man es ebenso gut eine geniale Hölle nennen. Ihr Teufel ist vorher besiegt, die Akten darüber finden sich spät in der Schrift „Wider das Überchristentum". Wenn man den Teufel und den heiligen Geist im Menschen streitend annehme, so sei der Mensch weder etwas Gutes noch etwas Böses, sondern nur der Kampfplatz beider. Und habe jener angenommene Teufel wieder ein böses Prinzip in sich, also einen streitenden Teufel? Dann wäre er selber gut.

Digitized by Google

Habe er aber keinen Streit, so sei ihm auch nichts vorzuwerfen. Das Böse sei sein Gesetz, wie bei uns das Gute. Auch aus dieser Betrachtung geht hervor, daß es auf die Auswahl der wie auch immer gearteten Handlungen nicht ankommt, sondern auf die wie auch immer geartete Radikalkraft. So wäre in der Ewigkeit Zeit und Zahl gar nichts, sie ist ja gerade durch die Befreiung davon charakterisiert. Die Länge ist kein Wert. Wäre sie es, so würde die Ewigkeit nur zur Fortsetzung und Wiederholung des irdischen Daseins, — so wäre sie nicht da, die doch aus der geistigorganischen Verbindung der „vier Evangelisten" Schönheit, Wahrheit, Sittlichkeit, Seligkeit sicher ist. Sie ist hiernach nochmals nichts anderes als die Unmöglichkeit, das Ichbewußtsein ausgelöscht zu denken. Um aber auch Beweise für die Unsterblichkeit dennoch zu finden, spielt er wie ein elysisch trauerndes Kind mit Träumen. Sein Optimismus räumt alle Hindernisse weg. Wenn alle Glieder sterben, ist das Bewußtsein noch nicht zerstört, erst wenn das Gehirn stirbt. Was dann? „Das Gehirn entscheidet den Tod bloß durch seine Unentbehrlichkeit für die übrigen Organe." Beim Beweisen, das, entgegengesetzt dem vertrauenden Wissen, vom uralten Zweifel unterspült sein muß, denn sonst hätte es keinen Grund für sich, braucht er viel die Naturwissenschaft Goethes, (auch Darwins). Ein großes Aphorismenbuch lagert seine Inseln in die Sintflut, und auf der merkwürdigsten von ihnen lebt autogen, spontan Goethes Unsterblichkeitsglaube. Goethe sagt, wenn er bis an sein Ende rastlos wirke, sei die Natur verpflichtet, ihm eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige seinen Geist nicht ferner auszuhalten vermöge. Und: „Ich zweifle nicht an unserer Fortdauer, denn die Natur kann die Entelechie nicht entbehren; aber wir sind nicht auf gleiche Weise unsterblich, und um sich künftig als große Entelechie zu manifestieren, muß man auch eine sein." Vor allem: „Vom Untergang höherer Seelenkräfte kann in der Natur niemals, unter keinen Umständen die Rede sein; so verschwenderisch behandelt sie ihre Kapitalien nicht; wie viel aber, oder wie wenig, von der Persönlichkeit verdient, daß es fortdauere, ist eine andere Frage und ein Punkt, den wir Gott überlassen müssen." Und nun Jean Paul in der „Selina": „Geist als Kraft behält die Einwirkung. — Wenn ein Wesen durch ein langes Leben sich zu einem Leibniz ausgebildet, so sind nur zwei Stellen anzunehmen möglich, in welche diese Ausbildung zu verlegen ist. Die erste ist bloß das Gehirn, das aus einem unwissenden zu einem vielwissenden, scharfsinnigen gebildet worden.

Digitized by Google

Man läßt also das Ich, das als unveränderte Kraft wirkt, wenn man es anders nur annimmt, die Gehirnteilchen so ordnen, daß mit ihnen dieses Ich diese Vollkommenheit der Reife zeigen oder anschauen kann; das Ich selber geht, wie es kam. Wer nun dies nicht annehmen kann, sondern behaupten muß, daß soviele tausend Gedanken und Bestrebungen im Ich selber etwas geändert und gebessert haben, der kann diese verstärkte Kraft nicht untergehen lassen. Die Einwendung des Alters ist so eine, wie die des Schlafs; nehmt ihn weg, die gereifte Kraft ist wieder da".

6

Wer an Jean Paul nicht mißversteht, daß er die Menschen in ihren höchsten Exemplaren wohl bis zu Übermenschen steigert, aber nicht zu Überpersönlichkeiten und ebenso seinen Gott nicht zur unpersönlichen Gottheit, der begreift, daß die Unzahl und verwirrende Vielfältigkeit der sichtbaren Dinge in seinen Büchern keine Unordnung ist. Wenn schon denkende Wesen aus ihrer Vereinzelung im Ich nicht hinausspringen können, um wieviel weniger die Ereignisse und bloßen Gegenstände! Die Menschen verleihen ihnen gern einen Schein, als ob sie symbolische und allegorische Geltung hätten, aber sie hören dennoch nicht auf, immer von neuem in ungezählten Einmaligkeiten aufzutreten wie die Menschen auch, und ungeachtet aller zusammenfassenden Vernunft daneben nur sie selbst zu sein. Die Liebe nimmt sich einiger von ihnen an, die Freundschaft hat Raum für alle. Die Liebe ist lebensammelnd an einem Punkte, die Freundschaft, welche die Überordnung der Liebe ist, weckt Leben überall. Daher nennt Jean Paul Gott gern seinen Freund. Daher steht ihm Freundschaft auch auf Erden höher als Liebe. Sie ist ihm eine Möglichkeit, das All in seinen sämtlichen Erscheinungen zu umspannen, — die großen, ohne die kleinen auszulöschen, die kleinen, ohne von den großen fortgelenkt zu werden. So siedelt er in seinen idealen Frauengestalten eine Liebe an, die eigentlich eine Freundschaft ist. Er selbst kannte in seiner Jugend das, was er Simultanliebe nennt; diese Simultanliebe läßt er zur Genialität in seinen jungen Mädchen werden. Ihre Körperlichkeit hat etwas Astrales, er vergißt nicht, daß sie dem Praktischen schwerlich gewachsen sein werden. Die reinste und höchste von ihnen, Liane im „Titan", muß jung sterben. Er zeigt nicht ihre derbere, spätere Zeit, wo die Weltfreundschaft zur Untüchtigkeit und Unwahrscheinlichkeit entarten

Digitized by Google

würde. Genialische Weiber seien meistens ungläubig, wie genialische Männer gläubig, heißt es einmal. Ist nun die Gläubigkeit in ein Weib verlegt, meint es mit seinem Gefühl mehr die Liebe als den Geliebten und tritt ihm ein genialer Mann entgegen, der, da er in der männlich umfassenden Sphäre die Alliebe hat, in der Frauenliebe die Geliebte meint, so ergibt sich ein unlöslicher Konflikt. Jean Paul hat ihn in dem Verhältnis Albanos zu Liane tief und klar gestaltet. Allzuviele Frauen von der Art, deren extremer Typ Liane ist, etwa Klotilde im „Hesperus", die sanfte Tochter Fälbels, Thiennette im „Fixlein", gibt es übrigens bei Jean Paul nicht, und daß man ihm ihre Mondhaftigkeit immer wieder vorwirft, mag ein gutes Zeichen für die Eindringlichkeit ihres Daseins sein. Manchmal, wie in den „Flegeljahren", sind sie auch nur durch den vereinfachenden, verzärtelnden Blick des Mannes, der sie liebt, so schwebend über die rauhe Erde erhoben. Der Dichter weiß ganz gut: die Frauen lassen sich zu Göttinnen machen, um selber an keine zu glauben. (Komischer Anhang zum „Titan".) Diesseits und jenseits der schmalen Zone, in der die Simultanliebe wächst, gibt es den schwärmenden Backfisch mit der verheirateten Freundin, wie die stubsnasige Theoda im „Katzenberger", die brave tüchtige Rabette, die heroische Linda, die holde wirklichkeitsnahe Dulderin Lenette neben ihrem Siebenkäs, Bergelchen, das ihren Hasenfuß Attila Schmelzle entschlossen schützt, die gescheite Brotta im „Fibel", dessen hysterische Mutter oder die Mutter Fixleins, — einen Chor munterer, muskulöser wie dürftiger, leidender, durchaus unverwechselbarer Gestalten. Ihnen rücken, besonders wenn das Hirn eng und das Herz eingeschrumpft ist, die Inhalte und Gegenstände des Lebens in ihrer Vereinzelung hart auf den Leib, und ihre Persönlichkeit grenzt sich nun von Fall zu Fall am Kleinen ins Unendliche ab. Unzählig oft wiederholte Anstöße am Winzigen ergeben auch eine unendliche Reihe, auch eine Unsterblichkeit und bei konsequentem Reagieren sogar eine Art von Freiheit.

Völlig ernsthaft spricht der Dichter aus, sein Bestreben gehe darauf aus, auf der Erde nichts zu kultivieren, was ihm nicht droben gälte, — daher sein Wunsch, das Gefühl des Lächerlichen auch über das Leben hinaus festzusetzen und zu erweisen. Dieser Vorsatz ist noch grandioser als der, es im Erhabenen zu tun. Er erfüllt sich am deutlichsten in seinen komischen Männerfiguren. Spezialitäten des Berufs behandelt er meist mit Hohn, so Ärzte, Minister, Kunstgelehrte, es sei denn, daß sie eine Spezialität des Charakters aufweisen, die wieder eine

Digitized by Google

unendliche Reihe von Spiegelungen bis in den Himmel hinein erlaubt. „Steckt nicht in der Geschichte eines Narren eine kompendiöse Weltgeschichte, aber nicht umgekehrt?“ Zudem prägen und sprechen die Toren ihre Narrheit ja selber wie Weisheit aus. Der Dichter ist unersättlich, diesen närrischen Weisen nachzugehen. So individuell sie bleiben, aus der Fülle der Gelegenheiten, bei denen sie diese Individualität erweisen, bildet sich der Typ. Wir finden den Typ Wutz und den Typ Antiwutz in mehreren Exemplaren, erniedrigt, erhoben, verdickt, verdünnt. Sie schreiben nach den Titeln der Bücher nicht nur die Bibliotheken, die sie nicht lesen dürfen, sondern entdecken nach den Titeln der Freuden den ganzen Freudensaal der Welt. Leiden kommt meist aus Leere, stellt Jean Paul fest. Und Leere hat nicht einmal der Pfarrer Eymann im „Hesperus“, dem die kleinen Gegenstände immerfort zu schaffen machen, oder gar Freudel, der von seiner Zerstreutheit voll beschäftigt wird, oder der Zuchthausprediger Süptitz im „Kometen“ oder Fälbel, der den ganzen Tag ein Pedant und Prunker zu sein hat. Der Kandidat Schomaker aus den „Flegeljahren“ wird noch lange im Himmel damit Mühe haben, einen kleinen Feigling auf seine Weise vorzustellen, ebenso dürfen der kriecherische Badearzt Doktor Strykius, der studentische Haudegen Pelz, der süßmeierliche, eitle Literat Nieß und gar der Unempfindsame schlechthin, jener Doktor Katzenberger, wohl im Grabe ruhen, aber niemals in der Welt, die keinen Charakter, keine Individualität vernichten kann. Daß sie so drall als Begebenheiten in den Kosmos der Begebenheiten sprangen, hat seinen tiefsten Grund in Jean Pauls Unsterblichkeitsüberzeugung. Er hat in ihnen die Hand auf leibhafte Beweise dafür gelegt. Die irdischen Freuden seien Ölblätter, die eine Taube aus dem Jenseits in unsere Sintflut trage. Oder: wer hier seines Daseins müde sei, würde es überall sein. Oder: eigentlich sei jede Begebenheit eine Weissagung und Geistererscheinung, aber nicht für uns allein, sondern für das All, und wir könnten sie dann nicht deuten. Indessen zeigen können wir sie mit dem ahnenden Wissen um ihren überzeitlichen Hintergrund. Der Dichter hat darüber viel nachgedacht, vor der Arbeit und nachher zehntausend Tage lang, wie er in der „Vorschule der Ästhetik“ glaubwürdig behauptet. Das Lächerliche sei das unendliche Kleine. Darum hat es einen gewaltigen, unerschöpflichen Stoff zu bewältigen. Es ist das Reich des Verstandes, — das Unverständige. Der Humor als das umgekehrte Erhabene vernichte nicht das Einzelne, sondern das Endliche durch den Kontrast mit der Idee. Es gäbe

Digitized by Google

keine einzelne Torheit und keine Toren, sondern nur Torheit und eine tolle Welt. Des Dichters Welthumor trifft nicht die bürgerliche Schwäche, sondern die menschliche, das heißt die allgemeine. Er wird zum Welthumor nicht vermittels, sondern trotz der Zeitanspielungen. Die unendliche Welt wird mit der kleinen ausgemessen, auch das ist ein titanisches Unterfangen, aber nun von der erdichteten Person in die dichtende verlegt, was objektiv die gleiche Schwere, subjektiv die gleiche Schwierigkeit hat. Die humoristische Totalität mache vom Leser allerdings eine gastfreundliche Offenheit nötig, und diese würde durch eine gewisse Vertraulichkeit erworben. Ist die Erfindung der Figur eines dazwischenschwätzenden Autors nicht am Ende doch ein genial zweckmäßiger Fund? Ist sie nicht zum mindesten um und um bedacht? Eine konstruktive Straffung, keine Lockerung? Er ist vielleicht lächerlich, aber er macht nicht lächerlich. Da die komischen Gestalten an der deutschen Sinnlichkeit und ihren Beispielen das komische Feuer fangen, wird überdies die Unendlichkeit mit dem Deutschtum ausgemessen! Aber ein Volk ist wiederum nur ein Beispiel für Volk. Jean Paul tritt für den gelehrten Witz ein. „Nämlich zuletzt muß die Erde ein Land werden, die Menschheit ein Volk, die Zeiten ein Stück Ewigkeit; das Meer der Zeit muß die Weltteile verbinden, und so kann die Kunst ein gewisses Vielwissen zumuten.“ — Die Radialkraft seiner Geschmacklosigkeit wird bei näherem Zusehen immer größer!

7

Die Dinglichkeit bietet ihm Schutz vor der Auflösung des Gefühls, des Geistes, der Moral, der Schönheit ins phrasenhafte Nichts, denn die Dinge sind ja nicht schön oder häßlich, nicht moralisch, nicht gedankenvoll. Er kennt die Gefahren der Darstellung erhabener Charaktere. In ihnen kommt der ungefallene Adam zum Vorschein, der Universal- und Elementargeist des ganzen Wesens, der ungebrochene Strahl des Willens, das Allgemeine nimmt zu. Wer den Bogen der Milchstraße oder den Regenbogen der Phantasie mit der Hand spannen will, muß scheitern. Deshalb sehen die stürmischen Gottsucher bei ihm nicht schon Gott, sondern noch Wolken, Berggipfel, Gewitter, Sterne, Sonnen- und Mondaufgänge. Auch das ist noch nah, weil es zählbar, anschaubar ist, — unempfunden ohne einen Schönheitsgeist, amoralisch ohne einen Moralischen, gefühllos gegenüber dem Fühlenden. Jean Paul ist vorsichtig mit seinen Prototypcharakteren. Er

Digitized by Google

verteilt die volle Gültigkeit eines Ideals auf mehrere Persönlichkeiten. Albano hat so verschiedene Erzieher wie Wehrfritz, Schoppe, Dian, Falterle, Augusti. Sie komponieren zusammen erst das Lehrertum; Albano hat drei hohe Geliebte, sie komponieren erst die hohe Liebe. Jean Paul spaltet die rechte Art, vollkommen das Leben aufzunehmen, in das Brüderpaar Walt und Vult. Oder wo, wie in Viktor, die Elemente seines eigenen Wesens vereint sind, betont er es ausdrücklich. „Er meinte damit nicht, wie die Scholastiker, die vegetative, sensitive und intellektuelle Seele, – noch wie die Fanatiker, die drei Teile des Menschen: sondern etwas recht Ähnliches, seine humoristische, empfindsame und philosophische Seele. Wer ihm eine davon wegnähme, sagte er, der möchte ihm immer auch die restierenden gar ausziehen." Nichts flieht er so sehr, wie das reine, selbstgenugsame, daher unfruchtbare Ich. Wehe, wenn es, um sich zu bewahren, die Welt verliert! Jener Viktor hält sich selbst, trotz seines Lebenswillens, der zuviel Selbstgenuß war, eine anklagende Grabrede. „Ich sehe ein Gespenst um diesen Leichnam schweben, das ein Ich ist. Ich, Ich! Du Abgrund, der im Spiegel des Gedankens tief ins Dunkle zurückläuft! Ich! Du Spiegel im Spiegel – du Schauder im Schauder!" Oder Ottomar in der „Unsichtbaren Loge" nächtlich auf der Altarstufe im Gespensterlicht. „Ich redete das Ich an, das ich noch war: was bist du? Was sitzt hier und erinnert sich und hat Qual? Du, ich, etwas." Gar die beiden großartigsten Gestalten, die Jean Paul vielleicht überhaupt geschaffen hat, gehen an dem Grundproblem des wahren Ich zugrunde: Roquairol, der Selbstschlecker, und Leibgeber – Schoppe. Roquairol stürzt in den Abgrund, der Jean Paul selbst verschlungen hätte, wäre er nicht durch seine heraklische Arbeit geschützt gewesen. Durch das Vorwegnehmen der Erlebnisse in der Phantasie, durch das abflachende Verzehren der Wirklichkeit in der Vorstellung unterhöhlt sich der Zwang, nicht von Monat zu Monat, sondern von Sekunde zu Sekunde zu leben. Das Ich schlenkert zwischen Überwelt und Unterwelt und ruht zu selten auf dem irdischen Boden. Die berühmteste Stelle in Jean Pauls Werken, Roquairol gewidmet, lautet: „Wenn so zuweilen die Eingeweidewürmer des Ichs, Erbosung, Entzückung, Liebe und dergleichen, wieder herumkriechen und nagen und einer den anderen frisset: so seh' ich vom Ich herunter ihnen zu; wie Polypen zerschneide und verkehr' ich sie, stecke sie ineinander. Dann seh' ich wieder dem Zusehen zu, und da das ins Unendliche geht, was hat

Digitized by Google

man denn von allem?" So sind die großen Dichter; was sie reell erhalte, sei der Hunger und das Lob. Der Zyniker Jean Paul weiß es. Im Traume sagt er zu Napoleon, daß er nie klüger wäre als im Bette, wenn er von ihm träumte; dann müßte er ihn und seine Gedanken selber erschaffen. Rouquairol hängt tief mit Jean Pauls Begriff von der Musik zusammen. In ihr hört er das zeitlich und räumlich auseinandergelegte Menschliche ewig. Darauf denkt er klar darüber, — während der wirkliche Musiker klar darin denkt. Er sieht und fühlt dann gleich stark, kein Kalter, kein Heißer. Er muß alles wissen, alles bemerken. „Ob ich vergehe, wenn ich nur gehe." So kann er über einem Menschenlärm nicht einschlafen, bis er erfährt, daß die Lärmenden Pferde sind! Roquairol besaß nur die Musik und nicht die Klarheit über sie. — Schoppe wandert durch eine Anzahl von Werken Jean Pauls, unter anderem durch die philosophische Schrift „Clavis Fichtiana". Auf ihn kommt alles an. Er, der auf stürmischer See Geborene, der zum besten Freunde einen Hund hat, er, ein Hinkfuß, ist immer auf der Reise und pfeift unterwegs auf das Leben, ein wahrer Welthumorist. Er gelangt auf das einsame Berghorn, besetzt von den Blutegeln des Weltekels, ohne sonderliche Einbuße von Freiheit und Ungleichheit, wie er meint. Er gelangt auch dazu, seine Rauheit einen halben Tag lang auf dem Waldhorn an einem elenden Heulied zu verblasen. Dennoch, über sein falsches Ich, den Fichteschen absoluten Spuk, springt er nicht hinaus. „Ich so ganz allein, nirgends ein Pulsschlag, kein Leben, Nichts um mich und ohne mich Nichts als Nichts — Mir nur bewußt meines höheren Nichtbewußtseins — In mir den stumm, blind, verhüllt fortarbeitenden Dämogorgon, und ich bin er selber — So komm' ich aus der Ewigkeit, so geh' ich in die Ewigkeit — — Und wer hört die Klage und kennt mich jetzt? — Ich. — Wer hört sie und wer kennt mich nach der Ewigkeit? — Ich. —" Im Wahn vor dem Tode erscheint Schoppe sein Ich als ein Anderes, leiblich, entsetzlich. Er lästert, Gott möge verhüten, daß Gott jemals sage: ich; er würde die dritte Hand nicht finden, um sie zu ergreifen, und nur seine beiden eigenen fassen können.

8

Ein Dichter, den diese Gedanken durch sein ganzes Leben aufdringlich quälen, kann keine Romane im üblichen Sinne schreiben. Ihre Geschichte ragt über die Geschichten hinaus. Die fragmentarisch

Digitized by Google

abbrechenden Arbeiten überzeugen daher am meisten. Was wäre durch die Beendigung aus dem „Kometen" geworden? Der Schluß der „Flegeljahre", die noch heute nicht zu Ende sind, ist der schönste. Wir finden das Eingeständnis des Dichters, an seiner Epik interessiere ihn das Historische am wenigsten. Den Ablauf kennt er voraus. Daher die Tischlerarbeit der Gerüste. Tröge für das Meer. Putzige Uhrgehäuse für die Zeit ohne Anfang und Ende. Die Kausalität beginnt nicht irgendwo und reißt nicht willkürlich ab.

Jean Pauls Geschichten meinen die Weltgeschichte. So trennt er von dieser allgemeinen Historie weder seine Erzählungen ab, noch das, was man draußen zu Unrecht als Weltgeschichte versteht, den schmalen, meist stinkenden Fluß der politischen Ereignisse. Auch die Politik ist ihm im Ideal das Reich der Freiheit. Allumfassend. Freiheit hier ist ihm jedoch nicht bloße Staatenfreiheit. Er singt die Demokratie aller Wesen, aller Einzelnen. „Das All geht auch auf Würmchenfüßen." Er schließt auf die Vorsehung der Weltgeschichte „aus dem uralten Stammbaum der Würmchen, deren Ahnenreihe von den Blättern Edens bis auf unsern Kohlgarten reicht." Hat Religion denn Geschichte? Ist sie nicht angeboren? „Wie könnt ihr in den runden Totentanz des umkehrenden Untersinkens menschlicher Schöpfungen, das heißt der Staaten, die göttlichen hineinziehen, die Völker selber?" Kriegstapferkeit lerne man gemäßigt schätzen, da nichts seltener sei als ein feiges Volk. Heldische Tapferkeit des einzelnen ist ihm da mehr. Er liebt das Vaterland, da diese Liebe ein Teil der größeren und da sie unwillkürlich ist. Aber sie ist nur eingeschränkte Menschenliebe („Hesperus"). Blutvergießen versteht er allenfalls, wenn der Feldherr ein geistig Mutiger ist. Er bewunderte Napoleon lange als ein Genie in seinem Sinne; als er ihn an seinen Früchten erkannte, wurde er ihm ein „Raubmörder", ein „Foltermörder" (wie nach einem Zitat bei Josef Müller sogar Friedrich II. zwischen einem Eroberer und einem Straßenräuber keinen Unterschied fand, außer dem zynischen, daß der eine ein erlauchter, der andere ein gemeiner Dieb sei). Aus praktischen Gründen trat Jean Paul eine Zeitlang für den Rheinbund ein. Nicht durch Soldaten, sondern durch die Schriftsteller überwältige eine Sprache die andere. Heldengeschichte ist ihm die Geschichte großer Seelen.

Nicht nur, wer einen klingenden Namen hat, sondern alle und alles, was einen Namen hat, muß ihm heran, um das unabsehbare Loch der Unendlichkeit zu füllen. Er will nicht erzählen, sondern

Digitized by Google

hinstellen. Immer hat er Angst, ob er nicht zu viel berichte, anstatt zu dichten und zu reflektieren! Die Mitteilung, die Rechenschaftslegung bedeutet ihm gar nichts, alles der Ausdruck, welcher seine Vorstellung nicht beschreibt, sondern prägt. Nichts, was einmal in der Welt war, darf ihm in das Chaos der Vergangenheit zurücksinken. Die Arbeiten der Menschen, ihre Ameisenbahnen, was sie an Merkwürdigem fanden, wie sie sich den Kopf zerbrachen, ihre Schnurrpfeifereien, ihre Mißgeburten, bleibt gegenwärtig. Die anonym Gewordenen treten für einen Augenblick aus ihrer Vergessenheit. Die Vorwelt in ihrer ganzen Breite findet in ihm ihre Nachwelt. Schleppt sich dadurch sein Roman mühselig hin, so gewinnt sein Epos eben dadurch eine rapide Schnelle. Springend hetzt er ihm nach, und niemals springt er vergebens, immer erjagt er etwas. Er und das andere sind immer wie die beiden Kohlen zwischen dem Lichtbogen der elektrischen Lampe. Die Kohlen verzehren sich, das Licht macht sie unsichtbar. Seine satirischen oder feierlichen Vergleiche sind voll von Geschichten, sind Keime zu, Kondensierungen aus Geschichten. Das Private in restloser Erschöpfung wird zum Öffentlichen. Überdies: der gleichlange und gleichstarke Lichtbogen zwischen ihm und dem Stern am Himmel und ihm und der Blatternarbe auf einem Gesicht beseitigt den Unterschied der Klüfte. Auswählender Verzicht wäre ihm ein Fortlaufen aus dem Kampfe. Durch das Abstruse, Ungenießbare gerät ihm sein Gedanke zu der von ihm präzise gewünschten Grelle, Schärfe, Säure, Süße oder sonst einer spezifischen Bestimmbarkeit. Er zieht ihn dadurch ebenso aus einem Gerümpelwinkel und Hamsterloch heraus, wie er ihn dort hinein zerrt. Kann es die Intensität stören, daß unter seinen Gegenständen auch Nachtmützen, Schlafröcke und warme Öfen vorkommen? Wie heißen derlei Dinge für die Leute, die nur Idyllen erleben können, heute? Sie heißen Telephon, Untergrundbahn, amerikanischer Hotelkomfort! Das Tempo des Geistes überholt jeden Schneckengang der materiebeladenen Leiber. Die Empirie wird, der Geist ist.

Obschon Jean Paul seine Sätze nicht zerhackt, nicht kürzt, sondern weit schweifen läßt, sind sie die kürzeste Form seiner Absicht. Er plagt sich, Silben, ja Buchstaben zu sparen. Er entdeckt groteske Wörter und schimmernde, Wörter, die ganze Landschaften in sich tragen. Er spricht von einer schweren Sonne, vom Karrenjahr des Lebens, von Donnermonaten, Keimmonaten, von einem Wimmer-Jahrzehnt, vom kalt-schwitzenden Leben, vom höckerigen kalten Leben,

Digitized by Google

von einem rein nachmalenden Wasser, von einer Brause-Erde, vom Kleinsauer des Lebens. Seine Zeitwörter sammeln zu Hunderten überirdisches Licht in ihre Körper. Verstreut in seinen Werken liegen sodann quer über eine einzige Erde verstreut die Orte des Friedens, Lilar, Maiental, Blumenbühl, die Stille Stelle („Flegeljahre"), die Schlummerinsel im Prinzengarten, der Italienische Tag mitten im Herzen Deutschlands, der Tag des schwedischen Pfarrers. Sie nehmen notwendige Stellen in einem rational unfaßbaren System ein, waren nur zu entdecken mit einer vor diesem Dichter unentdeckten Sprache. Ein Jenseits dämmert herein nicht nur in seine Morgen- und Abendröten: überall erhebt sich das Gesicht, „das steinern hinschlief ohne Zeit", überall umschweben uns unsere „Abendwolken wie ausruhende Riesen im Morgenrot Amerikas", überall ist das „schimmernde, unaufhörlich gehende Schöpfrad der Zeit, das ewig Sternbilder in Morgen einschöpft und in Westen ausgießt", überall wird ein Klang gegriffen wie dieser: „Es war einmal in einer alten Zeit eine junge Zeit".

9

Eine kleine Bücherschau als Nachschrift. — Woher eine einigermaßen vollständige Ausgabe der Werke Jean Pauls nehmen? Bei den Verlegern und Sortimentern fragt man umsonst. Die öffentlichen Bibliotheken liefern heimlich die Einladung zur Gelehrsamkeit mit; ich und meinesgleichen meinen aber den gegenwärtigen Jean Paul, — zu dem historischen kommen wir auf einem Umweg und nur vielleicht. Die Antiquare haben des öfteren eine der Reimerschen Ausgaben in ihren Magazinen, auch auf den Straßenbücherkarren modert zuweilen ein Exemplar davon in der Sonne. Billig, billig; greift zu. Aber dann Vorsicht. Der verjährte Duft des Papiers, die Stockflecken, die Handschrift im Namenszug des ehemaligen Besitzers, die achtzigjährigen Einbände, das entwöhnte Format der Bücher, — das alles dichtet mit, das alles bemüht sich vorzutäuschen, daß man nun in verstaubte trockene Grabkammern trete statt in ein Feuerbad. Wir kennen Jean Paul alle noch nicht, — auch die ihn lesen und lieben nicht, weil der Meinungsstreit über ihn Menschenalter lang ausgeblieben ist. Ideen über ihn werden nicht geprüft außer in engen Fachkreisen, frische Meinungen über ihn teilt nicht einmal der Freund dem Freunde mit, tauscht nicht der Kamerad mit dem Kameraden, denn der andere hat gewöhnlich nichts zum Tausche, und statt eines Widerklangs gibt er meist ein schweigendes

Digitized by Google

Vorurteil zurück. In der Einsamkeit gewachsene und bewahrte Gedanken sind nicht gleich mit denselben Gedanken, die Wort und Laut wurden, von anderen erprobt, bewegt und weitergetragen sind.

Neuerdings ist im Propyläen-Verlag zu Berlin eine ganz vortreffliche Auswahlausgabe der Werke Jean Pauls herausgekommen. Die fünf Bände enthalten sämtliche Romane bis auf den ersten und letzten sowie nahezu alle übrigen Erzählungen, ferner die „Vorschule der Ästhetik" und die „Levana", außerdem noch eine Reihe von Aufsätzen. Eduard Berend, der kluge und verdienstvolle Kenner des Dichters, ist der Herausgeber. Seine Gesamteinleitung, ebenso die Einführungen in die Gruppen der Werke und in jedes einzelne von ihnen, sind klar, umsichtig und kenntnisreich. Sie werden jedem Unvoreingenommenen, der den Dichter erst lesen will oder schon gelesen hat, nützlich sein. Sie sind bei aller Entschiedenheit nicht aufdringlich, weder im Ruhm noch in der Kritik. Ruhm und Kritik gehören ja auch in keine Textausgabe. In den Texten selbst wurde mit Bescheidenheit auf Sauberkeit gesehen. Das monumentale Format und das angenehme Druckbild dienen dem Dichter. Viereinhalbtausend Seiten! Sollte man nicht trotzdem noch die „Unsichtbare Loge" und den „Kometen" hinzufügen?

„Vorschule der Ästhetik" (Leipzig, Verlag von Felix Meiner). Mit einer wertvollen, übersichtlich gedrungenen Einführung in Jean Pauls Gedankenwelt von Johannes Volkelt und gelehrten, aber aus eigenem Gedankengut des Verfassers nicht gerade starken Anmerkungen von Josef Müller.

„Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart" von Dr. phil. Josef Müller (Verlag von Felix Meiner in Leipzig). Es ist gut, daß dasteht: Dr. phil., sonst könnte man auch denken: Dr. theol. oder Blaues Kreuz oder Liga der Antisemiten oder Deutschvölkischer Bund. Einerseits — dann plötzlich hat Dr. phil. Josef Müller auch das Andrerseits. Einerseits möchte er großen Männern, die ihm nicht passen, die Augen noch im Grabe auskratzen, scheint es, — andrerseits spricht er als ein ruhiger und sachlicher Gelehrter von ihnen. Professor Gustav Roethe ist für ihn eine Autorität, — ach leider, für manche Gebiete ist es Roethe ja auch! Und Josef Müller ist — andrerseits! — ein Fachmann in der Jean-Paul-Forschung, fleißig, kenntnisreich, systematisch und zuverlässig stapelnd. Sein Buch ist ein Steinbruch! Obwohl man mit gelehrter Unart aus diesem Archiv in andere Archive gewiesen wird, stürzt man sich bei Müller widerwillig tief in Schulden. Als ein amusischer Mensch zeichnet er Jean Paul als sanften Heinrich.

Digitized by Google

„Jean Paul, Kindheitserinnerungen und Selbstbekenntnisse.“ Herausgegeben von Hugo Bieber im Sibyllen-Verlage zu Dresden. Im kleinen Format kommt ein gutes Bild von dem „Tantalus der Ewigkeit“ zustande. — —

Wer ist Jean Paul? Nach seinem eigenen Worte gehört er nicht der alten Kunst, nicht der neuen. Er ist einer der Ewigen. Er bliebe es, und hörte auch niemand mehr auf seine Rede und seinen Gesang.

Noch steigen unsere schöpferischen Geister in den Glanz seiner Einsamkeit, — so verschiedene wie Alfred Kerr, Hermann Hesse, Hugo von Hofmannsthal. Moritz Heimann sagt, was Dostojewski für Rußland repräsentiere und Balzac für Frankreich, das repräsentiere Jean Paul für Deutschland. Und Stefan George erkannte: wenn ein Dichter neben Goethe stehen sollte, so müßte es Jean Paul sein.

AUS DEM NACHLASS

von

THEODOR FONTANE

In dem literarischen Nachlaß Fontanes finden sich Aufzeichnungen vor, aus denen ersichtlich ist, daß Fontane einen dritten Band Lebenserinnerungen plante.

Er wollte die Zeit von 1870—90 behandeln, jene Epoche des Werdens von Neu-Berlin, die gleichzeitig der Zeitraum war, in dem er als Theaterkritiker der „Vossischen Zeitung“ seine viel gelesenen Urteile über Stücke und Darsteller der Hofbühne abgab.

Einige Abschnitte, die sich gerade auf letztere Tätigkeit beziehen, liegen beinahe fertig vor; wir veröffentlichen sie nachstehend zum ersten Male. Die Redaktion

1870 starb der alte Gubitz; die „Vossische Zeitung“ sah sich nach einem Ersatzmann für ihn um, und ich rückte an seine Stelle. Mit Beginn der Spielzeit, 15. August, sollte ich eintreten.

Als diese Abmachungen im Mai oder Juni getroffen wurden, lag die Welt in tiefem Frieden und ich genoß in unmittelbar folgender

Digitized by Google

Woche desselben an einer allerfriedlichsten Stelle: ich war in Warnemünde und ging täglich die Mole herunter bis ans Spill, um einen Seehund zu sehen oder die Segel am Horizont zu zählen. Aber diese Ruhe währte nicht lange, am 13. Juli hatte die Szene zwischen König Wilhelm und Benedetti gespielt, Ende Juli hieß es: die französische Flotte steure in die Ostsee und Anfang August sagte ich zu meiner Frau: „Die Sache wird hier gefährlich, die Franzosen können jede Nacht landen und entführen dich. Was fang ich dann an?“ Wirklich ein gewisses Unsicherheitsgefühl kam über uns, und wir traten am 6. August unsern Rückzug an. In Schwerin, wo wir einen Tag verweilten, hieß es in der sechsten Stunde: großer Sieg, bei Wörth, aber am rechten Flügel steht es noch. Schwerin stand Kopf und in dem Weinlokal, in dem ich gerade saß, sah ich sofort eine Bowle brauen, wie sie, in Deutschland, wohl nur in Mecklenburg gebraut werden kann. Am andern Tage war ich in Berlin und ein paar Tage später begannen die Vorstellungen, und ich nahm meinen Kritikerplatz ein.

Dies war damals Nummer 23. Schon eine merkwürdige Zahl. In überfüllten Hotels bin ich fast immer Nummer 23 untergebracht worden und habe da Schreckliches erlebt. Das kann ich nun von Nummer 23 im Kgl. Schauspielhause nicht eigentlich sagen. Ich habe da viel angenehme Stunden zugebracht, aber ein merkwürdiger Platz war es doch auch. Es war nämlich kein eigentlicher Parkettplatz, sondern nur ein Annex, ein Vorposten, ein ausgebautes Fort, — man könnte auch sagen ein Sperr-Fort, und wuchs ganz, in die scharfe Ecke zwischen Proszeniums- und Parkett-Logen hineingebaut, von dieser Ecke her in den Parkettgang vor. Knierempeleien waren also was ganz Alltägliches. Das Häßlichste war die Abgesondertheit. Wer eine hohe Meinung von sich hatte, der konnte sich beglückt fühlen, hier ein Gegenstand der Aufmerksamkeit zu sein, wer dieses Gefühls entbehrte, für den war es peinlich. Für den Eitlen war Nummer 23 ein kurulischer Stuhl, für den weniger Eitlen ein Armensünderbänkchen. Denn man bilde sich nur nicht ein, daß ein Theaterkritiker ein Richter ist, weit öfter ist er ein Angeklagter. „Da sitzt dies Scheusal wieder“, habe ich sehr oft auf den Gesichtern gelesen.

Mein Kritiker-Debut fiel auf den 15. oder 25. August. Es wurde „Wilhelm Tell“ gegeben, wohl mit Rücksicht auf die Zeitlage ... der und der gab den Tell, Friedmann den Geßler. Ich fand die Vorstellung ziemlich langweilig, Friedmann aber sehr gut. Ich sprach

Digitized by Google

dies Lob auch aus und zwar ganz ohne Einschränkung. Am zweiten Tag (damals ging es noch nicht so flink wie jetzt) stand es im Blatt und schon gegen Mittag hatte ich einen Brief von Friedmann, stilistisches und kalligraphisches Meisterstück und wundervoll in einer Art Königshandschrift unterzeichnet: Siegwart Friedmann. Er schrieb mir: er müsse mir danken; er sei nun schon eine ganze Weile Schauspieler, aber das sei ihm noch nicht vorgekommen, daß ein Kritiker uneingeschränkt und bedingungslos gelobt habe. Dieser Brief hat damals einen großen Eindruck auf mich gemacht und ist nicht ohne Einfluß auf meine Schreibweise geblieben — ich habe vermieden, mit der Linken wieder zu nehmen, was ich mit der Rechten eben gegeben hatte. Natürlich ist dies nur möglich, wo man, sei's durch das Stück, sei's durch den einen oder andern Darsteller, hingerissen worden ist. Ist dies der Fall, so muß man sich die Freude des herzlichen Lobenkönnens nicht durch Hervorhebung mißglückter Kleinigkeiten halber verderben. Man schädigt sich dadurch in seinem eignen Genuß. Anders liegt es natürlich da, wo man einer Leistung ruhig gegenübersteht oder wo sich Gutes und Nicht-Gutes balanzieren, da muß man dann freilich seine Gewichte(?) in beide Schalen werfen.

„Wilhelm Tell" war am 25. — Ich wohnte noch ein oder zwei Vorstellungen bei, dann kam eine lange Unterbrechung durch meinen Abgang auf den Kriegsschauplatz oder, wenn man will, durch meine Schlachtenbummlergastrolle. Wenn man will, kann man es so nennen. Es war aber was andres. Ich sollte den Krieg beschreiben, und wer dabei nicht bloß auf seinem Drehstuhl reitend auszugsweise mit der Papierschere vorgehen will, wer, wenn weiter nichts, so doch wenigstens die Szenerie kennen lernen will, um hinterher sein Bild zu malen, der hat den Beruf, sich die Sache anzusehn. Aber man soll sich nicht Spielverderber sein. Also Schlachtenbummler! Als solcher wurde ich gefangengenommen, weggeschleppt (ich habe ein Buch geschrieben) und war ein bis zwei Monate lang auf der Insel Oléron. In der ersten Dezemberwoche war ich wieder zurück, verletzte meine Freunde (die in ihrem ärgerlichen Gefühl gegen mich ganz recht hatten) durch eine halb ulkhafte Behandlung alles inzwischen Erlebten und nahm um die Weihnachtszeit meine Berichterstattung wieder auf.

Es kam nichts von Interesse vor, bis Ende Januar etwas Hochinteressantes(??) erschien: „Der Gefangene von Metz", Schauspiel in fünf Akten von Karl Gutzkow.

Digitized by Google

Mit Friedmann war es mir gut gegangen, mit Gutzkow ging es mir schlecht. Ich darf aber sagen: er war schuld.

Jeder verständige Mensch, der mal Kritiker gewesen ist oder noch ist, wird wissen, daß es zu den schwierigsten und peinlichsten Aufgaben des Metiers gehört, oft auch Berühmtheiten, ja, was schlimmer ist, auch solchen, die einem selber als Größen und Berühmtheiten galten, fatale Sachen sagen zu müssen. Aber da sind nun wieder Abstufungen. Liegt es bloß so, daß einem die Sache nicht gefällt oder auch andern mißfällt, so kann man sich drum herumdrücken, das kann man auch noch, wenn sie einem beinah mißfällt; man hebt dann die guten Dinge (Haupthilfsmittel: unter denen Hervorhebung der „schönen Sprache" eine Hauptrolle spielt) mäßig hervor und gibt dem Tadel einen sehr ruhigen überall abwägenden Charakter. Schlimmer, viel schlimmer wird es schon, wenn man sich über ein Stück ärgert. Aber auch hier ist noch Maßhalten möglich, ganz schlimm aber wird es, wenn man sich empört, wenn man in Indignation, in Wut gerät und einem das Gefühl kommt: ja, wenn du hier nicht das Tollste sagst, so ist das eine Feigheit; du mußt deiner Indignation Ausdruck geben.

So lag es für mich, als ich diesen „Gefangenen von Metz" sah. Das Antifranzösische mochte noch gehen, aber es traf sich auch so, daß es auch ein antikatholisches Stück war, ja, das erst recht. Und ein von Borniertheit eingegebener Antikatholizismus ist mir immer etwas ganz besondres Schreckliches gewesen. Und nun zu einer Zeit, wo eine zur Hälfte aus Katholiken bestehende deutsche Armee in Feindesland stand, in solcher Zeit ein antikatholisches Stück oder wenigstens eine Hauptfigur in ihm, die den Katholizismus widerlich darstellte. Herr . . . gab einen Abt oder Bischof, ich glaube Abt von Loccum, und sein grob-charaktervolles Spiel schlug dem Faß den Boden aus. Er hatte zum Unglück auch noch eine riesige Nase und diese wirkte wie Sinnbild oder Organ all der Häßlichkeit, die zu begehen nach dem Willen des Dichters ihm oblag. Wie hatte man das Stück wählen können? Ich wußte nicht, wer mir schwerer auf die Nerven fiel: der Intendant oder der Dichter oder der Darsteller mit seinem Obszönitäts(?)-Rüssel. Ich saß auf meinem Platz und wand mich vor seelischem und physischem Unbehagen. Es mußte dies wohl sehr stark in die Erscheinung getreten sein, denn als der Vorhang nach dem zweiten oder dritten Akt fiel, ergriff von seinem Parkett-Eckplatz her ein Herr meine Hand und sagte: „Lieber F., wenn Sie morgen

Digitized by Google

darüber schreiben, vergessen Sie nicht, daß Gutzkow ein kranker Mann ist. Oder wenigstens war, sehr krank."

Der Sprecher war Dr. Max Ring. Es machte einen großen Eindruck auf mich. Ich kriegte doch einen kleinen Schreck und dankte ihm aufrichtig, daß er mir das gesagt. Es half aber nichts, wenigstens nicht viel, und ich kann mir keinen Vorwurf darüber machen. Dann hört alles auf. Sollen immer erst ärztliche Zeugnisse eingefordert werden, so ist es mit aller Kritik vorbei, gleichviel ob der Kritiker ein Gerichtspräsident oder bloß der Insasse von Nummer 23 ist. Schlecht ist schlecht und es muß gesagt werden. Hinterher können dann andre mit den Erklärungen und Minderungen(?) kommen. — Gutzkow war natürlich außer sich. Er beschwerte sich bei der Zeitung, die sich sehr korrekt benahm und ihm eine Entgegnung auf meine Kritik zusagte, die zu widerlegen dann freilich dem Kritiker zustehen müsse. Ich habe dies alles erst später erfahren. Er stand dann davon ab. Ich glaube zu seinem Frommen, denn wiewohl er ein sehr kluger Herr ist und ein Mann großer kritischer Schärfe war — seine Begabung lag recht eigentlich nach dieser Seite hin —, so war ich doch so von dem Berechtigten eines heiligen Eifers durchdrungen, daß ich, glaub' ich, als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen wäre. Natürlich nur in den Augen einiger Kenner. Die Publikumsmasse geht nach dem Namen und hätte in mir den Dorfspitz gesehen, der den Mond anbellt. Nach dieser Seite hin waren mir noch allerhand Erfahrungen und Demütigungen vorbehalten. Man muß sich drin finden. Es ist ganz andern Leuten ebenso oder noch schlimmer ergangen.

Darstellende Künstler und die Kritik

Die Bevorzugung, die Eitelkeit und die Empfindelei der Künstler — darstellender Künstler — und die Kritik! Eigentlich müßte es heißen: „Königliche Hofschauspieler und die Kritik". Und zwar unsre königlichen Hofschauspieler. Aber diese Überschrift hätte etwas Provozierendes gehabt und dies zu vermeiden, ist mein lebhafter Wunsch.

Es ist ein Thema, zu dessen Behandlung seit lange guter Grund vorliegt; die unmittelbare Veranlassung gibt mir die „Struensee"-Aufführung der vorigen Woche, die wieder einmal zu vielerlei Klagen, zu schriftlichen und mündlichen, führte. Diesen Klagen all und jede Berechtigung absprechen zu wollen, fällt mir nicht ein; Kritik üben

Digitized by Google

ist ein schweres Ding, und von heut auf morgen über die Mängel eines Stückes und die vielleicht größeren einer Aufführung aburteilen zu sollen, einer Aufführung, an der an die dreißig Personen und etwa zehn davon in hervorragenden Rollen teilnehmen, all das ist ein so schweres Stück Arbeit, daß das Mitunterlaufen (kleiner Fehler) einiger Härten im Ausdruck kaum vermieden werden kann. Und so mag denn noch einmal gern zugestanden werden, daß einige Härten im Ausdruck hätten beseitigt werden und, was immer das Angreiflichste bleibt, einige „pointierte Sätze" besser hätten unterbleiben können. Wer wird dergleichen billigen wollen?

Seit anderthalb Menschenalter besuche ich Gesellschaften und habe vielleicht eine kleine Virtuosität auf diesem Gebiet ausgebildet, dennoch bin ich bis diesen Tag noch nie nach Hause gekommen, ohne von dem Gefühl gequält zu sein: ein halbes Dutzend Dinge gesagt zu haben, die nicht gesagt zu haben viel viel besser gewesen wäre. Der verstorbene Geheimrat Bormann, dem ich dies kurz vor seinem Hinscheiden einmal klagte, erwiderte mir lächelnd: „Ich bin jetzt beinah Achtzig und es passiert mir noch; Sie werden es aufgeben müssen, auf diesem Punkt das Ideal zu erreichen. Unter allen Künsten ist diese Kunst des Lebens vielleicht die schwerste." So denn noch einmal: es mögen in der Weißglühhitze mehr Funken fliegen als nötig und namentlich weiter fliegen als nötig, aber es fragt sich nur, wie groß und wie klein dabei die Verschuldung des Kritikers ist, und ob die Klagen, die laut werden, nicht ihrer Hauptsache nach in Empfindlichkeit oder ganz besonders in einer exzeptionellen, um nicht zu sagen in einer sakrosankten Stellung zu suchen sind, die die darstellenden Künstler und ganz besonders die darstellenden Künstler einer Hofbühne für sich in Anspruch nehmen. Hört man sie, so sollte man glauben, sie seien die unglücklichsten Menschen von der Welt. Und doch, meine ich, liegt es entgegengesetzt. Sie zählen zu den glücklichsten und bevorzugtesten. Sehen wir uns solch Künstlerleben, wie's die Hofbühne schafft, einmal etwas näher an.

Wie beginnt es? Wie verläuft es?

Wie steht es denn eigentlich mit diesen königlichen Schauspielern?

In einem Lebensalter, in dem der durch eine Anzahl schwieriger Examina gegangene preußische Normalmensch, also in seiner höchsten Form der Assessor, auf dem Punkt steht, ins Berufsleben einzutreten und hin und her erwägt, weil er sich gern verheiraten möchte:

Digitized by Google

In Schrimm
Ist's schlimm,
In Rogasen
Zum Rasen,
Und nun gerade du nach Samter
Verdammter,

in eben diesem Lebensalter, sag ich, erscheint ein junger Liebhaber oder Charakterspieler von Wien oder Petersburg her und gefällt. Er gefällt, wird engagiert und eh er dreimal genullt hat, ist ein Kontrakt auf Lebenszeit da. Nun verheiratet er sich mit einer meist sehr hübschen, sehr liebenswürdigen und sehr gescheiten Kollegin, die, wenn nicht direkt seine Kollegin* ist, so doch Kollegin* von neuem werden kann.

Also Geld als Lebensfundament. Aber damit schließt die bevorzugte Position eines Bühnenkünstlers nicht ab. Er ist gekannt, gefeiert, berühmt, und ist es eine Dame, so empfängt sie Liebesbriefe, Gedichte, Besuche, Kränze, wird unter dem Beifall vieler Hunderte herausgerufen und liest am andern Tage, daß sie „göttlich" gespielt habe, zugleich empfängt sie Gedichte, Besuche, Blumen. Unter Umständen auch Dauerbares. An diesen Triumphen nimmt der männliche Schauspieler teil; er ist der Abgott der Pensionate, viele tragen sein Bild auf dem Herzen, der Held, der Intrigant, der Charakterspieler aber ist der Held der Sekundaner und Primaner, die nichts Schöneres kennen, als den Mephisto im Kahle-Ton rezitieren zu können. In Gesellschaften sind sie Mittelpunkt, alles will mit ihnen gesprochen haben, die Jugend schwärmt, die Mütter sprechen von scharmant, von hinreißend.

Und sind fünfundzwanzig Jahre ins Land gegangen, so haben wir Jubiläen, und sterben sie, so haben wir Feierlichkeiten, als sei der Landesfürst gestorben. Eine gefeierte Künstlerin, die vor kurzem zu früh starb, war wieder ein Beweis hierfür. „Ihr Grab füllte sich mit Kränzen" so stand in den Berichten, und mir fiel das Begräbnis F. B. Kleins ein vor fünf, sechs Jahren, dem ich beiwohnte. Zehn oder zwölf Menschen standen auf dem Kirchhof, ein paar Neugierige miteingerechnet, und zwei Kränze wurden ihm nachgeworfen. In diesem Augenblick aber bemerkte man, daß diese zwei Kränze die einzigen seien und daß von Blumen nichts übrig bleibe, was schließlich auf das zugeschüttete Grab gelegt werden könne. Da schaffte

* Nicht anders zu entziffern, kann aber anders heißen.

Digitized by Google

der Leichenträger eine Leiter herbei, stieg in das Grab nieder und holte einen der Kränze wieder herauf, damit doch etwas von einer Blumenspende, die nun freilich schon halb mit Erde überschüttet war, auf das Grab gelegt werden könne. Und so geschah es denn auch. Da haben wir den Unterschied, wie Dichter und wie Schauspieler begraben werden. Klein war kein sehr liebenswürdiger Mann, aber er war ein bedeutender Mensch und, was er geschaffen hat, wird eine ganze Generation von Schauspielern überleben.

Ja, es sind bevorzugte Existenzen, diese Königlichen Hofschauspieler und wenn man es ihnen sagt, so lächeln sie (weil sie's nicht ganz bestreiten können), sie lächeln und setzen dann hinzu: „aber die Kritik!"

Nun gut, die Kritik. Aber wie steht es denn damit? Ist jeder Kritiker wirklich ein Oger oder ein mexikanischer Priester im Vitzliputzli-Dienst?

Himmlisches Wort! Jeder Einzelne kann mit dem Kommerzienrat Müller in ..... fragen: „Seh ich aus wie ein grausames Schicksal?"

Es war Döring, der diese Worte so wundervoll zu sprechen wußte, weshalb mir denn sein Bild wieder in Erinnerung kommt. Was Schauspieler-Empfindlichkeit — und ich muß hinzusetzen — auch Schauspieler-Überheblichkeit war, ließ sich an ihm als an einem Musterbeispiele studieren. Es werden nicht hundert Male reichen, daß ich niedergeschrieben: „er sei der große lebende Bühnenkünstler". Aber dies konnte mich vor seinem Zorn nicht retten; ich beging das Verbrechen, seinen Malvolio (in „Was ihr wollt") als nicht ganz korrekt zu bezeichnen und in bezug auf sein Wesen anzudeuten, daß mir der des alten Klaß um einen Grad lieber gewesen sei, was über mich entschied. Ein Ozean von Lob wurde durch diese zwei Tropfen leisesten Tadels vergiftet und er sprach von mir unter Verwendung jenes ihm geläufigen Epitheton ornans, das aus der französischen Sprache herübergenommen ist und mit einem C anfängt.

So Döring. Und ähnlich verfahren die meisten. Ein berühmter Ausspruch Walter Scotts: „Es ist ein Unglück: Lob freut mich nicht oder schwindet hin, aber Tadel ärgert mich und bleibt" — dieser Ausspruch Scotts scheint eigens für die Schauspieler erfunden zu sein. Sind sie bei guter Laune, so geben sie's selber zu und setzen dann entschuldigend hinzu: „aber Sie dürfen nicht vergessen, daß wir ein Recht haben, empfindlicher zu sein, weil wir mit unsrer Person eintreten."

Es ist dies eine fadenscheinige Redensart. Von dieser Sonder-

Digitized by Google

stellung kann die Rede sein, wenn der Schauspieler während des Spiels zum Gegenstand direkten Angriffs gemacht wird, liest er aber, nachdem er am Abend vorher zehnmal hervorgerufen wurde, am nächsten Morgen beim Frühstück, daß sein Lear oder sein Faust oder sein Posa nicht gut gewesen sei, so befindet er sich — selbst wenn ein Spott mit unterliefe — doch immer in einer viel besseren Situation, als ein armer Lyriker, den Mauthner oder Lindau beim Schopf nimmt und abschlachtet.

Kritik. Wer kann denn überhaupt der Kritik entgehen; und nun gar, wenn er eine Kunst übt, gleichviel welche.

Strack. Junge gekriegt. Siegesspargel.

Drake. Schmetterling. Wie eine aufgespießte gelbe Kalitte; nur die Nadel fehle.

Schilling. Niederwald-Denkmal.

Boecklin. Was ist über ihn gesagt worden. Welche Witze sind über die „Gefilde der Seligen" gemacht worden? Was haben Cornelius, Kaulbach hören müssen?

Und nun Schriftsteller! Auerbach. Heyse. Gutzkow. Spielhagen. Hier die Geschichte mit Kugler und Hendrichs.

Wie wird mit ihnen umgesprungen? (Dies etwas ausführen.) Und während sich ein Mann wie Freytag, Gutzkow etc. das gefallen lassen muß, soll ich eine Darstellung, die vielleicht das Resultat von drei Proben ist, als etwas ansehn und behandeln, das mit Ehrfurcht oder doch mit besonderem Respekt behandelt werden muß.

Es beruht alles auf Verkennung, um nicht zu sagen Überhebung.

Von dem armen Klein habe ich oben schon gesprochen. Wie viel Elend der Art bliebe zu schildern! Und nicht Elend von Dichterlingen, sondern wirklicher Dichter.

Es gibt außer Schillerstiftung keinen Dichter-Pensionsfonds, und wenn einem Schriftsteller morgen eine Gehirn-Erweichung in den Kopf fliegt, so ist er morgen ein Bettler. Der Königliche Schauspieler — und darunter ganz kleine Nummern — können die Sache ruhig mit ansehn oder sollten es wenigstens und sich des Satzes erinnern: Reichtum, ein gutes Gehalt macht nicht glücklich, aber beruhigt!

Theodor Döring

Er hätte mich gern vergiftet. Es ging aber nicht recht. Dabei gutmütig. Ganz Schauspieler. Grenzenlos verwöhnt. Tyrann. Wer ihn tadelte, war sein Feind. Zweiundvierzig lernte ich ihn kennen

Digitized by Google

in Dresden. Hingerissen. Im Lustspiel groß: „Liebesprotokoll“ usw. Auch in Charakterrollen: „Pierrho“ — „Kammerdiener“. — In der Tragödie durchschnittsmäßig, fast störend. Es ging nur da, wo sich — was oft der Fall — etwas von Humor, von infernalem Humor in den Tragödienstil miteinmischt: „Shylok“ — „Lear“ etc. — Ich versah es mit ihm von Anfang an, trotzdem ich ihn meines Wissens immer nur über den weißen Klee gelobt, aufrichtig bewundert habe. Aber der Ton — glaub' ich — paßte ihm nicht; es klang, so vermute ich, etwas darin, was andeutete: „Ja, das war ausgezeichnet, aber daß ich dich bewundre, das ist das Resultat eines ‚Urteils‘! — Und weil ich urteile, kann ich auch morgen zu einem andern Resultate kommen.“ Das war ihm schon störend oder, um in seiner Sprache zu sprechen, eine „Frechheit“. Wie ein orientalischer Despot verlangte er Unterwerfung, Aufschaun zu seiner Herrlichkeit. Indessen die Dinge gingen Jahr und Tag. Als ich aber schrieb, daß ich mit seinem Malvolio nicht einverstanden sein könne, weil er die Rolle mit einem Döring'schen Drüberstehn spiele, weil er sich über den Malvolio selber mokiere und ins Publikum hineinspräche: „Ja, dieser Malvolio, ist es nicht ein Narr?“, so käme etwas ganz Falsches hinein, der Ernst der Figur, auf den soviel ankomme, darin eine gewisse Tragik läge, ginge ganz verloren, als ich mich so geäußert hatte, war es vorbei. Seitdem war ich, wie so viele andre, eine Kanaille und sein Blick, wenn ich ihm begegnete, hätte mich vernichten mögen. Und dabei war ich nach wie vor ein Döring-Schwärmer. Aber man konnte ihm nicht genug tun. Es wurde dann auch Rats gepflogen, wie man mir am besten beikommen könne. Da sich bei Durchsiebung meines Lebensgangs ergab: „bisher unbestraft“, so konnte moralisch nicht gut eingesetzt werden, aber er heckte mit seinem Freunde Glasbrenner, der damals die „Montagspost“ redigierte, doch einen kleinen Vernichtungsplan aus. Und der war nicht übel, wie ich selber zugeben muß. Glasbrenner bemächtigte sich der Chiffre, TH. F. unter der ich meine Theaterberichte schrieb und in der nächsten Nummer der Montagszeitung erschien ein Aufsatz, der sich mit meiner — der Referenten-Befähigung TH. F.'s — beschäftigte und worin ich — immer in Fettdruck von TH. F. — nicht THeodor Fontane, sondern THeater Fremdling genannt wurde. Dies war nun wirklich sehr witzig gemacht und weil mir außer meiner Theaterfremdlingsschaft sonst nichts Schlimmes nachgesagt wurde, so war ich in der angenehmen Lage, über den guten Witz mitlachen zu können. Denn offengestanden, ich hatte nicht den Ehrgeiz, ein Theater-

Digitized by Google

Habitué zu sein und betrachtete das Wort, das mich in der Theaterwelt entwerten sollte, eigentlich als ein Lob, eine Ehrenerklärung. Daß es besser ist, man weiß in seinem Berufe was, als man weiß nichts oder wenig, das soll auch in Bezug auf Theaterkritik nicht bestritten sein, aber wenn ich in die eine Seite der Schale die Vorzüge, in die andre die Nachteile des Nicht-Eingeweihtseins lege, so möchte ich — wenn nur eine gewisse literarische Bildung und eine gewisse künstlerische General-Veranlagung da ist, die mit leidlich feinfühligen Fingerspitzen gut von schlecht, echt von unecht unterscheiden kann, beinah der Meinung sein, daß das Nicht-Eingeweihtsein mehr Vorzüge wie Nachteile hat. Im Einzelnen — weil einem die Vergleichsobjekte fehlen — wird man Schnitzer machen, aber im Ganzen wird man freier und unbefangener sein. Es ist Mode, von der Unbefangenheit des Nicht-wissens zu sprechen. Es gibt einen Satz: „Die Geschichte des gesunden Menschenverstandes ist zugleich die Geschichte seiner Niederlagen", und dementsprechend wird auch spöttisch von der „Unbefangenheit des Nicht-wissens" gesprochen. Und zweifellos ist dieser Spott oft am Platz. Im ganzen aber — bei allem höchsten Respekt vor dem Wissen — kommt es doch im Leben mehr auf den „angeborenen" als auf den „anstudierten" Beruf an. Erfahrung ist besser als Studium, aber auch Erfahrung steht hinter dem von Anfang an Gegebenen zurück. Aber nach dieser Abschweifung zurück zu Döring.

In seiner Kollegenschaft war er gefürchtet und geliebt, von allen aber bewundert. Ich bin niemals einem andern Urteil begegnet und möchte fast annehmen, daß man in dieser Huldigung weiter ging, als nötig, ja als zulässig. Es ist aber doch erstaunlich diesen schönen Zug allgemeiner Zustimmung verzeichnen zu können, der vielleicht weniger in Bewunderung der einzelnen Leistung, als in der Bewunderung der ganzen künstlerischen Persönlichkeit ihren Grund hatte. Er galt allen als glänzender Typus ihres Berufs, als der geborene Schauspieler. Und das war er wohl auch. Er war (worin ich ihm aber nicht beistimme) voll Verachtung gegen die, die sich den darzustellenden Charakter erst einstudieren mußten; er betonte mit Stolz: wenn ich meine Rolle gelesen habe, so steht die Figur im Ganzen und im Einzelnen leibhaftig vor mir, ich brauche kein weiteres Studium und von Aufgaben bleibt mir nur die: dem geschauten Bilde nach Möglichkeit nachzukommen. Natürlich ist dies das Wahre, wer es gleich weg hat wie und wo, das ist immer der wahre Künstler. Durch ein

Digitized by Google

paar Ausnahmen, die Fälle also, wo statt des richtigen Bildes ein unrichtiges vor seiner Seele aufstieg, wird die Regel nur bestätigt. Der Witz und die Überlegenheit liegt nicht in der Frage, ob das aufsteigende Bild richtig oder falsch ist, sondern darin, daß überhaupt 'was aufsteigt. Vor das Auge des Talentlosen, wenn eine Aufgabe an ihn herantritt, stellt sich gar nichts.

Döring, wie jede bedeutende Künstlererscheinung, hatte natürlich Schule gemacht, Schüler herangebildet. Es werden ihrer viele sein, aber ich will nur einige hier nennen: Friedrich Haase, Krause, Klein (noch einige anführen) und von diesen auch nur bei zweien verweilen, bei Friedrich Haase und Klein.

Im ganzen — er (Döring) soll sich durch große Mildtätigkeit und Hülfebereitschaft jederzeit ausgezeichnet haben — war er außerordentlich beliebt, im Leben, wie unter seinen Genossen auf der Bühne. Natürlich gab es auch Gegenschaften oder Gegenschaft. Ich vermeide das Wort „Feindschaft", weil jemandem ernsthaft „Feind sein" wohl überhaupt nicht in seinem Charakter lag. Er ließ sich nur gehen, und von Jugend auf verwöhnt, fiel er sich nie in den Zügel und gab sich rückhaltlos seinen Sympathien und Antipathien hin. Ein Hauptgegenstand seiner Antipathien war Dessoir. Wer beide noch gekannt hat, wird sich darüber nicht wundern. Dessoir war die tiefere Natur und wohl auch als Künstler tiefer angelegt, wennschon ihm der Geniezug fehlte, den Döring offenbar hatte. Ja, tiefer angelegt. Aber Döring, ganz Lebemann aus der Lutter- und Wegner-Schule, ganz skeptischer und spottsüchtiger Berliner, glaubte nicht recht an dies tiefere Angelegtsein oder — was mir wahrscheinlicher — er „wollte" nicht daran glauben. Ihm war das alles bloß Manier, Übernahme eines bestimmten feierlichen Tons von der Bühne her ins Leben, und das widerstand ihm. Ich glaube, daß er dabei im Unrecht war und dem armen Dessoir das Leben schwer gemacht hat. Aber dieser — bevor ihn Krankheit ganz niederdrückte — war kein verächtlicher Gegner und seinem Gegner an Charakter und Mut, wenn auch nicht an Witz und Schlagfertigkeit gewachsen. Dafür hielt sich wohl in ihm das Gefühl, alles in allem der Mann der „höheren Ordnung" zu sein. Natürlich verdarb er es dadurch vollends. Es gibt zahllose malitiöse Wendungen, in denen Döring seinen Unmut Ausdruck gab, aber sie sind nicht wiederzugeben, es sind Herrenwitze bei Kognak und Zigarre. Nur eine Geschichte von harmloserem Gepräge sei hier erzählt. Die gegenseitige Gereiztheit war wieder

Digitized by Google

sehr hochgradig, als sich Dessoir entschloß, seiner Rache dadurch Ausdruck zu geben, daß er das Stichwort absichtlich versäumte, so daß Döring eine halbe Minute lang (was schon sehr lange ist) in einem ernsten Shakespearestücke, in die Lage kam, die Pause durch allerhand Mätzchen in Wort und Gesten ausfüllen zu müssen. Das führte dann im Zwischenakt zu einer heftigen Auseinandersetzung. „Was soll das heißen, Herr Dessoir. Sie lassen mich stehen, Sie wollen mich vor dem Publikum blamieren. Und wenn es ein anderes Stück wäre. Aber im Lear. Ich habe improvisieren müssen. Ein Mann wie Sie, muß sich doch vorstellen können, was das heißt, eine halbe Minute lang im Geiste Shakespeares weiter zu sprechen. Können Sie's? Ich glaube nicht. Mir ist es Gott sei Dank gelungen. Das Publikum hat nichts gemerkt." Und in seinem lugubersten Ton antwortete Dessoir: „Herr Döring, das Publikum merkt nie etwas."

Ein andrer, mit dem Döring immer was vorhatte, war Richard Kahle. Ich wähle den milden Ausdruck „immer was vorhatte", denn von Gegnerschaft war keine Rede, konnte keine Rede sein. Kahle, grade als diese Dinge spielten, war noch sehr jung und voll aufrichtiger Döring-Bewunderung. Er bezeugte sie auch und so aufrichtig, daß Döring dadurch entwaffnet werden mußte. Von Animosität Dörings gegen ihn konnte keine Rede sein, er war nur einfach ärgerlich darüber, daß das Publikum so viel aus Kahle machte und Kahles Lear oder Richard III. beinah mehr bewunderte, als seine Darstellungen dieser Rollen je bewundert worden waren. Er fand das zu viel, viel zu viel, und seinen Ärger über diese übertriebene Haltung des Publikums ließ er den ganz unschuldigen Kahle entgelten. Er war nicht eigentlich unliebenswürdig gegen ihn, aber er nörgelte und mäkelte, beständig hervorhebend, daß Kahle wohl zu deklamieren verstehe, aber keinen überzeugenden Naturton habe. Mal entspann sich folgender Dialog:

„Lieber Kahle, Sie sind kein Schauspieler, Sie sind ein Rhetor."

„Aber, Herr Döring, ich habe doch . . ."

„Ja, Sie haben Ihre Erfolge. Zugegeben. Es war ja wieder frenetischer Beifall. Aber das Herz haben Sie nicht getroffen, nur das Ohr. Sie sind ein Rhetor."

„Aber, Herr Döring . . ."

„Machen Sie selber den Versuch. Sie haben keinen überzeugenden Naturton. Sie sind ein Rhetor. Gehen Sie, wenn wir hier fertig sind, 'rüber zu Lutter und Wegner und bestellen Sie sich eine halbe

Digitized by Google

Flasche Rotwein. Ich versichere Ihnen, Sie können lange warten, — der Küfer bringt Ihnen keine . . .“

„Aber Herr Döring . . . Wenn ich mir Rotwein bestelle . . . Warum soll er ihn mir nicht bringen?“

„Weil er's Ihnen nicht glaubt.“

Ich sagte schon, daß Döring, wenn er solche Gespräche führte, mehr ärgerlich auf das Publikum als auf Kahle war. Und dieser Ärger über das Publikum war ein hervorstechender Zug an ihm. Als echter Berliner war er in ewiger Fehde mit dem Berlinertum und vor allen Dingen mit dem Berliner Theaterpublikum, das ihn doch bis an sein Lebensende, und mit Fug und Recht, verhätschelte. Aber trotzdem, es genügte ihm nicht. „Je mehr er hat, je mehr er will.“

„O, dies Berliner Publikum! Sehn Sie, in der ganzen Welt geht der Mensch ins Theater, um seine Freude daran zu haben, nur der Berliner geht ins Theater, um diese Freude nicht zu haben und diese Nicht-Freude ist seine einzige Freude. Auf diese Freude wartet er. Und deshalb setzt er sich ins Parkett nicht als ein dankbarer Zuschauer, sondern wie ein Sonntagsschütze, der sich in eine Sandkuhle legt, um einen armen Hasen abzumorden. Der Hase aber, auf den er wartet, das ist der Fehler oder auch bloß der anscheinende Fehler, den der arme Schauspieler da oben machen soll. Weh ihm, wenn er ihn nicht macht, dann ist er vollends verloren. Aber, Gott sei Dank, der Fall tritt nicht ein, jetzt steckt der Hase den Kopf 'raus, der Fehler ist da und nun knallt er los. Das ist das, was der Berliner sein Theatervergnügen nennt.“

Man hat Wrangel-Anekdoten gesammelt, die mir immer wie ein Schatz vorgekommen sind, nicht unsrer Literatur, aber unsres eigenartigen preußisch-militärischen Lebens und somit richtige wundervolle documents humains. Es würde sich verlohnen, auch Döring-Anekdoten zu sammeln. Aber es müßte bald sein. Über ein kleines und es ist zu spät.

Digitized by Google

SCHÄDEL DER PRINZESSIN

von

HERMANN KASACK

Blut in warmer Schale,
Das du lange verschmäht,
Jetzt, zum Totenmahle
Kommst du nicht zu spät.

Gestern auf hohem Kothurne
Hast du noch Sparta gesehn,
Asche in feuriger Urne
Soll über Meer verwehn —

Aus den Flammen gerettet,
Pfand der Liebe, gebleicht,
In diesen Händen gebettet:
Schädel! wiegst du so leicht.

Weingefüllte Krüge!
Zecher, Mond und Jahr!
Lippen voller Lüge!
Leben, das nicht war —

Weiter! von der Meute
Der Erinnyen gehetzt,
Niemals ganze Beute,
Halb und bis zuletzt!

Küssend dort und immer
Larve aus Pergament!
Welt, die ohne Schimmer
An sich selbst verbrennt.

Schlag die Trommel, schlage,
Bis das Kalbsfell springt!
Wie zum jüngsten Tage
Bin ich aufgeschminkt!

Digitized by Google

Einmal noch und wieder
Hingeschüttet Mai!
Krampf — und aller Glieder
Losgelöster Schrei!

Meine weißen Schenkel
Habt ihr oft getauscht,
Noch die späten Enkel
Hat mein Traum berauscht!

Alle fernen Küsten
Dehnten sich zu nah —
Zwischen meinen Brüsten
Schmilzt das Nein zum Ja!

Laß das Ruder gleiten,
Charon, in die Flut,
Über alle Zeiten
Bin ich letztes Gut —

Noch in Marmorquadern,
Noch in Staub und Stadt
Strömt aus meinen Adern
Blut — und wird nicht satt.

Schädel! Schon von Raben
Mittagfrüh bekrächzt,
Niemand soll dich haben,
Der nach dir gelechzt!

Wie aus Schnee die Beere,
In das alte Haus
Schweb ich ohne Schwere:
Und hier ist der Strauß

Asphodelosblüten,
Wonach du gegiert!
Wird die Hand behüten,
Was sie schon verliert —

Digitized by Google

Von der letzten Rampe
Jedermann vermählt —
Ausgelöscht die Lampe,
Gruß, und schon entseelt.

In dem zaubervollen
Wirbel weicht der Wahn —:
Deine Sterne rollen
Immergleiche Bahn.

Kühle. Und du zauderst.
Wohin noch zu fliehn?
Ende. Und du schauderst.
Niemand kann entfliehn.

Fahle Promethiden
Harren des Gerichts.
Welten-Pyramiden,
Schädel ohne Frieden,
Stürzend in das Nichts.

UNVERÖFFENTLICHTE APHORISMEN

von

ARTHUR SCHOPENHAUER

Die folgenden bisher unveröffentlichten Aphorismen Schopenhauers finden sich als Randglossen in die Kollegshefte eingetragen, die der Philosoph während seines Studiums in den Jahren 1810—1812 in Berlin angelegt hat. Die Redaktion

Die Wahrheit ist eine krumme Linie und die Philosophie ist die Anzahl der Tangenten die sich ihr ins Unendliche nähern ohne sie je zu erreichen: die Asymptoten.

Den Begriff „Anschauung Gottes" lasse ich entweder gar nicht zu oder er muß bedeuten „das höchste, von seiner sinnlichen Natur möglichst unabhängige Selbstbewußtseyn des Menschen" In

Digitized by Google

diesem Sinn nehme ich auch des erhabnen Jakob Böhm's Erleuchtung: von ihm wird uns gemeldet er sey in seinen Lehrjahren zum ersten Mal, in seinem 25. Jahr zum zweyten und im 35. zum dritten Mal erleuchtet. Die Zwischenräume sind zwar groß: — aber Jeder der eines übersinnlichen Selbstbewußtseyns fähig ist, weiß daß es nicht immer ihm offen steht, sondern nur selten durchbricht.

Der Punkt der absoluten Besonnenheit ist, wie es mir scheint, der eines für sich bestehenden von der Wahrnehmung nicht abhängigen und nicht durch sie gegebenen Bewußtseyns, aus welchem hervorgeht das Philosophische Befremden über die Welt, d. h. über jenes zweyte Bewußtseyn in der Wahrnehmung, (das dem gemeinen Sinn das einzige ist). Dieses Befremden macht den Philosophen; und der Philosoph ist ein Mensch welcher jene zwey ganz verschiednen Bewußtseyne zu vereinigen strebt. Das Mißlingen hat Einige dazu gebracht das nicht durch die Wahrnehmung gegebene Bewußtseyn zu leugnen, sie heißen Realisten und Materialisten; andre dahin daß sie das in der Wahrnehmung gegebene Bewußtseyn leugneten, diese sind Idealisten. Jenachdem Einer, bey einiger Philosophischer Anlage, zu den Realisten oder Idealisten mehr hinneigt, frägt er: „wie läuft in mein Bewußtseyn durch die Wahrnehmung, jenes das nicht in ihr ist?“ Oder: „Wie komme ich zum Bewußtseyn der Wahrnehmung?“

Schwärmerey ist das Uebertragen der Unendlichkeit, die nur den Vernunft-Ideen zukommt, auf Gegenstände der Erfahrungswelt: Plato würde, glaube ich sagen: es schwärmt z. B. wer die Liebe die dem Schönen zukommt auf Ein Schönes überträgt.

Wir nennen Princip ein durch Erfahrung erkanntes Naturgesez, eine sich immer gleiche Wirkung, zu der eine Ursache anzunehmen unser Verstand uns nöthigt; so lange uns diese aber unbekannt ist, begnügen wir uns mit der erkannten sich immer gleichen Wirkung und nennen ihre Erkenntniß Princip: so z. B. das Princip der Schwere, der Kohaesion, der Verwandschaft, des Magnetismus: wäre die Ursache ein Mal bekannt, so müßte sie, als solche (als Sache), endlich und erschöpflich befunden werden. Princip ist also nur ein Lückenbüßer in der Erfahrung. Diesem Begriff aber objektive Realität beylegen, dabey ihm, einem Erfahrungsbegriff, Unerschöpflichkeit beylegen, die aller Erfahrung widerstreitet, ist der offenbarste Paralogismus des

Digitized by Google

Verstandes (nach Kritik der reinen Vernunft), ist etwas das aus Einer Quelle fließt mit Hippokentauros und Chimära.

Unser Fragen nach der Ursache erkläre ich nach Kant also: Es entspringt allerdings aus der Wahrnehmung: denn diese ist gar nicht, wie Fichte zu wollen scheint, blos Werk der Sinne. Mit den Sinnen erkennen wir nichts; nur durch die Kategorien des Verstandes, denen die Sinne den Stoff geben; der Verstand allein bildet jeden Begriff, also auch den von Ruhen und Fallen, und die Schwere ist ein aus vielen Begriffen (welche eben die Wahrnehmung ausmachen) abstrahirter. Die Kategorien bilden aus dem Gesehenen, Begriffe, und durch sie erkennen wir alle Dinge in der Relation, also auch mittelst des Begriffs der Kausalität: nun suchen nicht die gesehenen Mannigfaltigkeiten sich die Kategorien um sich zu ordnen, sondern die Kategorien suchen in dem gesehenen Mannigfaltigen sich Objekte womit sie sich erfüllen (dies Suchen und Finden ist der Schematismus) also (vermöge der im Innern ewig regen nach Erkenntniß strebenden Vernunft) frägt die Kategorie der Kausalität immer und ewig warum, und wird es thun so lange der nach Einheit strebende Geist nur durch den das Mannigfaltige erkennenden Verstand die Außenwelt erkennen kann. Immer sucht der Verstand das was die Sinne zeigen zu Begriffen zu einen; die Kausalität ist das große Band welches die zerstreute Erfahrungserkenntniß zusammenhält, und ihr einige Einheit giebt: ohne Kausalität ist nicht die gemeinste Erfahrungserkenntniß, und wenn Aufstellung des Grundes das heißt der Kausalverbindung jedes Wissen Wissenschaftlich macht, so frage ich welche Küchenmagd ohne Wissenschaftliches Wissen ist: ja ich kann dem Hunde dasselbe nicht absprechen: fällt ihm eine Frucht des Baums auf den Kopf so sieht er in die Höhe nach der Ursache: hält man ihn zum Fenster hinaus so hat er Todesangst, denn er hat apriorische Kenntniß vom Gesez der Schwere und dessen Folgen in gegenwärtigem Fall, und deren absolute[r] Unausbleiblichkeit.

Die Frage Warum geht nicht auf den übersinnlichen Grund, sondern auf den Zusammenhang einer Erscheinung mit andern. Suche ich aber durch diese Frage den übersinnlichen Grund; so mache ich eben vom Verstande verkehrter Weise (wie Kant gezeigt) transcendenten Gebrauch.

Digitized by Google

Der Begriff ist das Produkt des Akts der Kategorien, welcher ist das in der Wahrnehmung gegebene Mannigfaltige zu vereinigen zu einem Dinge, *ens*, Substanz. So vereinigen sie die gegebene Ausdehnung, Undurchdringlichkeit, Figur, rothe Farbe zu einem Begriff von einem Dinge; und das Gedächtniß ist die durch Uebung zur Fertigkeit gewordene Wiederhohlung dieses Begriffs. In diesem Begriff hält es also alle Accidenzien des Dings, unter denen die rothe Farbe, fest. So macht der Verstand sich mehrere Begriffe auf gleiche Weise. Findet er nun (der Verstand welcher ist die Summe der Kategorien) in mehreren Dingen, oder seinen bereits ins Gedächtniß gefaßten Begriffen von ihnen, dieselbe Accidenz, z. B. die rothe Farbe; so vereinigt er diese ihm also gegebenen Mannigfaltigen abermals zu einem Ganzen, welches dann ist der Begriff roth. Also hat er diesen nicht so lange er nur ein Rothes gesehn, sondern er hat dann nur den Begriff des Dinges an dem er das rothe gesehn, hat aber mit diesem Begriff auch das rothe im Gedächtniss, und kann es wenn er noch ein Rothes Ding sieht mit dem roth dieses Dings zu einem Begriff vereinen, welcher ist der Begriff der Rothen Farbe.

Die Erklärung daß das Gedächtniß die durch Uebung erlangte Fertigkeit sey denselben Begriff mehrmals zu denken, ist meine eigne: sie hebt den Unterschied zwischen Gedächtniß und Erinnerung auf.

Kant hat einen Tempel in der Wildniß entdeckt und einen schönen breiten ebnen Weg mit großer langer Mühe hingebahnt. Fichte läuft durch Disteln und Dornen im Zickzack: die Schüler folgen in Schweiß und Blut, und wissen nicht warum er so leitet: endlich gelangen sie zum Tempel, aber so daß sie nur einen Theil der hintern Seite sehn, an der die, so den Tempel kennen, ihn auch jezt erkennen, die Neulinge aber kein Bild des Tempels auffassen. Fichte glaubt die Kundigen zu überraschen durch den plözlichen Anblick des Tempels, daß sie meynen sollen dies wäre der rechte Weg und dies die eigentliche *Façade*; den Neulingen ist er Entdecker des Wegs und des Tempels. —

Der Teufel hol' die Mummerey!

Auf den Kontrast geräth die Einbildungskraft nicht von selbst, sondern die Vernunft ruft ihn herbey um das Gebäude der Einbildungskraft, welches zu bessern und zu berichtigen sie zu träge oder nicht grade in dem Augenblick fähig ist, mit einem Mal zu

Digitized by Google

zerstöhren und so das Gleichgewicht herzustellen. Hat uns der Anblick der Bosheit in die Hölle versezt, so rufen wir Heilge und Märtyrer herbey, und sehn uns wieder zwischen Himmel und Hölle. Hat zu große Freude uns zum Taumel gebracht so erweckt das Andenken irgend eines eignen oder fremden Leidens wieder die Anschauung unsers mißlichen Zustandes, und das Weinen ist gleich nah. Daher braucht Shakspeare häufige Kontraste, theils um uns auf diese Weise leichter zu erschüttern und mehr im Rausche zu halten, theils um das Vielseitige, geheimnißvolle, Mißliche des Lebens uns zu vergegenwärtigen, und dadurch wenn er das Große im Leben gezeigt hat, wieder das Kleine des ganzen Lebens zu zeigen und uns so auf einen höhern Standpunkt zu stellen. Das heißt Humor.

Es ist Pflicht das Gute zu thun das man thun kann, nicht aber alles Unglück in der Welt aufzuheben, da dazu kein Einzelner die Macht hat: hätte er sie, so wäre auch dies Pflicht. Die Pflicht geht grade so weit als die Kraft.

NOTIZEN ZU EINER UNGEHALTENEN FESTREDE

von

SAMUEL SAENGER

Während ich, wir datieren den 4. August 1924, die Feder ansetze, um die Chronik zu schreiben, ‚feiert' die Menschenwelt die Erinnerung an den Beginn des zehnjährigen Massenmordens. Ganze Stöße von Festartikeln in allen Sprachen und aus allen Zonen bedecken den Tisch und ich erinnere mich, durch ihre Lektüre wirr und glaubensleer gemacht, jener Kapitel im Werke Auguste Comtes, wo dieser Gründer der Soziologie — er hat wenigstens den unglücklichen Namen erfunden, die Sache selbst bestand längst und wurde nur unter einen neuen wissenschaftlichen Ordnungswillen gebracht: wo also dieser Denker das Grand Etre Menschheit zum Range eines Gottes erhebt und als Gegenstand eines religiösen Kultus zu heiligen empfiehlt . . .

Digitized by Google

Unsere deutsche Delegation ist gerade unterwegs nach London, die ‚geschäftliche' Regulierung des Friedens scheint bevorzustehen, das heißt: die einzige, die noch einen Funken schöpferischer Kraft besitzt: die angelsächsische Finanz aber reckt ihr rosiges Haupt und beherrscht lächelnd, wegweisend, mahnend, unter Umständen sogar höflich drohend das Gewimmel der europäischen Staatsmannschaft, die unter lächerlich geblähten Formen der Omnipotenz eher Sklavenarbeit unter der Peitsche des Fronvogtes verrichtet. So sieht, hundert Jahre nach der Vergottung durch Isidore Auguste Marie François Xavier Comte, die Menschheit aus . . .

Er hat aber insofern die Entwicklung scharf vorausgesehen, als auch die Politik in ihr positives, nämlich: finanzielles Zeitalter getreten ist und alle Hoffnung auf Bezwingung der nationalen Krakelereien vorerst zur internationalen Finanz geflüchtet ist. In den Festartikeln spukt meist noch, in Stil, Ausdruck und Gedankenwirrnis, das metaphysische, theologische und feudale Zeitalter; man fühlt sich verpflichtet, den ideologischen Götzen der vierzig Jahre hindurch kritiklos geschlürften offiziellen Historie und des nationalen Pharisäismus noch in dem Augenblick zu dienern, da die Entzauberung und Ernüchterung die Voraussetzung der moralischen ergo politischen Gesundung ist. Freilich, den Zeitungsschreibern müßten die Historiker mit eisernem Besen vorangehen; in allen Ländern, bei allen Völkern. Doch ihr bisheriges Werk ist nicht ermutigend und ist an den Feststottereien schuld . . .

Man nehme, des Beispiels halber, ihre Behandlung der Schuldfrage. Kann man sie ‚wissenschaftlich' lösen, indem man von den durch die schleierlösenden Geheimberichte der russischen Archive ergänzten und berichtigten Farbbüchern ausgeht und die so gewonnene Erkenntnis durch die Erleuchtungen stützt, die aus der Flut der fast sämtlich in Hast und Affekt, zur Vertuschung und Beschönigung, geschriebenen (oder fabrizierten) Memoiren aufsteigen? Ich fürchte, aus dieser Methode vorschneller Verallgemeinerung, die von den Sünden des alten Regimes und seiner in allen Ländern Europas überalterten und unschöpferischer Dienerschaft ablenkt, fließt dem nationalen Pharisäismus neue Nahrung zu. Anstatt zu sagen und zu beweisen, daß die führenden Männer, die in den europäischen Kabinetten die Entscheidungen formal zu fällen hatten, elende Strohpuppen in der Hand gewaltiger nationaler und wirtschaftsimperialistischer Bewegungen waren, daß sie von Klicken, Interessenten und den großen und dicken Nutz-

Digitized by Google

nießern der Wirtschaft in den Krieg getrieben wurden, dessen tiefere Bedeutung kein einziger von ihnen im Grunde richtig verstanden, dessen Folgen und umwälzende Wirkungen kein einziger von ihnen sich auch nur annähernd so plastisch vorgestellt hat, wie etwa Lenin, daß nichts so feststeht, wie ihre frivole Unzulänglichkeit, — macht man bei erbärmlichen Teilwahrheiten Halt, brüstet man sich im Gefühl seiner nationalen Unschuld und verwirrt dadurch das öffentliche Bewußtsein der Vaterländer, die doch nun endlich den Anspruch auf eine wahrhaftigere Belehrung erheben dürfen. Das scheint mir der einzig berechtigte Inhalt einer Festbetrachtung zu sein, den die ‚Wissenschaft' zehn Jahre nach Ausbruch der Weltrevolution und fünf Jahre nach Verkündigung der Weimarer Verfassung dem ehrlichen Redner oder Schreiber bietet.

Aus einem Brief Max Webers an Professor Friedrich Crusius, München, zitiere ich ein Wort, das heute, bis auf Nebensächlichkeiten, so wahr und so zeitgemäß ist, wie am 24. November 1918, wo es geschrieben wurde: ‚Zurzeit ist unser Gesicht so zerstört, wie das keines Volkes in ähnlicher Lage je gewesen ist, weder Athens nach Aigospotamoi, noch vollends Frankreichs 1871. Schnöde, ungerecht und lieblos sind die jetzigen billigen Urteile, die von den Anhängern der zusammengebrochenen Hasardpartie — natürlich — daran geknüpft werden. Über vier Jahre Hunger, über vier Jahre Kampfer- und Morphiumspritzen der Stimmungsmache vor allem — das hat so auch noch kein Volk über sich ergehen lassen müssen. Wir fangen noch einmal wie nach 1648 und 1807 von vorn an. Das ist der einfache Sachverhalt. Nur daß heute schneller gelebt, schneller gearbeitet und mit mehr Initiative gearbeitet wird. Nicht wir, aber schon die nächste Generation wird den Beginn der Wiederaufrichtung sehen. Natürlich gebietet die Selbstzucht der Wahrhaftigkeit uns zu sagen: mit einer weltpolitischen Rolle Deutschlands ist es vorbei: die angelsächsische Weltherrschaft — ah, c'est nous qui l'avons faite, wie Thiers zu Bismarck von unserer Einheit sagte — ist Tatsache. Sie ist höchst unerfreulich, aber: viel Schlimmeres — die russische Knute! — haben wir abgewendet. Dieser Ruhm bleibt uns. Amerikas Weltherrschaft war so unabwendbar wie in der Antike die Roms nach dem punischen Krieg. Hoffentlich bleibt es dabei... Ich bin — wie Eulenspiegel beim Weg bergan — absoluter Optimist, nur: auf lange

Digitized by Google

Sicht, für unsere eigene Nation. Alle ihre Schwächen hat man nun gesehen, aber man kann auch alle ihre ganz fabelhafte Tüchtigkeit, Schlichtheit, Sachlichkeit, die Fähigkeit – nicht schon das Erreichen! – zur Schönheit des Alltags, im Gegensatz zur Schönheit des Rausches oder der Geste der anderen, sehen, wenn man will. Die nächsten zehn Jahre werden noch entsetzlich sein . . .'

Die Vormundschaft der Vereinigten Staaten von Nordamerika über Europa ist das für uns weltgeschichtlich entscheidende Faktum geworden, der Verlauf der Londoner Konferenz bestätigt sie und besagt überdies: daß es mit dem Begriff, mit der Hypertrophie der nationalen Souveränität hier ein Ende haben muß, wenn der Tatsachenkomplex Europa nicht endgültig ausgelöscht werden soll und dessen kulturelle Energien nicht für immer verkrüppelt werden wollen. Das braucht aber durchaus nicht den Untergang des Abendlandes zu bedeuten, es kann der gewaltige Auftakt zu einer alle Werte umwandelnden Schwerpunktverschiebung sein. Sie begann übrigens schon lange vor der europäischen Katastrophe, und zwar damit, daß das Zentrum der angelsächsischen Welt von den britischen Inseln über den Ozean, von London nach Washington und New York rückte. Sie vollzog sich unter unseren Augen, diese Schwerpunktverschiebung. Nüchterne Köpfe, wie Richard Cobden, haben sie geahnt und vorverkündet; der geniale Alexis de Tocqueville hat sie schon in die weltgeschichtliche Zergliederung der modernen, das heißt amerikanischen Demokratie – die von der antiken der Art und Gattung nach grundverschieden und ihr unvergleichbar ist – mit einbezogen; John Morley und viele andere haben die Betrachtung erweitert; Praktiker wie Chamberlain bauten ihre Politik auf der Verknüpfung, der Verfilzung mit dem riesigen Kolonialland auf, das unter britischer Flagge seine Missionsreise angetreten hatte: und nun umfängt es, mit den Gliedstaaten des britischen Imperiums, zugleich auch das wertvollste Stück Europas. So viel schädliche Ignoranz und sträfliche Schwäche in Wilsons Haltung in Versailles auch steckte, so viel europäische Substanz auch durch sie verloren ging: in seinen Missionspredigten war ein politischer und geschäftlicher Dekalog eingeschlossen, dessen Gebote Herr Hughes vor den ‚Pilgrims' in London und die Evangelisten aus Wallstreet vor den verkrachten und bettlerhaft verängstigten Vertretern des ‚souveränen' Europas in Downing Street mit Erfolg verdeutlicht haben. Ein Kapitel Völkergeschichte beginnt, so neuartig und in ihren weiteren Entwicklungen so unüber-

Digitized by Google

sehbar, daß die Analogien der Weltchronik dem Begreifenwollen nur brüchige Stützen bieten. Vielleicht, daß die neuen Wege das Grand Etre Menschheit liebenswerter machen . . .

Es ist, wie sich jeder kritische Kopf sagen muß, unendlich schwer, eine Demobilisierung des kindlichen, des heranreifenden Bewußtseins herbeizuführen, solange nicht die Voraussetzung dafür besteht: daß das Bewußtsein der Erwachsenen demobilisiert ist. Über dieses Thema hat die Carnegie-Stiftung für den Internationalen Frieden einen Bericht herstellen lassen, der natürlich nicht sehr befriedigend ausfallen konnte. Die Untersuchung ging so vor, daß man bei allen Völkern Europas den Geist, der in den nach dem Kriege verfaßten Schulbüchern sich offenbart, einzufangen und zu registrieren bestrebt war. Auf diesem Wege wäre Wesentliches zu erfahren gewesen, wenn man sozusagen ohne jede Gemütsbeteiligung und nach Exstirpierung der nationalen Vorurteile aus dem Gehirne der Forscher zunächst rein naturwissenschaftlich die unendlich verschiedenen nationalen Auffassungen über die entscheidenden Wendungen im europäischen Geschichtserlebnis einfach nebeneinandergestellt und die Begründungen für die einander widerstreitenden Urteile hinterher aufgezählt hätte. Man hätte dabei einmal gesehen, was es mit der Vorurteilslosigkeit und der Wissenschaftlichkeit der Geschichte überhaupt auf sich hat, und wie dann in den törichtesten Verzerrungen diese vorurteilslose Wissenschaft in die Schulbücher hineinspaziert. Dieses Verfahren ist leider nicht beliebt worden und konnte auch nicht praktiziert werden, weil zum Beispiel die Fragesteller und Untersuchungsrichter über ein für die Schulbücher so unendlich wichtiges Problem wie den Ursprung des Krieges von 1914 sich selber nicht klar sind und, vielleicht, noch nicht klar sein konnten. In Frankreich hält „man" offiziell und schulbuchmäßig den Versailler Vertrag für ein Instrument der Gerechtigkeit, den Krieg für einen reinen Abwehrkrieg, ohne jeden imperialistischen Hintergedanken. Die Amerikaner haben diesen Frieden nicht ratifiziert und sind durch Bakers Veröffentlichungen der imperialistischen Geheimverträge, von denen Wilson bekanntlich vor seiner Landung in Europa nichts wußte, auf den Weg einer gründlichen Aufklärung geführt worden. Es ist darum selbstverständlich, daß französische, amerikanische und deutsche Schulbücher über diesen nicht unwichtigen Punkt eine sehr verschiedene Art der „Demobilisierung" des Kindergehirns betreiben. Haben die

Digitized by Google

amerikanischen Untersuchungsrichter daher Anlaß, über den kriegerischen Geist erschreckt zu sein, den viele deutsche, aber natürlich nicht nur deutsche Schulbücher noch atmen? Diesen Geist verurteilen wir aus tausend allertrifftigsten Gründen: er kann nicht befreiend wirken, weil er in Altem und Verwestem wurzelt. Wir bekämpfen ihn mit äußerstem Radikalismus. Aber wir erklären uns seine aufreizende Zähigkeit aus dem Verrat, der an den Idealen der Demokratie durch deren siegreiche Verkünder schon während des Krieges verübt wurde, und den die Geschichte des Reparationsproblems nicht eben verklärt hat.

Gelingt ‚London', so wird die Demobilisierung der Geister in eine neue, erfreulichere Phase ihrer Entwicklung treten. Dann erst wird unser Erlebnis sich in andrem Lichte darstellen und der Zeitpunkt gekommen sein, wo das gereifte Wissen der Erwachsenen in neuen Schulbüchern die Jugend statt rückwärts — vorwärts führt.

Digitized by Google

EUROPÄISCHE RUNDSCHAU

See

Am ersten August fahre ich über den See, hinüber zum großen Kurort, von dem Antohupen, Jazz-Band und Ave-Läuten hinüberdringen. Die Berge der Ufer sind vielgestaltig wie Menschengesichter: kindlich weich, energisch ansteigend, schneeig geheimnisvoll. Die Menschen im großen Kurort sind vieler Rassen und Nationen. Die Gesprächsfetzen, die ich auffange, sind weit von den Erinnerungen dieses Schicksalstags entfernt.

Die Mannigfaltigkeit der Welt: sie ist mir größtes Glück und größtes Wunder. Kontinente, Völker, Berge, Menschen und Blumen: nie sind zwei unter ihnen sich gleich. Jeder existiert mit und durch den anderen. Gebirge bestehen aus Bergen, Völker aus Individuen. Die Antinomie: Ich und Gemeinschaft ist mehr als ein soziologisches Problem, sie ist Beweger der Welt.

Blühen der Pflanzen, Stampfen der Maschinen, Lampenschein über Büchern. Stirn der Erfinder, Hände der Proletarier. Nie ans Ende gelangende Mannigfaltigkeit der Welt.

Vor einem guten Jahrhundert machten die Staaten sich frei von der Willkür der Dynasten, dem Ehrgeiz ihrer Hausmächte. Sie wollten nichts sein als politischer Ausdruck nationaler Individualitäten. Doch ihre Egoismen wurden schärfer und schärfer, rasten gegeneinander, zerfleischten, zerstampften die Länder, machten Europa – wundervoll reiche und friedliche Mannigfaltigkeit — zur schwärenden, eitrigen Wunde.

Der neue Nationalismus: er ist die seltsamste Krankheit, zusammengesetzt aus Raubgier, Machtstolz, dumpfer Romantik und mißverstandenem Patriotismus. Ein kluges Wort des Münchener Erzbischofs Faulhaber: „Vaterlandsliebe ist Liebe, nicht Leidenschaft." Wirtschaft, Maschine, Haß, Mord und doch das Zurückgewendetsein des politischen Blicks in aristokratisch-bäuerliche Zeitalter, Träume von Fanfaren und Stolz in Tagen der Not und der Demut — dieses Wirrsal war und ist dem Erdteil die furchtbarste Drohung.

Seine blutigen Streite werden kindisch und dumm angesichts der sanften Mannigfaltigkeit der Natur, dem Miteinander von Berg, See, Mensch.

Nach zehn Jahren

Der Zehnjahrstag des Kriegsbeginns gibt der *Revue Européenne* Gelegenheit zu schmerzlich-anklagenden Gedanken über die europäische Situation. Alain, Charles Gide, André Germain und Jean Prévost kommen zu Worte.

Alain fragt: Wer entscheidet eigentlich über Bewaffnungen, Bündnisse, Krieg und Frieden? Ein Kreis von Männern, in dem jeder den Gedanken des anderen zu erraten sucht, Leute, die über Zirkulare und Instruktionen nachdenken, höfliche Menschen mit Gemeinplatz-Reden. In diesem System beherrscht jeder sein Handwerk. Man rechnet und sagt: das ist der Krieg. Jeder reagiert auf dieses Ergebnis in seiner Weise. Nicht reagiert aber das System. Der Krieg kommt wie ein Regen. Darf man das Barometer anklagen? Und Alain ruft aus: „Ich klage das Barometer an. Ich klage einen Mann an, der, jetzt wie damals, feststellt und keineswegs entscheidet. Einen Mann, der Kommissionen versammelt und aus ihren Gedanken seine zusammensetzt. Einen Mann, der das Resultat des Staats ohne Gesicht ist."

Charles Gide spricht über die Entwaffnungsfrage. Deutlich spricht, im Artikel 159, der Friedensvertrag es aus, daß die deutsche Entwaffnung

Digitized by Google

eine Beschränkung der Rüstungen aller Nationen möglich machen soll. Deutschland hatte die ersten Kriegsschritte getan; so soll es auch mit der Entwaffnung beginnen. Doch wie steht es mit den andern Staaten? Können sie es wagen zu sagen, daß sie noch auf den Anfang durch Deutschland warten? Alle bewaffnen sich aufs stärkste, und wo das Geld fehlt, da liefert Frankreich auf Kredit. „Wenn man Deutschlands Entwaffnung will, so gibt es nur ein Mittel, sie zu erlangen: daß die Sieger ebenfalls entwaffnen und sich selbst die gleiche Kontrolle auferlegen wie dem Besiegten."

André Germain sucht nach den Mitteln der Wiederaufrichtung Europas, das, seit zehn Jahren verarmt und ermattet, den Methoden der Wirtschaft, den Listen der Diplomaten nicht mehr vertrauen kann. Wo finden wir Frieden? „Was können wir zu seinen Gunsten tun, wir, eine bewußte Minorität im Schoß der gestaltlosen Menge, eine Minorität ohne Organisation und ohne Macht, bestimmt, besiegt zu werden durch diese anderen an Einfluß und Geld starken Minoritäten, welche die Meinung ‚bilden' und die Nation ‚führen' — zum Abgrund? Wenn das Heil kommen soll, wenn der Friede eines Tages sich in unserer alten Welt niederläßt, so glaube ich, daß unsere Arbeit dafür wenig gelten wird und daß diese Befreiung nur als eine Änderung im Aberglauben, der die Welt führt, angesehen wird.

Aber diese Feststellung darf uns in unserer Tätigkeit nicht entmutigen. Im Maße, wie das Leben über uns seinen Schatten ausdehnt, verstehen wir es besser, daß das menschliche Gesetz die Begrenzung unserer Anstrengung und die Bescheidenheit unserer Erfahrung ist. Uns, die wir genug Muße und Kraft haben, um die gewohnten Ketten (Erziehung, Vererbung, Einfluß des Milieus) zu brechen, wird es vielleicht gegeben sein, auch andere Menschen zu befreien, die durch Berufsnotwendigkeiten und den Druck ihrer Umgebung gelähmter als wir sind. Eine einzige Befreiung, ist das nicht schon viel: eine Seele, die sich ganz kennt, findet in sich die Kraft, sich den blinden Leidenschaften zu widersetzen, und schafft in dieser gewohnten Welt von Mittelmäßigkeit und Haß ein Zentrum des Widerstands, eine Quelle von Licht und Frieden?"

George Fox

Die Zahl der guten Europäer — sie ist gering wie die der wahren Christen, und wie deren Geschichte ist auch ihre ein Buch der Märtyrer. Immer wieder werden die Träger der Humanitäts-Ideen durch Egoismen und Dummheiten geknechtet und gemordet. Immer geschieht es im Namen der großen Worte. Immer sind es Vaterland, Religion, Majestät, die Haß und Mord verbergen und ausschmücken sollen.

Was wissen wir von George Fox? Er ist der Gründer der Quäkergemeinschaft, deren aktives Christentum in Kriegs- und Nachkriegszeit wir lieben lernten. Vor kurzen feierte die „Society of Friends" in Fenny-Drayton den dreihundertsten Geburtstag dieses ihres Begründers. Heute wird er in der angelsächsischen Welt und auch außerhalb ihrer als Wohltäter anerkannt und gepriesen. Doch wie war es zu seinen Lebzeiten? Wegen „Gotteslästerung" wurde er eingesperrt und zwanzig Jahre hindurch immer wieder ins Gefängnis geworfen. Sein Vater war strenger Puritaner, seine Mutter gehörte einem Märtyrergeschlecht an, das immer wieder seine Opfer dem Scheiterhaufen bringen mußte. Mit elf Jahren, erzählte George Fox, begriff er, was Reinheit und Gerechtigkeit sei. Sein Leben war die tragische Konsequenz dieser Erkenntnis. Über Leben und Lei-

Digitized by Google

stung vom George Fox schreibt *The Daily Telegraph:*

„Im Alter von neunzehn Jahren fühlte er, wie ihn eine göttliche Stimme berief, seine Angehörigen zu verlassen, und alle verwandtschaftlichen und kameradschaftlichen Beziehungen abzubrechen. Mehrere Jahre scheint er als umherziehender Einsiedler gelebt zu haben, düster und unglücklich, außer wenn dieser Zustand durch eine innere Glückseligkeit unterbrochen wurde und er manchmal in ein so himmlisches Entzücken versetzt ward, daß ihm war, als habe er in Abrahams Schoß geweilt. Er fürchtete sowohl die Geistlichen wie die Laien, damit er, der ein zarter Jüngling war, nicht durch das Reden mit dem einen oder dem anderen Schaden nähme. Die Geistlichen boten nicht viel Hilfe. Der eine empfahl ihm, Tabak zu rauchen und Psalmen zu singen, ein anderer riet zu einer Medizin, ein dritter zum Heiraten, ein vierter zum Militärdienst. Endlich wurde es in seinem Geist klarer, und er war imstande, sein eigenes Evangelium zu predigen. Es ist genug von den Sonderbarkeiten seiner Lehre gesagt worden, von der Weigerung, den Hut abzunehmen, vom Bestehen auf einem eigenen Dialekt und Kalender, von seinem Marsch barfuß durch Lichfield an einem Markttag, ausrufend: ‚Wehe der blutigen Stadt.' .... Die bemerkenswerteste Eigenschaft der Quäker ist ihre Zurückhaltung. Wie Baxter sagte: sie waren das Gegenteil der ‚ranters'' (wörtlich: Schreier, eine damals stark verbreitete Sekte), da ihre Begeisterung sich nicht in Extravaganzen, sondern in Strenge äußerte. Fox besaß trotz der nicht geringen Überspanntheiten seiner Sprache und Lebensführung wie mancher andere große Mystiker ein bedeutendes Organisationstalent. Noch zu seinen Lebzeiten wurden Disziplin und Regel für die Gemeinschaft der Freunde nicht weniger bezeichnend, als der Glaube an die Geisteserleuchtung. Dieser merkwürdigen Verbindung haben wir es zu verdanken, daß die Leistungen der ‚Freunde' in philantropischer und sozialer Beziehung im Verhältnis zu ihrer Zahl außerordentliche sind."

Angeklagter Tolstoi

Ein Prozeß gegen Lew Nikolajewitsch, dreizehn Jahre nach seinem Tode — dieses Wunder geschah neulich in Moskau. Bolschewistischer Sozialismus gegen tolstojanischer: der Kampf verwandter Ideologien ist immer der schärfste und seltsamste. In Moskau war Ankläger die Witwe Lenins. Sie erklärte die Werke Tolstois für Gift, ärger als Opium, erfüllt mit kleinbürgerlichen Tendenzen. Dann fuhr sie — nach dem Bericht von *Ceské Slovo* — fort:

„‚Anna Karenina' ist ein richtiges Bild bürgerlicher Moral, und Levin (offenbar Tolstois Lieblingsfigur) ist ein Kleinbürger vom Scheitel bis zur Sohle. Und Kitty, diese musterhafte Frau und Hausfrau, ist, ach so weit entfernt vom Ideal der kommunistischen Frau!

Unsere Aufgabe ist es, das russische Volk vor dem schädlichen Einfluß Tolstois zu schützen; deshalb beantrage ich, daß Tolstois Werke konfisziert werden sollen, vor allem seine Romane ‚Anna Karenina' und ‚Auferstehung'."

Die Rede der Frau Lenin machte auf die Zuhörer einen tiefen Eindruck.

Nicht geringeren Eindruck rief allerdings die Verteidigungsrede des Aufklärungsministers Lunatscharski hervor.

„Ich soll Tolstoi verteidigen in einem Gebäude", sagte der Redner, „wo der Geist Lenins herrscht, und die öffentliche Anklage sagt mit Recht, daß die Werke Tolstois ‚Anna Karenina'

Digitized by Google

und ‚Auferstehung' der bürgerlichen Weltanschauung Ausdruck verleihen. Ich will Tolstoi nicht verteidigen, bitte aber das Volksgericht um Milderung des Urteils, weil der Beschuldigte zu einer Zeit lebte, wo eine Diktatur des Proletariats und seiner Kultur noch nicht bestand. Ich bin der Ansicht, daß wir dem Gift in Tolstois Arbeiten wehren müssen, denn wir haben heute unseren eigenen Tolstoi, Dostojewskij und Turgenjeff — das sind Lenin, Bucharin und Sinowjeff".

Die Jury verkündete dann nach kurzer Beratung folgendes Urteil:

„Leo N. Tolstoi, ehemaliger zaristischer Offizier und Großgrundbesitzer, vor dreizehn Jahren verstorben, ist schuldig, Schriften verbreitet zu haben, welche die Weltanschauung der Bourgeoisie predigen. In Anbetracht dessen, daß Tolstoi im Zeitalter der bürgerlichen Kultur lebte und Lenins große Ideen nicht kannte, beschließt das Gericht, daß aus allen öffentlichen und privaten Bibliotheken wenigstens diejenigen seiner Werke ausgeschaltet werden sollen, welche auf das Volk einen verderblichen Einfluß zu üben vermöchten. Darum werden diese seine Werke konfisziert und vernichtet werden. Das eingestampfte Papier muß dann zu neuem Papier verarbeitet werden für den Druck der Werke Lenins, Sinowjeffs und Bucharins.

Dieses Urteil soll unverzüglich vollstreckt werden."

Vierzig Jahre Demokratische Partei in Amerika

Der Vergleich zwischen 1884 und 1924 veranlaßt die New Yorker *Nation* zu interessanten politischen Betrachtungen.

Im Jahre 1884 las man:

„Betrügerein und Jobberein, die in jedem Teil der Regierung ans Licht gebracht worden sind, genügen um in der Republikanischen Partei eine Reform zu verlangen; aber die in der Führung Befindlichen, sorglos geworden durch den langen Machtbesitz, sind dem korrumpierenden Einfluß erlegen und haben bei Ernennungen ein Vorrecht, gegen die der unabhängige Teil der Partei revoltiert".

Trotz solcher Ähnlichkeiten sind doch die Unterschiede zwischen damals und heute vorwiegend. Vor allem ist der Einfluß wirtschaftlicher Fragen weit größer geworden, denen der größte Teil der demokratischen Arbeiten gilt. 1884 gab es kaum ein halbes Dutzend geringe wirtschaftliche Probleme. Nur eine unbestimmte Verbeugung vor der Handelsmarine ist zu bemerken. Der einzige binnenländische Wasserweg, den die Demokraten 1884 schon kannten, ist der Mississippi-Lauf, und von seiner Verbesserung ist stets die Rede. Auffallend ist das Fehlen lebendigerer Beschäftigung mit dem Wachstum der korporativen Macht, obgleich man einen Satz darüber findet, daß alles begünstigt werde, was ‚zu billiger Verteilung des Besitzes strebt, zur Verhinderung von Monopolen und zu alleiniger Stärkung individueller Rechte gegenüber korporativen Mißbräuchen'. Die Erklärung endet mit der feierlichen Versicherung, daß „die Wohlfahrt der Gesellschaft abhängt von einem genauen Blick für die Eigentumsrechte, wie sie durch das Gesetz definiert sind."

Die *Nation* schließt mit dieser Betrachtung:

„Die Redensart ‚child welfare' würde im Jahre 1884 kaum verstanden worden sein, und obgleich die Erklärungen des demokratischen Arbeitsplans im Jahre 1924 ungenügend und unkonsequent sind, waren die von 1884 sogar noch unschlüssiger und gesinnungsloser. ‚Wir begünstigen die Aufhebung aller Gesetze, die die freie Arbeitsleistung einschränken, und den Erlaß von Gesetzen, durch welche Arbeiter-Organisationen sich bilden

Digitized by Google

dürfen, und aller solcher Gesetze, die darauf gerichtet sind, das Volk aufzuklären über die wahren Beziehungen zwischen Arbeit und Kapital', sagte die Erklärung von 1884.

Ja, die demokratische Erklärung steht im scharfen Gegensatz zu den vor vierzig Jahren in ihrer Anerkennung der Wichtigkeit ökonomischen Fragen; in dieser Hinsicht stehen sich die Zeiten gegenüber. Aber obgleich sie diese Fragen anerkennt, schlägt sie wenig vor, das nützlich oder fortschrittlich in Richtung auf die Lösung. Hierin sind die Demokraten fast ebenso gelähmt und furchtsam wie die Republikaner. Wenn wir in dieser Richtung irgendwelche Hoffnungen hegen, müssen wir uns von beiden alten Parteien abwenden und zuwenden den Kräften, die sich unter La Follette sammeln."

Zur Psychologie des Romans

Albert Thibaudet ist einer der bedeutendsten europäischen Kritiker: weil seine Kritik perspektivisch ist und über die Zufälligkeit der Themen hinaus Werte schafft; weil sein Erkennen nicht halt macht mit seinem Gegenstand; weil es nicht dogmatisch ist, sondern geschichtlich und in der Zeit forschend; weil es philosophische Optik besitzt. Die „Réflexions sur la littérature", die Thibaudet regelmäßig in jedem Heft der *Nouvelle Revue Française* veröffentlicht, gehören zu den bedeutendsten kritischen Leistungen dieser Zeit. Im letzten Heft spricht Thibaudet — bei Gelegenheit von Raymond Radiguets Roman „Le Bal du Comte d'Orgel" — über Roman-Psychologie. Das Romanhafte sieht er lebendig in Ereignissen — die Abenteuerromane, wie sie alle dreißig Jahre neu erstehen —, im Stil — die Romane kostbaren Schmucks —, im Milieu — die Romane seltenen Milieus wie „Salammbo" — und schließlich im Zeitgenössischen. Das Romanhafte ist stets bestrebt, sich von jeder Logik und Gewohnheit zu befreien. Aber gewöhnlich reicht es nicht bis in die Tiefe, bis zum menschlichen Herzen. Das Fehlen einer romanhaften Psychologie beherrscht zum Beispiel den Charakterroman Balzacscher Färbung. Mensch und Charakter sind gegeben, und die Handlungen folgen aus den Charakteren. Mag der Roman auch noch so abenteuerlich sein, die Charaktere wandeln sich nicht. Oder genauer gesprochen: diese unwandelbaren Charaktere, diese festen Zentren in der romanhaften Bewegung sind Abstraktionen und ermüden schnell. Wenn es bei Balzac wenig von romanhafter Psychologie gibt, so herrscht desto mehr Romanhaftes im Sozialen. Die romanhafte Psychologie sprengt alle Rahmen, in denen der Leser gewohnt ist, die Menschen zu sehen. Man findet sie, mit häufigen Intervallen, bei Stendhal, Elliot, Thackeray, Meredith, vor allem aber bei Dostojewski.

„Keineswegs ist notwendigerweise jeder Roman romanhaft, und sogar ein Teil seiner Meisterwerke ist ausdrücklich gegen das Romanhafte aufgebaut, das als Feind betrachtet wird. Aber eine der lebendigen Mächte, eines der feinen und beweglichen Feuer des Romans ist dieses rein Romanhafte, aus Unerwartetem geschaffen, aus Schöpfungen und absolutem Beginn: als Kampf gegen das Cliché, das sich übrigens bald in den Dienst seines Besiegers begibt und ihm gelehrige Untertanen erobert; Kampf gegen die Logik; Kampf gegen die Gewohnheit; und, bis zur gegenwärtigen Generation, ein anderer, heilsamer und noch stärkenderer Kampf: der Kampf gegen die allgemeine Verschwörung zugunsten von Gewohnheit, Logik und Cliché, das ganze kämpferische Element, welches in der Antithese vom fetten Ochsen und der tollen Kuh enthalten ist. Heute strebt

Digitized by Google

die tolle Kuh danach, ein fetter Ochse zu werden; eine Verschwörung zugunsten des Neuen für das Neue, des Romanhaften für das Romanhafte bildet sich freiwillig. Und ich denke an Mallarmé, der in Oxford bewundernswerte Lebensbequemlichkeiten gesehen hatte und trotzdem ein Gefühl ironischer Unruhe vor dem bewies, was er ‚Zustände von Seltenheit, anerkannt von außen' nannte."

Größe und Niedergang des französischen Mittelstands

Die Gesellschaft ist ein Organismus. Diese These Herbert Spencers — der Grundgedanke seiner Soziologie — verbietet die formelhafte blinde Benennung nationaler Charakter, die ja zum großen Teile vom gesellschaftlichen Gefüge abhängen. Die Wandlungen einer Nation, ihres geistigen und politischen Ausdrucks, sie sind zum guten Teil bestimmt vom Werden des gesellschaftlichen Organismus. Wir sind gewohnt, die Franzosen als ein besonderes Volk des Mittelstands anzusehen und sprechen davon, als ob diese Tatsache zu jeder Zeit dasselbe bedeutet. Im letzten Heft der *Revue de Genève* zeigt J. Hours, wie sehr Sinn und Wesen des französischen Mittelstandes sich gewandelt haben.

In Frankreich, sagte Colbert, hat man sich nie allgemein dem Handel zugewandt. Industriekapitäne wie Jacques Coeur sind Ausnahmen. Die französische Bourgeoisie ist ursprünglich eine ausgesprochene Beamtenbourgeoisie. Allmählich verstärkt sich dieser Zug. Die Ämter und Stellen locken die sich bildenden Vermögen an. Das 18. Jahrhundert sah den Triumph der französischen Bourgeoisie und ihrer Kultur. Voltaire ist Sohn eines Pariser Großbourgeois und Rousseau wird als Meister empfangen. Zur Zeit Napoleons fühlt sich die Bourgeoisie stark genug, um unter schlimmen Bedingungen die Macht zu ergreifen und mit Erfolg auszuüben. Napoleons Minister und Ratgeber sind aus dem Mittelstand hervorgegangen. Handel und Industrie wurden auch weiter wenig beachtet.

Im 19. Jahrhundert geht die bürgerliche Entwicklung zunächst gleichmäßig weiter. 1830 ist der Adel endgültig besiegt. Ihm folgt die Großbourgeoisie, die 1848 gestürzt wird. Gambetta konnte die Ankunft von „couches nouvelles" ankündigen. Eine tiefe Bewegung herrscht bis ans Ende des Jahrhunderts durch immer wieder neue Stöße, deren letzte die Dreyfus-Affäre ist. Maßloser Ergeiz der einzelnen Bourgeois, zähes Machtstreben treten hervor. Der Geburtenrückgang scheint das Schlußwort dieser Entwicklung zu sein.

Wie konnte eine solche Gesellschaft, fragt Hours, dem Krieg und seinen Folgen widerstehen? Werden die Mittelklassen sich halten können? Das ist der Sinn des Dramas, das sich heute in Frankreich abspielt. Frankreichs nationaler Reichtum wuchs sehr langsam, weit langsamer als Deutschlands. Dieser Reichtum, den die französische Gesellschaft so langsam hervorbrachte, er hat sie zerstört. In einem Lande, wo es Greise, Witwen und Waisen in erschreckend großer Zahl gibt, ist der Schöpfer von Reichtümern Herr geworden. Der Beamte bezieht nur noch die Hälfte seines Gehalts, der Rentier sieht seine Ersparnisse dahin schwinden, Erbschaften werden durch Gesetze vernichtet.

„Was wird die Zukunft sein? Die Mittelklassen verteidigen jeden Fuß breit einer sehr unbeständigen Stellung, aber ihre Anstrengungen gehen in verschiedene Richtung. Die einen vertrauen dem Kartell der Linken, um die drohende Plutokratie zu bekämpfen, andere neigen zu einer heftigen Reaktion nach italienischer Art, um das Proletariat zurückzudrängen, das sie aufzusaugen sucht; die ‚Confédération des travailleurs

Digitized by Google

intellectuels', im Jahre 1920 unter dem Beistand des ‚Matin' begründet, ist ein interessanter, selbständiger Organisationsversuch, der übrigens nicht die ganze Bourgeoisie in sich einverleiben würde und dessen Tätigkeit bis jetzt sekundär geblieben ist, so nützlich sie auch sein mag; viele rechnen schließlich, um die drückenden finanziellen Schwierigkeiten loszuwerden, auf die Ankunft der deutschen Milliarden.

Würden diese Mittel unsern Mittelstand vor der Proletarisierung retten? Eine Hauptfrage, wenn es der Fall wäre. Denn wenn in Rußland die Intelligenz eine zu vernachlässigende Sache war, wenn der Sturz der Mark, der die deutsche Bourgeoisie vernichtete, schon ernsthaft die Gesellschaft jenseits des Rheins erschüttert hat, so war bei uns seit fünfzig Jahren die mittlere Bourgeoisie die Grundlage von Gesellschaft und Staat. Wenn man sich die Reserven von Redlichkeit und Kultur vorstellt, die mit ihr verschwinden würden, so muß man denken, daß ihr Zusammenbruch für die französische Gesellschaft eine Revolution ohne Beispiel sein würde."

Aus der englischen Jugendbewegung

In London erscheint im Verlage von „The International Leage of Youth" die Jugendzeitschrift *Youth*. Ihre Gedankengänge bewegen sich in ähnlicher Richtung wie die der deutschen Jugendbewegung, zu der die Zeitschrift übrigens engere Beziehung besitzt. Charakteristisch für die heutige Situation der Jugend ist, trotz internationalen Prinzips, die seltsam romantisch nationale Betonung.

In einem Aufsatz „On Harbottle, Geometry and Tradition" betont Rolf Gardiner die psychische und physische Differenzierung der Erde. Ein Europäer mag nach Amerika gehen und dort ganz als Europäer weiterleben; doch früher oder später wird er eine große Leere empfinden. Er kämpft an gegen die Geister des Verlierens und Sterbens. Und allmählich wird ihm der amerikanische Geist erscheinen und seine Macht ihn bezwingen. Dann muß seine europäische Seele gegen die eingeborene amerikanische kämpfen.

„Selbst in Europa sind noch die Grenzen von Rasse und Land mächtig. Wenn ein Deutscher England verstehen will, muß er den in ihm latenten englischen Charakter entwickeln, muß er den schlafenden englischen Rhythmus in sich erwecken, muß wirklich ein englisches Ausmaß seiner Persönlichkeit entwickeln. ‚Jede neue Sprache, eine neue Seele', sagte Goethe, und wie wahr! Und diese Chamäleonskunst ist für die große Mehrzahl der Menschen unmöglich. Allein die Minderheit, die Wenigen, die Führer können diese Kunst üben, und wie wichtig ist es, daß sie es tun.

Ich glaube nicht an die Vollkommenheit des Menschen. Ich glaube nicht an Entwicklung. Ich glaube nicht an Harmonie unter Menschen. Ich glaube an den Kampf und nichts anderes, an die Bewegung der Sterne und den rhythmischen Kreis von Geburt, Tod und Jahreszeiten, welche die auserlesene Lebensfrische vor jeder Lockung bewahren. Ich brauche keine Hoffnung auf die Einigung der Welt, auf Himmelreiche auf Erden, keine Preise, um mich zu locken. Ich brauche den Kampf und den Menschen nackt und schamlos, mit dem Schwert in der Hand, hinter sich die Sterne westwärts segelnd, vor sich den Wind im Gras. Es ist genug, Brüder. Tat! Das Wort ist gesprochen."

Rudolf Kayser

Digitized by Google

ANMERKUNGEN

Christus und der Wanderer

Vom Dichter Rudolf Paulsen liegt jetzt in allgemein zugänglicher Ausgabe die kleine Dichtung: „Christus und der Wanderer" (Verlag Haessel, Leipzig) vor, welche schon im Februar 1918 in Frankreich entstanden war.

Paulsen gehört ursprünglich zum Charon-Kreis, das heißt zum Kreis Ottos zur Linde, dessen Einwirkungen auf die Stilbildung des deutschen Sprachkreises ebenso wie der Einfluß der Stefan George-Schule ein langsamer, gewissermaßen einsickernder aber um so nachhaltiger sein dürfte.

Ich persönlich bin in den typischen Stil des Charon-Kreises nicht genügend eingeweiht, um mit Sicherheit zu bestimmen, inwiefern das Zwiegespräch Paulsens zwischen dem Wanderer-Nietzsche und dem gekreuzigten Christus auch im Stil auf den Charonkreis zurückgehen könnte. Eher spürbar ist für mich das Fortwirken einer Stiltradition, welche mindestens von den Dialogen des Hans Sachs herkommt, auf den Knittelvers Goethes maßgebend eingewirkt hat und auch in diesen Wechselreden durchschimmert. Was diesem kurzen Dialog große Bedeutung gibt und ihn zu einem typischen Erzeugnis unserer Zeit macht, ist sein chiastischer Aufbau. Die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts hat sich in allen denkbaren Varianten mit dem Problem des Doppelgängers beschäftigt. Wenn der Held einer dieser Kunstwerke im Kampfe mit seinem eigenen Doppelgänger zugrunde ging, so geschah das meistens so, daß er sein eigenes Spiegelbild erstach und dabei selbst tot zu Boden fiel. Auch in der Paulsenschen Dichtung kann man den gekreuzigten Christus als den Doppelgänger des Wanderer Nietzsche auffassen. Auch hier geht der Wanderer an diesem Doppelgänger zugrunde . . . aber indem er zu gleicher Zeit den Gekreuzigten befreit und seine Stelle einnimmt. Nietzsche wandert durch die Landschaft. Unterwegs findet er den zur Unbeweglichkeit Verdammten, bleibt auf seiner Wanderung stehen, läßt sich von dessen passivem, unbeweglichen Zustande hypnotisieren. Man könnte sagen, daß die Versteinerung Christi auf ihn übergeht. Nach einem Redekampf hängt der Wanderer Nietzsche am Kreuze und Christus, seine Rolle übernehmend, zieht von dannen.

Ein ähnliches Grundschema kann man ja im Ahasver-Mythos finden: Der Wanderprediger Christus kommt auf seinem Gange nach Golgatha an der Arbeitsstätte vorüber, wo Ahasver unbeweglich und zur Arbeit gekreuzigt die Jahre verbrachte. In diesem Moment findet ein großer Rollentausch statt. Christus versteint in Unbeweglichkeit und Ahasver zieht rastlos weiter. Dieses Formschema, welches man als diagonalsymmetrisch bezeichnen kann, ist allen mir bekannten Werken des neunzehnten Jahrhunderts fremd, welche, wie schon gesagt, keinen Unterschied zu machen vermögen zwischen der diagonalsymmetrischen Aufstellung zweier wirklicher Duellgegner und der spiegel-

Digitized by Google

symmetrischen Lage eines narzistischen Menschen im Kampfe gegen sein eigenes Spiegelbild. Vielleicht könnte Wilhelm Fließ den Ruhm für sich beanspruchen, auf diesen Umstand, der für jede Art der Raumgestaltung und Raumbeherrschung entscheidend wichtig ist, scharf und fast fanatisch in seinen Büchern hingewiesen zu haben. Aber Fließ führt diese Ideen nur sozusagen raumgeometrisch durch, während die Gestalten der Künstler von der Art Paulsens dieses Problem, wenn ich so sagen darf, zeitgeometrisch für die Darstellung des menschlichen Schicksals durchzuführen suchen.

Die Dichtung Paulsens läßt sich in ihrem Formschema folgendermaßen definieren: Ein aktives viriles Prinzip bewegt sich auf ein passiv mütterliches zu. Im Moment der Konjunktion dieser beiden Prinzipien werden die Rollen vertauscht. Das passiv-mütterliche Prinzip beginnt zu wandern und das bisher aktive Prinzip übernimmt das Leiden, die Mütterlichkeit und die Gnade. Stellt sich darin nicht eine entscheidend neue Anschauung der Morphologie des menschlichen Lebensraums dar? Der Anfang unseres Lebens ist umhegt vom Schutz des Mutterleibes und der mütterlichen Gnade. In der zweiten Hälfte des Lebens übernehmen der Mann und sein Werk die Funktionen einen mütterlichen Schutzraum aufzubauen, in welchem auf der Höhe patriarchalischer Zeit sich das Weib und die ganze Familie im Schutze des Werkes ebenso gesichert vor kosmischen Unbilden bewegen wie das Kind in seiner Frühzeit innerhalb des Mutterleibes.

Dieses große Thema des chiastischen Rollenwechsels zwischen Mann und Frau, zwischen mütterlichem und väterlichem Prinzip ist auch in der Kunst unserer Tage nicht nur in Paulsens Dichtung behandelt. Mir selbst hat es sich bei jeder Gestaltung als unausweichliche Konsequenz psychoanalytischer Verfahren aufgedrängt, und ich möchte ausdrücklich darauf hinweisen, daß auch beim Dramatiker Georg Kaiser, welcher gewiß aus einer ganz anderen Weltecke kommt als Rudolf Paulsen und als ich, sich besonders in seinem Stück „Die Koralle" dasselbe Grundschema durchsetzt.

Es handelt sich hier vermutlich um das entscheidende Formproblem unserer Zeit.

Adrien Turel

Der Michelangelo des Georg Brandes*

Die erste Resonanz eines Werkes von Georg Brandes ist Hingabe — Hingabe an den Geist des Werkes, Hingabe an die Persönlichkeit, Ehrfurcht vor diesem Souverän unter den Kulturographen. Wenn Brandes die Natur eines Mannes — Voltaires, Goethes, Caesars, Michelangelos — gestaltet, so ist wunderbar schon der Sockel des Denkmals, herrlich die Tektonik des Monuments, gewaltig endlich die Meißelung des Kopfes, der, der Vision der Gestalt nachgebildet, aus dem Marmor des Gesamtwerkes getrieben wird. Die Gestalt des Michelangelo Buonarroti ruht auf einem breiten Unterbau wie etwa Rodins Victor Hugo, einem unendlich fein gegliederten und kolossalisch aufgetürmten Architrav, mit hoher Kunst eingebaut in den Gesamtraum, der dieses Denkmal umschließt, jene Piazza von unerhörtester Bedeutung: Aus diesem Raum der „Geschichte der Renaissance" ragt Brandes' Michelangelo-Monument wie der Gattamelata aus der Piazza del Santo hervor. Der Sockel des Denkmals ist marmorn und seine Gebilde heißen: Florenz, Rom, die Medici, Julius II., Donatello — heißen: Quattro-

* Erich Reiß, Verlag, Berlin

Digitized by Google

cento! Und darüber, mächtig und sich steigernd, die Gestalt des Mannes in grandioser Fortführung der tektonischen Struktur des Sockels, den Kopf aber ganz aus sich selbst heraus, in sich gekehrt, die Seele und das Sein des Unsterblichen enthüllend: Michelangelo!

Sagt man „Ja" zu dieser Art, Kulturgeschichte zu sehen, so ist Brandes unangreifbar und, bei der Unerschöpflichkeit seines Wissens, der vollendete Deuter von Historie, Kultur, Werk und Gestalt. Wie er Lionardo und Michelangelo vergleicht, wie er hier Kulturschichtung, Herkunft, Temperament, Bildungsgrad, Niveau, metaphysisch-schicksalhaften Urgrund der Gestalten gegeneinanderstellt, wie er kühn und herrschenden Theorien entgegen die Gestalt des Lionardo auf ihre Klassizität und Un-Mystik beschränkt, wie er, gegen die Idealisierungsversuche der Philologen, die Schwächen des Buonarroti bloßlegt: das ist Meisterschaft und, da ihm die ganze Materie — das Historische, Kulturelle, Psychologische, Ästhetische — untertänig zu dienen scheint, schon etwas wie Weisheit. Wie Brandes die musikalisch beschwingte Schilderung eines Kunstwerkes bindet an schlagend Anekdotisches, das technische klare Benennen historischer Gegebenheiten an tiefschürfende Deutung, dies feinfühlige Aufspüren des Seelisch-Motivischen in Michelangelos Absurditäten an den metaphysischen Aufriß seines Wesens: das ist Universalhistorie, ist schöpferische Deutung der Geschichte.

Wenn nun dies die Impression der ersten Betrachtung dieses Werkes ist, so muß dann der Kritik der Versuch erlaubt sein, die Diskrepanz zwischen dem universal-historischen Bilde und dem individuellen Bilde der Gestalt Michelangelos zu klären. Es gibt, dem Gefühl nach (und auch meiner Kenntnis der historischen Zusammenhänge nach), kaum Entscheidendes als Einwand gegen Brandes' Renaissancebild. Und doch glaubten wir, den Renaissancebegriff eben als Begriff, wie wir ihn von Burckhardt, Wölfflin und schon von Vasari gelernt haben, entschiedener, pointierter, schicksalhafter zu kennen. Das Kräftespiel der Renaissance erschien uns weniger als zufällig-historisches Resultat, sondern als Resultante von energetischen Substanzen, die vulkanisch und urtriebhaft aus den Materien hervorbrechen. Die Mediceer, die Borgias, die Sforzas sind nicht nur „typische" und repräsentative Figuren der Zeit; sie sind notwendiger Ausdruck eines Zeit-sinnes. Wie weit von dieser uns lebendigen Erkenntnis ist aber der Historismus des Georg Brandes, wenn er etwa den Aretino als Schmäher, Stänkerer und (mit einem für den historizistischen Philologismus charakteristischen Wendung) als „Verleumder" charakterisiert. Wenn er diesen renaissancistisch übersteigerten Voltaire der Renaissance verkleinert und ihn auftreten läßt, wie schlechte Regisseure etwa den Shakespeareschen Thersites anstatt mit einem Voltairelächeln mit einer Arlecinofratze spielen lassen. Wie wenig rührt der Historismus an den Grund eines Wesens, wenn er das Problem der Viktoria Colonna mit mildem Verschweigen der sexuologischen Vorfragen diskutiert, anstatt aufwühlend den Nerv des Lebens freizulegen. Wie verschwindend, formatlos, zerkleinert wird dann Michelangelos Liebeslyrik gedeutet und aus sekundären Elementen erklärt, anstatt aus dem Urgrund: der Dämonie seines Schicksals.

Die Einsamkeit des Michelangelo — noch weit über der Einsamkeit jedes Schöpfers — ist ein böses, verzehrendes, elementares Schicksal; und Romain Rolland sah sie richtig, wenn er aus den (von Brandes übergangenen)

Digitized by Google

Briefen die erschütterndste Klage dieses Einsamsten zitiert. Die Demut des Meisters ist mehr als Demut; sie ist zugleich Abkehr von sich, mehr also als zufällige „Stimmung" und „Neurasthenie"; und das Bekenntnis dieser Demut des Sich-selbst-verwerfenden ist tönend wie ein Schofarruf: „Oh dio, dio, chi piu di me potessi, che poss'io!" („Oh mein Gott, der du in meinem Ich mehr vermagst als ich selbst.") Wieviel erschütternder wäre die Erwähnung jenes grausig-qualvollen Bekenntnisses des Meisters, in seinem Brief an den Papst, daß er die Einladung zum Feste ablehnen müsse, aus tiefer Not und Furcht, er würde sich in jede schöne Gestalt zu sehr verlieben, so daß jede ihm einen Teil des Selbst raube — als Brandes' zur Rettung seiner Ehre flüchtig vollführtes Florettgefecht mit dem Verleumder Aretino! — Wenn Stefan Zweig den Daimon des Dostojewski nicht „erklären" wollte, aber ihn aus den Nachtseiten dieses zerwühlten Lebens darstellend umrissen hat, so kann es keinen Aufriß der Gestalt Michelangelos geben, ohne sein Geknechtetsein und seine Besessenheit von der frechen, brutalen Figur des di Poggio tiefschürfend zu deuten; man kann diese ewige der Geschichte eingegrabene Tragödie, deren Größe soeben Frank Harris' Oscar Wilde-Studien — im Abstand der Formate der Gestalten — tief berührte, nicht mit jenem Fehlbegriff des abgestorbenen Jahrhunderts der Naturforscher, dem Schlagwort „Platonismus" und „Symbol-liebe", erschöpfen.

Nur ist dies eine mit aller Deutlichkeit festzuhalten: die Geschichte des Michelangelo, die von Brandes geschrieben ist, ist nicht zu messen mit der Psycho-graphie des Michelangelo, die noch nicht geschrieben, erst von Rolland skizzenhaft angedeutet ist. Nun klafft der Riß zweier Zeitalter, zweier Generationen, zweier Methoden: der (uns gemäßen) Gestalt-deutung dient Brandes als (unvollkommenes) Material. Für die Geschichtsdeutung aber ist sein Werk: Vollkommenheit!

Otto Zarek

Friedrich Wilhelm Försters Religionsphilosophie

Dieses außerordentliche Buch* ist nicht religionsphilosophisch im üblichen Sinne; denn es geht nicht von einer Zergliederung metaphysischer Begriffe, sondern von den Tatsachen des Lebens aus. Förster will, zunächst in der Form allgemeiner Erläuterungen, sodann an einer Fülle aus breitester Erfahrung geschöpfter Beispiele zeigen, daß alle Probleme und Konflikte, innerhalb deren wir zumeist so ratlos stehen, wenn wir sie in der Tiefe erfassen auf keine andere als die christliche Lösung hinweisen. Worin besteht nun die Lösung? Dies ist natürlich nicht so schnell zu sagen, soll hier aber wenigstens in den Grundzügen angedeutet werden. Die christliche Lösung besteht vor allem in der Erkenntnis, daß es eine höhere geistige Welt gibt, die sich im Innersten unserer Seele uns aufschließt und zu der wir den Zugang durch sittliches Wollen und Tun, nicht durch grüblerische Spekulation finden. Sie ist vor Christus von niemand so eindringlich verkündet worden wie von Plato. Sollen wir ihrer teilhaft werden, dann müssen wir sie vor allem von den verwirrenden Einflüssen der äußeren sinnlichen Welt reinhalten. Dies ist das Prinzip unnachsichtiger Scheidung, das alle wahrhaft Geistigen betont haben und das auch Förster nicht müde wird einzuschärfen. Deswegen bekämpft er nichts

* Friedrich Wilhelm Förster, Christus und das menschliche Leben. Ernst Reinhardt, Verlag, München

Digitized by Google

entschiedener als den verwaschenen Pantheismus und Monismus unserer Zeit, den Kult des „Sinnlich-Übersinnlichen", der die Sphären immerfort vermengt und deswegen verderblicher wirkt als der in seiner Art doch reinliche und eindeutige Materialismus. Diese Reinhaltung soll aber keine dauernde Absonderung bedeuten, vielmehr soll das Geistige, Göttliche aus solcher Reinheit heraus um so kraftvoller die Materie durchdringen und sie vergeistigen, ein Verhältnis, das eben nirgends so deutlich zum Ausdruck gebracht ist wie im christlichen Mysterium der Gottessohnschaft und Menschwerdung. Wie ist das nun praktisch zu verstehen? In folgender Art: wir müssen den religiösen Impuls dazu verwerten, uns mit allen Angelegenheiten der Welt, den kleinsten wie den größten, vor allem aber dem Bösen, wo es uns begegnet, auseinanderzusetzen. Dies darf aber in keiner Weise geschehen, die jenen Impuls trübt, mit dem Bösen vermischt, zu dessen Überwindung er doch gerade berufen ist; wie es dort geschieht, wo wir die Sünde gewalttätig, feindselig aus dem Wege räumen wollen, also von Motiven des Hasses und der Rache erfüllt sind. Der Haß kann nicht durch den Haß, das Böse nicht durch das Böse, der Krieg nicht durch den Krieg besiegt werden. Wir müssen ganz in die Tiefen des Guten tauchen, um es befreiend und erlösend in eine gefallene und entartete Welt wirken zu lassen. In höchst lebendiger Weise wird dies von Förster auf die verschiedensten Fragen des individuellen und sozialen Daseins, vor allem auf das Problem des Klassenkampfes angewendet.

Oskar Ewald

Notiz

Thomas Manns Beitrag „Noch jemand" ist, wie die im Dezemberheft veröffentlichte Episode „Schnee", ein Abschnitt aus dem Roman „Der Zauberberg", der in zwei Bänden im Herbst erscheint.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Rudolf Kayser.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin, Leipzig

Digitized by Google

GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.
MAY 28 1925

ZEHNTES HEFT OKTOBER 1924

DIE NEUE RUNDSCHAU

XXXV. Jahrgang der freien Bühne

Herausgeber: Oskar Bie, S. Fischer, S. Saenger

Inhalt

Otto Flake, In Wien und Prag
Arthur Schnitzler, Fräulein Else (Novelle)
Arthur Holitscher, Aus dem Narrenbaedeker
Hermann Hesse, Goethe und Bettina
Samuel Saenger, Nietzsche in und über England
Rudolf Kayser, Europäische Rundschau

Anmerkungen

Otto Flake, Robert Müller / Robert Müller, Der Trugschluß der Organisation / Rudolf Kurtz, Gottfried Benn
Rudolf Kayser, Lessings Gespräche

S. FISCHER / VERLAG A.-G.

Berlin und Leipzig

Postvertrieb ab Leipzig

Digitized by Google

Redaktion: Dr. Rudolf Kayser, Berlin. Alle Zusendungen für die Redaktion werden ohne Namensnennung nach Berlin W. 57, Bülowstr. 90 erbeten. — Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden. — Manuskripte, denen kein Porto beiliegt, werden nicht zurückgesandt.

Alle Rechte für sämtliche Beiträge, besonders das der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright 1924 by S. Fischer, Verlag.

Monatlich erscheint ein Heft,
das durch jede Buchhandlung, durch die Post oder direkt vom Verlage bezogen werden kann.
Preis des Heftes Gm. 2.—; Quartalspreis Gm. 6.—, für das Ausland Schw. Fr. 7.50, umgerechnet in die betreffende Währung nach dem jeweiligen Schlüssel des Buchhändler-Börsenvereins.
Zahlungen bitten wir auf das Postscheckkonto von S. Fischer, Verlag, Berlin Nr. 16692 zu leisten.

Das November-Heft der „Neuen Rundschau"

erscheint als

SONDERHEFT ENGLAND

In einer Reihe von Beiträgen bedeutender englischer und deutscher Autoren wird versucht, einen Querschnitt durch das heutige geistige und politische Leben Englands und seine europäische Bedeutung zu geben.

Von den Mitarbeitern dieses Heftes nennen wir:

BERNARD SHAW ARCHIBALD HENDERSON
ROBERT DELL OSBERT SITWELL SIEGFRIED SASSOON
CARL BRINKMANN ARTHUR HOLITSCHER
MAX MEYERFELD SAMUEL SAENGER

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN

Diesem Heft liegen folgende Prospekte bei: Verlag der Bremer Presse G. m. b. H., München; Duncker & Humblot, München; Der Kommende Tag A.-G., Verlag, Stuttgart; Mauritius-Verlag, Berlin; Propyläen-Verlag G. m. b. H., Berlin.

Digitized by Google

IN WIEN UND PRAG

von

OTTO FLAKE

I

Zuerst darf ich von Wien sprechen, es bildet in meiner großdeutschen Reise legitim ein Kapitel. Trotzdem es bereits Juni und heiß, also nicht mehr die beste Zeit war, entzückte mich die Stadt.

Wieviel Jahre hatte ich das nicht mehr gekannt: um des Gehens willen durch einen Ort gehn; auf seinem Pflaster nicht müde werden; Entfernungen nicht als Last empfinden.

Was lobt man in Berlin? Das Tempo, die Arbeitslust — schon stockt die Aufzählung. Charme, Genuß der Stunde, die kleinen Reize des Lebens stehn nicht auf der kurzen Liste seiner Vorzüge.

Berlin ist topographisch ein Eingeweideschlauch; immer muß man den ganzen Darmtrakt durchlaufen. Wien ist wie ein Spinnetz, die Boulevards (es sind Boulevards im Pariser Sinn) legen sich um den Mittelpunkt, so daß man fortwährend die Altstadt kreuzt. Mein Gefühl für konzentrische und historische Raumgestaltung war lebhaft befriedigt, ich gab mich mit meinem ausgeprägtesten Sinn, dem architektonischen, diesem Genuß hin und schenkte der Architektur der Gebäude selbst nur jenen hinstreifenden Blick, der sich überzeugt, daß für den Tag, an dem man Einzelheiten suchen würde, alles imponierend da ist.

Die Vergangenheit als Staffage, das genügt, und lieber als philologisch ein Studium des Stephansdoms zu beginnen, würde ich tausendmal beim Vorübergehn kurz zu ihm hinschauen: langsam und nie zu genau ein Bild gewinnend.

So lebte ich auch in Paris; man muß, wenn man eine Stadt in sich aufnehmen will, nicht mit den Museen beginnen; Wien wäre Wien auch ohne die Gemäldegalerien.

Digitized by Google

Ich wußte, daß nach den ersten Tagen wenn nicht ein Rückschlag, so doch eine Korrektur erfolgen würde — daß, ebenso wie ich mich in Norddeutschland als Süddeutscher fühle, in Wien das Positive des Norddeutschen sich unbefriedigt regen würde. Allmählich lernt man sich, seinen Mechanismus kennen; der meine verläuft dialektisch in Satz und Gegensatz.

Das ist eine Methode, die unter anderem erlaubt, die Schatten- und Lichtseiten eines Lebensphänomens, eines Menschen, eines Volkes aus einer einzigen Idee zu erklären, also dieses Lebensphänomen recht eigentlich als vitales Ereignis zu betrachten. Es gibt zum Beispiel gar kein anderes Mittel, um den reichsdeutschen Menschen zu begreifen. Wir wenden es an, sooft wir vor uns selbst fühlen, daß ungeachtet aller seiner niederdrückenden Fehler „der Deutsche" etwas ist, eine Zukunft hat, einen Sinn darstellt, um den ausgezeichneten Begriff Keyserlings zu benutzen.

2

Als Österreich noch ein Reich war, besaß es diese höhere und zentrale Einheit; seine Fehler und seine Vorzüge kompensierten sich. Und was sich in der Schwebe hält, rechtfertigt sich. Das Expansive des Imperiums an der Donau kompensierte sein „Phäakentum", und Wien war, was immer man gegen es zu sagen hatte, das schlagende Herz eines Organismus.

Heute, wenn man durch diese „City" mit den Bureauhäusern und den Bankpalästen geht, weiß man nicht, was man sagen soll. Die sterbende Stadt ist nicht gestorben, dieses Feuilletonschreckwort hat sich nicht erfüllt, und wenn im vorigen Winter die Berliner Damen aus Wien zurückkehrten, wußten sie nicht genug von den Wundern seiner Eleganz, seiner Geldflüssigkeit, seiner Lebenslust zu erzählen.

Aber inzwischen ist dieser amputierte und geflickte Körper, dieses Objekt von Zwangskuren, Vormündern und Konsilien einer neuen Krise erlegen, just in dem Moment, wo sein Kanzler von einer Kugel niedergestreckt wurde. Der Kanzler ist mit dem Leben davongekommen, man stellt auch dem Staat diese Prognose.

Das Land ist da, und die Menschen sind da; irgendwelche Großmachtallüren verbieten sich. Es bleiben zwei Möglichkeiten: einst in ferner Zeit der Anschluß an das Reich, oder die Existenz als ein Gebilde, das weiter nichts als existieren will, innerlich so abgerüstet wie äußerlich. Ein heißer Pazifist könnte sogar behaupten, daß hier der Prototyp des künftigen Staates seinen sichtbaren Ort gefunden habe.

Digitized by Google

Aber nun werfe man von Wien aus einen Blick in die Runde. Man erblickt die Schweiz, Italien, Jugoslawien, Ungarn, die Tschechoslowakei, Deutschland und weiter hinten Rumänien, Polen und Rußland. Sie alle sind, mit Ausnahme der Schweiz, Staaten, in denen der Trieb zur Geltung, zur Behauptung, zur Macht, zum sacro egoismo tobt.

In diesem Kriegslager kann man nicht freiwillig die Schalmei spielen, man kann sich nur ducken und schweigen. Man kann nicht die Führung übernehmen und die Ideologie des Pazifismus liefern, es wäre illegitim. Man ist eine zertrümmerte Großmacht, man muß abwarten, bis die Wölfe ringsum einen Konvent beschließen.

Der Pazifismus ist eine rein praktische Frage, die durch zuviel Ethos und Idee nur verwickelt gemacht wird. Legitim zu ihm berufen sind nur die Mächtigen. Ein Verstümmelter wird immer kriegsfeindlich sein, aber das Wunder kann sich nur in den Gesunden vollziehn, und zwar nicht als Bekehrung, sondern als Feststellung des größeren Nutzens, der wirtschaftlichen Vernunft, als Berechnung von Prämie und Risiko — darin ein wenig von dem, was so überschätzt wird, die Menschlichkeit.

3

Die österreichische Seele ist betäubt, dumpf von den Schlägen des Schicksals. Ich habe durchaus nicht den Eindruck, daß ihr in absehbarer Zeit frohe, energische Ideen entspringen werden. Die geistige Haltung ist nicht unedel, aber grandios ist sie gar nicht. Man braucht nur die Wiener Zeitungen zu studieren; noch immer absorbiert das Theater mit allem, was dazu gehört, der Schauspieler und die Privataffären, das Interesse. Und was ist das schon, das Theater? Ein Todeskandidat, dem die Rundfragen so wenig helfen wie die Experimente der Regisseure.

Die gute Henny Porten wird es wunderbar finden, die Zeitungen und die Menschen dort in der Südostecke in einem Maße zu beschäftigen, für das es kein Analogon gibt; aber wir anderen, die die männlichen Dinge der Geschichte, der Staatlichkeit, der politisch-geistigen Wirkung doch noch für wichtiger halten, werden uns, etwa an einem Sommerabend durch die Höfe der Burg gehend, fragen, was hier, an einer beispiellos großartigen Stelle, eigentlich getan worden ist.

Noch gestern war hier das Kapitol eines zweiten Rom, der Mittelpunkt eines Imperiums, in dem die Deutschen die Aufgabe — nicht die konstruierte, sondern die gegebene Aufgabe hatten, das Vielfältige

Digitized by Google

zu vereinigen, den Geist zu liefern, die Führung zu behaupten und die Berufung zu ihr zu beweisen.

Die Deutschen waren dieser Aufgabe nicht gewachsen: endlich nähere ich mich dem Mittelpunkt des Problems, das mich überallhin begleitet und dem ich überall nachgehe. Sind die Deutschen zur Schaffung eines Imperiums oder einfacher eines ausgeglichenen Kosmos befähigt?

Im Reich, wo sie nur Bruchstücke fremder Völker hatten, stehn sie noch immer bei Zank und Separatismus und sind nicht so denkkräftig, um zu erkennen, daß das, was sie lieben, ihre Fürsten, das Hindernis, der selbstgewählte Feind war. In Österreich, wo sie das Unautokratischste von allem, einen ausgeglichenen Völkerbund zu gestalten hatten, zehrte sich die deutsche Substanz auf, statt die vielgestaltige Materie zu durchdringen.

Anderswo, nicht an vielen Stellen der Erde, aber an einigen, begünstigt die Mischung mannigfacher Nationalitäten die Zucht von Führereigenschaften, kristallisiert die politische Fähigkeit aus, macht bewußt, energisch, instinkthaft. Im Land der Habsburger lähmte die Vermischung, schrumpfte ein, und es vollzog sich das Schauspiel, daß die ursprünglich beherrschten und unzivilisierten Bestandteile des Reiches an Bewußtheit, Energie, Willen zu sich selbst zunahmen. Der Rückschluß auf die fehlende Begabung der Deutschen zu legitimem Führertum ergibt sich von selbst.

Denn Führer wird nur, wer sich selbst eine lebensfähige Konstitution zu geben vermochte. Das Schicksal Österreichs war mit Metternich entschieden — es war dadurch entschieden, daß eine Ära Metternich möglich wurde, damals als man beispielsweise in Amerika unbeschwert und mit welcher Entschlossenheit an die Bildung eines modernen Typus heranging.

4

Ich werde wohl das Selbstgefühl des einen oder anderen österreichischen Lesers reizen, bin mir aber bewußt, keineswegs als der Mann aus Berlin, dem das Verständnis für die menschlichere Atmosphäre Österreichs fehlt, zu urteilen. Im Gegenteil: obwohl ich zum Beispiel darüber staunte, daß erstmalig im Mai, dann alle zwei Wochen durch sämtliche österreichischen Blätter die sympathische Notiz ging, man ersetze das Paßvisum durch die so viel vernünftigere Methode der überall käuflichen Klebemarken, daß aber bis heute auf diese Ankündigung noch nicht die Tat gefolgt ist, vielmehr

Digitized by Google

alles beim Alten bleibt — trotzdem also empfand ich das österreichische Wesen von früh an nicht nur als liebenswert, sondern auch als eine Ergänzung des „reichsdeutschen" und fühlte den Wunsch nach einer Synthese beider.

Aber wie die deutschen Dinge liegen: man kann eine Synthese nur feststellen, wo sie ist; und wo sie nicht ist, muß man isolieren, gegensätzlich analysieren: das eben macht ja das deutsche Leben so unfroh, so aufreibend, so gespannt.

Solange wir unter uns sind, sagen wir uns die Meinung; sobald wir das gemeinsame deutsche Schicksal betrachten, übertragen sich die Hoffnungen, die wir in die Zukunft des Reiches setzen, auf das wenn nicht ein- so doch anzuschließende Deutschösterreich. Gerade wenn man als Reichsdeutscher genug Blick hat, um in Wien allen Nuancen zum Trotz die spezifisch deutschen Charakterzüge, also auch das Negative, Versagende zu erkennen, wird man vom gemeinsam zu Findenden sprechen dürfen.

Nachdem einmal der österreichische Traum eines Donauimperiums ausgeträumt ist, steht eine neue Gegebenheit da: ein rein deutsches Land zu sein, das von dem Zwang zur politischen Intrige, zum Gegeneinanderausspielen, zum latenten Mißtrauen aller gegen alle befreit ist.

Diese Provinzen, die aus der internationalen Spannung ausgeschieden sind, deren Alldeutsche komischer als die im Reich wirken, sehen sich, wenn sie je wieder in jene internationale Spannung zurücktreten wollen, auf einen einzigen Weg verwiesen: den großdeutschen.

Und was ihm auch entgegenstehn mag, er ist als Idee natürlich, also legitim. Mehr braucht man nicht über ihn zu philosophieren, denn bevor die Entscheidung fällt, entschied sich die Frage, die von den machtpolitischen Methoden befreien würde: die Frage, für die man schon die Antwort formuliert hat, Paneuropa.

Anders als im Reich fühlt hier jeder, daß der Übergang zur Republik notwendiges und daher echtes Symbol für ein Ende war; nach der Betäubung fand man sich in ganz neuen Verhältnissen. Man war nicht nur geschlagen, sondern in Stücke zerschlagen — aber was übrig blieb, war ein in sich einheitlicher Block, allerdings um einige wertvolle Kanten, zum Beispiel Südtirol, unrechtmäßig verkürzt.

Hätten die Italiener Südtirol und das Stück Pustertal nicht gestohlen (denn dieses ist der zutreffende Ausdruck), so wäre wenigstens an dieser einen Stelle Europas, im Süden Deutschlands, durch den Friedensschluß ein Definitivum geschaffen worden. Es wird sich einmal

Digitized by Google

zeigen, daß die Abtrennung Südtirols das treibende Motiv zum Anschluß Österreichs an Deutschland sein dürfte — unter einer Voraussetzung: daß im Reich der Partikularismus abstirbt, an seine Stelle der unitaristische Gedanke der Zusammenfassung aller erreichbaren deutschen Stämme tritt. Seit 1648, als die Fürsten dem Reich gegenüber souverän wurden, größter Triumph der französischen Politik, waren es eben diese Fürsten, die die deutsche Einheit verhinderten, und der innerste Sinn der deutschen Demokratie wird es sein, den Einheitsgedanken durchzusetzen.

5

Ich verbrachte in Wien einen Abend mit dem Gründer der paneuropäischen Idee, Coudenhove-Kalergi.

Ich saß einem vollkommenen Gentleman gegenüber. Wir sind nicht so weit, daß die Haltung des Gentlemans bereits auf die Politik, die ja nichts anderes als Anmeldung der Interessen ist, übergriffe. Die Frage erhebt sich, ob dieses Ziel überhaupt zu verwirklichen ist.

Wenn man die Schrifren Coudenhove-Kalergis liest, begegnet man einer Einfachheit der Argumente, die bewirkt, daß man überlegt, ob sie nicht eine unerlaubte Vereinfachung sei. Die Aneinanderreihung von Vernunftgründen mit Hilfe der automatisch arbeitenden Logik ist Rationalismus — kann das Leben aber überhaupt als rationales Phänomen angesprochen werden? Der Fanatiker und der reine Tor werden mit Ja antworten, der Erfahrene und der Philosoph gewiß nicht.

Bei Coudenhove-Kalergi wird man nicht übersehen dürfen, daß er, als Sohn einer Japanerin und eines Mannes der internationalen Aristokratie eine Erscheinung ist, die nicht für die Masse, sondern für sich spricht. In seinem Wesen ist asiatische Weisheit; der Europäer des Durchschnitts ist nicht weise; wer in Europa der Idee der Weisheit folgt, wird zum Außenseiter.

Wenn gleichwohl in Europa der Pazifismus Wurzel faßt, geschieht es nicht aus religiösen Gründen, sondern aus praktisch-vernünftigen. Das Vernünftige und die Vernunft decken sich nicht: jenes ist Annäherung an diese. Unser ganzes westliches Denken zielt im Grund auf eine Lehre, die besagt, daß keine Idee restlos, sondern nur im besten Fall annähernd verwirklicht wird — daß ihr Wert in der Kontrapunktierung, Einschränkung, (aktiven) Relativierung und Kontrolle besteht.

Digitized by Google

Wenn man also europäischen Pazifismus treiben will, muß man ehrlicherweise, um sich angesichts unserer der Energie und dem Tun verschriebenen Natur nicht lächerlich zu machen, auf die Annäherung hin und von ihr aus philosophieren, das heißt man darf nicht dem Radikalismus verfallen, der billig ist und sich selbst ad absurdum führt.

Eben rufen die Kommunisten zu einem Protest gegen den Krieg von 1914 auf, anläßlich des zehnten Jahrestages. Ich habe selten etwas so Widerwärtiges erlebt; die kriegführende Partei hat kein Recht, den Krieg der andern zu verwerfen, den eigenen aber zu bejahen.

Durchaus anständiger ist, wer, von der Natur des Europäers ausgehend, ohne theoretische Erhitzung, sachlich, kühl, im Pazifismus das regulierende, hemmende, eingreifende Prinzip sieht, dessen Sieg nicht feststeht, aber wünschenswert und mit aller Energie anzustreben ist. Es steht keineswegs fest, daß der Mensch sich der Vernunft unterstellt, die Vernunft ist nur ein Faktor unter gegensätzlichen Faktoren. Wäre die Vernunft unser herrschendes Prinzip, dann hätte es kein größeres Genie als jenen Max Nordau gegeben, der gegen die konventionellen Lügen schrieb.

Jeder Geistige macht die bittere Erfahrung, daß er die Menschen erst kennen lernt, nachdem er sein Reinstes und Heißestes bereits gegeben hat. Die Menschen sind anders, als er sie sich vorstellte. Erst wenn man das erkannt hat, kann man mit ihnen arbeiten: das Ziel rückt hinaus, die Idee in die Ferne, jetzt erst zeige, daß du zäh bist.

Kurzum, ich habe nicht den vereinfachten Glauben Coudenhoves, aber ich bin mit ihm im Ziel einig und mache außerdem die wohltuende Feststellung, einem Mann zu begegnen, den der Geist nicht der Gefahr der Geistigen aussetzt, unduldsam, intrigant, anmaßend zu sein. Auch begrüße ich es, um der Sache und der Wirkung willen, wenn die Geistigen, sozial gesehn, nicht kleine Leute sind, die sich schwer Gehör verschaffen können.

Man vergißt zu oft, daß der Radikalismus, die heute verbreitete Neigung der Geistigen zum Kommunismus, wenn nicht ein soziales Ressentiment, so doch ein zwangsläufiges, aus der Herkunft zu erklärendes Nichtanderskönnen ist. Gegen ehrliche Parteinahme läßt sich nichts sagen, wohl aber gegen jene, die sich mit einer absoluten Ideologie überbaut. Um die bürgerliche Korruption zu hassen, muß

Digitized by Google

man durch ein sehr reines Herz legitimiert sein; reines Herz ist aber immer auch klarer Blick, der Gewalt überall Gewalt nennt. Gibt man jedoch zu, daß man, um eines sozialen Zweckes willen, die Gewalt bejaht, dann rechtfertigt man im Grund den bürgerlichen Gegner, zum mindesten sollte man nicht mehr mit absoluten, der reinen Idee entnommenen Argumenten kämpfen.

Wie viele sind, die der Lüge entgehen? Gemäßigte Entschlossenheit ist mehr wert als tobende Intransigenz. Aus diesem Grund wiegt ein Gerechter in den höheren Klassen schwerer als hundert, die sich anbieten, den arbeitenden Menschen ihre gerechten Ansprüche absolut zu verbrämen.

6

Danach fuhr ich nach der Tschechoslowakei. Sie begann im Wagen auf dem Franz-Joseph-Bahnhof. Unmöglich, festzustellen, ob ich in einem Abteil für Raucher oder Nichtraucher saß, es gab nur tschechische Aufschriften.

Abgesehen vom Mangel an Höflichkeit gegenüber dem österreichischen Partner, durch dessen Gebiet der Wagen noch einige Stunden läuft, verrät dieser Purismus auch Mangel an Rücksicht auf das internationale Publikum, das diese Sprache eines kleinen slawischen Landes nicht versteht.

Ich wurde mit einem Deutschböhmen bekannt; als wir zum Abendessen gingen, belegten wir unsere Plätze; als wir zurückkehrten, waren sie von jungen tschechischen Herrn besetzt, die unser Gepäck entfernt hatten. Die jungen Herrn zuckten, auf deutsch angesprochen, die Achseln; mein Begleiter lächelte, er begann die Auseinandersetzung auf französisch, jene antworteten deutsch.

Man hatte mir schon in Wien diese Methode empfohlen, wo ich sie für einen Scherz gehalten. Sie illustrierte das Zusammenleben zweier Nationalitäten im gleichen Staat. In Prag war ich oft in Versuchung, sie anzuwenden, wenn ich mich auf der Straße, in den Läden, die Post nicht zu vergessen, durchfragen mußte und den Widerwillen der Leute spürte, zuzugeben, daß sie die deutsche Sprache beherrschten.

Ich lernte bald dieses Verhalten vom tschechischen Standpunkt aus verstehen, wie ich allgemein rasch einsah, daß man als Beobachter hier gezwungen ist, bei allem und jedem nacheinander die deutsche und die tschechische Brille aufzusetzen. Man mußte die beiden Brillen jederzeit in der Tasche tragen, wie anderswo den Baedeker.

Digitized by Google

Die österreichischen Tage sind noch nicht so lange vorüber, daß nicht ungefähr jeder Tscheche Deutsch verstände; denn es war die Sprache, die er zum Vorankommen im Staatsdienst, im Geschäft, im Verkehr brauchte, und zugleich diejenige, die ihm, den Angehörigen eines kleinen Volkes, den Zugang zur europäischen Zivilisation, Wissenschaft, Kunst erschloß.

Es bestand ein Rangunterschied zwischen Deutsch und Tschechisch. Der Tscheche war, um nicht das gehässige Wort Emporkömmling zu verwenden, derjenige, der sich aneignen, der nachdrängen, der Schritt für Schritt Boden gewinnen mußte. Obwohl es, weiß Gott, ein Märchen ist, daß die Tschechen in modernen Zeiten unterdrückt wurden — erinnre ich mich doch, lange vor dem Krieg in Prag keiner deutschen Straßenbezeichnung begegnet zu sein, von der Macht der Tschechen in den Wiener Ministerien und Parlamenten zu schweigen — so bestand doch eben ein Rangunterschied, dem dieses zähe, strebsame Volk mit einem außerordentlich starken Selbstgefühl begegnete.

Heute ist die Sprache des früheren „Herrn" noch nicht ein neutrales Werkzeug der spannungslosen Vermittlung, sondern das, was zurückgedrängt werden muß in einem Staat, der sich auf der Fiktion aufbaut, ein Nationalstaat zu sein.

Man kann gar nicht leugnen, daß der tschechische Purismus im Verkehr und im Straßenbild nicht nur auf behördlich-politische Anweisungen zurückgeht, sondern von jedem Einzelnen bewußt und freiwillig geübt wird — eine Geschlossenheit, die nicht imponierend zu nennen töricht wäre.

Gleichwohl geht es zu weit, wenn in Prag, das eine bedeutende deutsche Minorität hat, das außerdem kraft seiner Stellung als Hauptstadt internationalen Verkehr besitzt, nicht einmal Banken, Reisebureaus, Hotels eine deutsche Inschrift unter anderen fremdsprachlichen aufweisen. Die einzigen deutschen Plakate sind die der deutschen Theater. Das deutsche Leben dieser Stadt, die nicht nur deutsche Hochschulen hat, sondern auch der Verwaltungssitz für die rein deutschen Provinzen draußen ist, und in deren Parlament die deutschen Vertreter deutsch sprechen, vollzieht sich unter dem Ausschluß der Öffentlichkeit.

Das alles macht auch auf den nichtdeutschen Besucher einen Eindruck, den man etwa so formulieren könnte: dieser Staat ist noch nicht reif genug, um Tatsächlichkeiten gelassen und seiner selbst sicher sich darstellen zu lassen. Man spürt eine Krampfhaftigkeit

Digitized by Google

und, insofern Trotz, unaufhörliche Aufmerksamkeit auf die eigene Haltung pueril sind, eine Puerilität.

Ich hatte oft das Gefühl kurioser Zustände, und mit jenem noch nicht klassifizierten sechsten Sinn für das Unwägbare, aber vollkommen Reale empfand ich, zumal nach Wien, die Atmosphäre Prags als starr, gespannt, unheiter, voll des schlimmen Zwangs zur ewigen Analyse, will sagen des Zerredens und Zerteilens der Dinge.

Vom Spukhaften der alten Stadt, das nach literarischen Erinnerungen nahe lag, verspürte ich nichts mehr, dafür eher das Düstere, das zu großer Wachsamkeit, zu großem Mißtrauen entspringt. In einer der Gesandtschaften hörte ich das Wort, es sei eine Stadt, deren Menschen der Humor fehle. Die Politik verdirbt den Charme, diesen geistig-seelischen Reiz, der erst einem architektonisch-landschaftlichen Gebilde von hohem Rang das Letzte, Liebenswerteste und Menschlichste gibt.

Andere sind anders durch die Kleinseite gegangen, damals als die Straßenbahn noch nicht durch sie fuhr; noch immer zwar kann man angesichts des pompösen Aufbaues des Hradschin die gesättigte Geschichtlichkeit dieser Paläste, Brücken und Kirchen in sich heraufbeschwören; doch für die romantischen Bedürfnisse des harmlos Reisenden ist schlechte Zeit.

Ein neuer Staat, eine moderne Stadt mit Massen, Organisation und nüchternster Diesseitigkeit entstand; die Epochen der Menschen sinken in den Abgrund wie die wandelnden Gestirne, und gleich bleibt nur der ewige Hader. Seufzend wende ich mich der Aufgabe zu, mir ein Bild vom Stand dieses Haders zu machen. Sie hat für mich eine religiös durchhauchte Stimmung.

Man ist ja mehr als Individuum; wer immer den Spuren des Werdens nachgeht, fühlt das in sich, was man einmal den Weltgeist nannte: er ist es, der dich durch die Städte und Staaten treibt; er ist es, der sich ein Bild gewinnen will von seinen Phasen und Figurationen — hinter dem Hader, den er feststellt, ahnt er seinen Willen zur Ruhe; er vollendet sich nicht, nie ist Ruhe, es kommen ihm seltsame Gedanken über sich selbst, den tragischen Gott.

7

Es ist wahr, sagen die Tschechen, zu unserem Staat gehören viele Deutsche; aber wir haben diesen Staat gewollt, nicht sie; wir haben ihn gemacht, nicht sie.

Man kann nicht leugnen, daß es so ist. Aber alle Dinge entfernen

Digitized by Google

sich mit den Jahren von ihrem Ausgangspunkt, und in dem Augenblick, wo die nicht Gefragten die neue Tatsache als Gegebenheit anerkennen, verlieren gefühlsmäßige Argumente ihr Vorrecht.

Man hat die Deutschen anno 18 nicht gefragt, ob sie in diesen Staat eintreten wollten; man hat zuerst die Konstitution gegeben und dann das Parlament eingerichtet, in dem die Deutschen ihre Stimme erheben können. Nennen wir dieses Vorgehen, um über einen Begriff zu verfügen, Diktat, so dürfen wir sagen, daß, wie überall, wo eine Gewalttat am Anfang steht, auch hier aus dem Diktat eine Paradoxie entspringen wird: die Tschechen müssen von den Deutschen verlangen, daß sie mehr und mehr den gemeinsamen Staat bejahen, und sie müssen zugleich den Augenblick fürchten, wo diese Forderung sich verwirklicht; denn im gleichen Augenblick ist die Firmierung tschechoslowakischer Staat falsch, die Deutschen treten als Partner ein.

Mit anderen Worten: in diesem Staat, den die Tschechen mit 50, die Deutschen mit 24, die Slowaken mit 13 Prozent bewohnen (in den Rest teilen sich Ruthenen, Rumänen, Magyaren, Juden und noch andere Splitter), sind die Deutschen gar keine Minderheit, sondern der zweitgrößte Bestandteil, der die zwei Millionen Slowaken um eine Million übertrifft.

Die Abstempelung der Deutschen als Minorität war von Anbeginn an eine Fiktion, die Fundamentierung des neuen Gebildes ist unsolid. Was geschieht, wenn das Wunder eintritt, daß die Deutschen eine geschlossene Einheit im Parlament bilden? Was ferner, wenn der Ausgleich unter den großen Staaten Europas dem Schneid der Nachkriegsära, dieser Fortsetzung der Gewalt mit anderen Mitteln, ein Ende bereitet?

Ich hielt mich in einem sehr interessanten Augenblick in Prag auf: vor einigen Wochen war Poincaré zurückgetreten, hatten die Ankündigungen Herriots die Völker aufhorchen und die Staatsmänner der Trabantenstaaten nervös werden lassen. Sofort schrumpfte, um mich extrem auszudrücken, die Macht dieser Mitglieder der Kleinen Entente auf ihr reales Maß zurück; genauer, man überflog erstmalig Verlauf und Abschluß eines kommenden Prozesses. Wenn irgendwo, dann fühlte man hier, daß der Mai 1924 ein Einschnitt von historischer Wichtigkeit gewesen ist.

Man muß in diesem Zusammenhang den Anteil heranziehen, den die einzelnen Nationen an der Wirtschaft des Moldaustaates haben. Er übernahm 80 Prozent der Industrie des alten österreichischen Staates. Diese Industrie ist zum allergrößten Teil in denselben deutschen

Digitized by Google

Händen, die sie geschaffen haben, während die von Tschechen bewohnten Gebiete Agrarwirtschaft treiben.

Der Zahl nach betrachtet, sind die Deutschen nicht das, was in den Friedensverträgen als Minorität bezeichnet wurde, und ihrer wirtschaftlichen Kraft und ihrer Steuerleistung nach sind sie es erst recht nicht. Durch diese Tatsache rückt die Art, wie der tschechische Staat die Pflege der deutschen Kulturentwicklungen, der Schulen vor allem, behandelt, in die richtige Beleuchtung.

Während meines Aufenthaltes verfügt man gerade die Schließung einer Reihe von Gymnasien, Präparandenanstalten usw. Es mag sein, daß sich für diese Maßregeln, zumal in Prag, rein ziffernmäßig, bei mechanischer Anwendung der Zahl, Gründe finden lassen; man braucht nur auszurechnen, daß, wenn soundsoviele Deutsche soundsoviele höhere Schulen haben, die Tschechen soundsovielmal mehr höhere Schulen haben müßten, und da das nicht der Fall ist, die Deutschen über mehr Schulen verfügen, als ihnen zukommt.

In Wahrheit ist die Prager deutsche Minderheit eine wohlhabende und gebildete Bourgeoisie, deren Kinder eine unverhältnismäßig große Zahl von höheren Bildungsanstalten füllen, und Prag ist, mit seinen Hochschulen, auch für die Deutschen der Vorort.

8

Kurzum, bei näherem Hinsehen ergibt sich, erstens, daß der neue Staat eine Fülle von Problemen und Konflikten birgt, zweitens, daß diese Probleme in dem Maße akut werden, wie die Verständigung unter den großen Staaten Fortschritte macht, und drittens, daß die Deutschen vor ganz bestimmte taktische Fragen gestellt werden.

Anders als in Südtirol, wo die Italiener mit einer wehrlosen Minorität so willkürlich umspringen können, daß sie soeben jeden Erwerb, jeden Verkauf, jede Pacht von Immobilien von ihrer Genehmigung abhängig machten (so weit ging nicht einmal die Ostmarkenpolitik Preußens) — anders also als in Südtirol sind in der Tschechoslowakei die Deutschen kraft ihrer Zahl, ihres zusammenhängenden Siedlungsgebietes und ihrer finanziellen Bedeutung nicht nur, bei vernünftigem Verhalten, vor dem Schicksal wirklicher Minoritäten geschützt, nämlich auf den guten Willen dekretierender Machthaber angewiesen zu sein, sondern ihre Lage birgt auch ebenso starke wie interessante Möglichkeiten, sich die ihnen zukommende Bedeutung im Staat und den Anteil an ihm zu erzwingen.

Digitized by Google

Ich erinnre mich, vor dem Krieg, sooft ich das tschechische Problem streifte, mit den Tschechen sympathisiert zu haben, und bin mir im übrigen heute noch bewußt, daß ich ihr Recht zum Aufstieg und die Stärke dieses Willens nicht verkenne.

Wenn ich damals Deutschböhmen begegnete, mißbilligte ich die Kurzsichtigkeit, mit der sie es ablehnten, die Sprache eines Volkes zu lernen, mit dem sie so offensichtlich zusammenlebten, daß aus dem Namen nicht mehr auf die Nationalität geschlossen werden konnte: Leute mit tschechischen Namen führen die deutschen Intransigenten, und umgekehrt. Der deutsche Hochmut und die tschechische Erbitterung bedingten einander. Es wäre lächerlich, die deutschen Sünden nicht zu sehen, in diesem Land ist alles geschichtlich, weil nach rückwärts begründet, und wenn man vernünftig urteilen will, muß man zugeben, daß die Tschechen sich erkämpften, was ihnen versagt wurde; das Nationalgefühl ist ein Positivum, ein Faktor, eine Wirklichkeit.

Der Habsburgerstaat wurde mit diesem Problem nicht fertig, obwohl es, wie schon angedeutet, falsch ist, zu glauben, daß in modernen Zeiten die Tschechen ein Objekt der Unterdrückung gewesen seien. Aber woran es fehlte, war der richtige Geist, die Freiwilligkeit, die Voraussicht, der Respekt vor Menschenrechten.

Der logische Abschluß dieses Zustandes, das Aufhören jener Kette von Provisorien und Hilflosigkeiten, die österreichische Regierungskunst hieß, hat auch für die böhmischen Deutschen sein Gutes gehabt. Ihre Situation wurde vereinfacht, die Entscheidung in das eigene Land gelegt, die Energie konzentriert.

9

Im Unterschied zu Deutschösterreich, wo die Neuregelung der Verhältnisse entpolitisierend wirkte, derart, daß Österreich, wenn der Anschluß an das Reich nicht zustande kommt, sich auf eine neutralistische, fast vegetative Existenz angewiesen sieht — im Gegensatz zu den österreichischen Bundesländern sind die Deutschböhmen überraschend politisiert worden.

„Phäakisch" kann man nicht leben, wo man jeden Augenblick Stellung nehmen und sich verteidigen muß, darüber hinaus die Aufgabe vor sich sieht, aus einer Minorität ein gleichberechtigter Faktor im Staat zu werden, also aktiv für Pflichten und Rechte einzutreten.

Ich kann nur von Eindrücken sprechen. Es schien mir, nachdem ich mich vorwiegend unter Politikern der deutschen Parteien bewegt

Digitized by Google

hatte, als sei das deutsche Selbstgefühl im Begriff, in das bewußte Stadium zu treten. Das wäre an sich noch nicht viel oder nicht genug. Nationales Selbstgefühl äußert sich, zumal in deutschen Ländern, gern in den Pubertätsformen des Lärmens, in denen das Wort die Tat überwiegt und die Neigung zu den Extremen, die allein taktische, die mittlere, abwägende Linie verhindert.

Die Deutschen, die den tschechischen Kessel einschließen, müßten keine Deutschen sein, wenn man bei ihnen nicht den beiden großen Lastern der Reichsdeutschen begegnete, der Zersplitterung und dem pathetischen Extremismus. Ich habe auch hier Konstruktionen, Hoffnungen und Versicherungen getroffen, die der Ludendorffschen Intelligenz betreffend Geschichtsphilosophie würdig waren.

Es gibt auch unter den deutschen Fraktionen die Völkischen und die Antisemiten, die beide nutzbare Energie vertun. Auch hier jenes Mißtrauen und Verleumden, das die zum Einbiegen Bereiten zu einer übergroßen Rücksicht auf die Stimmung zu Hause zwingt — zu Hause in der Provinz, wo die Atmosphäre von Prag als entnervend gilt, weil Verhandeln Anerkennung des neuen Staates bedeutet.

Aber genau das ist der springende Punkt. Proteste gegen den neuen Staat helfen nichts, und auch hier kommt es darauf an, zu erkennen, daß derjenige, der eine Tatsache nicht ändern kann, nur lebensfähig bleibt, wenn er sie als Basis nimmt, auf der er sich durchsetzen wird. Man muß sich wandeln können, und nur wer sich wandelt, bewahrt seinen Kern. Wenn die erste Phase seit 1918 darin bestand, angesichts der Bedrohung das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit zu stärken, wird die Aufgabe der zweiten sein, die richtige Taktik zu finden. Wie kurzsichtig, die deutschen Hochschulen aus Prag verlegen zu wollen.

In einem durch und durch demokratischen Land — der demokratische Zuschnitt des tschechischen Lebens imponiert und ist die Quelle der nationalen Kraft — läßt sich diese Taktik nur mit Hilfe einer demokratischen Partei herausbilden. In dieser Beziehung sind die Tschechen die Lehrmeister der Deutschen, indem sie sie zwingen, sich den Methoden des Gegners anzupassen. Man kann ja ganz allgemein von allen Deutschen sagen, daß sie nur durch den Druck der Umwelt veranlaßt werden, sich einzuordnen.

Wer nichts anderes als Protest kennt und sich durch den Verdacht, daß er über die Grenze konspirieren könnte, bloßstellt, trägt selbst die Schuld, wenn er nicht zu der Bedeutung und Macht gelangt, die ihm in diesem Staat nicht nur gebührt, sondern auch zufallen muß.

Digitized by Google

Die Rechte, auf die die Deutschen Anspruch haben, können ihnen bei einigem Vorgehen gar nicht verweigert werden, weil sie sich logisch aus Staatsverfassung und Tatsächlichkeiten ergeben. Es fehlt auch nicht an staatsmännischen Köpfen unter den deutschen Vertretern. Wir wissen jedoch aus dem Reich, wie wenig die Führer vermögen, wenn sie das Scherbengericht zu Hause fürchten müssen.

Das Ziel ist ohne Zweifel Eintritt in die Regierung, der Weg dazu ist die Koalition der deutschen Parteien, die Einheitsfront auf Grund eines maßvollen Programms.

10

Während meines Aufenthaltes fand ein Ereignis statt, das wie kein anderes erlaubte, den Aufmarsch der Probleme, die diesen Staat durchzittern, zu studieren: die Reise des Präsidenten nach Mähren. Es war, wie ein deutsches Blatt schrieb, unnatürlich, daß das Staatsoberhaupt bis dahin den Verkehr mit dreiundeinhalb Millionen Bürgern auf ihrem Heimatboden geflissentlich vermied.

Die Begrüßung fand in deutscher Sprache statt, die Antwort des Präsidenten ebenfalls. Das Ereignis war die Ansprache des Senators Luksch in Znaim und die billigende Erwiderung Masaryks. Der Senator sagte: „Das deutsche Millionenvolk verlangt die in der Verfassung begründete volle Gleichberechtigung und die gesetzliche Anteilnahme an der Macht.“ Der Präsident betonte: „Es handelt sich um einen hundertjährigen historischen Prozeß, den wir begreifen müssen und in der demokratischen Republik zu einem gedeihlichen Abschluß bringen werden. . . Es werden sich dann die Konsequenzen einstellen können, die Sie als die gesetzliche Anteilnahme an der Macht bezeichnen.“

Diese Antwort und die Tatsache, daß die alten Farben der böhmischen Deutschen, Schwarzrotgold, zugelassen waren, ja Kränze in diesen Farben auf dem Automobil des Präsidenten Platz fanden, trug neue starke Erregung nach Prag und weiterhin in die nördlichen Provinzen des deutschen Gürtels. Die Einfachheit, Versöhnlichkeit und Menschlichkeit des Präsidenten verstärkte den Respekt, den man diesem ersten Vertreter des Staates entgegenbringt.

Es war allerdings sofort vorauszusehen, daß die Zugeständnisse des Präsidenten die Unzufriedenheit derjenigen Tschechen hervorrufen werden, die an der Fiktion des tschechischen Einheitsstaates und des tschechischen Primats festhalten; und ich konnte, wie schon in Süd-

Digitized by Google

tirol, erkennen, daß die Demokratie, die Rücksicht auf die öffentliche Meinung, unter anderem auch Zugeständnis, Ausgleich und Rücksicht zu erschweren vermag.

Die Wirkung blieb nicht aus: das Recht auf die deutschen Farben wurde in Brünn verboten, andrerorts eingeschränkt, und, wenn ich mich recht erinnere, in Troppau setzte man später einen Staatskommissär über den Gemeinderat, weil die städtischen Gebäude nicht geflaggt haben sollen. Die Gerechtigkeit verlangt aber, zu betonen, daß Masaryk in den vielen Antworten, die der zu Znaim gegebenen folgten, sein Einverständnis mit den deutschen Forderungen sympathisch variierte. Seine Gegenforderung, daß die Deutschen sich „entösterreichern" müßten, ist für ihn selbstverständlich.

Die deutschen Brünner übergaben dem Präsidenten eine Denkschrift mit ihren Klagen und Wünschen. Brünn hat eine deutsche Minderheit von fünfzigtausend Einwohnern, die systematisch auf allen Ämtern, Bahn, Post, Gemeindeverwaltung ignoriert wird. Ein beliebtes Mittel hier und anderwärts ist die Eingemeindung tschechischer Dörfer, die Umschichtung der Bezirke. In den rein deutschen Gebieten des Nordens und Nordwestens ist die Zweisprachigkeit der Straßenschilder und der Speisenkarten vorgeschrieben, auch sucht man mit Hilfe von Beamtenversetzungen dort tschechische Minderheiten zu schaffen.

Man kann diesen Kleinkrieg nach Temperament erregt oder gelassen nehmen, aber man sollte nie die grundsätzlichen Gesichtspunkte übersehen, für die es dort, wo nationale Kämpfe toben, keine Kleinigkeiten gibt; das gilt auch von den täppischen Versuchen, die deutschböhmischen Weltbäder zu tschechischen zu machen.

Unter allen Staaten, in denen Deutsche in fremde Verwaltung gekommen sind, ist Böhmen der wichtigste. Die Deutschen haben hier die Anlehnung an die deutsche Vormacht, mit der sie geographisch zusammenfließen. Man kann das auch so ausdrücken: Böhmen ist unter allen Staaten derjenige, der am nächsten an demselben Westeuropa liegt, von dem sich der Gedanke der paneuropäischen Kontrolle immer weiter nach Osten schieben wird. Genau im demokratischen Aufbau des neuen Staates liegt die Gewähr, daß die Lage der Deutschen sich nur stärken kann und daß sie, wenn irgendwo die Gleichheit, den Einfluß auf die innere Politik erkämpfen werden; es liegt nur an ihnen — in einem Land, das noch ein halbes Dutzend Minoritäten birgt, daher es das Versuchsland für die Ideen des Ausgleichs heißen darf.

Digitized by Google

FRÄULEIN ELSE

Novelle von

ARTHUR SCHNITZLER

„Du willst wirklich nicht mehr weiterspielen, Else?" — „Nein, Paul, ich kann nicht mehr. Adieu. — Auf Wiedersehen, gnädige Frau." — „Aber, Else, sagen Sie mir doch: Frau Cissy. — Oder lieber noch Cissy, ganz einfach." — „Auf Wiedersehen, Frau Cissy." — „Aber warum gehen Sie denn schon, Else? Es sind noch volle zwei Stunden bis zum Dinner." — „Spielen Sie nur Ihr Single mit Paul, Frau Cissy, mit mir ist's doch heut' wahrhaftig kein Vergnügen." — „Lassen Sie sie, gnädige Frau, sie hat heut' ihren ungnädigen Tag. — Steht dir übrigens ausgezeichnet zu Gesicht das Ungnädigsein, Else. — Und der rote Sweater noch besser." — „Bei Blau wirst doch hoffentlich mehr Gnade finden, Paul, adieu."

Das war ein ganz guter Abgang. Hoffentlich glauben die Zwei nicht, daß ich eifersüchtig bin. — Daß sie was miteinander haben, Cousin Paul und Cissy Mohr, darauf schwör' ich. Nichts auf der Welt ist mir gleichgültiger. — Nun wende ich mich noch einmal um und winke ihnen zu. Winke und lächle. Sehe ich nun gnädig aus? Ach Gott, sie spielen schon wieder. Eigentlich spiele ich besser als Cissy Mohr; und Paul ist auch nicht gerade ein Matador. Aber gut sieht er aus — mit dem offenen Kragen und dem Bösen-Jungen-Gesicht. Wenn er nur weniger affektiert wäre. Brauchst keine Angst zu haben, Tante Emma . . .

Was für ein wundervoller Abend! Heut' wär' das richtige Wetter gewesen für die Tour auf die Rosetta-Hütte. Wie herrlich der Cimone in den Himmel ragt! — Um fünf Uhr früh wär' man aufgebrochen. Anfangs wär' mir natürlich übel gewesen, wie gewöhnlich. Aber das verliert sich. — Nichts köstlicher als das Wandern im Morgengrauen. — Der einäugige Amerikaner auf der Rosetta hat ausgesehen wie ein Boxkämpfer. Vielleicht hat ihn beim Boxen wer das Aug' ausgeschlagen. Nach Amerika würd' ich ganz gern heiraten, aber keinen Amerikaner. Oder ich heirat' einen Amerikaner und wir leben in Europa. Villa an der Riviera. Marmorstufen ins Meer. Ich liege nackt auf dem Marmor. — Wie lang ist's her, daß wir in Mentone waren? Sieben oder acht Jahre. Ich war dreizehn oder vierzehn. Ach ja, damals waren wir noch in besseren Verhältnissen. — Es war eigentlich ein

Digitized by Google

Unsinn die Partie aufzuschieben. Jetzt wären wir jedesfalls schon zurück. — Um vier, wie ich zum Tennis gegangen bin, war der telegraphisch angekündigte Expreßbrief von Mama noch nicht da. Wer weiß, ob jetzt. Ich hätt' noch ganz gut ein Set spielen können. — Warum grüßen mich diese zwei jungen Leute? Ich kenn' sie gar nicht. Seit gestern wohnen sie im Hotel, sitzen beim Essen links am Fenster, wo früher die Holländer gesessen sind. Hab' ich ungnädig gedankt? Oder gar hochmütig? Ich bin's ja gar nicht. Wie sagte Fred auf dem Weg vom „Coriolan" nach Hause? Frohgemut. Nein, hochgemut. Hochgemut sind Sie, nicht hochmütig, Else. — Ein schönes Wort. Er findet immer schöne Worte. — Warum geh' ich so langsam? Fürcht' ich mich am Ende vor Mamas Brief? Nun, Angenehmes wird er wohl nicht enthalten. Expreß! Vielleicht muß ich wieder zurückfahren. O weh. Was für ein Leben trotz rotem Seidensweater und Seidenstrümpfen. Drei Paar! Die arme Verwandte, von der reichen Tante eingeladen. Sicher bereut sie's schon. Soll ich's dir schriftlich geben, teuere Tante, daß ich an Paul nicht im Traum denke? Ach, an niemanden denke ich. Ich bin nicht verliebt. In niemanden. Und war noch nie verliebt. Auch in Albert bin ich's nicht gewesen, obwohl ich es mir acht Tage lang eingebildet habe. Ich glaube, ich kann mich nicht verlieben. Eigentlich merkwürdig. Denn sinnlich bin ich gewiß. Aber auch hochgemut und ungnädig Gott sei Dank. Mit dreizehn war ich vielleicht das einzige Mal wirklich verliebt. In den Van Dyck — oder vielmehr in den Abbé Des Grieux, und in die Renard auch. Und wie ich sechzehn war, am Wörthersee. — Ach nein, das war nichts. Wozu nachdenken, ich schreibe ja keine Memoiren. Nicht einmal ein Tagebuch wie die Bertha. Fred ist mir sympathisch, nicht mehr. Vielleicht, wenn er eleganter wäre. Ich bin ja doch ein Snob. Der Papa findet's auch und lacht mich aus. Ach, lieber Papa, du machst mir viel Sorgen. Ob er die Mama einmal betrogen hat? Sicher. Öfters. Mama ist ziemlich dumm. Von mir hat sie keine Ahnung. Andere Menschen auch nicht. Fred? — Aber eben nur eine Ahnung. — Himmlischer Abend. Wie festlich das Hotel aussieht. Man spürt: Lauter Leute, denen es gut geht und die keine Sorgen haben. Ich zum Beispiel. Ha — ha! Schad'. Ich wär' zu einem sorgenlosen Leben geboren. Es könnt' so schön sein. Schad'. — Auf dem Cimone liegt ein roter Glanz. Paul würde sagen: Alpenglühen. Das ist noch lang' kein Alpenglühen. Es ist zum Weinen schön. Ach, warum muß man wieder zurück in die Stadt!

Digitized by Google

„Guten Abend, Fräulein Else." — „Küß die Hand, gnädige Frau." — „Vom Tennis?" — Sie sieht's doch, warum fragt sie? „Ja, gnädige Frau. Beinah drei Stunden lang haben wir gespielt. — Und gnädige Frau machen noch einen Spaziergang?" — „Ja, meinen gewohnten Abendspaziergang. Den Rolleweg. Der geht so schön zwischen den Wiesen, bei Tag ist er beinahe zu sonnig." — „Ja, die Wiesen hier sind herrlich. Besonders im Mondenschein von meinem Fenster aus." —

„Guten Abend, Fräulein Else." — Küss' die Hand, gnädige Frau. — „Guten Abend, Herr von Dorsday." — „Vom Tennis, Fräulein Else?" — „Was für ein Scharfblick, Herr von Dorsday." — „Spotten Sie nicht, Else." — Warum sagt er nicht „Fräulein Else?" — „Wenn man mit dem Raket so gut ausschaut, darf man es gewissermaßen auch als Schmuck tragen." — Esel, darauf antworte ich gar nicht. „Den ganzen Nachmittag haben wir gespielt. Wir waren leider nur Drei. Paul, Frau Mohr und ich." — „Ich war früher ein enragierter Tennisspieler." — „Und jetzt nicht mehr?" — „Jetzt bin ich zu alt dazu." — „Ach, alt, in Marienlyst, da war ein fünfundsechzigjähriger Schwede, der spielte jeden Abend von sechs bis acht Uhr. Und im Jahr vorher hat er sogar noch bei einem Tournier mitgespielt." — „Nun, fünfundsechzig bin ich Gott sei Dank noch nicht, aber leider auch kein Schwede." — Warum leider? Das hält er wohl für einen Witz. Das Beste, ich lächle höflich und gehe. „Küß die Hand, gnädige Frau. Adieu, Herr von Dorsday". Wie tief er sich verbeugt und was für Augen er macht. Kalbsaugen. Hab ich ihn am Ende verletzt mit dem fünfundsechzigjährigen Schweden? Schad't auch nichts. Frau Winawer muß eine unglückliche Frau sein. Gewiß schon nah an fünfzig. Diese Tränensäcke, — als wenn sie viel geweint hätte. Ach wie furchtbar, so alt zu sein. Herr von Dorsday nimmt sich ihrer an. Da geht er an ihrer Seite. Er sieht noch immer ganz gut aus mit dem graumelierten Spitzbart. Aber sympathisch ist er nicht. Schraubt sich künstlich hinauf. Was hilft Ihnen, Ihr erster Schneider, Herr von Dorsday? Dorsday! Sie haben sicher einmal anders geheissen. — Da kommt das süße kleine Mädel von Cissy mit ihrem Fräulein. — „Grüß dich Gott, Fritzi. Bon soir, Mademoiselle. Vous allez bien?" — „Merci, Mademoiselle. Et vous?" — „Was seh' ich, Fritzi, du hast ja einen Bergstock. Willst du am End' den Cimone besteigen?" — „Aber nein, so hoch hinauf darf

Digitized by Google

ich noch nicht.“ — „Im nächsten Jahr wirst du es schon dürfen. Pah, Fritzi. A bientot, Mademoiselle.“ — „Bon soir, Mademoiselle.“

Eine hübsche Person. Warum ist sie eigentlich Bonne? Noch dazu bei Cissy. Ein bitteres Los. Ach Gott, kann mir auch noch blühen. Nein, ich wüßte mir jedesfalls was Besseres. Besseres? — Köstlicher Abend. „Die Luft ist wie Champagner,“ sagte gestern Doktor Waldberg. Vorgestern hat es auch einer gesagt. — Warum die Leute bei dem wundervollen Wetter in der Halle sitzen? Unbegreiflich. Oder wartet jeder auf einen Expreßbrief? Der Portier hat mich schon gesehen; — wenn ein Expreßbrief für mich da wäre, hätte er mir ihn sofort hergebracht. Also keiner da. Gott sei Dank. Ich werde mich noch ein bißl hinlegen vor dem Diner. Warum sagt Cissy „Dinner“? Dumme Affektation. Passen zusammen, Cissy und Paul. — Ach, wär der Brief lieber schon da. Am Ende kommt er während des „Dinner“. Und wenn er nicht kommt, hab' ich eine unruhige Nacht. Auch die vorige Nacht hab' ich so miserabel geschlafen. Freilich, es sind gerade diese Tage. Drum hab ich auch das Ziehen in den Beinen. Dritter September ist heute. Also wahrscheinlich am sechsten. Ich werde heute Veronal nehmen. O, ich werde mich nicht daran gewöhnen. Nein, lieber Fred, du mußt nicht besorgt sein. In Gedanken bin ich immer per Du mit ihm. — Versuchen sollte man alles, — auch Haschisch. Der Marinefähnrich Brandel hat sich aus China, glaub' ich, Haschisch mitgebracht. Trinkt man oder raucht man Haschisch? Man soll prachtvolle Visionen haben. Brandel hat mich eingeladen mit ihm Haschisch zu trinken oder — zu rauchen. — Frecher Kerl. Aber hübsch. —

„Bitte sehr, Fräulein, ein Brief.“ — Der Portier! Also doch! — Ich wende mich ganz unbefangen um. Es könnte auch ein Brief von der Karoline sein oder von der Bertha oder von Fred oder Miß Jackson? „Danke schön.“ Doch von Mama. Expreß. Warum sagt er nicht gleich: ein Expreßbrief? „O, ein Expreß!“ Ich mach' ihn erst auf dem Zimmer auf und les' ihn in aller Ruhe. — Die Marchesa. Wie jung sie im Halbdunkel aussieht. Sicher fünfundvierzig. Wo werd' ich mit fünfundvierzig sein? Vielleicht schon tot. Hoffentlich. Sie lächelt mich so nett an, wie immer. Ich lasse sie vorbei, nicke ein wenig, — nicht als wenn ich mir eine besondere Ehre daraus machte, dass mich eine Marchesa anlächelt. — „Buona sera.“ — Sie sagt mir buona sera. Jetzt muß ich mich doch wenigstens verneigen. War das zu tief? Sie ist ja um so viel älter. Was für einen herr-

Digitized by Google

lichen Gang sie hat. Ist sie geschieden? Mein Gang ist auch schön. Aber — ich weiß es. Ja, das ist der Unterschied. — Ein Italiener könnte mir gefährlich werden. Schade, daß der schöne Schwarze mit dem Römerkopf schon wieder fort ist. „Er sieht aus wie ein Filou," sagte Paul. Ach Gott, ich hab' nichts gegen Filous, im Gegenteil. — So, da wär' ich. Nummer siebenundsiebzig. Eigentlich eine Glücksnummer. Hübsches Zimmer. Zirbelholz. Dort steht mein jungfräuliches Bett. — Nun ist es richtig ein Alpenglühen geworden. Aber Paul gegenüber werde ich es abstreiten. Eigentlich ist Paul schüchtern. Ein Arzt, ein Frauenarzt! Vielleicht gerade deshalb. Vorgestern im Wald, wie wir so weit voraus waren, hätt' er schon etwas unternehmender sein dürfen. Aber dann wäre es ihm übel ergangen. Wirklich unternehmend war eigentlich mir gegenüber noch niemand. Höchstens am Wörthersee vor drei Jahren im Bad. Unternehmend? Nein, unanständig war er ganz einfach. Aber schön. Apoll vom Belvedere. Ich hab' es ja eigentlich nicht ganz verstanden damals. Nun ja mit — sechzehn Jahren. Meine himmlische Wiese! Meine —! Wenn man sich die nach Wien mitnehmen könnte. Zarte Nebel. Herbst? Nun ja, dritter September, Hochgebirge.

Nun, Fräulein Else, möchten Sie sich nicht doch entschließen, den Brief zu lesen? Er muß sich ja gar nicht auf den Papa beziehen. Könnte es nicht auch etwas mit meinem Bruder sein? Vielleicht hat er sich verlobt mit einer seiner Flammen? Mit einer Choristin oder einem Handschuhmädel. Ach nein, dazu ist er wohl doch zu gescheit. Eigentlich weiß ich ja nicht viel von ihm. Wie ich sechzehn war und er einundzwanzig, da waren wir eine Zeitlang geradezu befreundet. Von einer gewissen Lotte hat er mir viel erzählt. Dann hat er plötzlich aufgehört. Diese Lotte muß ihm irgend etwas angetan haben. Und seitdem erzählt er mir nichts mehr. — Nun ist er offen, der Brief, und ich hab' gar nicht bemerkt, daß ich ihn aufgemacht habe. Ich setze mich aufs Fensterbrett und lese ihn. Achtgeben, daß ich nicht hinunterstürze. Wie uns aus San Martino gemeldet wird, hat sich dort im Hotel Fratazza ein beklagenswerter Unfall ereignet. Fräulein Else T., ein neunzehnjähriges bildschönes Mädchen, Tochter des bekannten Advokaten . . . Natürlich würde es heißen, ich hätte mich umgebracht aus unglücklicher Liebe oder weil ich in der Hoffnung war. Unglückliche Liebe, ah nein.

„Mein liebes Kind" — Ich will mir vor allem den Schluß anschaun. — „Also nochmals, sei uns nicht böse, mein liebes gutes Kind und sei

Digitized by Google

tausendmal" — Um Gotteswillen, sie werden sich doch nicht umgebracht haben! Nein, — in dem Fall wär' ein Telegramm von Rudi da. — „Mein liebes Kind, du kannst mir glauben, wie leid es mir tut, daß ich dir in deine schönen Ferialwochen." — Als wenn ich nicht immer Ferien hätt', leider — „mit einer so unangenehmen Nachricht hineinplatze." — Einen furchtbaren Stil schreibt Mama — „aber nach reiflicher Überlegung bleibt mir wirklich nichts anderes übrig. Also, kurz und gut, die Sache mit Papa ist akut geworden. Ich weiß mir nicht zu raten, noch zu helfen." — Wozu die vielen Worte? — „Es handelt sich um eine verhältnismäßig lächerliche Summe — dreißigtausend Gulden", lächerlich? — „die in drei Tagen herbeigeschafft sein müssen, sonst ist alles verloren". — Um Gotteswillen, was heißt das? — „Denk dir, mein geliebtes Kind, daß der Baron Höning" — wie, der Staatsanwalt? — „sich heut früh den Papa hat kommen lassen. Du weißt ja, wie der Baron den Papa hochschätzt, ja geradezu liebt. Vor anderthalb Jahren, damals, wie es auch an einem Haar gehangen hat, hat er persönlich mit den Hauptgläubigern gesprochen und die Sache noch im letzten Moment in Ordnung gebracht. Aber diesmal ist absolut nichts zu machen, wenn das Geld nicht beschafft wird. Und abgesehen davon, daß wir alle ruiniert sind, wird es ein Skandal, wie er noch nicht da war. Denk' dir, ein Advokat, ein berühmter Advokat, — der, — nein, ich kann es gar nicht niederschreiben. Ich kämpfe immer mit den Tränen. Du weißt ja, Kind, du bist ja klug, wir waren ja, Gott sei's geklagt, schon ein paar Mal in einer ähnlichen Situation und die Familie hat immer herausgeholfen. Zuletzt hat es sich gar um hundertzwanzigtausend gehandelt. Aber damals hat der Papa einen Revers unterschreiben müssen, daß er niemals wieder an die Verwandten, speziell an den Onkel Bernhard herantreten wird." — Na weiter, weiter, wo will denn das hin? Was kann denn ich dabei tun? — „Der Einzige, an den man eventuell noch denken könnte, wäre der Onkel Viktor, der befindet sich aber unglücklicherweise auf einer Reise zum Nordkap oder nach Schottland" — Ja, der hat's gut, der ekelhafte Kerl — „und ist absolut unerreichbar, wenigstens für den Moment. An die Kollegen, speziell Doktor Sch., der Papa schon öfter ausgeholfen hat" — Herrgott, wie stehn wir da — „ist nicht mehr zu denken, seit er sich wieder verheiratet hat" — also was denn, was denn, was wollt ihr denn von mir? — „Und da ist nun dein Brief gekommen, mein liebes Kind, wo du unter andern Dorsday erwähnst, der sich auch im Fratazza aufhält, und das ist uns

Digitized by Google

wie ein Schicksalswink erschienen. Du weißt ja, wie oft Dorsday in früheren Jahren zu uns gekommen ist" — na, gar so oft — „es ist der reine Zufall, daß er sich seit zwei, drei Jahren seltener blicken läßt; er soll in ziemlich festen Banden sein — unter uns, nichts sehr Feines" — warum ‚unter uns?' — „Im Residenzklub hat Papa jeden Donnerstag noch immer seine Whistpartie mit ihm, und im verflossenen Winter hat er ihm im Prozeß gegen einen andern Kunsthändler ein hübsches Stück Geld gerettet. Im übrigen, warum sollst du es nicht wissen, er ist schon früher einmal dem Papa beigesprungen". — Hab' ich mir gedacht — „Es hat sich damals um eine Bagatelle gehandelt, achttausend Gulden, — aber schließlich — dreißig bedeuten für Dorsday auch keinen Betrag. Darum hab' ich mir gedacht, ob du uns nicht die Liebe erweisen und mit Dorsday reden könntest" — Was? — „Dich hat er ja immer besonders gern gehabt" — Hab' nichts davon gemerkt. Die Wange hat er mir gestreichelt, wie ich zwölf oder dreizehn Jahre alt war. ‚Schon ein ganzes Fräulein.' — „Und da Papa seit den achttausend glücklicherweise nicht mehr an ihn herangetreten ist, so wird er ihm diesen Liebesdienst nicht verweigern. Neulich soll er an einem Rubens, den er nach Amerika verkauft hat, allein achtzigtausend verdient haben. Das darfst du selbstverständlich nicht erwähnen." — Hältst du mich für eine Gans, Mama? — „Aber im übrigen kannst du ganz aufrichtig zu ihm reden. Auch, daß der Baron Höning sich den Papa hat kommen lassen, kannst du erwähnen, wenn es sich so ergeben sollte. Und daß mit den dreißigtausend tatsächlich das Schlimmste abgewendet ist, nicht nur für den Moment, sondern, so Gott will, für immer." — Glaubst du das wirklich, Mama? — „Denn der Prozeß Erbesheimer, der glänzend steht, trägt dem Papa sicher Hunderttausend, aber selbstverständlich kann er gerade in diesem Stadium von den Erbesheimers nichts verlangen. Also, ich bitte dich, Kind, sprich mit Dorsday. Ich versichere dich, es ist nichts dabei. Papa hätte ihm ja einfach telegraphieren können, wir haben es ernstlich überlegt, aber es ist doch etwas ganz anderes, Kind, wenn man mit einem Menschen persönlich spricht. Am sechsten um zwölf muß das Geld da sein, Doktor F." — Wer ist Doktor F.? Ach ja, Fiala. — „ist unerbittlich. Natürlich ist da auch persönliche Rancune dabei. Aber da es sich unglücklicherweise um Mündelgelder handelt" — Um Gotteswillen! Papa, was hast du getan? — „kann man nichts machen. Und wenn das Geld am sechsten um zwölf Uhr mittags nicht in Fialas Händen ist, wird der Haftbefehl erlassen, vielmehr so lange hält

Digitized by Google

der Baron Höning ihn noch zurück. Also Dorsday müßte die Summe telegraphisch durch seine Bank an Doktor F. überweisen lassen. Dann sind wir gerettet. Im andern Fall weiß Gott was geschieht. Glaub' mir, du vergibst dir nicht das Geringste, mein geliebtes Kind. Papa hatte ja anfangs Bedenken gehabt. Er hat sogar noch Versuche gemacht auf zwei verschiedenen Seiten. Aber er ist ganz verzweifelt nach Hause gekommen." — Kann Papa überhaupt verzweifelt sein? — „Vielleicht nicht einmal so sehr wegen des Geldes, als darum, weil die Leute sich so schändlich gegen ihn benehmen. Der eine von ihnen war einmal Papas bester Freund. Du kannst dir denken, wen ich meine." — Ich kann mir gar nichts denken. Papa hat so viel beste Freunde gehabt und in Wirklichkeit keinen. Warnsdorf vielleicht? — „Um ein Uhr ist Papa nach Hause gekommen, und jetzt ist es vier Uhr früh. Jetzt schläft er endlich, Gott sei Dank." — Wenn er lieber nicht aufwachte, das wär' das beste für ihn. — „Ich gebe den Brief in aller früh selbst auf die Post, expreß, da mußt du ihn vormittag am dritten haben." — Wie hat sich die Mama das vorgestellt? die kennt sich doch in diesen Dingen nie aus. — „Also sprich sofort mit Dorsday, ich beschwöre dich und telegraphiere sofort, wie es ausgefallen ist. Vor Tante Emma laß dir um Gottes willen nichts merken, es ist ja traurig genug, daß man sich in einem solchen Fall an die eigene Schwester nicht wenden kann, aber da könnte man ja ebensogut zu einem Stein reden. Mein liebes, liebes Kind, mir tut es ja so leid, daß du in deinen jungen Jahren solche Dinge mitmachen mußt, aber glaub' mir, der Papa ist zum geringsten Teil selber daran schuld." — Wer denn, Mama? — „Nun hoffen, wir zu Gott, daß der Prozeß Erbesheimer in jeder Hinsicht einen Abschnitt in unserer Existenz bedeutet. Nur über diese paar Wochen müssen wir hinaus sein. Es wäre doch ein wahrer Hohn, wenn wegen der dreißigtausend Gulden ein Unglück geschähe?" — Sie meint doch nicht im Ernst, daß Papa sich selber . . . Aber wäre — das andere nicht noch schlimmer? — „Nun schließe ich, mein Kind, ich hoffe, du wirst unter allen Umständen" — Unter allen Umständen? — „noch über die Feiertage, wenigstens bis neunten oder zehnten in San Martino bleiben können. Unseretwegen mußt du keineswegs zurück. Grüße die Tante, sei nur weiter nett mit ihr. Also nochmals, sei uns nicht böse, mein liebes gutes Kind, und sei tausendmal" — ja, das weiß ich schon.

Also, ich soll Herrn Dorsday anpumpen. . . Irrsinnig. Wie stellt

Digitized by Google

sich Mama das vor? Warum hat sich Papa nicht einfach auf die Bahn gesetzt und ist hergefahren? — Wär' grad' so geschwind gegangen wie der Expreßbrief. Aber vielleicht hätten sie ihn auf dem Bahnhof wegen Fluchtverdacht — — Furchtbar, furchtbar! Auch mit den dreißigtausend wird uns ja nicht geholfen sein. Immer diese Geschichten! Seit sieben Jahren! Nein — länger. Wer möcht' mir das ansehen? Niemand sieht mir was an, auch dem Papa nicht. Und doch wissen es alle Leute. Rätselhaft, daß wir uns immer noch halten. Wie man alles gewöhnt! Dabei leben wir eigentlich ganz gut. Mama ist wirklich eine Künstlerin. Das Souper am letzten Neujahrstag für vierzehn Personen — unbegreiflich. Aber dafür meine zwei Paar Ballhandschuhe, die waren eine Affäre. Und wie der Rudi neulich dreihundert Gulden gebraucht hat, da hat die Mama beinah' geweint. Und der Papa ist dabei immer gut aufgelegt. Immer? Nein. O nein. In der Oper neulich bei Figaro sein Blick, — plötzlich ganz leer — ich bin erschrocken. Da war er wie ein ganz anderer Mensch. Aber dann haben wir im Grand Hotel soupiert und er war so glänzend aufgelegt wie nur je.

Und da halte ich den Brief in der Hand. Der Brief ist ja irrsinnig. Ich soll mit Dorsday sprechen? Zu Tod' würde ich mich schämen. — — Schämen, ich mich? Warum? Ich bin ja nicht schuld. — Wenn ich doch mit Tante Emma spräche? Unsinn. Sie hat wahrscheinlich gar nicht so viel Geld zur Verfügung. Der Onkel ist ja ein Geizkragen. Ach Gott, warum habe ich kein Geld? Warum hab' ich mir noch nichts verdient? Warum habe ich nichts gelernt? O, ich habe was gelernt! Wer darf sagen, daß ich nichts gelernt habe? Ich spiele Klavier, ich kann französisch, englisch, auch ein bißl italienisch, habe kunstgeschichtliche Vorlesungen besucht — Haha! Und wenn ich schon was Gescheiteres gelernt hätte, was hülfe es mir? Dreißigtausend Gulden hätte ich mir keineswegs erspart. — —

Aus ist es mit den Alpenglühen. Der Abend ist nicht mehr wunderbar. Traurig ist die Gegend. Nein, nicht die Gegend, aber das Leben ist traurig. Und ich sitz' da ruhig auf dem Fensterbrett. Und der Papa soll eingesperrt werden. Nein. Nie und nimmer. Es darf nicht sein. Ich werde ihn retten. Ja, Papa, ich werde dich retten. Es ist ja ganz einfach. Ein paar Worte ganz nonchalant, das ist ja mein Fall, „hochgemut", — haha, ich werde Herrn Dorsday behandeln, als wenn es eine Ehre für ihn wäre, uns Geld zu leihen. Es ist ja auch eine. — Herr von Dorsday, haben Sie vielleicht einen Moment Zeit für mich?

Digitized by Google

Ich bekomme da eben einen Brief von Mama, sie ist in augenblicklicher Verlegenheit, — vielmehr der Papa — — „Aber selbstverständlich, mein Fräulein, mit dem größten Vergnügen. Um wieviel handelt es sich denn?" — Wenn er mir nur nicht so unsympathisch wäre. Auch die Art, wie er mich ansieht. Nein, Herr Dorsday, ich glaube Ihnen Ihre Eleganz nicht und nicht Ihr Monokel und nicht Ihre Noblesse. Sie könnten ebensogut mit alten Kleidern handeln wie mit alten Bildern. — Aber Else! Else, was fällt dir denn ein. — O, ich kann mir das erlauben. Mir siehts niemand an. Ich bin sogar blond, rötlichblond, und Rudi sieht absolut aus wie ein Aristokrat. Bei der Mama merkt man es freilich gleich, wenigstens im Reden. Beim Papa wieder gar nicht. Übrigens sollen sie es merken. Ich verleugne es durchaus nicht und Rudi erst recht nicht. Im Gegenteil. Was täte der Rudi, wenn der Papa eingesperrt würde? Würde er sich erschießen? Aber Unsinn! Erschießen und Kriminal, all die Sachen gibts ja gar nicht, die stehn nur in der Zeitung.

Die Luft ist wie Champagner. In einer Stunde ist das Diner, das „Dinner". Ich kann die Cissy nicht leiden. Um ihr Mäderl kümmert sie sich überhaupt nicht. Was zieh' ich an? Das blaue oder das schwarze? Heut' wäre vielleicht das schwarze richtiger. Zu dekolletiert? Toilette de circonstance heißt es in den französischen Romanen. Jedesfalls muß ich berückend aussehen, wenn ich mit Dorsday rede. Nach dem Dinner, nonchalant. Seine Augen werden sich in meinen Ausschnitt bohren. Widerlicher Kerl. Ich hasse ihn. Alle Menschen hasse ich. Muß es gerade Dorsday sein? Gibt es denn wirklich nur diesen Dorsday auf der Welt, der dreißigtausend Gulden hat? Wenn ich mit Paul spräche? Wenn er der Tante sagte, er hat Spielschulden, — da würde sie sich das Geld sicher verschaffen können. —

Beinah schon dunkel. Nacht. Grabesnacht. Am liebsten möcht' ich tot sein. — Es ist ja gar nicht wahr. Wenn ich jetzt gleich hinunterginge, Dorsday noch vor dem Diner spräche? Ah, wie entsetzlich! — Paul, wenn du mir die dreißigtausend verschaffst, kannst du von mir haben, was du willst. Das ist ja schon wieder aus einem Roman. Die edle Tochter verkauft sich für den geliebten Vater, und hat am End' noch ein Vergnügen davon. Pfui Teufel! Nein, Paul, auch für dreissigtausend kannst du von mir nichts haben. Niemand. Aber für eine Million? — Für ein Palais? Für eine Perlenschnur? Wenn ich einmal heirate, werde ich es wahrscheinlich billiger tun. Ist es denn gar so schlimm? Die Fanny hat sich am Ende auch ver-

Digitized by Google

kauft. Sie hat mir selber gesagt, daß sie sich vor ihrem Manne graust. Nun, wie wär's, Papa, wenn ich mich heute Abend versteigerte? Um dich vor dem Zuchthaus zu retten. Sensation —! Ich habe Fieber, ganz gewiß. Oder bin ich schon unwohl? Nein, Fieber habe ich. Vielleicht von der Luft. Wie Champagner. — Wenn Fred hier wäre, könnte er mir raten? Ich brauche keinen Rat. Es gibt ja auch nichts zu raten. Ich werde mit Herrn Dorsday aus Eperies sprechen, werde ihn anpumpen, ich die Hochgemute, die Aristokratin, die Marchesa, die Bettlerin, die Tochter des Defraudanten. Wie komm' ich dazu? Wie komm' ich dazu? Keine klettert so gut wie ich, keine hat so viel Schneid, — sporting girl, in England hätte ich auf die Welt kommen sollen oder als Gräfin.

Da hängen die Kleider im Kasten! Ist das grüne Loden überhaupt schon bezahlt, Mama? Ich glaube nur eine Anzahlung. Das schwarze zieh' ich an. Sie haben mich gestern alle angestaunt. Auch der blasse kleine Herr mit dem goldenen Zwicker. Schön bin ich eigentlich nicht, aber interessant. Zur Bühne hätte ich gehen sollen. Bertha hat schon drei Liebhaber, keiner nimmt es ihr übel . . . In Düsseldorf war es der Direktor. Mit einem verheirateten Manne war sie in Hamburg und hat im Atlantic gewohnt, Appartement mit Badezimmer. Ich glaub' gar, sie ist stolz darauf. Dumm sind sie alle. Ich werde hundert Geliebte haben, tausend, warum nicht? Der Ausschnitt ist nicht tief genug; wenn ich verheiratet wäre, dürfte er tiefer sein. — Gut, daß ich Sie treffe, Herr von Dorsday, ich bekomme da eben einen Brief aus Wien. . . Den Brief stecke ich für alle Fälle zu mir. Soll ich dem Stubenmädchen läuten? Nein, ich mache mich allein fertig. Zu dem schwarzen Kleid brauche ich niemanden. Wäre ich reich, würde ich nie ohne Kammerjungfer reisen.

Ich muß Licht machen. Kühl wird es. Fenster zu. Vorhang herunter? — Überflüssig. Steht keiner auf dem Berg drüben mit einem Fernrohr. Schade. — Ich bekomme da eben einen Brief, Herr von Dorsday. — Nach dem Dinner wäre es doch vielleicht besser. Man ist in leichterer Stimmung. Auch Dorsday — ich könnt' ja ein Glas Wein vorher trinken. Aber wenn die Sache vor dem Diner abgetan wäre, würde mir das Essen besser schmecken. Pudding a la merveille, fromage et fruits divers. Und wenn Herr von Dorsday Nein sagt? — Oder wenn er gar frech wird? Ah nein, mit mir ist noch keiner frech gewesen. Das heißt, der Marineleutnant Brandl, aber es war nicht bös gemeint. — Ich bin wieder etwas schlanker

Digitized by Google

geworden. Das steht mir gut. — Die Dämmerung starrt herein. Wie ein Gespenst starrt sie herein. Wie hundert Gespenster. Aus meiner Wiese herauf steigen die Gespenster. Wie weit ist Wien? Wie lange bin ich schon fort? Wie allein bin ich da! Ich habe keine Freundin, ich habe auch keinen Freund. Wo sind sie alle? Wen werd' ich heiraten? Wer heiratet die Tochter eines Defraudanten? — Eben erhalte ich einen Brief, Herr von Dorsday. — „Aber es ist doch gar nicht der Rede wert, Fräulein Else, gestern erst habe ich einen Rembrandt verkauft, Sie beschämen mich, Fräulein Else." Und jetzt reißt er ein Blatt aus seinem Scheckbuch und unterschreibt mit seiner goldenen Füllfeder; und morgen früh fahr' ich mit dem Scheck nach Wien. Jedenfalls; auch ohne Scheck. Ich bleibe nicht mehr hier. Ich könnte ja gar nicht, ich dürfte ja gar nicht. Ich lebe hier als elegante junge Dame und Papa steht mit einem Fuß im Grab — nein im Kriminal. Das vorletzte Paar Seidenstrümpfe. Den kleinen Riß grad unterm Knie merkt niemand. Niemand? Wer weiß. Nicht frivol sein, Else. — Bertha ist einfach ein Luder. Aber ist die Christine um ein Haar besser? Ihr künftiger Mann kann sich freuen. Mama war gewiß immer eine treue Gattin. Ich werde nicht treu sein. Ich bin hochgemut, aber ich werde nicht treu sein. Die Filous sind mir gefährlich. Die Marchesa hat gewiß einen Filou zum Liebhaber. Wenn Fred mich wirklich kennte, dann wäre es aus mit seiner Verehrung. — „Aus Ihnen hätte alles Mögliche werden können, Fräulein, eine Pianistin, eine Buchhalterin, eine Schauspielerin, es stecken so viele Möglichkeiten in Ihnen. Aber es ist Ihnen immer zu gut gegangen." Zu gut gegangen. Haha. Fred überschätzt mich. Ich hab' ja eigentlich zu nichts Talent. — Wer weiß? So weit wie Bertha hätte ich es auch noch gebracht. Aber mir fehlt es an Energie. Junge Dame aus guter Familie. Ha, gute Familie. Der Vater veruntreut Mündelgelder. Warum tust du mir das an, Papa? Wenn du noch etwas davon hättest! Aber an der Börse verspielt! Ist das der Mühe wert? Und die dreißigtausend werden dir auch nichts helfen. Für ein Vierteljahr vielleicht. Endlich wird er doch durchgehen müssen. Vor anderthalb Jahren war es ja fast schon so weit. Da kam noch Hilfe. Aber einmal wird sie nicht kommen — und was geschieht dann mit uns? Rudi wird nach Rotterdam gehen zu Vanderhulst in die Bank. Aber ich? Reiche Partie. O, wenn ich es darauf anlegte! Ich bin heute wirklich schön. Das macht wahrscheinlich die Aufregung. Für wen bin ich schön? Wäre ich froher, wenn Fred hier wäre? Ach Fred

Digitized by Google

ist im Grunde nichts für mich. Kein Filou! Aber ich nähme ihn, wenn er Geld hätte. Und dann käme ein Filou und das Malheur wäre fertig. — Sie möchten wohl gern ein Filou sein, Herr von Dorsday? — Von weitem sehen Sie manchmal auch so aus. Wie ein verlebter Vicomte, wie ein Don Juan — mit Ihrem blöden Monocle und Ihrem weißen Flanellanzug. Aber ein Filou sind Sie noch lange nicht. — Habe ich alles? Fertig zum „Dinner"? — Was tue ich aber eine Stunde lang, wenn ich Dorsday nicht treffe? Wenn er mit der unglücklichen Frau Winawer spazieren geht? Ach, sie ist gar nicht unglücklich, sie braucht keine dreißigtaußend Gulden. Also ich werde mich in die Halle setzen, großartig in einen Fauteuil, schau mir die Illustrated News an und die Vie parisienne, schlage die Beine übereinander, — den Riß unter dem Knie wird man nicht sehen. Vielleicht ist gerade ein Milliardär angekommen. — Sie oder keine. — Ich nehme den weißen Schal, der steht mir gut. Ganz ungezwungen lege ich ihn um meine herrlichen Schultern. Für wen habe ich sie denn, die herrlichen Schultern? Ich könnte einen Mann sehr glücklich machen. Wäre nur der rechte Mann da. Aber Kind will ich keines haben. Ich bin nicht mütterlich. Marie Weil ist mütterlich. Mama ist mütterlich, Tante Irene ist mütterlich. Ich habe eine edle Stirn und eine schöne Figur. — „Wenn ich Sie malen dürfte, wie ich wollte, Fräulein Else." — Ja, das möchte Ihnen passen. Ich weiß nicht einmal seinen Namen mehr. Tizian hat er keineswegs geheißen, also war es eine Frechheit. — Eben erhalte ich einen Brief, Herr von Dorsday. — Noch etwas Puder auf Nacken und Hals, einen Tropfen Verveine ins Taschentuch, Kasten zusperren, Fenster wieder auf, ah, wie wunderbar! Zum Weinen. Ich bin nervös. Ach, soll man nicht unter solchen Umständen nervös sein. Die Schachtel mit dem Veronal hab' ich bei den Hemden. Auch neue Hemden brauchte ich. Das wird wieder eine Affäre sein. Ach Gott.

Unheimlich, riesig der Cimone, als wenn er auf mich herunterfallen wollte! Noch kein Stern am Himmel. Die Luft ist wie Champagner. Und der Duft von den Wiesen! Ich werde auf dem Land leben. Einen Gutsbesitzer werde ich heiraten und Kinder werde ich haben. Doktor Frorip war vielleicht der Einzige, mit dem ich glücklich geworden wäre. Wie schön waren die beiden Abende hintereinander, der erste bei Kniep, und dann der auf dem Künstlerball. Warum ist er plötzlich verschwunden — wenigstens für mich? Wegen Papa vielleicht? Wahrscheinlich. Ich möchte einen Gruß in

Digitized by Google

die Luft hinausrufen, ehe ich wieder hinuntersteige unter das Ge sindel. Aber zu wem soll der Gruß gehen? Ich bin ja ganz allein. Ich bin ja so furchtbar allein, wie es sich niemand vorstellen kann. Sei gegrüßt, mein Geliebter. Wer? Sei gegrüßt, mein Bräutigam! Wer? Sei gegrüßt, mein Freund! Wer? — Fred? — Aber keine Spur. So, das Fenster bleibt offen. Wenn's auch kühl wird. Licht abdrehen. So. — Ja richtig, den Brief. Ich muß ihn zu mir nehmen für alle Fälle. Das Buch aufs Nachtkastel, ich lese heut' Nacht noch weiter in „Notre Cœur", unbedingt, was immer geschieht. Guten Abend, schönstes Fräulein im Spiegel, behalten Sie mich in gutem Angedenken, auf Wiedersehen . . .

Warum sperre ich die Türe zu? Hier wird nichts gestohlen. Ob Cissy in der Nacht ihre Türe offen läßt? Oder sperrt sie ihm erst auf, wenn er klopft? Ist es denn ganz sicher? Aber natürlich. Dann liegen sie zusammen im Bett. Unappetitlich. Ich werde kein gemeinsames Schlafzimmer haben mit meinem Mann und mit meinen tausend Geliebten. — Leer ist das ganze Stiegenhaus! Immer um diese Zeit. Meine Schritte hallen. Drei Wochen bin ich jetzt da. Am zwölften August bin ich von Gmunden abgereist. Gmunden war langweilig. Woher hat Papa das Geld gehabt, Mama und mich aufs Land zu schicken? Und Rudi war sogar vier Wochen auf Reisen. Weiß Gott wo. Nicht zweimal hat er geschrieben in der Zeit. Nie werde ich unsere Existenz verstehen. Schmuck hat die Mama freilich keinen mehr. — Warum war Fred nur zwei Tage in Gmunden? Hat sicher auch eine Geliebte! Vorstellen kann ich es mir zwar nicht. Ich kann mir überhaupt gar nichts vorstellen. Acht Tage sind es, daß er mir nicht geschrieben hat. Er schreibt schöne Briefe. — Wer sitzt denn dort an dem kleinen Tisch? Nein, Dorsday ist es nicht. Gott sei Dank. Jetzt vor dem Diner wäre es doch unmöglich, ihm etwas zu sagen. — Warum schaut mich der Portier so merkwürdig an? Hat er am Ende den Expreßbrief von der Mama gelesen? Mir scheint, ich bin verrückt. Ich muß ihm nächstens wieder ein Trinkgeld geben. — Die Blonde da ist auch schon zum Diner angezogen. Wie kann man so dick sein! — Ich werde noch vor's Hotel hinaus und ein bißchen auf- und abgehen. Oder ins Musikzimmer? Spielt da nicht wer? Eine Beethovensonate! Wie kann man hier eine Beethovensonate spielen! Ich vernachlässige mein Klavierspiel. In Wien werde ich wieder regelmäßig üben. Überhaupt ein anderes Leben anfangen. Das müssen wir alle. So darf es nicht weitergehen. Ich werde einmal ernsthaft

Digitized by Google

mit Papa sprechen — wenn noch Zeit dazu sein sollte. Es wird, es wird. Warum habe ich es noch nie getan? Alles in unserem Haus wird mit Scherzen erledigt und keinem ist scherzhaft zu Mut. Jeder hat eigentlich Angst vor dem Andern, jeder ist allein. Die Mama ist allein, weil sie nicht gescheit genug ist und von niemandem was weiß, nicht von mir, nicht von Rudi und nicht vom Papa. Aber sie spürt es nicht und Rudi spürt es auch nicht. Er ist ja ein netter eleganter Kerl, aber mit einundzwanzig hat er mehr versprochen. Es wird gut für ihn sein, wenn er nach Holland geht. Aber wo werde ich hingehen? Ich möchte fortreisen und tun können was ich will. Wenn Papa nach Amerika durchgeht begleite, ich ihn. Ich bin schon ganz konfus . . . Der Portier wird mich für wahnsinnig halten, wie ich da auf der Lehne sitze und in die Luft starre. Ich werde mir eine Zigarette anzünden. Wo ist meine Zigarettendose? Oben. Wo nur? Das Veronal habe ich bei der Wäsche. Aber wo habe ich die Dose? Da kommen Cissy und Paul. Ja, sie muß sich endlich umkleiden zum „Dinner", sonst hätten sie noch im Dunkeln weitergespielt. — Sie sehen mich nicht. Was sagt er ihr denn? Warum lacht sie so blitzdumm? Wär' lustig, ihrem Gatten einen anonymen Brief nach Wien zu schreiben. Wäre ich so was imstande? Nie. Wer weiß? Jetzt haben sie mich gesehen. Ich nicke ihnen zu. Sie ärgert sich, daß ich so hübsch aussehe. Wie verlegen sie ist.

„Wie, Else, Sie sind schon fertig zum Diner?" — Warum sagt sie jetzt Diner und nicht Dinner. Nicht einmal konsequent ist sie. — „Wie Sie sehen, Frau Cissy." — „Du siehst wirklich entzückend aus, Else, ich hätte große Lust, dir den Hof zu machen." — „Erspar' dir die Mühe, Paul, gib mir lieber eine Zigarette." — „Aber mit Wonne." — „Dank' schön. Wie ist das Single ausgefallen?" — „Frau Cissy hat mich dreimal hintereinander geschlagen." — „Er war nämlich zerstreut. Wissen Sie übrigens, Else, daß morgen der Kronprinz von Griechenland hier ankommt?" — Was kümmert mich der Kronprinz von Griechenland? „So, wirklich?" O Gott, — Dorsday mit Frau Winawer! Sie grüßen. Sie gehen weiter. Ich habe zu höflich zurückgegrüßt. Ja, ganz anders als sonst. O, was bin ich für eine Person. — „Deine Zigarette brennt ja nicht, Else?" — „Also, gib mir noch einmal Feuer. Danke." — „Ihr Schal ist sehr hübsch, Else, zu dem schwarzen Kleid steht er Ihnen fabelhaft. Übrigens muß ich mich jetzt auch umziehen." — Sie soll lieber nicht weggehen, ich habe Angst

Digitized by Google

vor Dorsday. — „Und für sieben habe ich mir die Friseurin bestellt, sie ist famos. Im Winter ist sie in Mailand. Also adieu, Else, adieu, Paul.“ — „Küss' die Hand, gnädige Frau.“ — Fort ist sie. Gut, daß Paul wenigstens da bleibt. „Darf ich mich einen Moment zu dir setzen, Else, oder stör' ich dich in deinen Träumen?“ — „Warum in meinen Träumen? Vielleicht in meinen Wirklichkeiten.“ Das heißt eigentlich gar nichts. Er soll lieber fortgehen. Ich muß ja doch mit Dorsday sprechen. Dort steht er noch immer mit der unglücklichen Frau Winawer, er langweilt sich, ich seh' es ihm an, er möchte zu mir herüberkommen. — „Gibt es denn solche Wirklichkeiten, in denen du nicht gestört sein willst?“ — Was sagt er da? Er soll zum Teufel gehen. Warum lächle ich ihn so kokett an? Ich mein' ihn ja gar nicht. Dorsday schielt herüber. Wo bin ich? Wo bin ich? „Was hast du denn heute, Else?“ — „Was soll ich denn haben?“ — „Du bist geheimnisvoll, dämonisch, verführerisch.“ — „Red' keinen Unsinn, Paul.“ — „Man könnte geradezu toll werden, wenn man dich ansieht.“ — Was fällt ihm denn ein? Wie redet er denn zu mir? Hübsch ist er. Der Rauch meiner Zigarette verfängt sich in seinen Haaren. Aber ich kann ihn jetzt nicht brauchen. — „Du siehst so über mich hinweg. Warum denn, Else?“ — Ich antworte gar nichts. Ich kann ihn jetzt nicht brauchen. Ich mache mein unausstehlichstes Gesicht. Nur keine Konversation jetzt. — „Du bist mit deinen Gedanken ganz wo anders.“ — „Das dürfte stimmen.“ Er ist Luft für mich. Merkt Dorsday, daß ich ihn erwarte? Ich sehe nicht hin, aber ich weiß, daß er hersieht. — „Also, leb' wohl, Else.“ — Gott sei Dank. Er küßt mir die Hand. Das tut er sonst nie. „Adieu, Paul.“ Wo hab' ich die schmelzende Stimme her. Er geht, der Schwindler. Wahrscheinlich muß er noch etwas abmachen mit Cissy wegen heute Nacht. Wünsche viel Vergnügen. Ich ziehe den Schal um meine Schulter und stehe auf und geh' vors Hotel hinaus. Wird freilich schon etwas kühl sein. Schad', daß ich meinen Mantel — Ah, ich habe ihn ja heute früh in die Portierloge hineingehängt. Ich fühle den Blick von Dorsday auf meinem Nacken, durch den Schal. Frau Winawer geht jetzt hinauf in ihr Zimmer. Wieso weiß ich denn das? Telepathie. „Ich bitte Sie, Herr Portier.“ — „Fräulein wünschen den Mantel?“ — „Ja, bitte.“ — „Schon etwas kühl die Abende, Fräulein. Das kommt bei uns so plötzlich.“ — „Danke.“ Soll ich wirklich vors Hotel? Gewiß, was

Digitized by Google

denn? Jedesfalls zur Türe hin. Jetzt kommt einer nach dem andern. Der Herr mit dem goldenen Zwicker. Der lange Blonde mit der grünen Weste. Alle sehen sie mich an. Hübsch ist diese kleine Genferin. Nein, aus Lausanne ist sie. Es ist eigentlich gar nicht so kühl.

„Guten Abend, Fräulein Else." — Um Gotteswillen, er ist es. Ich sage nichts von Papa. Kein Wort. Erst nach dem Essen. Oder ich reise morgen nach Wien. Ich gehe persönlich zu Doktor Fiala. Warum ist mir das nicht gleich eingefallen? Ich wende mich um mit einem Gesicht, als wüßte ich nicht, wer hinter mir steht. „Ah, Herr von Dorsday." — „Sie wollen noch einen Spaziergang machen, Fräulein Else?" — „Ach, nicht gerade einen Spaziergang, ein bißchen auf- und abgehen vor dem Diner." — „Es ist fast noch eine Stunde bis dahin." — „Wirklich?" Es ist gar nicht so kühl. Blau sind die Berge. Lustig wär's, wenn er plötzlich um meine Hand anhielte. — „Es gibt doch auf der Welt keinen schöneren Fleck als diesen hier." — „Finden Sie, Herr von Dorsday? Aber bitte, sagen Sie nicht, daß die Luft hier wie Champagner ist." — „Nein, Fräulein Else, das sage ich erst von zweitausend Metern an. Und hier stehen wir kaum sechzehnhundertfünfzig über dem Meeresspiegel." — „Macht das einen solchen Unterschied?" — „Aber selbstverständlich. Waren Sie schon einmal im Engadin?" — „Nein, noch nie. Also dort ist die Luft wirklich wie Champagner?" — „Man könnte es beinah sagen. Aber Champagner ist nicht mein Lieblingsgetränk. Ich ziehe diese Gegend vor. Schon wegen der wundervollen Wälder." — Wie langweilig er ist. Merkt er das nicht? Er weiß offenbar nicht recht, was er mit mir reden soll. Mit einer verheirateten Frau wäre es einfacher. Man sagt eine kleine Unanständigkeit und die Konversation geht weiter. — „Bleiben Sie noch längere Zeit hier in San Martino, Fräulein Else?" — Idiotisch. Warum schau' ich ihn so kokett an? Und schon lächelt er in der gewissen Weise. Nein, wie dumm die Männer sind. „Das hängt zum Teil von den Dispositionen meiner Tante ab." Ist ja gar nicht wahr. Ich kann ja allein nach Wien fahren. „Wahrscheinlich bis zum zehnten." — „Die Mama ist wohl noch in Gmunden?" — „Nein, Herr von Dorsday. Sie ist schon in Wien. Schon seit drei Wochen. Papa ist auch in Wien. Er hat sich heuer kaum acht Tage Urlaub genommen. Ich glaube, der Prozeß Erbesheimer macht ihm sehr viel Arbeit." — „Das kann ich mir

Digitized by Google

denken. Aber Ihr Papa ist wohl der Einzige, der Erbesheimer herausreißen kann ... Es bedeutet ja schon einen Erfolg, daß es überhaupt eine Zivilsache geworden ist." — Das ist gut, das ist gut. „Es ist mir angenehm zu hören, daß auch Sie ein so günstiges Vorgefühl haben." — „Vorgefühl? Inwiefern?" — „Ja, daß der Papa den Prozeß für Erbesheimer gewinnen wird." — „Das will ich nicht einmal mit Bestimmtheit behauptet haben." — Wie, weicht er schon zurück? Das soll ihm nicht gelingen. „O, ich halte etwas von Vorgefühlen und von Ahnungen. Denken Sie, Herr von Dorsday, gerade heute habe ich einen Brief von zu Hause bekommen." Das war nicht sehr geschickt. Er macht ein etwas verblüfftes Gesicht. Nur weiter, nicht schlucken. Er ist ein guter alter Freund von Papa. Vorwärts. Vorwärts. Jetzt oder nie. „Herr von Dorsday, Sie haben eben so lieb von Papa gesprochen, es wäre geradezu häßlich von mir, wenn ich nicht ganz aufrichtig zu Ihnen wäre." Was macht er denn für Kalbsaugen? O weh, er merkt was. Weiter, weiter. „Nämlich in dem Brief ist auch von Ihnen die Rede, Herr von Dorsday. Es ist nämlich ein Brief von Mama." — „So." — „Eigentlich ein sehr trauriger Brief. Sie kennen ja die Verhältnisse in unserem Haus, Herr von Dorsday." — Um Himmels willen, ich habe ja Tränen in der Stimme. Vorwärts, vorwärts, jetzt gibt es kein Zurück mehr. Gott sei Dank. „Kurz und gut, Herr von Dorsday, wir wären wieder einmal so weit." — Jetzt möchte er am liebsten verschwinden. „Es handelt sich — um eine Bagatelle. Wirklich nur um eine Bagatelle, Herr von Dorsday. Und doch, wie Mama schreibt, steht alles auf dem Spiel." Ich rede so blöd' daher wie eine Kuh. — „Aber beruhigen Sie sich doch, Fräulein Else." — Das hat er nett gesagt. Aber meinen Arm brauchte er darum nicht zu berühren. — „Also, was gibts denn eigentlich, Fräulein Else? Was steht denn in dem traurigen Brief von Mama!" — „Herr von Dorsday, der Papa" — Mir zittern die Knie. „Die Mama schreibt mir, daß der Papa" — „Aber um Gottes willen, Else, was ist Ihnen denn? Wollen Sie nicht lieber — hier ist eine Bank. Darf ich Ihnen den Mantel umgeben? Es ist etwas kühl." — „Danke, Herr von Dorsday, o, es ist nichts, gar nichts besonderes." So, da sitze ich nun plötzlich auf der Bank. Wer ist die Dame, die da vorüber kommt? Kenn' ich gar nicht. Wenn ich nur nicht weiterreden müßte. Wie er mich ansieht! Wie konntest du das von mir verlangen, Papa? Das war

Digitized by Google

nicht recht von dir, Papa. Nun ist es einmal geschehen. Ich hätte bis nach dem Diner warten sollen. — „Nun, Fräulein Else?" — Sein Monokel baumelt. Dumm sieht das aus. Soll ich ihm antworten? Ich muß ja. Also geschwind, damit ich es hinter mir habe. Was kann mir denn passieren? Er ist ein Freund von Papa. „Ach Gott, Herr von Dorsday, Sie sind ja ein alter Freund unseres Hauses." Das habe ich sehr gut gesagt. „Und es wird Sie wahrscheinlich nicht wundern, wenn ich Ihnen erzähle, daß Papa sich wieder einmal in einer recht fatalen Situation befindet." Wie merkwürdig meine Stimme klingt. Bin das ich, die da redet? Träume ich vielleicht? Ich habe gewiß jetzt auch ein ganz anderes Gesicht als sonst. — „Es wundert mich allerdings nicht übermäßig. Da haben Sie schon recht, liebes Fräulein Else, — wenn ich es auch lebhaft bedauere." — Warum sehe ich denn so flehend zu ihm auf? Lächeln, lächeln. Geht schon. — „Ich empfinde für Ihren Papa eine so aufrichtige Freundschaft, für Sie alle." — Er soll mich nicht so ansehen, es ist unanständig. Ich will anders zu ihm reden und nicht lächeln. Ich muß mich würdiger benehmen. „Nun, Herr von Dorsday, jetzt hätten Sie Gelegenheit, Ihre Freundschaft für meinen Vater zu beweisen." Gott sei Dank, ich habe meine alte Stimme wieder. „Es scheint nämlich, Herr von Dorsday, daß alle unsere Verwandten und Bekannten — die Mehrzahl ist noch nicht in Wien — sonst wäre Mama wohl nicht auf die Idee gekommen. — Neulich habe ich nämlich zufällig in einem Brief an Mama Ihrer Anwesenheit hier in Martino Erwähnung getan — unter anderm natürlich." „Ich vermutete gleich, Fräulein Else, daß ich nicht das einzige Thema Ihrer Korrespondenz mit Mama vorstelle." — Warum drückt er seine Knie an meine, während er da vor mir steht. Ach, ich lasse es mir gefallen. Was tut's! Wenn man einmal so tief gesunken ist. — „Die Sache verhält sich nämlich so. Doktor Fiala ist es, der diesmal dem Papa besondere Schwierigkeiten zu bereiten scheint." — „Ach, Doktor Fiala." — Er weiß offenbar auch, was er von diesem Fiala zu halten hat. „Ja, Doktor Fiala. Und die Summe, um die es sich handelt, soll am fünften, das ist übermorgen um zwölf Uhr Mittag, — vielmehr, sie muß in seinen Händen sein, wenn nicht der Baron Höning — ja, denken Sie, der Baron hat Papa zu sich bitten lassen, privat, er liebt ihn nämlich sehr." Warum red' ich denn von Höning, das wär' ja gar nicht notwendig gewesen. — „Sie wollen sagen, Else, dass andernfalls eine Verhaftung

Digitized by Google

unausbleiblich wäre?" — Warum sagt er das so hart? Ich antworte nicht, ich nicke nur. „Ja." Nun habe ich doch Ja gesagt. — „Hm, das ist ja — schlimm, das ist ja wirklich sehr — dieser hochbegabte geniale Mensch. — Und um welchen Betrag handelt es sich denn eigentlich, Fräulein Else?" — Warum lächelt er denn? Er findet es schlimm und er lächelt. Was meint er mit seinem Lächeln? Daß es gleichgültig ist wieviel? Und wenn er Nein sagt! Ich bring' mich um, wenn er Nein sagt. Also, ich soll die Summe nennen. „Wie, Herr von Dorsday, ich habe noch nicht gesagt, wieviel? Eine Million." Warum sag' ich das? Es ist doch jetzt nicht der Moment zum Spaßen? Aber wenn ich ihm dann sage, um wieviel weniger es in Wirklichkeit ist, wird er sich freuen. Wie er die Augen aufreißt? Hält er es am Ende wirklich für möglich, daß ihn der Papa um eine Million — „Entschuldigen Sie, Herr von Dorsday, daß ich in diesem Augenblick scherze. Es ist mir wahrhaftig nicht scherzhaft zumute." — Ja, ja, drück' die Knie nur an, du darfst es dir ja erlauben. „Es handelt sich natürlich nicht um eine Million, es handelt sich im ganzen um dreißigtausend Gulden, Herr von Dorsday, die bis übermorgen Mittag um zwölf Uhr in den Händen des Herrn Doktor Fiala sein müssen. Ja. Mama schreibt mir, daß Papa alle möglichen Versuche gemacht hat, aber wie gesagt, die Verwandten, die in Betracht kämen, befinden sich nicht in Wien." — O, Gott, wie ich mich erniedrige. — „Sonst wäre es dem Papa natürlich nicht eingefallen, sich an Sie zu wenden, Herr von Dorsday, respektive mich zu bitten." — Warum schweigt er? Warum bewegt er keine Miene? Warum sagt er nicht Ja? Wo ist das Scheckbuch und die Füllfeder? Er wird doch um Himmels willen nicht Nein sagen? Soll ich mich auf die Knie vor ihm werfen? O Gott! O Gott! —

„Am fünften sagten Sie, Fräulein Else?" — Gott sei Dank, er spricht. „Jawohl, übermorgen, Herr von Dorsday, um zwölf Uhr mittags. Es wäre also nötig — ich glaube, brieflich ließe sich das kaum mehr erledigen." — „Natürlich nicht, Fräulein Else, das müßten wir wohl auf telegraphischem Wege" — „Wir," das ist gut, das ist sehr gut. — „Nun, das wäre das wenigste. Wieviel sagten Sie, Else?" — Aber er hat es ja gehört, warum quält er mich denn? „Dreißigtausend, Herr von Dorsday. Eigentlich eine lächerliche Summe." Warum habe ich das gesagt? Wie dumm. Aber er lächelt. Dummes Mädel, denkt er. Er lächelt ganz liebenswürdig. Papa ist gerettet. Er hätte

Digitized by Google

ihm auch fünfzigtausend geliehen, und wir hätten uns allerlei anschaffen können. Ich hätte mir neue Hemden gekauft. Wie gemein ich bin. So wird man. — „Nicht ganz so lächerlich, liebes Kind" — Warum sagt er „liebes Kind"? Ist das gut oder schlecht? — „wie Sie sich das vorstellen. Auch dreißigtausend Gulden wollen verdient sein." — „Entschuldigen Sie, Herr von Dorsday, nicht so habe ich es gemeint. Ich dachte nur, wie traurig es ist, daß Papa wegen einer solchen Summe, wegen einer solchen Bagatelle" — Ach Gott, ich verhasple mich ja schon wieder. „Sie können sich gar nicht denken, Herr von Dorsday, — wenn Sie auch einen gewissen Einblick in unsere Verhältnisse haben, wie furchtbar es für mich und besonders für Mama ist" — Er stellt den einen Fuß auf die Bank. Soll das elegant sein — oder was? — „O, ich kann mir schon denken, liebe Else." — Wie seine Stimme klingt, ganz anders, merkwürdig. — „Und ich habe mir selbst schon manchesmal gedacht: schade, schade um diesen genialen Menschen." — Warum sagt er „schade"? Will er das Geld nicht hergeben? Nein, er meint es nur im allgemeinen. Warum sagt er nicht endlich Ja? Oder nimmt er das als selbstverständlich an? Wie er mich ansieht! Warum spricht er nicht weiter? Ah, weil die zwei Ungarinnen vorbeigehen. Nun steht er wenigstens wieder anständig da, nicht mehr mit dem Fuß auf der Bank. Die Kravatte ist zu grell für einen älteren Herrn. Sucht ihm die seine Geliebte aus? Nichts besonders Feines „unter uns", schreibt Mama. Dreißigtausend Gulden! Aber ich lächle ihn ja an. Warum lächle ich denn? O, ich bin feig. — „Und wenn man wenigstens annehmen dürfte, mein liebes Fräulein Else, daß mit dieser Summe wirklich etwas getan wäre? Aber — Sie sind doch ein so kluges Geschöpf, Else, was wären diese dreißigtausend Gulden? Ein Tropfen auf einen heißen Stein." — Um Gottes willen, er will das Geld nicht hergeben? Ich darf kein so erschrockenes Gesicht machen. Alles steht auf dem Spiel. Jetzt muß ich etwas Vernünftiges sagen und energisch. „O nein, Herr von Dorsday, diesmal wäre es kein Tropfen auf einen heißen Stein. Der Prozeß Erbesheimer steht bevor, vergessen Sie das nicht, Herr von Dorsday, und der ist schon heute so gut wie gewonnen. Sie hatten ja selbst diese Empfindung, Herr von Dorsday. Und Papa hat auch noch andere Prozesse. Und außerdem habe ich die Absicht, Sie dürfen nicht lachen, Herr von Dorsday, mit Papa zu sprechen, sehr ernsthaft. Er hält etwas auf

Digitized by Google

mich. Ich darf sagen, wenn jemand einen gewissen Einfluß auf ihn zu nehmen imstande ist, so bin es noch am ehesten ich" — „Sie sind ja ein rührendes, ein entzückendes Geschöpf, Fräulein Else" — Seine Stimme klingt schon wieder. Wie zuwider ist mir das, wenn es so zu klingen anfängt bei den Männern. Auch bei Fred mag ich es nicht. — „Ein entzückendes Geschöpf in der Tat." — Warum sagt er „in der Tat"? Das ist abgeschmackt. Das sagt man doch nur im Burgtheater. — „Aber so gern ich Ihren Optimismus teilen möchte — wenn der Karren einmal so verfahren ist." — „Das ist er nicht, Herr von Dorsday. Wenn ich an Papa nicht glauben würde, wenn ich nicht ganz überzeugt wäre, daß diese dreißigtausend Gulden" — Ich weiß nicht, was ich weiter sagen soll. Ich kann ihn doch nicht geradezu anbetteln. Er überlegt. Offenbar. Vielleicht weiß er die Adresse von Fiala nicht? Unsinn. Die Situation ist unmöglich. Ich sitze da wie eine arme Sünderin. Er steht vor mir und bohrt mir das Monokel in die Stirn und schweigt. Ich werde jetzt aufstehen, das ist das beste. Ich lasse mich nicht so behandeln. Papa soll sich umbringen. Ich werde mich auch umbringen. Eine Schande dieses Leben. Am besten wär's, sich dort von dem Felsen hinunterzustürzen und aus wär's. Geschähe euch recht, allen. Ich stehe auf. — „Fräulein Else" — „Entschuldigen Sie, Herr von Dorsday, daß ich Sie unter diesen Umständen überhaupt bemüht habe. Ich kann Ihr ablehnendes Verhalten natürlich vollkommen verstehen" — So, aus, ich gehe. — „Bleiben Sie, Fräulein Else." — Bleiben Sie, sagt er? Warum soll ich bleiben? Er gibt das Geld her. Ja. Ganz bestimmt. Er muß ja. Aber ich setze mich nicht noch einmal nieder. Ich bleibe stehen, als wär' es nur für eine halbe Sekunde. Ich bin ein bißchen größer als er. — „Sie haben meine Antwort noch nicht abgewartet, Else. Ich war ja schon einmal, verzeihen Sie, Else, daß ich das in diesem Zusammenhang erwähne" — Er müßte nicht so oft Else sagen — „in der Lage, dem Papa aus einer Verlegenheit zu helfen. Allerdings mit einer — noch lächerlicheren Summe als diesmal, und schmeichelte mir keineswegs mit der Hoffnung, diesen Betrag jemals wiedersehen zu dürfen, — und so wäre eigentlich kein Grund vorhanden, meine Hilfe diesmal zu verweigern. Und gar wenn ein junges Mädchen wie Sie, Else, wenn Sie selbst als Fürbitterin vor mich hintreten." — Worauf will er hinaus? Seine Stimme „klingt" nicht mehr. Oder anders! Wie sieht er mich denn

Digitized by Google

an? Er soll acht geben!! — „Also, Else, ich bin bereit — Doktor Fiala soll übermorgen um zwölf Uhr mittags die dreißigtausend Gulden haben — unter einer Bedingung" — Er soll nicht weiterreden, er soll nicht. „Herr von Dorsday, ich, ich persönlich übernehme die Garantie, daß mein Vater diese Summe zurückerstatten wird, sobald er das Honorar von Erbesheimer erhalten hat. Erbesheimers haben bisher überhaupt noch nichts gezahlt. Noch nicht einmal einen Vorschuß — Mama selbst schreibt mir" — „Lassen Sie doch, Else, man soll niemals eine Garantie für einen anderen Menschen übernehmen, — nicht einmal für sich selbst." — Was will er? Seine Stimme klingt schon wieder. Nie hat mich ein Mensch so angeschaut. Ich ahne, wo er hinaus will. Wehe ihm! — „Hätte ich es vor einer Stunde für möglich gehalten, daß ich in einem solchen Falle überhaupt mir jemals einfallen lassen würde, eine Bedingung zu stellen? Und nun tue ich es doch. Ja, Else, man ist eben nur ein Mann, und es ist nicht meine Schuld, daß Sie so schön sind, Else." — Was will er? Was will er —? — „Vielleicht hätte ich heute oder morgen das Gleiche von Ihnen erbeten, was ich jetzt erbitten will, auch wenn Sie nicht eine Million, pardon — dreißigtausend Gulden von mir gewünscht hätten. Aber freilich, unter anderen Umständen hätten Sie mir wohl kaum Gelegenheit vergönnt, so lange Zeit unter vier Augen mit Ihnen zu reden" — „O, ich habe Sie wirklich allzu lange in Anspruch genommen, Herr von Dorsday." Das habe ich gut gesagt. Fred wäre zufrieden. Was ist das? Er faßt nach meiner Hand? Was fällt ihm denn ein? — „Wissen Sie es denn nicht schon lange, Else. — Er soll meine Hand loslassen! Nun, Gott sei Dank, er läßt sie los. Nicht so nah, nicht so nah. — „Sie müßten keine Frau sein, Else, wenn Sie es nicht gemerkt hätten. Je vous désire." — Er hätte es auch deutsch sagen können, der Herr Vicomte. — „Muß ich noch mehr sagen?" — „Sie haben schon zu viel gesagt, Herr Dorsday." Und ich stehe noch da. Warum denn? Ich gehe, ich gehe ohne Gruß. — „Else! Else!" — Nun ist er wieder neben mir. — „Verzeihen Sie mir, Else. Auch ich habe nur einen Scherz gemacht, geradeso wie Sie vorher mit der Million. Auch meine Forderung stelle ich nicht so hoch — als Sie gefürchtet haben, wie ich leider sagen muß, — so daß die geringere Sie vielleicht angenehm überraschen

Digitized by Google

wird. Bitte, bleiben Sie doch stehen, Else.“ – Ich bleibe wirklich stehen. Warum denn? Da stehen wir uns gegenüber. Hätte ich ihm nicht einfach ins Gesicht schlagen sollen? Wäre nicht noch jetzt Zeit dazu? Die zwei Engländer kommen vorbei. Jetzt wäre der Moment. Gerade darum. Warum tu' ich es denn nicht? Ich bin feig, ich bin zerbrochen, ich bin erniedrigt. Was wird er nun wollen statt der Million? Einen Kuß vielleicht? Darüber ließe sich reden. Eine Million zu dreißigtausend verhält sich wie – – Komische Gleichungen gibt es. – „Wenn Sie wirklich einmal eine Million brauchen sollten, Else, – ich bin zwar kein reicher Mann, dann wollen wir sehen. Aber für diesmal will ich genügsam sein, wie Sie. Und für diesmal will ich nichts anderes, Else, als – Sie sehen.“ – Ist er verrückt? Er sieht mich doch. – Ah, so meint er das, so! Warum schlage ich ihm nicht ins Gesicht, dem Schuften! Bin ich rot geworden oder blaß? Nackt willst du mich sehen? Das möchte mancher. Ich bin schön, wenn ich nackt bin. Warum schlage ich ihm nicht ins Gesicht? Riesengroß ist sein Gesicht. Warum so nah, du Schuft? Ich will deinen Atem nicht auf meinen Wangen. Warum lasse ich ihn nicht einfach stehen? Bannt mich sein Blick? Wir schauen uns ins Auge wie Todfeinde. Ich möchte ihm Schuft sagen, aber ich kann nicht. Oder will ich nicht? – „Sie sehen mich an, Else, als wenn ich verrückt wäre. Ich bin es vielleicht ein wenig, denn es geht ein Zauber von Ihnen aus, Else, den Sie selbst wohl nicht ahnen. Sie müssen fühlen, Else, daß meine Bitte keine Beleidigung bedeutet. Ja, Bitte sage ich, wenn sie auch einer Erpressung zum Verzweifeln ähnlich sieht. Aber ich bin kein Erpresser, ich bin nur ein Mensch, der mancherlei Erfahrungen gemacht hat, – unter andern die, daß alles auf der Welt seinen Preis hat und daß einer, der sein Geld verschenkt, wenn er in der Lage ist, einen Gegenwert dafür zu bekommen, ein ausgemachter Narr ist. Und – was ich mir diesmal kaufen will, Else, so viel es auch ist, Sie werden nicht ärmer dadurch, daß Sie es verkaufen. Und daß es ein Geheimnis bleiben würde zwischen Ihnen und mir, das schwöre ich Ihnen, Else, bei – bei all den Reizen, durch deren Enthüllung Sie mich beglücken würden.“ – Wo hat er so reden gelernt? Es klingt wie aus einem Buch. – „Und ich schwöre Ihnen auch, daß ich – von der Situation

Digitized by Google

keinen Gebrauch machen werde, der in unserem Vertrag nicht vorgesehen war. Nichts anderes verlange ich von Ihnen, als eine Viertelstunde dastehen dürfen in Andacht vor Ihrer Schönheit. Mein Zimmer liegt im gleichen Stockwerk wie das Ihre, Else, Nummer fünfundsechzig, leicht zu merken. Der schwedische Tennisspieler, von dem Sie heut' sprachen, war doch gerade fünfundsechzig Jahre alt?" — Er ist verrückt! Warum lasse ich ihn weiterreden? Ich bin gelähmt. — „Aber wenn es Ihnen aus irgendeinem Grunde nicht paßt, mich auf Zimmer Nummer fünfundsechzig zu besuchen, Else, so schlage ich Ihnen einen kleinen Spaziergang nach dem Diner vor. Es gibt eine Lichtung im Walde, ich habe sie neulich ganz zufällig entdeckt, kaum fünf Minuten weit von unserem Hotel. — Es wird eine wundervolle Sommernacht heute, beinahe warm, und das Sternenlicht wird Sie herrlich kleiden." — Wie zu einer Sklavin spricht er. Ich spucke ihm ins Gesicht. — „Sie sollen mir nicht gleich antworten, Else. Überlegen Sie. Nach dem Diner werden Sie mir gütigst Ihre Entscheidung kundtun." — Warum sagt er den „kundtun". Was für ein blödes Wort: kundtun. — „Überlegen Sie in aller Ruhe. Sie werden vielleicht spüren, daß es nicht einfach ein Handel ist, den ich Ihnen vorschlage." — Was denn, du klingender Schuft! — „Sie werden möglicherweise ahnen, daß ein Mann zu Ihnen spricht, der ziemlich einsam und nicht besonders glücklich ist und der vielleicht einige Nachsicht verdient." — Affektierter Schuft. Spricht wie ein schlechter Schauspieler. Seine gepflegten Finger sehen aus wie Krallen. Nein, nein, ich will nicht. Warum sag' ich es denn nicht. Bring' dich um, Papa! Was will er denn mit meiner Hand? Ganz schlaff ist mein Arm. Er führt meine Hand an seine Lippen. Heiße Lippen. Pfui! Meine Hand ist kalt. Ich hätte Lust, ihm den Hut herunter zu blasen. Ha, wie komisch wär' das. Bald ausgeküßt, du Schuft? — Die Bogenlampen vor dem Hotel brennen schon. Zwei Fenster stehen offen im dritten Stock. Das, wo sich der Vorhang bewegt, ist meines. Oben auf dem Schrank glänzt etwas. Nichts liegt oben, es ist nur der Messingbeschlag. — „Also auf Wiedersehen, Else." — Ich antworte nichts. Regungslos stehe ich da. Er sieht mir ins Auge. Mein Gesicht ist undurchdringlich. Er weiß gar nichts. Er weiß nicht, ob ich kommen werde oder nicht. Ich weiß es auch nicht. Ich weiß nur, daß alles aus ist. Ich bin

Digitized by Google

halbtot. Da geht er. Ein wenig gebückt. Schuft! Er fühlt meinen Blick auf seinem Nacken. Wen grüßt er denn? Zwei Damen. Als wäre er ein Graf, so grüßt er. Paul soll ihn fordern und ihn totschießen. Oder Rudi. Was glaubt er denn eigentlich? Unverschämter Kerl! Nie und nimmer. Es wird dir nichts anderes übrig bleiben, Papa, du mußt dich umbringen. — Die Zwei kommen offenbar von einer Tour. Beide hübsch, er und sie. Haben sie noch Zeit, sich vor dem Diner umzukleiden? Sind gewiß auf der Hochzeitsreise oder vielleicht gar nicht verheiratet. Ich werde nie auf einer Hochzeitsreise sein. Dreißigtausend Gulden. Nein, nein, nein! Gibt es keine dreißigtausend Gulden auf der Welt? Ich fahre zu Fiala. Ich komme noch zurecht. Gnade, Gnade, Herr Doktor Fiala. Mit Vergnügen, mein Fräulein. Bemühen Sie sich in mein Schlafzimmer. — Tu mir doch den Gefallen, Paul, verlange dreißigtausend Gulden von deinem Vater. Sage, du hast Spielschulden, du mußt dich sonst erschießen. Gern, liebe Kusine. Ich habe Zimmer Nummer soundsoviel, um Mitternacht erwarte ich dich. O, Herr von Dorsday, wie bescheiden sind Sie. Vorläufig. Jetzt kleidet er sich um. Smoking. Also entscheiden wir uns. Wiese im Mondenschein oder Zimmer Nummer fünfundsechzig? Wird er mich im Smoking in den Wald begleiten?

Es ist noch Zeit bis zum Diner. Ein bißchen spazierengehen und die Sache in Ruhe überlegen. Ich bin ein einsamer alter Mann, haha. Himmlische Luft, wie Champagner. Gar nicht mehr kühl — dreißigtausend . . . dreißigtausend . . . Ich muß mich jetzt sehr hübsch ausnehmen in der weiten Landschaft. Schade, daß keine Leute mehr im Freien sind. Dem Herrn dort am Waldesrand gefalle ich offenbar sehr gut. O, mein Herr, nackt bin ich noch viel schöner, und es kostet einen Spottpreis, dreißigtausend Gulden. Vielleicht bringen Sie Ihre Freunde mit, dann kommt es billiger. Hoffentlich haben Sie lauter hübsche Freunde, hübschere und jüngere als Herr von Dorsday? Kennen Sie Herrn von Dorsday? Ein Schuft ist er — ein klingender Schuft . . .

Also überlegen, überlegen . . . Ein Menschenleben steht auf dem Spiel. Das Leben von Papa. Aber nein, er bringt sich nicht um, er wird sich lieber einsperren lassen. Drei Jahre schwerer Kerker oder fünf. In dieser ewigen Angst lebt er schon fünf oder zehn Jahre . . . Mündelgelder . . . Und Mama geradeso. Und ich doch auch. — Vor wem werde ich mich das nächste Mal nackt ausziehen müssen? Oder bleiben wir der Einfachheit wegen bei Herrn Dorsday? Seine jetzige

Digitized by Google

Geliebte ist ja nichts Feines „unter uns gesagt". Ich wäre ihm gewiß lieber. Es ist gar nicht so ausgemacht, ob ich viel feiner bin. Tun Sie nicht vornehm, Fräulein Else, ich könnte Geschichten von Ihnen erzählen . . . einen gewissen Traum zum Beispiel, den sie schon dreimal gehabt haben — von dem haben Sie nicht einmal Ihrer Freundin Bertha erzählt. Und die verträgt doch was. Und wie war denn das heuer in Gmunden in der Früh um sechs auf dem Balkon, mein vornehmes Fräulein Else? Haben Sie die zwei jungen Leute im Kahn vielleicht gar nicht bemerkt, die Sie angestarrt haben? Mein Gesicht haben sie vom See aus freilich nicht genau ausnehmen können, aber daß ich im Hemd war, das haben sie schon bemerkt. Und ich hab' mich gefreut. Ah, mehr als gefreut. Ich war wie berauscht. Mit beiden Händen hab' ich mich über die Hüften gestrichen und vor mir selber hab' ich getan, als wüßte ich nicht, daß man mich sieht. Und der Kahn hat sich nicht vom Fleck bewegt. Ja, so bin ich, so bin ich. Ein Luder, ja. Sie spüren es ja alle. Auch Paul spürt es. Natürlich, er ist ja Frauenarzt. Und der Marineleutnant hat es ja auch gespürt und der Maler auch. Nur Fred, der dumme Kerl spürt es nicht. Darum liebt er mich ja. Aber gerade vor ihm möchte ich nicht nackt sein, nie und nimmer. Ich hätte gar keine Freude davon. Ich möchte mich schämen. Aber vor dem Filou mit dem Römerkopf — wie gern. Am allerliebsten vor dem. Und wenn ich gleich nachher sterben müßte. Aber er ist ja nicht notwendig gleich nachher zu sterben. Man überlebt es. Die Bertha hat mehr überlebt. Cissy liegt sicher auch nackt da, wenn Paul zu ihr schleicht durch die Hotelgänge, wie ich heute Nacht zu Herrn von Dorsday schleichen werde.

Nein, nein. Ich will nicht. Zu jedem andern — aber nicht zu ihm. Zu Paul meinetwegen. Oder ich such' mir einen aus heute abend beim Diner. Es ist ja alles egal. Aber ich kann doch nicht jedem sagen, daß ich dreißigtausend Gulden dafür haben will! Da wäre ich ja wie ein Frauenzimmer von der Kärnthnerstraße. Nein, ich verkaufe mich nicht. Niemals. Nie werde ich mich verkaufen. Ich schenke mich her. Ja, wenn ich einmal den Rechten finde, schenke ich mich her. Aber ich verkaufe mich nicht. Ein Luder will ich sein, aber nicht eine Dirne. Sie haben sich verrechnet, Herr von Dorsday. Und der Papa auch. Ja, verrechnet hat er sich. Er muß es ja vorher gesehen haben. Er kennt ja die Menschen. Er kennt doch den Herrn von Dorsday. Er hat sich doch denken können, daß der Herr Dorsday nicht für nichts und wieder nichts. — Sonst hätte er

Digitized by Google

doch telegraphieren oder selber herreisen können. Aber so war es bequemer und sicherer, nicht wahr, Papa? Wenn man eine so hübsche Tochter hat, wozu braucht man ins Zuchthaus zu spazieren? Und die Mama, dumm wie sie ist, setzt sich hin und schreibt den Brief. Der Papa hat sich nicht getraut. Da hätte ich es ja gleich merken müssen. Aber es soll Euch nicht glücken. Nein, du hast zu sicher auf meine kindliche Zärtlichkeit spekuliert, Papa, zu sicher darauf gerechnet, daß ich lieber jede Gemeinheit erdulden würde als dich die Folgen deines verbrecherischen Leichtsinns tragen zu lassen. Ein Genie bist du ja. Herr von Dorsday sagt es, alle Leute sagen es. Aber was hilft mir das. Fiala ist eine Null, aber er unterschlägt keine Mündelgelder, sogar Waldheim ist nicht in einem Atem mit dir zu nennen . . . Wer hat das nur gesagt? Der Doktor Froriep. Ein Genie ist Ihr Papa. — Und ich hab' ihn erst einmal reden gehört! — Im vorigen Jahr im Schwurgerichtssaal — — zum ersten- und letztenmal! Herrlich! Die Tränen sind mir über die Wangen gelaufen. Und der elende Kerl, den er verteidigt hat, ist freigesprochen worden. Er war vielleicht gar kein so elender Kerl. Er hat jedenfalls nur gestohlen, keine Mündelgelder veruntreut, um Bakkarat zu spielen und auf der Börse zu spekulieren. Und jetzt wird der Papa selber vor den Geschworenen stehen. In allen Zeitungen wird man es lesen. Zweiter Verhandlungstag, dritter Verhandlungstag; der Verteidiger erhob sich zu einer Replik. Wer wird denn sein Verteidiger sein? Kein Genie. Nichts wird ihm helfen. Einstimmig schuldig. Verurteilt auf fünf Jahre. Stein, Sträflingskleid, geschorene Haare. Einmal im Monat darf man ihn besuchen. Ich fahre mit Mama hinaus, dritter Klasse. Wir haben ja kein Geld. Keiner leiht uns was. Kleine Wohnung in der Lerchenfelderstraße, so wie die, wo ich die Nähterin besucht habe vor zehn Jahren. Wir bringen ihm etwas zu essen mit. Woher denn? Wir haben ja selber nichts. Onkel Viktor wird uns eine Rente aussetzen. Dreihundert Gulden monatlich. Rudi wird in Holland sein bei Vanderhulst — wenn man noch auf ihn reflektiert. Die Kinder des Sträflings! Roman von Temme in drei Bänden. Der Papa empfängt uns im gestreiften Sträflingsanzug. Er schaut nicht bös drein, nur traurig. Er kann ja gar nicht bös dreinschauen. — Else, wenn du mir damals das Geld verschafft hättest, das wird er sich denken, aber er wird nichts sagen. Er wird nicht das Herz haben, mir Vorwürfe zu machen. Er ist ja seelengut, nur leichtsinnig ist er. Sein Verhängnis ist die Spielleidenschaft. Er kann ja nichts dafür, es ist eine Art von Wahnsinn. Viel-

Digitized by Google

leicht spricht man ihn frei, weil er wahnsinnig ist. Auch den Brief hat er vorher nicht überlegt. Es ist ihm vielleicht gar nicht eingefallen, daß Dorsday die Gelegenheit benützen könnte, und so eine Gemeinheit von mir verlangen wird. Er ist ein guter Freund unseres Hauses, er hat dem Papa schon einmal achttausend Gulden geliehen. Wie soll man so was von einem Menschen denken. Zuerst hat der Papa sicher alles andere versucht. Was muß er durchgemacht haben, ehe er die Mama veranlaßt hat, diesen Brief zu schreiben? Von einem zum andern ist er gelaufen, von Warsdorf zu Burin, von Burin zu Wertheimstein und weiß Gott noch zu wem. Bei Onkel Karl war er gewiß auch. Und alle haben sie ihm in Stich gelassen. Alle die sogenannten Freunde. Und nun ist Dorsday seine Hoffnung, seine letzte Hoffnung. Und wenn das Geld nicht kommt, so bringt er sich um. Natürlich bringt er sich um. Er wird sich doch nicht einsperren lassen. Untersuchungshaft, Verhandlung, Schwurgericht, Kerker, Sträflingsgewand. Nein, nein! Wenn der Haftbefehl kommt, erschießt er sich oder hängt sich auf. Am Fensterkreuz wird er hängen. Man wird herüberschicken vom Haus vis-a-vis, der Schlosser wird aufsperren müssen und ich bin Schuld gewesen. Und jetzt sitzt er zusammen mit Mama im selben Zimmer, wo er übermorgen hängen wird, und raucht eine Havannazigarre. Woher hat er immer noch Havannazigarren? Ich höre ihn sprechen, wie er die Mama beruhigt. Verlaß dich drauf, Dorsday weist das Geld an. Bedenke doch, ich habe ihm heuer im Winter eine große Summe durch meine Intervention gerettet. Und dann kommt der Prozeß Erbesheimer . . . — Wahrhaftig. — Ich höre ihn sprechen. Telepathie! Merkwürdig. Auch Fred seh ich in diesem Moment. Er geht mit einem Mädel im Stadtpark am Kursalon vorbei. Sie hat eine hellblaue Bluse und lichte Schuhe und ein bißl heiser ist sie. Das weiß ich alles ganz bestimmt. Wenn ich nach Wien komme, werde ich Fred fragen, ob er am dritten September zwischen halb acht und acht Uhr abends mit seiner Geliebten im Stadtpark war.

Wohin denn noch? Was ist denn mit mir? Beinahe ganz dunkel. Wie schön und ruhig. Weit und breit kein Mensch. Nun sitzen sie alle schon beim Diner. Telepathie? Nein, das ist noch keine Telepathie. Ich habe ja früher das Tamtam gehört. Wo ist die Else? wird sich Paul denken. Es wird allen auffallen, wenn ich zur Vorspeise noch nicht da bin. Sie werden zu mir heraufschicken. Was ist das mit Else? Sie ist doch sonst so pünktlich? Auch die zwei Herren

Digitized by Google

am Fenster werden denken: Wo ist denn heute das schöne junge Mädel mit dem rötlich blonden Haar? Und Herr von Dorsday wird Angst bekommen. Er ist sicher feig. Beruhigen Sie sich, Herr von Dorsday, es wird Ihnen nichts geschehen. Ich verachte Sie ja so sehr. Wenn ich wollte, morgen abend wären Sie ein toter Mann. – Ich bin überzeugt, Paul würde ihn fordern, wenn ich ihm die Sache erzählte. Ich schenke Ihnen das Leben, Herr von Dorsday.

Wie ungeheuer weit die Wiesen und wie riesig schwarz die Berge. Keine Sterne beinahe. Ja doch, drei, vier, – es werden schon mehr. Und so still der Wald hinter mir. Schön hier auf der Bank am Waldesrand zu sitzen. So fern, so fern das Hotel und so märchenhaft leuchtet es her. Und was für Schufte sitzen drin. Ach nein, Menschen, arme Menschen, sie tun mir alle so leid. Auch die Marchesa tut mir leid, ich weiß nicht warum, und die Frau Winawer und die Bonne von Cissys kleinem Mädel. Sie sitzt nicht an der Table d'hote, sie hat schon früher mit Fritzi gegessen. Was ist das nur mit Else, fragt Cissy. Wie, auf ihrem Zimmer ist sie auch *nicht*? Alle haben sie Angst um mich, ganz gewiß. Nur ich habe keine Angst. Ja, da bin ich in Martino di Castrozza, sitze auf einer Bank am Waldesrand und die Luft ist wie Champagner und mir scheint gar, ich weine. Ja, warum weine ich denn? Es ist doch kein Grund zu weinen. Das sind die Nerven. Ich muß mich beherrschen. Ich darf mich nicht so gehen lassen. Aber das Weinen ist gar nicht unangenehm. Das Weinen tut mir immer wohl. Wie ich *unsere* alte Französin besucht habe im Krankenhaus, die dann gestorben ist, habe ich auch geweint. Und beim Begräbnis von der Großmama, und wie die Berta nach Nürnberg gereist ist und wie das Kleine von der Agathe gestorben ist und im Theater bei der Kameliendame hab ich auch geweint. Wer wird weinen, wenn ich tot bin? O, wie schön wäre das tot zu sein. Aufgebahrt liege ich im Salon, die Kerzen brennen. Lange Kerzen. Zwölf lange Kerzen. Unten *steht* schon der Leichenwagen. Vor dem Haustor stehen Leute. Wie alt war sie denn? Erst neunzehn. Wirklich erst neunzehn? – Denken sie sich, ihr Papa ist im Zuchthaus. Warum hat sie sich denn umgebracht? Aus unglücklicher Liebe zu einem Filou. Aber was fällt Ihnen denn ein? Sie hätte ein Kind kriegen sollen. Nein, sie ist vom Cimone heruntergestürzt. Es ist ein Unglücksfall. Guten Tag, Herr Dorsday, Sie erweisen der kleinen Else auch die letzte Ehre? Kleine Else, sagt das alte Weib. – Warum denn? Natürlich, ich

Digitized by Google

muß ihr die letzte Ehre erweisen. Ich habe ihr ja auch die erste Schande erwiesen. O, es war der Mühe wert, Frau Winawer, ich habe noch nie einen so schönen Körper gesehen. Es hat mich nur dreißig Millionen gekostet. Ein Rubens kostet dreimal so viel. Mit Haschisch hat sie sich vergiftet. Sie wollte nur schöne Visionen haben, aber sie hat zu viel genommen und ist nicht mehr aufgewacht. Warum hat er denn ein rotes Monokel der Herr Dorsday? Wem winkt er denn mit dem Taschentuch? Die Mama kommt die Treppe herunter und küßt ihm die Hand. Pfui, pfui. Jetzt flüstern sie miteinander. Ich kann nichts verstehen, weil ich aufgebahrt bin. Der Veilchenkranz um meine Stirn ist von Paul. Die Schleifen fallen bis auf den Boden. Kein Mensch traut sich ins Zimmer. Ich stehe lieber auf und schaue zum Fenster hinaus. Was für ein großer blauer See! Hundert Schiffe mit gelben Segeln —. Die Wellen glitzern. So viel Sonne. Regatta. Die Herren haben alle Ruderleibchen. Die Damen sind im Schwimmkostüm. Das ist unanständig. Sie bilden sich ein, ich bin nackt. Wie dumm sie sind. Ich habe ja schwarze Trauerkleider an, weil ich tot bin. Ich werde es euch beweisen. Ich lege mich gleich wieder auf die Bahre hin. Wo ist sie denn? Fort ist sie. Man hat sie davongetragen. Man hat sie unterschlagen. Darum ist der Papa im Zuchthaus. Und sie haben ihn doch freigesprochen auf drei Jahre. Die Geschworenen sind alle bestochen von Fiala. Ich werde jetzt zu Fuß auf den Friedhof gehen, da erspart die Mama das Begräbnis. Wir müssen uns einschränken. Ich gehe so schnell, daß mir keiner nachkommt. Ah, wie schnell ich gehen kann. Da bleiben sie alle auf den Straßen stehen und wundern sich. Wie darf man jemanden so anschaun, der tot ist! Das ist zudringlich. Ich gehe lieber übers Feld, das ist ganz blau von Vergißmeinnicht und Veilchen. Die Marineoffiziere stehen Spalier. Guten Morgen, meine Herren. Öffnen Sie das Tor, Herr Matador. Erkennen Sie mich nicht? Ich bin ja die Tote . . . Sie müssen mir darum nicht die Hand küssen . . . Wo ist denn meine Gruft? Hat man die auch unterschlagen? Gott sei Dank, es ist gar nicht der Friedhof. Das ist ja der Park in Mentone. Der Papa wird sich freuen, daß ich nicht begraben bin. Vor den Schlangen habe ich keine Angst. Wenn mich nur keine in den Fuß beißt. O weh.

Was ist denn? Wo bin ich denn? Habe ich geschlafen? Ja. Geschlafen habe ich. Ich muß sogar geträumt haben. Mir ist so kalt in den Füßen. Im rechten Fuß ist mir kalt. Wieso denn? Da ist

Digitized by Google

am Knöchel ein kleiner Riß im Strumpf. Warum sitze ich denn noch im Wald? Es muß ja längst geleutet haben zum Diner. Dinner.

O Gott, wo war ich denn? So weit war ich fort. Was hab ich denn geträumt? Ich glaube ich war schon tot. Und keine Sorgen habe ich gehabt und mir nicht den Kopf zerbrechen müssen. Dreißigtausend, dreißigtausend ... ich habe sie noch nicht. Ich muß sie mir erst verdienen. Und da sitz ich allein am Waldesrand. Das Hotel leuchtet bis her. Ich muß zurück. Es ist schrecklich, daß ich zurück muß. Aber es ist keine Zeit mehr zu verlieren. Herr von Dorsday erwartet meine Entscheidung. Entscheidung. Entscheidung! Nein. Nein, Herr von Dorsday, kurz und gut, nein. Sie haben gescherzt, Herr von Dorsday, selbstverständlich. Ja, das werde ich ihm sagen. O, das ist ausgezeichnet. Ihr Scherz war nicht sehr vornehm, Herr von Dorsday, aber ich will Ihnen verzeihen. Ich telegraphiere morgen früh an Papa, Herr von Dorsday, daß das Geld pünktlich in Doktor Fialas Händen sein wird. Wunderbar. Das sage ich ihm. Da bleibt ihm nichts übrig, er muß das Geld abschicken. Muß? Muß er? Warum muß er denn? Und wenn er's täte, so würde er sich dann rächen irgendwie. Er würde es so einrichten, daß das Geld zu spät kommt. Oder er würde das Geld schicken und dann überall erzählen, daß er mich gehabt hat. Aber er schickt ja das Geld gar nicht ab. Nein, Fräulein Else, so haben wir nicht gewettet. Telegraphieren Sie dem Papa, was Ihnen beliebt, ich schicke des Geld nicht ab. Sie sollen nicht glauben, Fräulein Else, daß ich mich von so einem kleinen Mädel übertölpeln lasse, ich der Vicomte von Eperies.

Ich muß vorsichtig gehen. Der Weg ist ganz dunkel. Sonderbar, es ist mir wohler als vorher. Es hat sich doch gar nichts geändert und mir ist wohler. Was habe ich denn nur geträumt? Von einem Matador? Was war denn das für ein Matador? Es ist doch weiter zum Hotel, als ich gedacht habe. Sie sitzen gewiß noch alle beim Diner. Ich werde mich ruhig an den Tisch setzen und sagen, daß ich Migräne gehabt habe und lasse mir nachservieren. Herr von Dorsday wird am Ende selbst zu mir kommen und mir sagen, daß das Ganze nur ein Scherz war. Entschuldigen Sie, Fräulein Else, entschuldigen Sie den schlechten Spaß, ich habe schon an meine Bank telegraphiert. Aber er wird es nicht sagen. Er hat nicht telegraphiert. Es ist alles noch genau so wie früher. Er wartet. Herr von Dorsday wartet. Nein, ich will ihn nicht sehen. Ich kann ihn nicht mehr sehen. Ich will niemanden mehr sehen. Ich will nicht mehr ins

Digitized by Google

Hotel, ich will nicht mehr nach Hause, ich will nicht nach Wien, zu niemanden will ich, zu keinem Menschen, nicht zu Papa und nicht zu Mama, nicht zu Rudi und nicht zu Fred, nicht zu Berta und nicht zu Tante Irene. Die ist noch die beste, die würde alles verstehen. Aber ich habe nichts mehr mit ihr zu tun und mit niemandem mehr. Wenn ich zaubern könnte wäre ich ganz wo anders in der Welt. Auf irgendeinem herrlichen Schiff im Mittelländischen Meer, aber nicht allein. Mit Paul zum Beispiel. Ja, das könnte ich mir ganz gut vorstellen. Oder ich wohnte in einer Villa am Meer, und wir lägen auf den Marmorstufen, die ins Wasser führen, und er hielte mich fest in seinen Armen und bisse mich in die Lippen, wie es Albert vor zwei Jahren getan hat beim Klavier, der unverschämte Kerl. Nein. Allein möchte ich am Meer liegen auf den Marmorstufen und warten. Und endlich käme Einer oder mehrere, und ich hätte die Wahl und die Andern, die ich verschmähe, die stürzen sich aus Verzweiflung alle ins Meer. Oder sie müßten Geduld haben bis zum nächsten Tag. Ach, was wäre das für ein köstliches Leben. Wozu habe ich denn meine herrlichen Schultern und meine schönen schlanken Beine? Und wozu bin ich denn überhaupt auf der Welt? Und es geschähe ihnen ganz recht, ihnen allen, sie haben mich ja doch nur daraufhin erzogen, daß ich mich verkaufe, so oder so. Vom Theaterspielen haben sie nichts wissen wollen. Da haben sie mich ausgelacht. Und es wäre ihnen ganz recht gewesen im vorigen Jahr, wenn ich den Direktor Wilomitzer geheiratet hätte, der bald fünfzig ist. Nur daß sie mir nicht zugeredet haben. Da hat sich der Papa doch geniert. Aber die Mama hat ganz deutliche Anspielungen gemacht.

Wie riesig es dasteht das Hotel, wie eine ungeheuere beleuchtete Zauberburg. Alles ist so riesig. Die Berge auch. Man könnte sich fürchten. Noch nie waren sie so schwarz. Der Mond ist noch nicht da. Der geht erst zur Vorstellung auf, zur großen Vorstellung auf der Wiese, wenn der Herr von Dorsday seine Sklavin nackt tanzen läßt. Was geht mich denn der Herr Dorsday an? Nun, Mademoiselle Else, was machen Sie denn für Geschichten? Sie waren doch schon bereit auf und davon zu gehen, die Geliebte von fremden Männern zu werden, von einem nach dem andern. Und auf die Kleinigkeit, die Herr von Dorsday von Ihnen verlangt, kommt es Ihnen an? Für einen Perlenschmuck, für schöne Kleider, für eine Villa am Meer sind Sie bereit sich zu verkaufen? Und das Leben Ihres Vaters ist Ihnen nicht so viel wert? Es wäre gerade der richtige Anfang. Es

Digitized by Google

wäre dann gleich die Rechtfertigung für alles andere. Ihr wart es, könnt ich sagen, Ihr habt mich dazu gemacht, Ihr Alle seid Schuld, daß ich so geworden bin, nicht nur Papa und Mama. Auch der Rudi ist Schuld und der Fred und alle, alle, weil sich ja niemand um einen kümmert. Ein bißchen Zärtlichkeit, wenn man hübsch aussieht und ein bißl Besorgtheit, wenn man Fieber hat, und in die Schule schicken sie einen und zu Hause lernt man Klavier und Französisch und im Sommer geht man aufs Land und zum Geburtstag kriegt man Geschenke und bei Tisch reden sie über allerlei. Aber was in mir vorgeht und was in mir wühlt und Angst hat, habt ihr euch darum je gekümmert? Manchmal im Blick von Papa war eine Ahnung davon, Aber ganz flüchtig. Und dann war gleich wieder der Beruf da, und die Sorgen und das Börsenspiel — und wahrscheinlich irgendein Frauenzimmer ganz im geheimen, „nichts sehr Feines unter uns", — und ich war wieder allein. Nun, was tätst du Papa, was tätst du heute, wenn ich nicht da wäre?

Da stehe ich, ja da stehe ich vor dem Hotel. — Furchtbar da hineingehen zu müssen, alle die Leute sehen, den Herrn von Dorsday, die Tante, Cissy. Wie schön war das früher auf der Bank am Waldesrand, wie ich schon tot war. Matador — wenn ich nur drauf käm, was — eine Regatta war es, richtig und ich habe vom Fenster aus zugesehen. Aber wer war der Matador? — Wenn ich nur nicht so müd wäre, so furchtbar müde. Und da soll ich bis Mitternacht aufbleiben und mich dann ins Zimmer von Herrn von Dorsday schleichen? Vielleicht begegne ich der Cissy auf dem Gang. Hat sie was an unter dem Schlafrock, wenn sie zu ihm kommt? Es ist schwer, wenn man in solchen Dingen nicht geübt ist. Soll ich sie nicht um Rat fragen, die Cissy? Natürlich würde ich nicht sagen, daß es sich um Dorsday handelt, sondern sie müßte sich denken, ich habe ein nächtliches Rendezvous mit einem von den hübschen jungen Leuten hier im Hotel. Zum Beispiel mit dem langen blonden Menschen, der die leuchtenden Augen hat. Aber der ist ja nicht mehr da. Plötzlich war er verschwunden. Ich habe doch gar nicht an ihn gedacht bis zu diesem Augenblick. Aber es ist leider nicht der lange blonde Mensch mit den leuchtenden Augen, auch der Paul ist es nicht, es ist der Herr von Dorsday. Also wie mach' ich es denn? Was sage ich ihm? Einfach Ja? Ich kann doch nicht zu Herrn Dorsday ins Zimmer kommen. Er hat sicher lauter elegante Flakons auf dem Waschtisch, und das Zimmer riecht nach französischem

Digitized by Google

Parfüm. Nein, nicht um die Welt zu ihm. Lieber im Freien. Da geht er mich nichts an. Der Himmel ist so hoch und die Wiese ist so groß. Ich muß gar nicht an den Herrn Dorsday denken. Ich muß ihn nicht einmal anschauen. Und wenn er es wagen würde, mich anzurühren, einen Tritt bekäme er mit meinen nackten Füßen. Ach, wenn es doch ein anderer wäre, irgendein anderer. Alles, alles könnte er von mir haben heute Nacht, jeder andere, nur Dorsday nicht. Und gerade der! Gerade der! Wie seine Augen stechen und bohren werden. Mit dem Monokel wird er dastehen und grinsen. Aber nein, er wird nicht grinsen. Er wird ein vornehmes Gesicht schneiden. Elegant. Er ist ja solche Dinge gewohnt. Wie viele hat er schon so gesehen? Hundert oder tausend? Aber war schon eine darunter wie ich? Nein, gewiß nicht. Ich werde ihm sagen, daß er nicht der Erste ist, der mich so sieht. Ich werde ihm sagen, daß ich einen Geliebten habe. Aber erst, wenn die dreißigtausend Gulden an Fiala abgesandt sind. Dann werde ich ihm sagen, daß er ein Narr war, daß er mich auch hätte haben können um dasselbe Geld. — Daß ich schon zehn Liebhaber gehabt habe, zwanzig, hundert. — Aber das wird er mir ja alles nicht glauben. — Und wenn er es mir glaubt, was hilft es mir? — Wenn ich ihm nur irgendwie die Freude verderben könnte. Wenn noch einer dabei wäre? Warum nicht? Er hat ja nicht gesagt, daß er mit mir allein sein muß. Ach, Herr von Dorsday, ich habe solche Angst vor Ihnen. Wollen Sie mir nicht freundlichst gestatten, einen guten Bekannten mitzubringen? O, das ist keineswegs gegen die Abrede, Herr von Dorsday. Wenn es mir beliebte, dürfte ich das ganze Hotel dazu einladen, und Sie wären trotzdem verpflichtet, die dreißigtausend Gulden abzuschicken. Aber ich begnüge mich damit, meinen Vetter Paul mitzubringen. Oder ziehen Sie etwa einen andern vor? Der lange blonde Mensch ist leider nicht mehr da und der Filou mit dem Römerkopf leider auch nicht. Aber ich find' schon noch wen andern. Sie fürchten Indiskretion? Darauf kommt es ja nicht an. Ich lege keinen Wert auf Diskretion. Wenn man einmal so weit ist wie ich, dann ist alles ganz egal. Das ist heute ja nur der Anfang. Oder denken Sie, aus diesem Abenteuer fahre ich wieder nach Hause als anständiges Mädchen aus guter Familie? Nein, weder gute Familie noch anständiges junges Mädchen. Das wäre erledigt. Ich stelle mich jetzt auf meine eigenen Beine. Ich habe schöne Beine, Herr von Dorsday, wie Sie und die übrigen Teilnehmer des Festes bald zu bemerken

Digitized by Google

Gelegenheit haben werden. Also die Sache ist in Ordnung, Herr von Dorsday. Um zehn Uhr, während alles noch in der Halle sitzt, wandern wir im Mondenschein über die Wiese, durch den Wald nach Ihrer berühmten selbstentdeckten Lichtung. Das Telegramm an die Bank bringen Sie für alle Fälle gleich mit. Denn eine Sicherheit darf ich doch wohl verlangen von einem solchen Spitzbuben wie Sie. Und um Mitternacht können Sie wieder nach Hause gehen, und ich bleibe mit meinem Vetter oder sonstwem auf der Wiese im Mondenschein. Sie haben doch nichts dagegen, Herr von Dorsday? Das dürfen Sie gar nicht. Und wenn ich morgen früh zufällig tot sein sollte, so wundern Sie sich weiter nicht. Dann wird eben Paul das Telegramm aufgeben. Dafür wird schon gesorgt sein. Aber bilden Sie sich dann um Gottes willen nicht ein, daß Sie, elender Kerl, mich in den Tod getrieben haben. Ich weiß ja schon lange, daß es so mit mir enden wird. Fragen Sie doch nur meinen Freund Fred, ob ich es ihm nicht schon öfters gesagt habe. Fred, das ist nämlich Herr Friedrich Wenkheim, nebstbei der einzige anständige Mensch, den ich in meinem Leben kennen gelernt habe. Der einzige, den ich geliebt hätte, wenn er nicht ein gar so anständiger Mensch wäre. Ja, ein so verworfenes Geschöpf bin ich. Bin nicht geschaffen für eine bürgerliche Existenz, und Talent habe ich auch keines. Für unsere Familie wäre es sowieso das Beste, sie stürbe aus. Mit dem Rudi wird auch schon irgendein Malheur geschehen. Der wird sich in Schulden stürzen für eine holländische Chansonette und bei Vanderhulst defraudieren. Das ist schon so in unserer Familie. Und der jüngste Bruder von meinem Vater, der hat sich erschossen, wie er fünfzehn Jahre alt war. Kein Mensch weiß warum. Ich habe ihn nicht gekannt. Lassen Sie sich die Photographie zeigen, Herr von Dorsday. Wir haben sie in einem Album . . . Ich soll ihm ähnlich sehen. Kein Mensch weiß, warum er sich umgebracht hat. Und von mir wird es auch keiner wissen. Ihretwegen keinesfalls, Herr von Dorsday. Die Ehre tue ich Ihnen nicht an. Ob mit neunzehn oder einundzwanzig, das ist doch egal. Oder soll ich Bonne werden oder Telephonistin oder einen Herrn Wilomitzer heiraten oder mich von Ihnen aushalten lassen? Es ist alles gleich ekelhaft, und ich komme überhaupt gar nicht mit Ihnen auf die Wiese. Nein, das ist alles viel zu anstrengend und zu dumm und zu widerwärtig. Wenn ich tot bin, werden Sie schon die Güte haben und die paar tausend Gulden für den Papa absenden, denn es wäre doch zu traurig,

Digitized by Google

wenn er gerade an dem Tag verhaftet würde, an dem man meine Leiche nach Wien bringt. Aber ich werde einen Brief hinterlassen mit testamentarischer Verfügung: Herr von Dorsday hat das Recht, meinen Leichnam zu sehen. Meinen schönen nackten Mädchenleichnam. So können Sie sich nicht beklagen, Herr von Dorsday, daß ich Sie übers Ohr gehaut habe. Sie haben doch was für Ihr Geld. Daß ich noch lebendig sein muß, das steht nicht in unserem Kontrakt. O nein. Das steht nirgends geschrieben. Also den Anblick meines Leichnams vermache ich dem Kunsthändler Dorsday, und Herrn Fred Wenkheim vermache ich mein Tagebuch aus meinem siebzehnten Lebensjahr — weiter habe ich nicht geschrieben — und dem Fräulein bei Cissy vermache ich die fünf Zwanzigfranks-Stücke, die ich vor Jahren aus der Schweiz mitgebracht habe. Sie liegen im Schreibtisch neben den Briefen. Und Berta vermache ich das schwarze Abendkleid. Und Agathe meine Bücher. Und meinem Vetter Paul, dem vermache ich einen Kuß auf meine blassen Lippen. Und der Cissy vermache ich mein Raket, weil ich edel bin. Und man soll mich gleich hier begraben in San Martino di Castrozza auf dem schönen kleinen Friedhof. Ich will nicht mehr zurück nach Hause. Auch als Tote will ich nicht mehr zurück. Und Papa und Mama sollen sich nicht kränken, mir geht es besser als ihnen. Und ich verzeihe ihnen. Es ist nicht schade um mich. — Haha, was für ein komisches Testament. Ich bin wirklich gerührt. Wenn ich denke, daß ich morgen um die Zeit, während die andern beim Diner sitzen, schon tot bin? — Die Tante Emma wird natürlich nicht zum Diner herunterkommen und Paul auch nicht. Sie werden sich auf dem Zimmer servieren lassen. Neugierig bin ich, wie sich Cissy benehmen wird. Nur werde ich es leider nicht erfahren. Gar nichts mehr werde ich erfahren. Oder vielleicht weiß man noch alles, so lange man nicht begraben ist? Und am Ende bin ich nur scheintot. Und wenn der Herr von Dorsday an meinen Leichnam tritt, so erwache ich und schlage die Augen auf, da läßt er vor Schreck das Monokel fallen.

Aber es ist ja leider alles nicht wahr. Ich werde nicht scheintot sein und tot auch nicht. Ich werde mich überhaupt gar nicht umbringen, ich bin ja viel zu feig. Wenn ich auch eine kouragierte Kletterin bin, feig bin ich doch. Und vielleicht habe ich nicht einmal genug Veronal. Wieviel Pulver braucht man denn? Sechs glaube ich. Aber zehn ist sicherer. Ich glaube, es sind noch zehn. Ja, das werden genug sein.

Digitized by Google

Zum wievielten Mal lauf' ich jetzt eigentlich um das Hotel herum? Also was jetzt? Da steh' ich vor dem Tor. In der Halle ist noch niemand. Natürlich — sie sitzen ja noch alle beim Diner. Seltsam sieht die Halle aus so ganz ohne Menschen. Auf dem Sessel dort liegt ein Hut, ein Touristenhut, ganz fesch. Hübscher Gamsbart. Dort im Fauteuil sitzt ein alter Herr. Hat wahrscheinlich keinen Appetit mehr. Liest Zeitung. Dem geht's gut. Er hat keine Sorgen. Er liest ruhig Zeitung, und ich muß mir den Kopf zerbrechen, wie ich dem Papa dreißigtausend Gulden verschaffen soll. Aber nein. Ich weiß ja wie. Es ist ja so furchtbar einfach. Was will ich denn? Was will ich denn? Was tu' ich denn da in der Halle? Gleich werden sie alle kommen vom Diner. Was soll ich denn tun? Herr von Dorsday sitzt gewiß auf Nadeln. Wo bleibt sie, denkt er sich. Hat sie sich am Ende umgebracht? Oder engagiert sie jemanden, daß er mich umbringt? Oder hetzt sie ihren Vetter Paul auf mich? Haben Sie keine Angst, Herr von Dorsday, ich bin keine so gefährliche Person. Ein kleines Luder bin ich, weiter nichts. Für die Angst, die Sie ausgestanden haben, sollen Sie auch Ihren Lohn haben. Zwölf Uhr, Zimmer Nummer fünfundsechzig. Im Freien wäre es mir doch zu kühl. Und von Ihnen aus, Herr von Dorsday, begebe ich mich direkt zu meinem Vetter Paul. Sie haben doch nichts dagegen, Herr von Dorsday?

„Else! Else!"

Wie? Was? Das ist ja Pauls Stimme. Das Diner schon aus? — „Else!" — „Ach, Paul, was gibt's denn, Paul?" Ich stell' mich ganz unschuldig. — „Ja, wo steckst du denn, Else?" — „Wo soll ich denn stecken? Ich bin spazieren gegangen." — „Jetzt, während des Diners?" — „Na, wann denn? Es ist doch die schönste Zeit dazu." Ich red' Blödsinn. — „Die Mama hat sich schon alles Mögliche eingebildet. Ich war an deiner Zimmertür, hab' geklopft." — „Hab' nichts gehört." — „Aber im Ernst, Else, wie kannst du uns in eine solche Unruhe versetzen! Du hättest Mama doch wenigstens verständigen können, daß du nicht zum Diner kommst." — „Du hast ja Recht, Paul, aber wenn du eine Ahnung hättest, was ich für Kopfschmerzen gehabt habe." Ganz schmelzend red' ich. O, ich Luder. — „Ist dir jetzt wenigstens besser?" — „Könnt' ich eigentlich nicht sagen." — „Ich will vor allem der Mama" — „Halt Paul, noch nicht. Entschuldige mich bei der Tante, ich will nur für ein paar Minuten auf mein Zimmer, mich ein bißl

Digitized by Google

herrichten. Dann komme ich gleich herunter und werde mir eine Kleinigkeit nachservieren lassen." — „Du bist so blaß, Else? — Soll ich dir die Mama hinaufschicken?" — „Aber mach' doch keine solche Geschichten mit mir, Paul, und schau' mich nicht so an. Hast du noch nie ein weibliches Wesen mit Kopfschmerzen gesehen? Ich komme bestimmt noch herunter. In zehn Minuten spätestens. Grüß' dich Gott, Paul." — „Also auf Wiedersehen, Else." — Gott sei Dank, daß er geht. Dummer Bub', aber lieb. Was will denn der Portier von mir? Wie, ein Telegramm? „Danke. Wann ist denn die Depesche gekommen, Herr Portier?" — „Vor einer Viertelstunde, Fräulein." — Warum schaut er mich denn so an, so — bedauernd. Um Himmels willen, was wird denn da drin stehn? Ich mach' sie erst oben auf, sonst fall' ich vielleicht in Ohnmacht. Am Ende hat sich der Papa — Wenn der Papa tot ist, dann ist ja alles in Ordnung, dann muß ich nicht mehr mit Herrn von Dorsday auf die Wiese gehn. . . O, ich elende Person. Lieber Gott, mach', daß in der Depesche nichts Böses steht. Lieber Gott, mach', daß der Papa lebt. Verhaftet meinetwegen, nur nicht tot. Wenn nichts Böses drin steht, dann will ich ein Opfer bringen. Ich werde Bonne, ich nehme eine Stellung in einem Bureau an. Sei nicht tot, Papa. Ich bin ja bereit. Ich tue ja alles, was du willst . . .

Gott sei Dank, daß ich oben bin. Licht gemacht, Licht gemacht. Kühl ist es geworden. Das Fenster war zu lange offen. Courage, Courage. Ha, vielleicht steht drin, daß die Sache geordnet ist. Vielleicht hat der Onkel Bernhard das Geld hergegeben und sie telegraphieren mir: Nicht mit Dorsday reden. Ich werde es ja gleich sehen. Aber wenn ich auf den Plafond schaue, kann ich natürlich nicht lesen, was in der Depesche steht. Trala, trala, Courage. Es muß ja sein. „Wiederhole flehentliche Bitte mit Dorsday reden. Summe nicht dreißig, sondern fünfzig. Sonst alles vergeblich. Adresse bleibt Fiala." — Sondern fünzig. Sonst alles vergeblich. Trala, trala. Fünfzig. Adresse bleibt Fiala. Aber gewiß, ob fünfzig oder dreißig, darauf kommt es ja nicht an. Auch dem Herrn von Dorsday nicht. Das Veronal liegt unter der Wäsche, für alle Fälle. Warum habe ich nicht gleich gesagt: fünfzig. Ich habe doch daran gedacht! Sonst alles vergeblich. Also hinunter, geschwind, nicht da auf dem Bett sitzen bleiben. Ein kleiner Irrtum, Herr von Dorsday, verzeihen Sie. Nicht dreißig, sondern fünfzig, sonst alles vergeblich. Adresse bleibt Fiala. — „Sie halten mich wohl für einen Narren, Fräulein Else?" Keineswegs,

Digitized by Google

Herr Vicomte, wie sollte ich. Für fünfzig müßte ich jedesfalls entsprechend mehr fordern, Fräulein. Sonst alles vergeblich, Adresse bleibt Fiala. Wie Sie wünschen, Herr von Dorsday. Bitte, befehlen Sie nur. Vor allem aber, schreiben Sie die Depesche an Ihr Bankhaus, natürlich, sonst habe ich ja keine Sicherheit. —

Ja, so mach' ich es. Ich komme zu ihm ins Zimmer und erst, wenn er vor meinen Augen die Depesche geschrieben — ziehe ich mich aus. Und die Depesche behalte ich in der Hand. Ha, wie unappetitlich. Und wo soll ich denn meine Kleider hinlegen? Nein, nein, ich ziehe mich schon hier aus und nehme den großen schwarzen Mantel um, der mich ganz einhüllt. So ist es am bequemsten. Für beide Teile. Adresse bleibt Fiala. Mir klappern die Zähne. Das Fenster ist noch offen. Zugemacht. Im Freien? Den Tod hätte ich davon haben können. Schuft! Fünfzigtausend. Er kann nicht Nein sagen. Zimmer fünfundsechzig. Aber vorher sag' ich Paul, er soll in seinem Zimmer auf mich warten. Von Dorsday geh' ich direkt zu Paul und erzähle ihm alles. Und dann soll Paul ihn ohrfeigen. Ja, noch heute Nacht. Ein reichhaltiges Programm. Und dann kommt das Veronal. Nein, wozu denn? Warum denn sterben? Keine Spur. Lustig, lustig, jetzt fängt ja das Leben erst an. Ihr sollt Euere Freude haben. Ihr sollt stolz werden auf Euer Töchterlein. Ein Luder will ich werden, wie es die Welt noch nicht gesehen hat. Adresse bleibt Fiala. Du sollst deine fünfzigtausend Gulden haben, Papa. Aber die nächsten, die ich mir verdiene, um die kaufe ich mir neue Nachthemden mit Spitzen besetzt, ganz durchsichtig und köstliche Seidenstrümpfe. Man lebt nur einmal. Wozu schaut man denn so aus wie ich. Licht gemacht, — die Lampe über den Spiegel schalt' ich ein. Wie schön meine blondroten Haare sind, und meine Schultern, meine Augen sind auch nicht übel. Hu, wie groß sie sind. Es wär' schad' um mich. Zum Veronal ist immer noch Zeit. — Aber ich muß ja hinunter. Tief hinunter. Herr Dorsday wartet und er weiß noch nicht einmal, daß es indes fünfzigtausend geworden sind. Ja, ich bin im Preis gestiegen, Herr von Dorsday. Ich muß ihm das Telegramm zeigen, sonst glaubt er mir am Ende nicht und denkt, ich will ein Geschäft bei der Sache machen. Ich werde die Depesche auf sein Zimmer schicken und etwas dazu schreiben. Zu meinem lebhaften Bedauern sind es nun fünfzigtausend geworden, Herr von Dorsday, das kann Ihnen ja ganz egal sein. Und ich bin überzeugt, Ihre Gegenforderung war gar nicht ernst gemeint. Denn Sie sind ein Vicomte und ein Gentleman. Morgen

Digitized by Google

früh werden Sie die fünfzigtausend, an denen das Leben meines Vaters hängt, ohne weiters an Fiala senden. Ich rechne darauf. — „Selbstverständlich, mein Fräulein, ich sende für alle Fälle gleich hunderttausend, ohne jede Gegenleistung und verpflichte mich überdies von heute an für den Lebensunterhalt Ihrer ganzen Familie zu sorgen, die Börsenschulden Ihres Herrn Papas zu zahlen und sämtliche veruntreute Mündelgelder zu ersetzen.“ Adresse bleibt Fiala. Hahaha! Ja, genau so ist der Vicomte von Eperies. Das ist ja alles Unsinn. Was bleibt mir denn übrig? Es muß ja sein, ich muß es ja tun, alles, alles muß ich tun, was Herr von Dorsday verlangt, damit der Papa morgen das Geld hat, — damit er nicht eingesperrt wird, damit er sich nicht umbringt. Und ich werde es auch tun. Ja, ich werde es tun, obzwar doch alles für die Katz' ist. In einem halben Jahr sind wir wieder gerade so weit wie heute! In vier Wochen! — Aber dann geht es mich nichts mehr an. Das eine Opfer bringe ich — und dann keines mehr. Nie, nie, niemals wieder. Ja, das sage ich dem Papa, sobald ich nach Wien komme. Und dann fort aus dem Haus, wo immer hin. Ich werde mich mit Fred beraten. Er ist der einzige, der mich wirklich gern hat. Aber so weit bin ich ja noch nicht. Ich bin nicht in Wien, ich bin noch in Martino di Castrozza. Noch nichts ist geschehen. Also wie, wie, was? Da ist das Telegramm. Was tue ich denn mit dem Telegramm? Ich habe es ja schon gewußt. Ich muß es ihm auf sein Zimmer schicken. Aber was sonst? Ich muß ihm etwas dazu schreiben. Nun ja, was soll ich ihm schreiben? Erwarten Sie mich um zwölf. Nein, nein, nein! Den Triumph soll er nicht haben. Ich will nicht, will nicht, will nicht. Gott sei Dank, daß ich die Pulver da habe. Das ist die einzige Rettung. Wo sind sie denn? Um Gottes willen, man wird sie mir doch nicht gestohlen haben. Aber nein, da sind sie ja. Da in der Schachtel. Sind sie noch alle da? Ja, da sind sie. Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs. Ich will sie ja nur ansehen, die lieben Pulver. Es verpflichtet ja zu nichts. Auch daß ich sie ins Glas schütte, verpflichtet ja zu nichts. Eins, zwei, — aber ich bringe mich ja sicher nicht um. Fällt mir gar nicht ein. Drei, vier, fünf — davon stirbt man auch noch lange nicht. Es wäre schrecklich, wenn ich das Veronal nicht mit hätte. Da müßte ich mich zum Fenster hinunterstürzen und dazu hätt' ich doch nicht den Mut. Aber das Veronal, — man schläft langsam ein, wacht nicht mehr auf, keine Qual, kein Schmerz. Man legt sich ins Bett; in einem Zuge trinkt man es aus, träumt,

Digitized by Google

und alles ist vorbei. Vorgestern habe ich auch ein Pulver genommen und neulich sogar zwei. Pst, niemandem sagen. Heut' werden es halt ein bißl mehr sein. Es ist ja nur für alle Fälle. Wenn es mich gar gar zu sehr grausen sollte. Aber warum soll es mich denn grausen? Wenn er mich anrührt, so spucke ich ihm ins Gesicht. Ganz einfach.

Aber wie soll ich ihm denn den Brief zukommen lassen? Ich kann doch nicht dem Herrn von Dorsday durch das Stubenmädchen einen Brief schicken. Das Beste, ich gehe hinunter und rede mit ihm und zeige ihm das Telegramm. Hinunter muß ich ja jedenfalls. Ich kann doch nicht da heroben im Zimmer bleiben. Ich hielte es ja gar nicht aus, drei Stunden lang — bis der Moment kommt. Auch wegen der Tante muß ich hinunter. Ha, was geht mich denn die Tante an. Was gehen mich die Leute an? Sehen Sie, meine Herrschaften, da steht das Glas mit dem Veronal. So, jetzt nehme ich es in die Hand. So, jetzt führe ich es an die Lippen. Ja, jeden Moment kann ich drüben sein, wo es keine Tanten gibt und keinen Dorsday und keinen Vater, der Mündelgelder defraudiert . . .

Aber ich werde mich nicht umbringen. Das habe ich nicht notwendig. Ich werde auch nicht zu Herrn von Dorsday ins Zimmer gehen. Fällt mir gar nicht ein. Ich werde mich doch nicht um fünfzigtausend Gulden nackt hinstellen vor einen alten Lebemann, um einen Lumpen vor dem Kriminal zu retten. Nein, nein, entweder oder. Wie kommt denn der Herr von Dorsday dazu? Gerade der? Wenn einer mich sieht, dann sollen mich auch andere sehen. Ja! — Herrlicher Gedanke! — Alle sollen sie mich sehen. Die ganze Welt soll mich sehen. Und dann kommt das Veronal. Nein, nicht das Veronal, — wozu denn?! dann kommt die Villa mit den Marmorstufen und die schönen Jünglinge und die Freiheit und die weite Welt! Guten Abend, Fräulein Else, so gefallen Sie mir. Haha. Da unten werden sie meinen, ich bin verrückt geworden. Aber ich war noch nie so vernünftig. Zum erstenmal in meinem Leben bin ich wirklich vernünftig. Alle, alle sollen sie mich sehen! — Dann gibt es kein Zurück, kein Nachhause zu Papa und Mama, zu den Onkeln und Tanten. Dann bin ich nicht mehr das Fräulein Else, das man an irgendeinen Direktor Wilomitzer verkuppeln möchte; alle hab' ich sie so zum Narren; — den Schuften Dorsday vor allem — und komme zum zweitenmal auf die Welt... sonst alles vergeblich — Adresse bleibt Fiala. Haha!

Keine Zeit mehr verlieren, nicht wieder feig werden. Herunter das Kleid. Wer wird der Erste sein? Wirst du es sein, Vetter Paul?

Digitized by Google

Dein Glück, daß der Römerkopf nicht mehr da ist. Wirst du diese schönen Brüste küssen heute nacht? Ah, wie bin ich schön. Bertha hat ein schwarzes Seidenhemd. Raffiniert. Ich werde noch viel raffinierter sein. Herrliches Leben. Fort mit den Strümpfen, das wäre unanständig. Nackt, ganz nackt. Wie wird mich Cissy beneiden! Und andere auch. Aber sie trauen sich nicht. Sie möchten ja alle so gern. Nehmt euch ein Beispiel. Ich, die Jungfrau, ich traue mich. Ich werde mich ja zu Tod lachen über Dorsday. Da bin ich, Herr von Dorsday. Rasch auf die Post. Fünfzigtausend. So viel ist es doch wert?

Schön, schön bin ich! Schau' mich an, Nacht! Berge schaut mich an! Himmel schau' mich an, wie schön ich bin. Aber ihr seid ja blind. Was habe ich von euch. Die da unten haben Augen. Soll ich mir die Haare lösen? Nein. Da säh ich aus wie eine Verrückte. Aber ihr sollt mich nicht für verrückt halten. Nur für schamlos sollt ihr mich halten. Für eine Kanaille. Wo ist das Telegramm? Um Gottes willen, wo habe ich denn das Telegramm? Da liegt es ja, friedlich neben dem Veronal. „Wiederhole flehentlich — fünfzigtausend — sonst alles vergeblich. Adresse bleibt Fiala." Ja, das ist das Telegramm. Das ist ein Stück Papier und da stehen Worte darauf. Aufgegeben in Wien vier Uhr dreißig. Nein, ich träume nicht, es ist alles wahr. Und zu Hause warten sie auf die fünfzigtausend Gulden. Und Herr von Dorsday wartet auch. Er soll nur warten. Wir haben ja Zeit. Ah, wie hübsch ist es so nackt im Zimmer auf- und abzuspazieren. Bin ich wirklich so schön wie im Spiegel? Ach, kommen Sie doch näher, schönes Fräulein. Ich will Ihre blutroten Lippen küssen. Ich will Ihre Brüste an meine Brüste pressen. Wie schade, daß das Glas zwischen uns ist, das kalte Glas. Wie gut würden wir uns miteinander vertragen. Nicht wahr? Wir brauchten gar niemanden andern. Es gibt vielleicht gar keine andern Menschen. Es gibt Telegramme und Hotels und Berge und Bahnhöfe und Wälder, aber Menschen gibt es nicht. Die träumen wir nur. Nur der Doktor Fiala existiert mit der Adresse. Es bleibt immer dieselbe. O, ich bin keineswegs verrückt. Ich bin nur ein wenig erregt. Das ist doch ganz selbstverständlich bevor man zum zweitenmal auf die Welt kommt. Denn die frühere Else ist schon gestorben. Ja, ganz bestimmt bin ich tot. Da braucht man kein Veronal dazu. Soll ich es nicht weggießen? Das Stubenmädel könnte es aus Versehen trinken. Ich werde einen Zettel hinlegen und darauf schreiben: Gift; nein, lieber: Medizin,

Digitized by Google

— damit dem Stubenmädel nichts geschieht. So edel bin ich. So. Medizin, zweimal unterstrichen und drei Ausrufungzeichen. Jetzt kann nichts passieren. Und wenn ich dann heraufkomme und keine Lust habe mich umzubringen und nur schlafen will, dann trinke ich eben nicht das ganze Glas aus, sondern nur ein Viertel davon oder noch weniger. Ganz einfach. Alles habe ich in meiner Hand. Am einfachsten wäre, ich liefe hinunter — so wie ich bin über Gang und Stiegen. Aber nein, da könnte ich aufgehalten werden, ehe ich unten bin — und ich muß doch die Sicherheit haben, daß der Herr von Dorsday dabei ist! Sonst schickt er natürlich das Geld nicht ab, der Schmutzian. — Aber ich muß ihm ja noch schreiben. Das ist doch das Wichtigste. O, kalt ist die Sessellehne, aber angenehm. Wenn ich meine Villa am italienischen See haben werde, dann werde ich in meinem Park immer nackt herumspazieren . . . Die Füllfeder vermache ich Fred, wenn ich einmal sterbe. Aber vorläufig habe ich etwas Gescheiteres zu tun als zu sterben. „Hochverehrter Herr Vicomte" — also vernünftig Else, keine Aufschrift, weder hochverehrt, noch hochverachtet. „Ihre Bedingung, Herr von Dorsday, ist erfüllt" — — — „In dem Augenblick, da sie diese Zeilen lesen, Herr von Dorsday, ist ihre Bedingung erfüllt, wenn auch nicht ganz in der von Ihnen vorgesehenen Weise." — „Nein, wie gut das Mädel schreibt," möcht' der Papa sagen. — „Und so rechne ich darauf, daß Sie Ihrerseits Ihr Wort halten und die fünfzigtausend Gulden telegraphisch an die bekannte Adresse unverzüglich anweisen lassen werden, Else." Nein, nicht Else. Gar keine Unterschrift. So. Mein schönes gelbes Briefpapier! Hab' ich zu Weihnachten bekommen. Schad' drum. So — und jetzt Telegramm und Brief ins Kuvert. — „Herrn von Dorsday," Zimmer Nummer fünfundsechzig. Wozu die Nummer? Ich lege ihm den Brief einfach vor die Tür im Vorbeigehen. Aber ich muß nicht. Ich muß überhaupt gar nichts. Wenn es mir beliebt, kann ich mich jetzt auch ins Bett legen und schlafen und mich um nichts mehr kümmern. Nicht um den Herrn von Dorsday und nicht um den Papa. Ein gestreifter Sträflingsanzug ist auch ganz elegant. Und erschossen haben sich schon viele. Und sterben müssen wir alle.

Aber du hast ja das alles vorläufig nicht nötig, Papa. Du hast ja deine herrlich gewachsene Tochter, und Adresse bleibt Fiala. Ich werde eine Sammlung einleiten. Mit dem Teller werde ich herumgehen. Warum sollte nur Herr von Dorsday zahlen? Das wäre ein Unrecht. Jeder nach seinen Verhältnissen. Wieviel wird Paul auf den Teller

Digitized by Google

legen? Und wieviel der Herr mit dem goldenen Zwicker? Aber bildet euch nur ja nicht ein, daß das Vergnügen lange dauern wird. Gleich hülle ich mich wieder ein, laufe die Treppen hinauf in mein Zimmer, sperre mich ein und, wenn es mir beliebt, trinke ich das ganze Glas auf einen Zug. Aber es wird mir nicht belieben. Es wäre nur eine Feigheit. Sie verdienen gar nicht so viel Respekt, die Schufte. Schämen vor euch? Ich mich schämen vor irgend wem? Das habe ich wirklich nicht nötig. Laß dir noch einmal in die Augen sehen, schöne Else. Was du für Riesenaugen hast, wenn man näher kommt. Ich wollte, es küßte mich einer auf meine Augen, auf meinen blutroten Mund. Kaum über die Knöchel reicht mein Mantel. Man wird sehen, daß meine Füße nackt sind. Was tut's, man wird noch mehr sehen! Aber ich bin nicht verpflichtet. Ich kann gleich wieder umkehren, noch bevor ich unten bin. Im ersten Stock kann ich umkehren. Ich muß überhaupt nicht hinuntergehen. Aber ich will ja. Ich freue mich drauf. Hab' ich mir nicht mein ganzes Leben lang so was gewünscht?

Worauf warte ich denn noch? Ich bin ja bereit. Die Vorstellung kann beginnen. Den Brief nicht vergessen. Eine aristokratische Schrift behauptet Fred. Auf Wiedersehen, Else. Du bist schön mit dem Mantel. Florentinerinnen haben sich so malen lassen. In den Galerien hängen ihre Bilder und es ist eine Ehre für sie. — Man muß gar nichts bemerken, wenn ich den Mantel um habe. Nur die Füße, nur die Füße. Ich nehme die schwarzen Lackschuhe, dann denkt man, es sind fleischfarbene Strümpfe. So werde ich durch die Halle gehen, und kein Mensch wird ahnen, daß unter dem Mantel nichts ist als ich, als ich, ich selber. Und dann kann ich immer noch herauf . . . — Wer spielt denn da unten so schön Klavier? Chopin? — Herr von Dorsday wird etwas nervös sein. Vielleicht hat er Angst vor Paul. Nur Geduld, Geduld, wird sich alles finden. Ich weiß noch gar nichts, Herr von Dorsday, ich bin selber schrecklich gespannt. Licht ausschalten! Ist alles in Ordnung in meinem Zimmer? Leb wohl, Veronal, auf Wiedersehen. Leb wohl, mein heißgeliebtes Spiegelbild. Wie du im Dunkel leuchtest. Ich bin schon ganz gewohnt, unter dem Mantel nackt zu sein. Ganz angenehm. Wer weiß, ob nicht manche so in der Halle sitzen und keiner weiß es? Ob nicht manche Dame so ins Theater geht und so in ihrer Loge sitzt — zum Spaß oder aus anderen Gründen.

Soll ich zusperren? Wozu? Hier wird ja nichts gestohlen. Und

Digitized by Google

wenn auch — ich brauche ja nichts mehr. Schluß . . . Wo ist denn Nummer fünfundsechzig? Niemand ist auf dem Gang. Alles noch unten beim Diner. Einundsechzig . . . zweiundsechzig . . . das sind ja riesige Bergschuhe, die da vor der Türe stehen. Da hängt eine Hose am Haken. Wie unanständig. Vierundsechzig, fünfundsechzig. So. Da wohnt er, der Vicomte . . . Da unten lehn' ich den Brief hin, an die Tür. Da muß er ihn gleich sehen. Es wird ihn doch keiner stehlen? So, da liegt er . . . Macht nichts . . . Ich kann noch immer tun, was ich will. Hab' ich ihn halt zum Narrn gehalten . . . Wenn ich ihn nur jetzt nicht auf der Treppe begegne. Da kommt ja . . . nein, das ist er nicht! . . . Der ist viel hübscher als der Herr von Dorsday, sehr elegant, mit dem kleinen schwarzen Schnurrbart. Wann ist denn der angekommen? Ich könnte eine kleine Probe veranstalten — ein ganz klein wenig den Mantel lüften. Ich habe große Lust dazu. Schauen Sie mich nur an, mein Herr. Sie ahnen nicht, an wem Sie da vorübergehen. Schade, daß Sie gerade jetzt sich heraufbemühen. Warum bleiben Sie nicht in der Halle? Sie versäumen etwas. Große Vorstellung. Warum halten Sie mich nicht auf? Mein Schicksal liegt in Ihrer Hand. Wenn Sie mich grüßen, so kehre ich wieder um. So grüßen Sie mich doch. Ich sehe Sie doch so liebenswürdig an . . . Er grüßt nicht. Vorbei ist er. Er wendet sich um, ich spüre es. Rufen Sie, grüßen Sie! Retten Sie mich! Vielleicht sind Sie an meinem Tode schuld, mein Herr! Aber Sie werden es nie erfahren. Adresse bleibt Fiala . . .

Wo bin ich? Schon in der Halle? Wie bin ich daher gekommen? So wenig Leute und so viele Unbekannte. Oder sehe ich so schlecht? Wo ist Dorsday? Er ist nicht da. Ist es ein Wink des Schicksals? Ich will zurück. Ich will einen andern Brief an Dorsday schreiben. Ich erwarte Sie in meinem Zimmer um Mitternacht. Bringen Sie die Depesche an Ihre Bank mit. Nein. Er könnte es für eine Falle halten. Könnte auch eine sein. Ich könnte Paul bei mir versteckt haben, und er könnte ihn mit dem Revolver zwingen, uns die Depesche auszuliefern. Erpressung. Ein Verbrecherpaar. Wo ist Dorsday? Dorsday, wo bist du? Hat er sich vielleicht umgebracht aus Reue über meinen Tod? Im Spielzimmer wird er sein. Gewiß. An einem Kartentisch wird er sitzen. Dann will ich ihm von der Tür aus mit den Augen ein Zeichen geben. Er wird sofort aufstehen. „Hier bin ich, mein Fräulein." Seine Stimme wird klingen. „Wollen wir ein wenig promenieren, Herr Dorsday?" „Wie es beliebt, Fräulein Else."

Digitized by Google

Wir gehen über den Marienweg zum Walde hin. Wir sind allein. Ich schlage den Mantel auseinander. Die fünfzigtausend sind fällig. Die Luft ist kalt, ich bekomme eine Lungenentzündung und sterbe ... Warum sehen mich die zwei Damen an? Merken sie was? Warum bin ich denn da? Bin ich verrückt? Ich werde zurückgehen in mein Zimmer, mich geschwind ankleiden, das blaue, drüber den Mantel wie jetzt, aber offen, da kann niemand glauben, daß ich vorher nichts angehabt habe ... Ich kann nicht zurück. Ich will auch nicht zurück. Wo ist Paul! Wo ist Tante Emma? Wo ist Cissy? Wo sind sie denn alle? Keiner wird es merken ... Man kann es ja gar nicht merken. Wer spielt so schön? Chopin? Nein, Schumann.

Ich irre in der Halle umher wie eine Fledermaus. Fünfzigtausend! Die Zeit vergeht. Ich muß diesen verfluchten Herrn von Dorsday finden. Nein, ich muß in mein Zimmer zurück ... Ich werde Veronal trinken. Nur einen kleinen Schluck, dann werde ich gut schlafen... Nach getaner Arbeit ist gut ruhen ... Aber die Arbeit ist noch nicht getan ... Wenn der Kellner den schwarzen Kaffee dem alten Herrn dort serviert, so geht alles gut aus. Und wenn er ihn dem jungen Ehepaar in der Ecke bringt, so ist alles verloren. Wieso? Was heißt das? Zu dem alten Herrn bringt er den Kaffee. Triumph! Alles geht gut aus. Ha, Cissy und Paul! Da draußen vor dem Hotel gehen sie auf und ab. Sie reden ganz vergnügt miteinander. Er regt sich nicht sonderlich auf wegen meiner Kopfschmerzen. Schwindler! ... Cissy hat keine so schönen Brüste wie ich. Freilich, sie hat ja ein Kind ... Was reden die Zwei? Wenn man es hören könnte! Was geht es mich an, was sie reden? Aber ich könnte auch vors Hotel gehen, ihnen guten Abend wünschen und dann weiter, weiterflattern über die Wiese, in den Wald, hinaufsteigen, klettern, immer höher, bis auf den Cimone hinauf, mich hinlegen, einschlafen, erfrieren. Geheimnisvoller Selbstmord einer jungen Dame der Wiener Gesellschaft. Nur mit einem schwarzen Abendmantel bekleidet, wurde das schöne Mädchen an einer unzugänglichen Stelle des Cimone della Pala tot aufgefunden ... Aber vielleicht findet man mich nicht ... Oder erst im nächsten Jahr. Oder noch später. Verwest. Als Skelett. Doch besser, hier in der geheizten Halle sein und nicht erfrieren. Nun, Herr von Dorsday, wo stecken Sie denn eigentlich? Bin ich verpflichtet zu warten? Sie haben mich zu suchen, nicht ich Sie. Ich will noch im Spielsaal nachschauen. Wenn er dort nicht ist, hat er sein Recht verwirkt. Und ich schreibe ihm: Sie waren nicht zu

Digitized by Google

finden, Herr von Dorsday, Sie haben freiwillig verzichtet; das entbindet Sie nicht von der Verpflichtung, das Geld sofort abzuschicken. Das Geld. Was für ein Geld denn? Was kümmert mich das? Es ist mir doch ganz gleichgültig, ob er das Geld abschickt oder nicht. Ich habe nicht das geringste Mitleid mehr mit Papa. Mit keinem Menschen habe ich Mitleid. Auch mit mir selber nicht. Mein Herz ist tot. Ich glaube, es schlägt gar nicht mehr. Vielleicht habe ich das Veronal schon getrunken . . . Warum schaut mich die holländische Familie so an? Man kann doch unmöglich was merken. Der Portier sieht mich auch so verdächtig an. Ist vielleicht noch eine Depesche gekommen? Achtzigtausend? Hunderttausend? Adresse bleibt Fiala. Wenn eine Depesche da wäre, würde er es mir sagen. Er sieht mich hochachtungsvoll an. Er weiß nicht, daß ich unter dem Mantel nichts an habe. Niemand weiß es. Ich gehe zurück in mein Zimmer. Zurück, zurück, zurück! Wenn ich über die Stufen stolperte, das wäre eine nette Geschichte. Vor drei Jahren auf dem Wörthersee ist eine Dame ganz nackt hinausgeschwommen. Aber noch am selben Nachmittag ist sie abgereist. Die Mama hat gesagt, es ist eine Operettensängerin aus Berlin. Schumann? Ja, Carnerel. Die oder der spielt ganz schön. Das Kartenzimmer ist aber rechts. Letzte Möglichkeit, Herr von Dorsday. Wenn er dort ist, winke ich ihm mit den Augen zu mir her und sage ihm, um Mitternacht werde ich bei ihm sein. Nein, Schuft sage ich ihm nicht. Aber nachher sage ich es ihm . . . Irgendwer geht mir nach. Ich drehe mich nicht um. Nein, nein. —

„Else!“ — Um Gotteswillen die Tante. Weiter, weiter! „Else!“ — Ich muß mich umdrehen, es hilft mir nichts. „O, guten Abend, Tante.“ — „Ja, Else, was ist denn mit dir? Grad wollte ich zu dir hinaufschauen. Paul hat mir gesagt — — Ja, wie schaust du denn aus?“ — „Wie schau ich denn aus, Tante? Es geht mir schon ganz gut. Ich habe auch eine Kleinigkeit gegessen.“ Sie merkt was, sie merkt was. — „Else — du hast ja — keine Strümpfe an!“ — „Was sagst du da, Tante? Meiner Seel, ich habe keine Strümpfe an. Nein —!“ — „Ist dir nicht wohl, Else? Deine Augen — Du hast Fieber.“ — „Fieber? Ich glaub nicht. Ich hab' nur so furchtbare Kopfschmerzen gehabt, wie nie in meinem Leben noch.“ — „Du mußt sofort zu Bett, Kind, du bist totenblaß.“ — „Das kommt von der Beleuchtung, Tante. Alle Leute sehen hier blaß aus in der Halle.“ Sie schaut so sonderbar an mir herab. Sie

Digitized by Google

kann doch nichts merken? Jetzt nur die Fassung bewahren. Papa ist verloren, wenn ich nicht die Fassung bewahre. Ich muß etwas reden. „Weißt du, Tante, was mir heuer in Wien passiert ist? Da bin ich einmal mit einem gelben und einem schwarzen Schuh auf die Straße gegangen.“ Kein Wort ist wahr. Ich muß weiterreden. Was sag ich nur? „Weißt du, Tante, nach Migräneanfällen habe ich manchmal solche Anfälle von Zerstreutheit. Die Mama hat das auch früher gehabt.“ Nicht ein Wort ist wahr. — „Ich werde jedenfalls um den Doktor schicken.“ — „Aber ich bitte dich, Tante, es ist ja gar keiner im Hotel. Man müßt einen aus einer anderen Ortschaft holen. Der würde schön lachen, daß man ihn holen läßt, weil ich keine Strümpfe anhabe. Haha.“ Ich sollte nicht so laut lachen. Das Gesicht von der Tante ist angstverzerrt. Die Sache ist ihr unheimlich. Die Augen fallen ihr heraus. — „Sag, Else, hast du nicht zufällig Paul gesehen?“ — Ah, sie will sich Sukurs verschaffen. Fassung, alles steht auf dem Spiel. „Ich glaube, er geht auf und ab vor dem Hotel mit Cissy Mohr, wenn ich nicht irre.“ — „Vor dem Hotel? Ich werde sie beide hereinholen. Wir wollen noch alle einen Tee trinken, nicht wahr?“ — „Gern.“ Was für ein dummes Gesicht sie macht. Ich nicke ihr ganz freundlich und harmlos zu. Fort ist sie. Ich werde jetzt in mein Zimmer gehen. Nein, was soll ich denn in meinem Zimmer tun? Es ist höchste Zeit, höchste Zeit. Fünfzigtausend, fünfzigtausend. Warum laufe ich denn so? Nur langsam, langsam . . . Was will ich denn? Wie heißt der Mann? Herr von Dorsday. Komischer Name . . . Da ist ja das Spielzimmer. Grüner Vorhang vor der Tür. Man sieht nichts. Ich stelle mich auf die Zehenspitzen. Die Whistpartie. Die spielen jeden Abend. Dort spielen zwei Herren Schach. Herr von Dorsday ist nicht da. Viktoria. Gerettet! Wieso denn? Ich muß weiter suchen. Ich bin verdammt, Herrn von Dorsday zu suchen bis an mein Lebensende. Er sucht mich gewiß auch. Wir verfehlen uns immerfort. Vielleicht sucht er mich oben. Wir werden uns auf der Stiege treffen. Die Holländer sehen mich wieder an. Ganz hübsch die Tochter. Der alte Herr hat eine Brille, eine Brille, eine Brille . . . Fünfzigtausend. Es ist ja nicht so viel. Fünfzigtausend, Herr von Dorsday. Schumann? Ja, Karneval . . . Hab' ich auch einmal studiert. Schön spielt sie. Warum denn sie? Vielleicht ist es ein Er? Vielleicht ist es eine Virtuosin? Ich will einen Blick in den Musiksalon tun.

Da ist ja die Tür. — — Dorsday! Ich falle um. Dorsday! Dort

Digitized by Google

steht er am Fenster und hört zu. Wie ist das möglich? Ich verzehre mich — ich werde verrückt — ich bin tot — und er hört einer fremden Dame Klavierspielen zu. Dort auf dem Divan sitzen zwei Herren. Der Blonde ist erst heute angekommen. Ich hab' ihn aus dem Wagen steigen sehen. Die Dame ist gar nicht mehr jung. Sie ist schon ein paar Tage lang hier. Ich habe nicht gewußt, daß sie so schön Klavier spielt. Sie hat es gut. Alle Menschen haben es gut... nur ich bin verdammt... Dorsday! Dorsday! Ist er das wirklich? Er sieht mich nicht. Jetzt schaut er aus, wie ein anständiger Mensch. Er hört zu. Fünfzigtausend! Jetzt oder nie. Leise die Tür aufgemacht. Da bin ich, Herr von Dorsday! Er sieht mich nicht. Ich will ihm nur ein Zeichen mit den Augen geben, dann werde ich den Mantel ein wenig lüften, das ist genug. Ich bin ja ein junges Mädchen. Bin ein anständiges junges Mädchen aus guter Familie. Bin ja keine Dirne... Ich will fort. Ich will Veronal nehmen und schlafen. Sie haben sich geirrt, Herr von Dorsday, ich bin keine Dirne. Adieu, adieu!... Ha, er schaut auf. Da bin ich, Herr von Dorsday. Was für Augen er macht. Seine Lippen zittern. Er bohrt seine Augen in meine Stirn. Er ahnt nicht, daß ich nackt bin unter dem Mantel. Lassen Sie mich fort, lassen Sie mich fort! Seine Augen glühen. Seine Augen drohen. Was wollen Sie von mir? Sie sind ein Schuft. Keiner sieht mich als er. Sie hören zu. So kommen Sie doch, Herr von Dorsday! Merken Sie nichts? Dort im Fauteuil — Herrgott, im Fauteuil — das ist ja der Filou! Himmel, ich danke dir. Er ist wieder da, er ist wieder da! Er war nur auf einer Tour! Jetzt ist er wieder da. Der Römerkopf ist wieder da. Mein Bräutigam, mein Geliebter. Aber er sieht mich nicht. Er soll mich auch nicht sehen. Was wollen Sie, Herr von Dorsday? Sie schauen mich an, als wenn ich Ihre Sklavin wäre. Ich bin nicht Ihre Sklavin. Fünfzigtausend! Bleibt es bei unserer Abmachung, Herr Dorsday? Ich bin bereit. Da bin ich. Ich bin ganz ruhig. Ich lächle. Verstehen Sie meinen Blick? Sein Auge spricht zu mir: komm! Sein Auge spricht: ich will dich nackt sehen. Nun, du Schuft, ich bin ja nackt. Was willst du denn noch? Schick die Depesche ab... Sofort... Es rieselt durch meine Haut. Die Dame spielt weiter. Köstlich rieselt es durch meine Haut. Wie wundervoll ist es nackt zu sein. Die Dame spielt weiter, sie weiß nicht, was hier geschieht. Niemand weiß es. Keiner noch sieht mich. Filou, Filou! Nackt stehe ich da. Dorsday reißt die Augen auf. Jetzt endlich

Digitized by Google

glaubt er es. Der Filou steht auf. Seine Augen leuchten. Du verstehst mich, schöner Jüngling. „Haha!" Die Dame spielt nicht mehr. Der Papa ist gerettet. Fünfzigtausend! Adresse bleibt Fiala! „Ha, ha, ha!" Wer lacht denn da? Ich selber? „Ha, ha, ha!" Was sind denn das für Gesichter um mich? „Ha, ha, ha!" Zu dumm, daß ich lache. Ich will nicht lachen, ich will nicht. „Haha!" — „Else!" — Wer ruft Else? Das ist Paul. Er muß hinter mir sein. Ich spüre einen Luftzug über meinen nackten Rücken. Es saust in meinen Ohren. Vielleicht bin ich schon tot? Was wollen Sie, Herr von Dorsday? Warum sind Sie so groß und stürzen über mich her? „Ha, ha, ha!"

Was habe ich denn getan? Was habe ich getan? Was habe ich getan? Ich falle um. Alles ist vorbei. Warum ist denn keine Musik mehr? Ein Arm schlingt sich um meinen Nacken. Das ist Paul. Wo ist denn der Filou? Da lieg ich. „Ha, ha, ha!" Der Mantel fliegt auf mich herab. Und ich liege da. Die Leute halten mich für ohnmächtig. Nein, ich bin nicht ohnmächtig. Ich bin bei vollem Bewußtsein. Ich bin hundertmal wach, ich bin tausendmal wach. Ich muß nur immer lachen. „Ha, ha, ha!" Jetzt haben Sie Ihren Willen, Herr von Dorsday, Sie müssen das Geld für Papa schicken. Sofort. „Haaaah!" Ich will nicht schreien, und ich muß immer schreien. Warum muß ich denn schreien. — Meine Augen sind zu. Niemand kann mich sehen. Papa ist gerettet. — „Else!" — Das ist die Tante. — „Else! Else!" — „Ein Arzt, ein Arzt!" — „Geschwind zum Portier!" — „Was ist denn passiert?" — „Das ist ja nicht möglich." — „Das arme Kind." — Was reden sie denn da? Was murmeln sie denn da? Ich bin kein armes Kind. Ich bin glücklich. Der Filou hat mich nackt gesehen. O, ich schäme mich so. Was habe ich getan? Nie wieder werde ich die Augen öffnen. — „Bitte, die Türe schließen." — Warum soll man die Türe schließen? Was für Gemurmel. Tausend Leute sind um mich. Sie halten mich alle für ohnmächtig. Ich bin nicht ohnmächtig. Ich träume nur. — „Beruhigen Sie sich doch, gnädige Frau." — „Ist schon um den Arzt geschickt?" — „Es ist ein Ohnmachtsanfall." — Wie weit sie alle weg sind. Sie sprechen alle vom Cimone herunter. — „Man kann sie doch nicht auf dem Boden liegen lassen." — „Hier ist ein Plaid." — „Eine Decke." — „Decke oder Plaid, das ist ja gleichgültig." — „Bitte doch um Ruhe." — „Auf den Diwan." — „Bitte doch endlich die Türe zu schließen." — „Nicht so nervös sein, sie ist ja geschlossen." — „Else! Else!" —

Digitized by Google

Wenn die Tante nur endlich still wär! — „Hörst du mich Else?“ — „Du siehst doch, Mama, daß sie ohnmächtig ist.“ — Ja, Gott sei dank, für Euch bin ich ohnmächtig. Und ich bleibe auch ohnmächtig. — „Wir müssen sie auf ihr Zimmer bringen.“ — „Was ist denn da geschehen? Um Gotteswillen!“ — Cissy. Wie kommt denn Cissy auf die Wiese. Ach, es ist ja nicht die Wiese. — „Else!“ — „Bitte um Ruhe.“ — „Bitte ein wenig zurückzutreten.“ — Hände, Hände unter mir. Was wollen sie denn? Wie schwer ich bin. Pauls Hände. Fort, fort. Der Filou ist in meiner Nähe, ich spüre es. Und Dorsday ist fort. Man muß ihn suchen. Er darf sich nicht umbringen, ehe er die Fünfzigtausend abgeschickt hat. Meine Herrschaften, er ist mir Geld schuldig. Verhaften Sie ihn. — „Hast du eine Ahnung, von wem die Depesche war, Paul?“ — „Guten Abend, meine Herrschaften.“ — „Else, hörst du mich?“ — „Lassen Sie sie doch, Frau Cissy.“ — „Ach Paul.“ — „Der Direktor sagt, es kann vier Stunden dauern, bis der Doktor da ist.“ — „Sie sieht aus, als wenn sie schliefe.“ — Ich liege auf dem Diwan, Paul hält meine Hand, er fühlt mir den Puls. Richtig, er ist ja Arzt. — „Von Gefahr ist keine Rede, Mama. Ein — Anfall.“ — „Keinen Tag länger bleibe ich im Hotel.“ — „Bitte dich, Mama.“ — „Morgen früh reisen wir ab.“ — „Aber einfach über die Dienerschaftsstiege. Die Tragbahre wird sofort hier sein.“ — Bahre? Bin ich nicht heute schon auf einer Bahre gelegen? War ich nicht schon tot? Muß ich denn noch einmal sterben? — „Wollen Sie nicht dafür sorgen, Herr Direktor, daß die Leute sich endlich von der Türe entfernen.“ — „Rege dich doch nicht auf, Mama.“ — „Es ist eine Rücksichtslosigkeit von den Leuten.“ — Warum flüstern sie denn alle? Wie in einem Sterbezimmer. Gleich wird die Bahre da sein. Mach auf das Tor, Herr Matador! — „Der Gang ist frei.“ — „Die Leute könnten doch wenigstens so viel Rücksicht haben.“ — „Ich bitte dich, Mama, beruhige dich doch.“ — „Bitte, gnädige Frau.“ — „Wollen Sie sich nicht ein wenig meiner Mutter annehmen, Frau Cissy?“ — Sie ist seine Geliebte, aber sie ist nicht so schön wie ich. Was ist denn schon wieder? Was geschieht denn da? Sie bringen die Bahre. Ich sehe es mit geschlossenen Augen. Das ist die Bahre, auf der sie die Verunglückten tragen. Auf der ist auch der Doktor Zigmondi gelegen, der vom Cimone abgestürzt ist. Und jetzt werde ich auf

Digitized by Google

der Bahre liegen. Ich bin auch abgestürzt. „Ha!“ Nein, ich will nicht noch einmal schreien. Sie flüstern. Wer beugt sich über meinen Kopf? Es riecht gut nach Zigaretten. Seine Hand ist unter meinem Kopf. Hände unter meinem Rücken, Hände unter meinen Beinen. Fort, fort, rührt mich nicht an. Ich bin ja nackt. Pfui, pfui. Was wollt Ihr denn? Laßt mich in Ruhe. Es war nur für Papa. — „Bitte vorsichtig, so, langsam.“ — „Der Plaid?“ — „Ja, danke, Frau Cissy.“ — Warum dankt er ihr? Was hat sie denn getan? Was geschieht mit mir? Ah, wie gut, wie gut. Ich schwebe. Ich schwebe. Ich schwebe hinüber. Man trägt mich, man trägt mich, man trägt mich zu Grabe. — „Aber mir sein das g'wohnt, Herr Doktor. Da sind schon Schwerere darauf gelegen. Im vorigen Herbst einmal zwei zugleich.“ — „Pst, pst.“ — „Vielleicht sind Sie so gut, vorauszugehen, Frau Cissy und sehen, ob in Elses Zimmer alles in Ordnung ist.“ — Was hat Cissy in meinem Zimmer zu tun? Das Veronal, das Veronal! Wenn sie es nur nicht weggießen. Dann müßte ich mich doch zum Fenster hinunterstürzen. — „Danke sehr, Herr Direktor, bemühen Sie sich nicht weiter.“ — „Ich werde mir erlauben, später wieder nachzufragen.“ — Die Treppe knarrt, die Träger haben schwere Bergstiefel. Wo sind meine Lackschuhe? Im Musikzimmer geblieben. Man wird sie stehlen. Ich habe sie der Agathe vermachen wollen. Fred kriegt meine Füllfeder. Sie tragen mich, sie tragen mich. Trauerzug. Wo ist Dorsday, der Mörder? Fort ist er. Auch der Filou ist fort. Er ist gleich wieder auf die Wanderschaft gegangen. Er ist nur zurückgekommen, um einmal meine weißen Brüste zu sehen. Und jetzt ist er wieder fort. Er geht einen schwindligen Weg zwischen Felsen und Abgrund; — leb' wohl, leb' wohl. — Ich schwebe, ich schwebe. Sie sollen mich nur hinauftragen, immer weiter, bis zum Dach, bis zum Himmel. Das wäre so bequem. — „Ich habe es ja kommen gesehen, Paul.“ — Was hat die Tante kommen gesehen? — „Schon die ganzen letzten Tage habe ich so etwas kommen gesehen. Sie ist überhaupt nicht normal. Sie muß natürlich in eine Anstalt.“ — „Aber Mama, jetzt ist doch nicht der Moment davon zu reden.“ — Anstalt —? Anstalt —?! — „Du denkst doch nicht, Paul, daß ich in ein und demselben Coupé mit dieser Person nach Wien fahren werde. Da könnte man schöne Sachen erleben.“ — „Es wird nicht das Geringste passieren, Mama. Ich garan-

Digitized by Google

tiere dir, daß du keinerlei Ungelegenheiten haben wirst.“ — „Wie kannst du das garantieren?“ — Nein, Tante, du sollst keine Ungelegenheiten haben. Niemand wird Ungelegenheiten haben. Nicht einmal Herr von Dorsday. Wo sind wir denn? Wir bleiben stehen. Wir sind im zweiten Stock. Ich werde blinzeln. Cissy steht in der Tür und spricht mit Paul. — „Hieher bitte. So. So. Hier. Danke. Rücken Sie die Bahre ganz nah ans Bett heran.“ — Sie heben die Bahre. Sie tragen mich. Wie gut. Nun bin ich wieder zu Hause. Ah! — „Danke. So, es ist schon recht. Bitte die Türe zu schließen. — Wenn Sie so gut sein wollten mir zu helfen, Cissy.“ — „O, mit Vergnügen, Herr Doktor.“ — „Langsam, bitte. Hier, bitte, Cissy, fassen Sie sie an. Hier an den Beinen. Vorsichtig. Und dann — — Else — —? Hörst du mich, Else?“ — Aber natürlich höre ich dich, Paul. Ich höre alles. Aber was geht Euch das an. Es ist ja so schön ohnmächtig zu sein. Ach, macht, was Ihr wollt. — „Paul!“ — „Gnädige Frau?“ — „Glaubst du wirklich, daß sie bewußtlos ist, Paul?“ — Du? Sie sagt ihm du. Hab' ich Euch erwischt! Du sagt sie ihm! — „Ja, sie ist vollkommen bewußtlos. Das kommt nach solchen Anfällen gewöhnlich vor.“ — „Nein, Paul, du bist zum Kranklachen, wenn du dich so erwachsen als Doktor benimmst.“ — Hab' ich Euch, Schwindelbande! Hab' ich Euch? — „Still, Cissy.“ — „Warum denn, wenn sie nichts hört?!“ — Was ist denn geschehen? Nackt liege ich im Bett unter der Decke. Wie haben sie das gemacht? — „Nun, wie gehts? Besser?“ — Das ist ja die Tante. Was will sie denn da? — „Noch immer ohnmächtig?“ — Auf den Zehenspitzen schleicht sie sich heran. Sie soll zum Teufel gehen. Ich laß mich in keine Anstalt bringen. Ich bin nicht irrsinnig. — „Kann man sie nicht zum Bewußtsein erwecken?“ — „Sie wird bald wieder zu sich kommen, Mama. Jetzt braucht sie nichts als Ruhe. Übrigens du auch, Mama. Möchtest du nicht schlafen gehen? Es besteht absolut keine Gefahr. Ich werde zusammen mit Frau Cissy bei Else Nachtwache halten.“ — „Jawohl, gnädige Frau, ich bin die Gardedame. Oder Else, wie man's nimmt.“ — Elendes Frauenzimmer. Ich liege hier ohnmächtig und sie macht Späße. — „Und ich kann mich darauf verlassen, Paul, daß du mich wecken läßt, sobald der Arzt kommt?“ — „Aber Mama, der kommt nicht vor morgen Früh.“ — „Sie sieht aus, als wenn

Digitized by Google

sie schliefe. Ihr Atem geht ganz ruhig." — „Es ist ja auch eine Art von Schlaf, Mama." — „Ich kann mich noch immer nicht fassen, Paul, ein solcher Skandal! — Du wirst sehen, es kommt in die Zeitung!" — „Mama!" — „Aber sie kann doch nichts hören, wenn sie ohnmächtig ist. Wir reden doch ganz leise." — „In diesem Zustand sind die Sinne manchmal unheimlich geschärft." — „Sie haben einen so gelehrten Sohn, gnädige Frau." — „Bitte dich, Mama, geh' zu Bette." — „Morgen reisen wir ab unter jeder Bedingung. Und in Bozen nehmen wir eine Wärterin für Else." — Was? Eine Wärterin? Da werdet Ihr Euch aber täuschen. — „Über all' das reden wir morgen, Mama. Gute Nacht, Mama." — „Ich will mir einen Tee aufs Zimmer bringen lassen und in einer Viertelstunde schau ich noch einmal her." — „Das ist doch absolut nicht notwendig, Mama." — Nein, notwendig ist es nicht. Du sollst überhaupt zum Teufel gehen. Wo ist das Veronal? Ich muß noch warten. Sie begleiten die Tante zur Türe. Jetzt sieht mich niemand. Auf dem Nachttisch muß es ja stehen, das Glas mit dem Veronal. Wenn ich es austrinke ist alles vorbei. Gleich werde ich es trinken. Die Tante ist fort. Paul und Cissy stehen noch an der Tür. Ha. Sie küßt ihn. Sie küßt ihn. Und ich liege nackt unter der Decke. Schämt Ihr Euch denn gar nicht? Sie küßt ihn wieder. Schämt Ihr Euch nicht? — „Siehst du, Paul, jetzt weiß ich, daß sie ohnmächtig ist. Sonst wäre sie mir unbedingt an die Kehle gesprungen." — „Möchtest du mir nicht den Gefallen tun und schweigen, Cissy?" — „Aber was willst du denn, Paul? Entweder ist sie wirklich bewußtlos. Dann hört und sieht sie nichts. Oder sie hält uns zum Narren. Dann geschieht ihr ganz recht." — „Es hat geklopft, Cissy." — „Mir kam es auch so vor." — „Ich will leise aufmachen und sehen wer es ist. — Guten Abend, Herr von Dorsday." — „Verzeihen Sie, ich wollte nur fragen, wie sich die Kranke" — Dorsday! Dorsday! Wagt er es wirklich? Alle Bestien sind losgelassen. Wo ist er denn? Ich höre sie flüstern vor der Tür. Paul und Dorsday. Cissy stellt sich vor den Spiegel hin. Was machen Sie vor dem Spiegel dort? Mein Spiegel ist es. Ist nicht mein Bild noch drin? Was reden sie draußen vor der Tür, Paul und Dorsday? Ich fühle Cissys Blick. Vom Spiegel aus sieht sie zu mir her. Was will sie denn? Warum kommt sie denn näher? Hilfe! Hilfe! Ich schreie doch, und keiner hört mich.

Digitized by Google

Was wollen Sie an meinem Bett, Cissy?! Warum beugen Sie sich herab? wollen Sie mich erwürgen? Ich kann mich nicht rühren. — „Else!“ — Was will sie denn? — „Else! Hören Sie mich, Else?“ — Ich höre, aber ich schweige. Ich bin ohnmächtig, ich muß schweigen. — „Else, Sie haben uns in einen schönen Schreck versetzt.“ — Sie spricht zu mir. Sie spricht zu mir, als wenn ich wach wäre. Was will sie denn? — „Wissen Sie, was Sie getan haben, Else? Denken Sie, nur mit dem Mantel bekleidet sind Sie ins Musikzimmer getreten, sind plötzlich nackt dagestanden vor allen Leuten und dann sind Sie ohnmächtig hingefallen. Ein hysterischer Anfall wird behauptet. Ich glaube kein Wort davon. Ich glaube auch nicht, daß Sie bewußtlos sind. Ich wette, Sie hören jedes Wort, das ich rede.“ — Ja, ich höre, ja, ja, ja. Aber sie hört mein Ja nicht. Warum denn nicht? Ich kann meine Lippen nicht bewegen. Darum hört sie mich nicht. Ich kann mich nicht rühren. Was ist denn mit mir? Bin ich tot? Bin ich scheintot? Träume ich? Wo ist das Veronal? Ich möchte mein Veronal trinken. Aber ich kann den Arm nicht ausstrecken. Gehen Sie fort, Cissy. Warum sind Sie über mich gebeugt? Fort, fort! Nie wird sie wissen, daß ich sie gehört habe. Niemand wird es je wissen. Nie wieder werde ich zu einem Menschen sprechen. Nie wache ich wieder auf. Sie geht zur Türe. Sie wendet sich noch einmal nach mir um. Sie öffnet die Türe. Dorsday! Dort steht er. Ich habe ihn gesehen mit geschlossenen Augen. Nein, ich sehe ihn wirklich. Ich habe ja die Augen offen. Die Türe ist angelehnt. Cissy ist auch draußen. Nun flüstern sie alle. Ich bin allein. Wenn ich mich jetzt rühren könnte.

Ha, ich kann ja, kann ja. Ich bewege die Hand, ich rege die Finger, ich strecke den Arm, ich sperre die Augen weit auf. Ich sehe, ich sehe. Da steht mein Glas. Geschwind, ehe sie wieder ins Zimmer kommen. Sind es nur Pulver genug?! Nie wieder darf ich erwachen. Was ich zu tun hatte auf der Welt, habe ich getan. Der Papa ist gerettet. Niemals könnte ich unter Menschen gehen. Paul guckt durch die Türspalte herein. Er denkt, ich bin noch ohnmächtig. Es sieht nicht, daß ich den Arm beinahe schon ausgestreckt habe. Nun stehen sie wieder alle drei draußen vor der Tür, die Mörder! — Alle sind sie Mörder. Dorsday und Cissy und Paul, auch Fred ist ein Mörder und die Mama ist eine Mörderin. Alle haben sie mich gemordet und machen sich nichts wissen. Sie hat sich selber umgebracht, werden sie sagen. Ihr habt mich umgebracht, ihr Alle, ihr

Digitized by Google

Alle! Mein Glas! Hab' ich es endlich? Geschwind, geschwind! Ich muß. Keinen Tropfen verschütten. So. Geschwind. Es schmeckt gut. Weiter, weiter. Es ist gar kein Gift. Nie hat mir was so gut geschmeckt. Wenn ihr wüßtet wie gut der Tod schmeckt. Gute Nacht, mein Glas. Klirr, klirr! Was ist denn das? Auf dem Boden liegt das Glas. Unten liegt es. Gute Nacht. — „Else! Else!" — Was wollt ihr denn? — „Else!" — Seid ihr wieder da? Guten Morgen. Da lieg' ich bewußtlos mit geschlossenen Augen. Nie wieder sollt ihr meine Augen sehen. — „Sie muß sich bewegt haben, Paul, wie hätte es sonst herunterfallen können?" — „Eine unwillkürliche Bewegung, das wäre schon möglich." — „Wenn sie nicht wach ist." — „Was fällt dir ein, Cissy. Sieh sie doch nur an." — Ich habe Veronal getrunken. Ich werde sterben. Aber es ist geradeso wie vorher. Vielleicht war es nicht genug . . . Paul faßt meine Hand. — „Der Puls geht ruhig. Lach' doch nicht, Cissy. Das arme Kind." — „Ob du mich auch ein armes Kind nennen würdest, wenn ich mich im Musikzimmer nackt hingestellt hätte?" — „Schweig' doch, Cissy." — „Ganz nach Belieben, mein Herr. Vielleicht soll ich mich entfernen, dich mit dem nackten Fräulein allein lassen. Ach bitte, geniere dich nicht. Tu', als ob ich nicht da wäre." — Ich habe Veronal getrunken. Es ist gut. Ich werde sterben. Gott sei Dank. — „Übrigens weißt du, was mir vorkommt. Daß dieser Herr von Dorsday in das nackte Fräulein verliebt ist. Er war so erregt, als ginge ihn die Sache persönlich an." — Dorsday, Dorsday! Das ist ja der — Fünfzigtausend! Wird er sie abschicken? Um Gottes willen, wenn er sie nicht abschickt? Ich muß es ihnen sagen. Sie müssen ihn zwingen. Um Gottes willen, wenn alles umsonst gewesen ist? Aber jetzt kann man mich noch retten. Paul! Cissy! Warum hört Ihr mich denn nicht? Wißt Ihr denn nicht, daß ich sterbe? Aber ich spüre nichts. Nur müde bin ich. Paul! Ich bin müde. Hörst du mich denn nicht? Ich bin müde, Paul. Ich kann die Lippen nicht öffnen. Ich kann die Zunge nicht bewegen, aber ich bin noch nicht tot. Das ist das Veronal. Wo seid Ihr denn? Gleich schlafe ich ein. Dann wird es zu spät sein! Ich höre sie gar nicht reden. Sie reden und ich weiß nicht was. Ihre Stimmen brausen so. So hilf mir doch, Paul! Die Zunge ist mir so schwer. — „Ich glaube, Cissy, daß sie bald erwachen wird. Es ist, als wenn sie sich schon mühte, die Augen zu öffnen. Aber Cissy, was tust du denn?" — „Nun, ich umarme dich.

Digitized by Google

Warum denn nicht? Sie hat sich auch nicht geniert.“ — Nein, ich habe mich nicht geniert. Nackt bin ich dagestanden vor allen Leuten. Wenn ich nur reden könnte, so würdet Ihr verstehen warum. Paul! Paul! Ich will, daß Ihr mich hört. Ich habe Veronal getrunken, Paul, zehn Pulver, hundert. Ich hab' es nicht tun wollen. Ich war verrückt. Ich will nicht sterben. Du sollst mich retten, Paul. Du bist ja Doktor. Rette mich! — „Jetzt scheint sie wieder ganz ruhig geworden. Der Puls — der Puls ist ziemlich regelmäßig.“ — Rette mich, Paul. Ich beschwöre dich. Laß mich doch nicht sterben. Jetzt ist's noch Zeit. Aber dann werde ich einschlafen und ihr werdet es nicht wissen. Ich will nicht sterben. So rette mich doch. Es war nur wegen Papa. Dorsday hat es verlangt. Paul! Paul! — „Schau mal her Cissy, scheint dir nicht, daß sie lächelt?“ — „Wie sollte sie nicht lächeln, Paul, wenn du immerfort zärtlich ihre Hand hältst.“ — Cissy, Cissy, was habe ich dir denn getan, daß du so böse zu mir bist. Behalte deinen Paul — aber laßt mich nicht sterben. Ich bin noch so jung. Die Mama wird sich kränken. Ich will noch auf viele Berge klettern. Ich will noch tanzen. Ich will auch einmal heiraten. Ich will noch reisen. Morgen machen wir die Partie auf den Cimone. Morgen wird ein wunderschöner Tag sein. Der Filou soll mitkommen. Ich lade ihn ergebenst ein. Lauf' ihm doch nach, Paul, er geht einen so schwindligen Weg. Er wird dem Papa begegnen. Adresse bleibt Fiala, vergiß nicht. Es sind nur fünfzigtausend, und dann ist alles in Ordnung. Da marschieren sie alle im Sträflingsgewand und singen. Mach' auf das Tor, Herr Matador! Das ist ja alles nur ein Traum. Da geht auch Fred mit dem heiseren Fräulein und unter dem freien Himmel steht das Klavier. Der Klavierstimmer wohnt in der Bartensteinstraße. Mama! Warum hast du ihm denn nicht geschrieben, Kind? Du vergißt aber alles. Sie sollten mehr Skalen üben, Else. Ein Mädel mit dreizehn Jahren sollte fleißiger sein. — Rudi war auf dem Maskenball und ist erst um acht Uhr früh nach Hause gekommen. Was hast du mir mitgebracht, Papa? Dreißigtausend Puppen. Da brauch' ich ein eigenes Haus dazu. Aber sie können auch im Garten spazierengehen. Oder auf den Maskenball mit Rudi. Grüß dich Gott, Else. Ach Bertha, bist du wieder aus Neapel zurück? Ja, aus Sizilien. Erlaube, daß ich dir meinen Mann vorstelle, Else. Enchanté, Monsieur. — „Else, hörst du mich, Else? Ich bin es, Paul.“ — Haha, Paul. Warum sitzest du denn auf der Giraffe im Ringelspiel? — „Else, Else!“ — So reit' mir doch nicht davon.

Digitized by Google

Du kannst mich doch nicht hören, wenn du so schnell durch die Hauptallee reitest. Du sollst mich ja retten. Ich habe Veronalica genommen. Das läuft mir über die Beine, rechts und links, wie Ameisen. Ja, fang' ihn nur, den Herrn von Dorsday. Dort läuft er. Siehst du ihn denn nicht? Da springt er über den Teich. Er hat ja den Papa umgebracht. So lauf' ihm doch nach. Ich laufe mit. Sie haben mir die Bahre auf den Rücken geschnallt, aber ich laufe mit. Meine Brüste zittern so. Aber ich laufe mit. Wo bist du denn, Paul? Fred, wo bist du? Mama, wo bist du? Cissy? Warum laßt ihr mich denn allein durch die Wüste laufen? Ich habe ja Angst so allein. Ich werde lieber fliegen. Ich habe ja gewußt, daß ich fliegen kann.

„Else!" . . .

„Else!" . . .

Wo seid Ihr denn? Ich höre Euch, aber ich sehe Euch nicht.

„Else!" . . .

„Else!" . . .

„Else!" . . .

Was ist denn das? Ein ganzer Chor? Und Orgel auch? Ich singe mit. Was ist es denn für ein Lied? Alle singen mit. Die Wälder auch und die Berge und die Sterne. Nie habe ich etwas so Schönes gehört. Noch nie habe ich eine so helle Nacht gesehen. Gib mir die Hand, Papa. Wir fliegen zusammen. So schön ist die Welt, wenn man fliegen kann. Küss' mir doch nicht die Hand. Ich bin ja dein Kind, Papa.

„Else! Else!"

Sie rufen von so weit! Was wollt Ihr denn? Nicht wecken. Ich schlafe ja so gut. Morgen früh. Ich träume und fliege. Ich fliege . . . fliege . . . fliege . . . schlafe . . . und träume . . . und fliege . . . nicht wecken . . . morgen früh . . .

„El . . ."

Ich fliege . . . ich träume . . . ich schlafe . . . ich träu . . . träu — ich flie . . .

Ende

Digitized by Google

AUS DEM NARRENBAEDEKER

Pariser Aufzeichnungen von

ARTHUR HOLITSCHER

Statue im Tuileriengarten

Die große Stadt!

Aus Marmor gemeißelt, von Bartholomé, dem alten Meister des „Totendenkmals" angefertigt,

„PARIS 1914–1918"

benannt, steht eine elegante, oben entblößte Dame auf dem herrlichen, weiten, freien Platz vor dem Louvre. Sie hat aus Marmor eine Watteau-Falte im Rücken; ein Schwert hält sie senkrecht in den Händen, leicht und ungezwungen wie einen Sonnenschirm; auf dem Kopf sitzt ihr aus Marmor eine Sturmhaube, mit dem Bügel in der Mitte, den die Mode bereits für Damenhüte verwertet hat, und sie schaut, nicht ungraziös, fast kokett, wenn auch der Situation entsprechend leidlich ernst, ein bißchen schmollend, in die Luft hinauf. Die Figur wurde vom „Petit Journal" gestiftet und soll daran erinnern, daß Paris im großen Krieg Luftangriffe erfolgreich abgewehrt hat. –

Auf dem herrlich weiten, freien Platz ist diese Figur eine Figur. Wie wäre es, wolltet ihr sie im engen dichtbevölkerten Marais aufstellen? Oder im Faubourg St. Denis, wo noch mehr Menschen noch dichter bei-, mit-, neben-, über- und untereinander hausen? Dort wäre die Figur schon etwas mehr als eine Figur und sie sollte doch auch wahrlich als etwas mehr gelten als ein (mittelmäßiges) Kunstwerk.

Im Faubourg St. Denis müßte sich die Rückenfalte automatisch zu einem bauschigen Unterrock herumdrehen, unter dem, wie unter den Flügeln der Mutterhenne bei einem Gewitter, die große Stadt ihre wehrlosen Kinder vor den drohenden Bombenabwürfen versteckte.

Über den Marais, den Faubourg St. Denis, das Landsberger Viertel, die Köpenicker, Prenzlauer, Elsasser Straße, über Islington, die Minories, Shoreditch und Lambeth, über Trastevere, Via Roma, über die Bowery, Allen, Delancey Street, über den Loop und Michigan-Avenue lohnt es, auf Flügeln durch den Äther die leichten Tauben herbeizuführen, weil man hier recht viele Menschen treffen kann, bis man dann in anmutiger Kurve davonfliegt, ein Pünktchen im Sonnenglanz, im Mondenschein,

Digitized by Google

zwischen dem Wolkengetümmel, kaum wahrnehmbar, daweil unten der Tod die Stadt bei ihrem Herzen anfaßt, wilde Panik das Volk zersprengt, seine Gesetze zerreißt, Abgründe öffnet und aufrührt, daß man die Untergrundschienen im Tageslicht gewahrt, das Eingeweide des Fortschritts der Welt und des Jahrhunderts offensichtlich zutage liegt . . .

Hippokratisches Gesicht der großen Stadt!

Donnernd rollen die Omnibusse rechts und links an der anmutigen Marmordame vorüber, die, mit Zügen der Pariserin ausgestattet, den Typus der germanischen Rasse doch nicht ganz verleugnet. Man begegnet diesem Typus ziemlich häufig in der Bevölkerung von Paris und überhaupt dieser nördlichen Hälfte Frankreichs. Er hat, unbeschadet seiner koketten gallischen Anmut, einen ziemlich kriegerischen Ausdruck angenommen, den ich an ihm eigentlich erst jetzt, seit dem Kriege zum erstenmal wahrnehme. Aber das mag eine Täuschung sein. —

Jardin du Luxembourg

Vom pazifistischen Professor kommend, ins Luxembourg.

An den Mauern riesige Plakate, seit den Wahlen neu. Rechts ein deutsches Riesenbaby, an seiner Pfote lutschend, links der kümmerliche französische Säugling, ängstlich nach dem großen Napfkuchen hinter sich schielend — darunter Zahlen.

1922 wurden geboren: 760000 französische Kinder
1922 „ „ : 1450000 deutsche „

Aufruf: Mehr Kinder. An die gegenwärtigen Wähler, die künftigen Wählerinnen, dieser Notschrei. (Wird man ihnen das Wahlrecht geben, den Geschlechtstieren, Frühmesseläuferinnen, Gebärmaschinen?)

Der Ton des Aufrufs klingt jedenfalls kläglicher, als des alten Tigers Clémenceau Schlachtgeheul: zwanzig Millionen Deutsche zu viel.

Der pazifistische Professor sagt: das Volk, das große Reservoir, aus dem die französischen Genies herkommen — das französische Proletariat muß aufgefüllt werden! Er beginnt herzuzählen: Pasteur — aber schon bei Renan stockt er. Der stammt nicht aus dem Proletariat!

Das große Reservoir!

Ihr lieblichen Blumenbeete, Baumwege, Alleen des Luxembourg, wieder unter euch! Sieh da — eine neue Stele, ein Denkmal, das ich noch nicht kenne: Madame de Ségur, née Rostopchine — Bibliothèque Rose, ihr seligen Bücher der Kindheit!

Digitized by Google

Es war gut und schön, „c'était bien français!“ der Dichterin der Bibliothèque Rose ein Denkmal zu setzen, hier im Park, der bis zum Abend von Kinderlärm, Spiel und Jauchzen widerhallt!

Heute besonders ist er voll von Nounous mit ihren Pfleglingen, Bonnen und Müttern mit zarten, hold daherzwitschernden Engelchen.

Da: ein Rundtanz, Reigen, beaufsichtigt von zwei Frauen in Nonnentracht. Kleine Wesen in dunklen Kapuzenkittelchen, einer Art Uniform, tanzen Ringelreih.

Ich erkundige mich: es sind Waisenkinder, Kriegswaisen.

Sie halten sich bei den Händchen, drehn sich rasch im Kreise, lachen und singen:

„Malbrouck s'en va't'en guerre,
Mironton mironton mirontaine . . .“

und dann:

„Ne sait, qu'en reviendra . . .“

Das große Reservoir! Der große Napfkuchen!

Schatten

I

Sie stammt aus der Zeit zwischen zwei Kriegen, aus den friedlichen, genußsüchtig heiteren, nur ein wenig panamistisch und dreyfusistisch angekränkelten Jahren 1892—1898 der dritten Republik.

Man hat sie ausgegraben. —

Allabendlich singt sie in den Elysäischen Gefilden, in den „Ambassadeurs“ ihr altes Repertoire. Sie ist recht dick geworden, hat aber ihre roten Haare, ihr grünes Kleid, ihre langen schwarzen Handschuhe beibehalten. Sie schiebt, während sie die Pointe herausarbeitet, ihr Kinn zur spitzen Nase hinauf, wie Toulouse-Lautrec, der Zwerg, sie für ewige Zeiten gemalt, radiert, gekritzelt hat. Sie ist noch immer die Einzige, die Diva, die von keiner (keiner Französin, aber einer Berlinerin, Resi Langer, fast!) Erreichte, sie steht da, singt:

„Un fiacre allait trottinant,
Cahin, cahant, hédia hoplà!“

sie singt des weiteren la glu:

„. . . t'as tu fait mal, mon enfant??“

sie singt mit ihrem tonlosen, fistelnden Näseln, daß dir alle Jahre

Digitized by Google

deines Lebens aufsteigen, seit du sie zum erstenmal gehört, erlebt hast: Yvette Guilbert!

Einst, so erzählt sie, hat der Konkurrent von nebenan in den Champs, die „Horloge", um zehn Uhr dreißig, wenn sie ihre Couplets zu singen anfing, acht Trompeter und eine bellende Hundemeute losgelassen — die „Ambassadeurs" sind ja unter freiem Himmel, von der Straße nur durch eine Leinwand getrennt — es hat ihrem Ruhm keinen Abbruch getan.

Jetzt ist er, durch die Autohupen der Zeit, leicht entmaterialisiert. Die „Ambassadeurs" nicht gerade überfüllt. Draußen rast, auch zu dieser nächtlichen Stunde, der Verkehr in seinen geräuschvollen Bahnen dahin. Yvette steht da, braucht Geld, schiebt das Kinn in die Höhe, näselt, aber sie ist, immer noch, immer noch, wie damals in den „Elysées Montmartre" — die Einzige, Niewiederkehrende, Genius und Geißel der Bourgeoisie — Yvette! —

II

Nicht weit vom Palais Bourbon, an der Kreuzung des Boulevard St. Germain steht auf niederem Sockel, fast auf dem Straßenniveau, knapp lebensgroß und aus Erz gegossen einer, der so gut wie tot ist — obzwar es kaum ein Menschenalter her ist, daß man ihn zu Grabe trug; obzwar er ein braver, demokratischer Verkünder der kleinbürgerlichen Anständigkeit war — dieses Ideals, das hierzulande der nationale Standard ist, an dem hundert Schritte weiter die Männer des siegreichen Linksblocks im Palais Bourbon gemessen werden, und das die Tugend der Dritten Republik bestimmt.

„Il était un petit épicier de Montrouge" . . . Er war ein braver Bürger und Mensch; die Vorzugsschüler der Lyceen erhielten nach der Prüfung seine Werke in Saffianband eingehändigt; er half Verlaine, daß er am Leben bleibe; er tat Gutes; junge Dichter kamen mit ihren Versen zu ihm, alte, schiffbrüchige, mit ihrem Hut voran . . .

François Coppée. Wer denkt noch an ihn? Ja — wie schreibt er sich — mit é, mit ée? Man wird auf dem Sockel nachsehn müssen . . .

Und war doch, kaum ist's ein Menschenalter her, der Geliebteste, der Sänger des kleinen Mannes, des Volkes, der Bescheidenen, Bedrückten, der „Humbles" . . .

Digitized by Google

III

Schmale, schiefe Säule, ungeschickt verfertigt und aufgestellt in der Ecke beim Odéontor des Luxembourg. Verwitterter Bronzekopf oben aufgestülpt oder angeschraubt . . . ich liebe sie sehr, beide, Kopf und Säule, denn sie tragen die Jahreszahl 1895 und ich war bei ihrer Enthüllung dabei.

Murger! wie bist du verwittert, alter Bettler!

Der Baum über dir ist ja mächtig in die Breite gewachsen, höre mal! Ein Ast über deinem kahlen Schädel, der auch dann unsterblich wäre, hätte er nicht die „Vie de Bohême", sondern nur den Wahlspruch ausgeheckt: „Il y a des années, ou l'on n'est pas en train!" ein Ast beschattet und versteckt dich ganz. Vögel zwitschern auf ihm und die Tränen, hell auf deinem verwitterten Gesicht, fließen nicht aus deinen Augen, sondern beginnen schon höher, von deinem liederlichen Scheitel herunterzurinnen.

IV

Rue des Beaux Arts, Hôtel d'Alsace.

In seinen guten Tagen, in der Tite Street in Chelsea, da wollte er sein Leben auf solche Weise in die Höhe leben, daß es seines blauen chinesischen Porzellans würdig werde. Dann fiel er tief, purzelte durch die irdische Hölle in das Profunde hinab, in dem er seiner Ballade begegnete, C. 3. 3 wurde unter den anderen Verdammten.

Jetzt hat ein amerikanischer Snob seine beiden Schmerzensstuben, Sterbekammern, mit billigen „ägyptischen" Wandteppichen, wie sie die Straßenverkäufer vor den Kaffeehausterrassen Alexandriens für ein paar Piaster den Fremden aufschwatzen, behängt und tapeziert. Gewiß sitzt er, mit grünen Tränken reichlich vollgesogen, in dem inneren, engen Kabinett, durch dessen Fenster der bei lebendigem Leib Verfaulende einst auf die selben Bäume im engen Hof hinterm Haus hinausblickte, und verfertigt billige, schlechte Verse, die sich zu denen des ehemaligen Bewohners verhalten, wie diese ägyptischen Teppiche überm Bett zu den Figuren von Sakkara. Gewiß auch gibt er ästhetischen Misses an Empfangsnachmittagen Tee und Toast und parfümierte Zigaretten, während er langsam und genießerisch seine Gedichte auf der Zunge zergehen läßt . . .

Was zum Teufel stochere ich in all diesen vermoderten Winkeln herum? Bin doch noch ziemlich lebendig! Ja, und damit ich's nicht vergesse:

Digitized by Google

V

auch die Morgue ist nicht mehr da, die permanente Ausstellung der graugrünlichen Makkabäer hinter dicken angelaufenen Spiegelscheiben, sie ist zu.

Vor Jahren begegneten wir uns zuweilen in dem sinistren Häuschen hinter Notre Dame, Alfred Jarry, der Dichter des „Ubu Roy" und ich.

Jarry wohnte damals in einem verfallenen Haus der St. Louis-Insel, er kam jeden Morgen herüber, um vor den Wasserleichen sein Frühstücksbrötchen zu verzehren. Er behauptete, es fördere den Appetit, „de manger son petit pain à la face des morts!"

Die heilige Wand

Am fünfundzwanzigsten Mai ziehen Hunderttausend an der Mauer des Père Lachaise vorüber, von der die roten Kränze im Winde schwanken.

Ein paar uralte Leutchen haben sich vor der Mauer postiert, an ihnen zieht die Menge vorüber. Der prächtige rotbäckige, weißbärtige Camélinat, Direktor der Münze während der Kommune, hält seinen Schlapphut hoch in der emporgereckten Rechten:

„Mort à la Bourgeoisie!"

„Mort!" antwortet die Menge.

Der Alte breitet die Arme weit aus, drückt den Hut an die Brust, wie um die Hunderttausend zu umarmen.

„La Commune! La Commune! Vive la Commune!"

Den Blick, gebannt auf die Wand, vor der die Communards unter den Kugeln der Versailler starben, ziehen die Massen vorüber. Es sind Kommunisten.

Von der Mauer her, als dröhne die Mauer selber das Wort:

„Lenin!"

Der Hügel, gegenüber, antwortet:

„Vive la Russie!"

Die Alten vor der Mauer recken die weißen Köpfe: „La Russie! La Russie!!"

Aus einer Gruppe, irgendwoher, schrill und böse, vielstimmig ein kurzer Schrei: „Vivent nos frères au Solowjetzki!" Es sind Sozialdemokraten, Menschewisten, Anarchosyndikalisten.

Kurz und hart, Getümmel, dann wieder Ordnung.

„La Commune! La Commune!"

Der Regen peitscht die roten Fahnen, die Schleifen der Kränze, die weißen Haare der alten Kommunarden. In endloser Reihe zieht

Digitized by Google

das Proletariat Frankreichs, der Welt, an der heiligen Wand vorüber, unter Regenströmen, Blitz und Donner. —

Ein Grab

Unter dem Scheitelpunkt der Triumphpforte, am Étoile, dem Stern, von dem alle Straßen dieser wunderbaren Stadt auszustrahlen scheinen, ist eine Marmorplatte in den Boden gemauert. Blühende Blumen umrahmen sie, oft erneut. Immer stehen Menschen, knien Menschen um dieses Grab. Alte Frauen weinen, kleine Kinder schmiegen sich an ihre betenden Mütter und haben die Händchen gefaltet. Hie und da steht eine der Knienden auf, bekreuzigt sich, geht ans Kopfende der Grabplatte, wo aus dem Boden meterhoch eine Flamme emporschlägt, streckt die Hände gegen die Flamme aus und bekreuzigt sich abermals, mit einem glühenden Kreuz.

Fünf Uhr nachmittags. Riesige Touristenwagen halten vor der Pforte, speien Cook-Amerikaner aus, die sich um ihren Führer drängen. Dieser, ein kurzbeiniger Italiener, mit dem Akzent des Mulberry-Dagos aus dem Neuyorker Ostviertel, erklärt: in fünf Särgen hatte man fünf unkenntliche zerrissene Leichen gebettet. Ein Kind wurde vor die Särge geführt, wies mit dem Finger auf einen: der liegt nun unter der Platte. Ein unbekannter französischer Soldat — denn die Uniform war zu erkennen! — mort pour la Patrie. Hier, Ladies and Gentlemen, sehen Sie die ewige Flamme brennen, sie steigt aus einem Kanonenrohr empor. — Wenden Sie, bitte, Ihre Blicke nach links! Sie sehen dort drüben das Hotel Astoria? Im Sommer 1914 ließ the Kaiser die Frontzimmer für sich reservieren, um dem Einzug seiner siegreichen Truppen durch den Arc de Triomphe zuzuschauen.

Gelehrig drehen die amerikanischen „Kautschuckhälse" die Köpfe nach links, rechts, in die Höhe, zur Platte herunter.

Es ist sehr heiß, der Führer wischt sich das triefende Haar, den schwitzenden Hals. Eine alte Dame fragt:

„What's the idea of this fire?"

Der Führer erklärt: es ist ein Symbol, Madam, Pietät, eine ganze Nation . . .

Vierschrötig schiebt sich einer an die Flamme heran, zeigt mit dem Finger:

„What do they burn? Oil?"

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Digitized by Google

Blick über Paris

Vor dem Chevalier de la Barre. — Die Kirche hat ihn getötet, darum setzte ihm Paris, darum setzten ihm die Freidenker Frankreichs sein Denkmal vor das Sacré Coeur. Da steht er nun, der junge Märtyrer am Pfahl, als Wahrzeichen dessen, daß das Gewissen lebt, daß es einen Fortschritt gibt, daß die Welt nicht verloren ist . . .

Heute haben sie in der Grenelle-Vorstadt das Denkmal Zolas enthüllt. Pathos wälzte sich über das Standbild, die Erzfiguren Meuniers, als die Leinwand herunter war, Rhetorik.

Staunend berichten die Zeitungen: an wie vielen Stellen heute in Paris, um Paris getanzt, gesungen, in historischen Kostümen aufmarschiert wird, Feste gefeiert werden.

Hier oben, wo ich stehe, ist es mir, als zische, rumore aus allen Straßen, Plätzen, Höfen von Paris Musik, Musik herauf. Endlos, von farbigen Flören umweht, von magischen Lichtern umflirrt, im zweideutigen Schein seiner magnetischen Atmosphäre sich badend, erstreckt sich dort unten Paris. Nach den bewaldeten Hügeln seiner Umgebung streckt es lange, graue, verschwimmende Fühler aus. In Wirklichkeit aber langt es über die ganze zivilisierte Welt dieses Erdballs, aus dessen versteckteſten, entlegensten Winkeln ihm heute Scharen zugelaufen sind, Hunderttausende, ja man spricht von Millionen — Lebensgieriger, Lustsüchtiger, die, unbewußt, gedrängt, von dem Taumel der rasch zu Ende rollenden Epoche ergriffen werden, mitgewirbelt sein wollen. —

Träumend, wie betäubt, gehen zwei Schwarze in der menschenleeren Straße an mir vorüber, bleiben stehen, blicken auf die Stadt hinunter, strecken ihre melancholischen, sanften Köpfe dem Monstrum entgegen, das ihre Blicke an sich saugt, nicht mehr losläßt . . .

Aus den Kashbas, den Wüstenstädten, aus den verschütteten Riesenstädten Asiens, des sagenhaften China, des Götterlandes Tibet, aus den Nomadenhorden der Mongolei, dem Busch, den unerforschten Tiefen des australischen Kontinents, aus den Inseln des Archipel, den Dschungeln des Amazonas, dem Chaco, den Tafelbergen Feuerlands — herbei!

Gestern noch flirrte die Stadt mit rieselnden Lichtreklamen, tobte das Barbarenbacchanal der zivilisierten Menschheit im Jazztakt wild durch die Straßen, die Squares, die Höfe — heute liegt die Wolke, grünlich, schwer, und sinkt und dehnt breit sich aus über die Stadt,

Digitized by Google

als wollte sie sie begatten. Sie sinkt, breitet sich aus, folgt den Lichtscheuen, den Maulwürfen, den Hamstern, den Dunkelmännern, den Goldschleppern, den gepuderten, den geschminkten Puppen, den Lautsprechern und Rhetoren in die geheimsten, unterirdischen Gänge, Verästelungen, Schlupfwinkel der Katakomben nach, erreicht sie, schnürt ihnen die Gurgeln zu, zerpflückt methodisch die animalischen Gewebe, Muskeln Knochen . . .

Hier oben aber ragt die weiße Kathedrale, das Heilige Herz hoch, über den Schwaden der vernichteten Stadt, in gereinigter Atmosphäre, in unirdische Himmelsbläue empor.

Was von denen dort unten, der zivilisierten Menschheit, übriggeblieben, vor den Gasen sich retten konnte, von den hereinbrechenden Horden nicht zerstampft worden ist, liegt auf dem Bauch, über den Fliesen der weißen Kirche, den Bergabhang hinunter bis zum Chevalier de la Barre. Winselnd, nach Luft schnappend, Gebete hervorgurgelnd, den eignen Schweiß schluckend, der über ihr erstauntes Gesicht zum Munde hineinläuft, liegen sie da, die Überlebenden.

Mit brüllendem Gedröhne schwingt das mächtige Glockenpaar in den Türmen über dem Gewimmer im Kirchenschiff, der Berglehne, hin und her. Es tönt nicht zum Preis der immer noch unbegriffenen Gottheit, Dies Irae reißt an den Strängen, zuckend und blasphemisch.

Ein Kerl, wild und mit blauen Augen aus dem bärtigen Gesicht, sitzt an der Orgel. Er hat ein Messer zwischen den Zähnen, und sitzt gebückt da, hat alle Register gezogen. Mit ungeübter Hand, mit einem Finger haut er auf die Klaviatur los, buchstabiert sich nach dem Gehör eine Melodie, einen Volksgesang, eine Hymne mühselig auf den Tasten vor. Diese Hymne hat er daheim erlernt, er hat sie wohl tausendmal stehend mitgesungen, um ihn standen Menschen, Freunde, die sie in allen Sprachen der Welt zugleich mit ihm sangen — die Melodie aber war die gleiche, eine Melodie in Frankreich erdacht, jetzt nach Frankreich, in ihre Heimat zurückgekehrt.

Die Orgel übertönt das Glockengetöse, so mächtig tritt der Bursche mit seinen Baststiefeln auf den Bälgen herum. Alle Tore sind aufgerissen. Die Töne, einzeln, unregelmäßig übereinander kollernd, schlagen in immer breiteren Strömen, wie Signale in die Welt ein. Über dem Tod, der mit seinem giftigen Hauch die Epoche vernichtet hat, sind, hier oben, die Verdammten dieser Erde endlich aufgewacht.

(Ein zweiter Aufsatz folgt)

Digitized by Google

GOETHE UND BETTINA

Eine Betrachtung von

HERMANN HESSE

Die Legenden über Goethes Verhältnis zu Bettina Brentano, deren es seit „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ sehr viele gab, haben aufgehört, seit vor einigen Jahren der echte, originale Briefwechsel zwischen Bettina und Goethe veröffentlicht worden ist, Reinhold Steig hat ihn bekanntlich beim Insel-Verlag herausgegeben. Man kann jetzt die Briefe, welche die schwärmerische Frankfurterin tatsächlich an Goethe geschrieben, und die Antworten, die sie von ihm erhalten hat, Wort für Wort nachlesen, und der Herausgeber hat durch Einbeziehung andrer Briefwechsel, sowie durch Auszüge aus Goethes Tagebüchern, die Dokumente dieses merkwürdigen Verhältnisses lückenlos zusammengestellt. Wir sehen daraus, daß ein Briefwechsel seit Bettinas erstem Besuch in Weimar, im April 1807, bestanden hat, daß dieser Briefwechsel sehr einseitig war, indem auf zahlreiche, lange und liebevolle Briefe der Dame meist nur kurze, knappe und wenig herzliche Antworten, sehr häufig gar keine, erfolgten, daß ferner Bettina in späteren Jahren mehrmals in Weimar war, auch als Wohngast im Haus Goethe, daß bei einem dieser Besuche, im Spätsommer 1811, ein heftiger, häßlicher Auftritt, eine Beleidigung Bettinas durch Goethes Frau Christiane, den Beziehungen für lange Zeit ein Ende machte, welche dann niemals mehr die frühere Wärme gewannen. Es steht außerordentlich viel Schönes, Schwärmerisches und Herzliches in Bettinas Briefen, in denen Goethes wenig eigentlich Lesenswertes, es steht auch viel Trauriges in diesem eigenartigen Buche, worunter das Traurigste die Kühle und gelegentliche Bosheit ist, mit welcher Achim von Arnim seit dem Augenblick jener Beleidigung durch Christiane von dem bis dahin göttlich verehrten Goethe spricht.

Es besteht kein Zweifel darüber, daß Bettinas Briefe an Goethe unendlich viel schöner sind als dessen Antworten, auch nicht darüber, daß Bettina den Dichter mit einer rührenden, treuen, wunderbar beseelten Liebe geliebt hat, bis zu ihrem Tode, und daß Goethe diese Liebe nicht nur nicht erwidert, sondern auch nicht ganz anerkannt und verstanden hat, daß ihm diese ewige Bettina mit ihren langen Briefen und ihrer wortreichen Begeisterung im Grunde eher lästig war, und daß seine Höflichkeit und sein gelegentliches Entgegen-

Digitized by Google

kommen stets einen frostigen Beigeschmack hat. Wäre Bettina nicht von Goethes alter Mutter an ihn empfohlen worden, so hätte er sie vielleicht gleich beim ersten Kennenlernen abgelehnt und sie später nie ermuntert ihm zu schreiben. Sein Fehler und Versäumnis gegen Bettina bestand darin, daß er nicht Nein sagen konnte, auch wo er nicht Ja sagen mochte, und so hat er dies Verhältnis, das von Seiten der Verehrerin stets völlig aufrichtig war, durch die Jahre und Jahrzehnte hin geschleppt, eine halbe und kühle Sache, eine im Grund unnütze und von seiner Seite unwahre Beziehung. Wenn man schon nach Schuld suchen will, so ist dies Goethes Schuld gewesen.

Wenn wir aber das Buch, das jenen so eigentümlichen Briefwechsel enthält, nicht mit Richteraugen betrachten, und ihm in seiner Ausdehnung durch mehr als zwanzig Jahre folgen, so sehen wir am Ende nicht bloß der Liebe einer jüngeren Dichterin zu einem verehrten älteren Dichter zu, und ihrem gegenseitigen Verhalten von Jahr zu Jahre, sondern einem halben Menschenleben, auf beiden Seiten. Wir sehen Bettina aus einem naseweisen Mädchen eine Frau und Mutter werden, wie denn das ganze Buch mit einem Verse endet, den der alte Goethe einem Sohne Bettinas ins Stammbuch schreibt, und der das Letzte ist, was Goethe vor seinem Tode geschrieben hat. Ihn aber, Goethe, sehen wir in diesem Buch umgekehrt sich entwickeln, wir sehen seinem Altwerden, seinem Abbauen, seiner zunehmenden Versteifung und Vereinsamung und seinem ganzen Absterben zu, und wenn wir dies ohne die Voreingenommenheit Arnims betrachten, der über Goethes Altwerden nur Witze macht, dann ist das Schauspiel ergreifend und groß. Es scheint mir wertvoll, sich dieser Betrachtung hinzugeben; wenn wir den Blick eine Weile auf diesem merkwürdigen Schauspiel ruhen lassen, so sehen wir nicht nur ein Stück Leben in seiner Größe und Unerbittlichkeit, sondern es wird uns auch der sogenannte „alte Goethe" neu beleuchtet.

So betrachtet, verwandelt sich der Briefwechsel in ein langes, symbolisches Gespräch zwischen Jugend und Alter, worin die reizenden Töne der Jugend zunächst werbend im Kampf mit der Müdigkeit des Alters stehen. Goethe wird umworben, er wird in eine Wolke von Anbetung und Liebe gehüllt, es wird ihm nahe gelegt, die Rolle des Alten zu vergessen und sich von der liebenden Jugendlichkeit anstecken zu lassen. Und ganz erfolglos ist dies Werben nicht, es wird dem ältern Herrn dies und jenes freundliche Wort, dies und jenes Lächeln, der und jener wohlwollende Blick abgetrotzt, doch ist

Digitized by Google

das Maximum an Entgegenkommen sehr rasch erreicht, und von nun an geht es unerbittlich, langsam und sicher abwärts, so daß man bei der Attacke Christianes schon nicht mehr verwundert darüber ist, daß Goethe sich über die Unbeherrschtheit seiner Frau nicht nur kein bedauerndes Wort, sondern nicht einmal eine versöhnliche Gebärde abgewinnen kann. Später, nach Christianes Tode, begann Bettina ihr Briefschreiben an Goethe aufs Neue, und mit einem neuen, rührenden Ton, dem der frühere Goethe nicht widerstanden hätte, aber der jetzige konnte nicht mehr darauf eingehen, und er hat ihr nie mehr geschrieben, obwohl er sie bei ihren spätern Besuchen in Weimar empfing, auch mit ihrem Mann noch einige Briefe wechselte.

Und diese zweite Hälfte des „Briefwechsels", der nun aufgehört hat ein Zwiegespräch zu sein, diese neue Reihe von Werbungen, Liebesgeständnissen und seelischen Geschenken, welche alle ohne Antwort bleiben, spricht noch beredter von jenem Vorgang in Goethes Seele, der mit den Worten Altern und Absterben nur negativ bezeichnet ist, der wohl ein Müdewerden, aber zugleich eine tiefe Verwandlung war. Während die jugendliche Stimme des Duetts weiter und weiter singt und sich in holden Tönen bis zur Verschwendung ausgibt, ist die andre Stimme überhaupt nicht mehr da, es ist kein Goethe mehr, an den Bettina ihre herrlichen Briefe richtet, es ist ein geheimnisvoller alter Mann da, der im Begriffe ist, sich mehr und mehr zu entpersönlichen und völlig ins Anonyme zu entschwinden. Er ist keineswegs altersschwach, das wissen wir aus seinen Studien und Leistungen jener Jahre, aber er ist keine Person mehr, man kann Liebeslieder und Gebete an ihn richten, den großen Thronenden, aber man kann keine Antwort mehr von ihm erhalten, man weiß nicht mehr, ob sein Ohr von den Stimmen dieser Welt noch erreicht wird.

Wenn man aber zu ihm nach Weimar reist und ihn aufsucht, dann ist der Gewaltige ein etwas klein und brummig gewordener Greis, und man kann kleine Szenen mit ihm erleben wie jene ergreifende, über die Bettina im Herbst 1824 berichtet. Da hat der Olympier, während Bettina bei ihm ist, im Nebenzimmer eine Bouteille Wein aufgestellt, und viele Male im Lauf des Abends verschwindet er dorthin, und der zurückbleibende Gast hört im Nebengemach die Flasche glucksen, aus der er sich jedesmal ein Glas einschenkt. Und am Schlusse dieses Abends spricht der alte und etwas verwahrloste Weintrinker zum Gast einige Worte, welche auf die weinende Frau

Digitized by Google

den Eindruck machen, daß sie darüber an eine Verwandte schreibt, Goethes Genie sei jetzt im Begriff „sich ganz in Güte aufzulösen". An diesem Abend kommt noch einmal Antwort vom Angebeteten, es ist der letzte Ton aus dem Mund des Geliebten, den Bettina im Leben vernimmt — aber es ist nicht Er mehr, nicht Goethe mehr, welcher spricht, es spricht aus den mit Wein befeuchteten Greisenlippen der Namenlose, nicht mehr Persönliche, in den er sich verwandelt hat. Sein Haus ist verödet, seine Frau seit vielen Jahren tot, bald wird ihn auch die Botschaft vom Untergang des einzigen Sohnes treffen, ringsum bersten die Räume von der Menge der in Jahrzehnten angehäuften Sammlungen, die wie eine wuchernde Kruste dies hinsterbende Leben umschließen, in den Schränken gilben die zehntausende von registrierten Briefen, alles riecht schon nach Verfall und Moder, alles nimmt schon Abschied, und inmitten steht, neben der leer getrunkenen Flasche, das was von Goethe noch übrig ist, und aus seinem welken Munde kommen Worte, die besten, die er je an diese Liebende gerichtet hat, und die zugleich von einer leisen Selbstverhöhnung gefärbt sind.

So erstaunlich reich und dichterisch schön die Briefe Bettinas an Goethe sind — die Seite, auf der sie ihrer Nichte von dieser Weimarer Abendstunde berichtet, ist ergreifender als alles andere. Es enthüllt sich plötzlich, daß dieses ganze, Jahrzehnte alte, oft so gequälte Verhältnis Goethes zu Bettina gar kein menschliches, gar kein persönliches war, und daß es dennoch gut war und Wert hatte. Es enthüllt sich, für einen Augenblick, der ganze sinnvolle Widersinn des Goetheschen Lebens, der Sinn seiner Formensteifheit, der Sinn seiner gehäuften Sammlungen, der Sinn seiner unheimlichen Betriebsamkeit, welche ihn auch das Phänomen Bettina, so wenig es ihm bequem war, nicht wegweisen, sondern mit in sein Naturalienkabinett aufnehmen hieß. Es enthüllt sich die Tendenz des alten Goethe: aus der Haft einer nahezu überkultivierten Persönlichkeit ins Überpersönliche, ins Anonyme hinüber zu sterben, hinüber zu wachsen. Plötzlich, für einen Augenblick, fühlen wir, daß dieser späte, alte Goethe gar nicht mehr der Bettina als ein Zweiter gegenübersteht, nicht mehr der Geliebte, der Empfänger ihrer Briefe und ihrer Verehrung ist, sondern sie ein Teil, eine Schöpfung, eine Ausstrahlung von ihm!

So empfand ich, als ich beim Lesen des Briefwechsels an jene gefährliche und unvergeßliche Stelle kam, wo Bettina von ihrem letzten Weimarer Besuch berichtet. Hatte sie nicht viele, viele Jahre lang,

Digitized by Google

beinah ohne Dank und Erwiderung, ihr Herz und ihren Geist an diesen Goethe verblutet, verschwendet? Hatte sie nicht jüngst noch sein Denkmal entworfen, all ihr künstlerisches Vermögen in den Versuch konzentriert, dem Vergötterten einen würdigen Denkstein zu setzen — ein Versuch, über den Goethe sich gegen Bettina selbst gar nicht, und gegen dritte mit recht süffisanten Worten äußerte? Aber nein! All die hundert umfangreichen Briefe, samt Denkmal und allem, waren ebenso Goethes wie Bettinens Werk, ihr zeugendes Zentrum, ihre erhaltende Sonne war Er, nicht Sie — aber nicht die Person Goethe, sondern jener Goethe, der schon seit langem auf der Reise über sich hinaus begriffen war.

Der Gedanke mag etwas anmaßend klingen, die ganze Bettina, oder doch ihr ganzes Goethebuch, nur als eine Ausstrahlung oder eine Relation Goethes zu betrachten. In der Tat hat ja Bettina, selbst ein vom Genie gestreifter Mensch, Eigenes und Schöpferisches genug. Aber daß sie fruchtbar wurde, daß sie tief lieben, tief allein sein, tief leiden lernte, daß sie das Gefühl der Anbetung und zugleich das Gefühl der Unzulänglichkeit aller Anbetung kennen lernte, dies alles ist von Goethe mitbestimmt, wäre nicht ohne ihn. Wenn wir ihr Briefbuch lesen, so scheint es uns im Anfang, als ob da ein kleines munteres Schiff tapfer und sehnsüchtig einem fernen Berg entgegen strebe. Alles scheint ganz eindeutig: das Schiff fährt, der Berg weilt; das Schiff ist Aktion, der Berg ist Passivität. Aber sobald wir den Berg als Magnetberg erkennen, werden all diese Verhältnisse umgedreht. Und es ist das Geheimnis des älteren Goethe, daß er, der wunderliche steife Greis in seinem zu großen Gehäuse voll Kram und Sammlungen, weit um sich her wie ein chinesischer Magier jene magisch zwiefältige Atmosphäre, jene Laotse-hafte Luft erzeugt, in welcher Tun und Nichttun, Schaffen und Leiden nicht mehr zu unterscheiden sind. Von Leonardo da Vinci strahlt ein ähnliches Geheimnis aus, gefährlich lockend wie der Reiz eines Hermaphroditen, dies ist ja oft schon gesagt worden.

Bei weniger aktiven und bedeutenden Personen, als Bettina eine war, wird das Aufgesogensein durch Goethe ja noch unendlich viel deutlicher! Wer sind sie denn, all die Riemer, die Eckermann, die Müller und Meyer, selbst Zelter nicht ausgenommen — wer sind sie? Warum leben sie? Warum drucken und lesen wir ihre Briefe? Warum zuckt nach hundert Jahren noch dies Gespensterlicht um alle diese so wenig wichtigen, so wenig großen Figuren? Weil in jeder von

Digitized by Google

ihnen ein kleiner Strahl Goethe nachschimmert. Wahrlich, wenn Goethe 120 Jahre alt geworden wäre, er hätte aus ganz Deutschland eine solche Kruste und gespenstische Spinnwebhülle um seine sich auflösende Person herum gemacht, wie es das Gehäuse seiner Kunst- und Briefsammlungen, Archive und Naturalienkästen war! Nur gab es da und dort Naturen von eigenem Gewicht, mit Eigenbewegung, die ließen sich nicht von der Mumie aufsaugen. Die mußten entweder unter Schmerzen sich von der Sonne Goethe, oder vom Gespenst Goethe, lösen, oder zugrunde gehen, und im Untergang an dem Abgott wenigstens dadurch Rache nehmen, daß in den Augen der Bürger Er an ihrem Untergange schuldig scheinen muß. Wir wissen, wie die Kleist, Novalis, Beethoven an ihm gelitten haben.

Diese fatale, unheimliche und geradezu schauerliche Wirkung eines übergroßen Genies ist ein neuer, tausendster Beweis für die Problematik des Menschen, für die Ungelöstheit und vielleicht Mißglücktheit dieses interessantesten Versuches der Natur. Das Genie, wo es auch auftaucht, wird entweder von der Umgebung erdrosselt, oder tyrannisiert sie; es gilt ohne Widerspruch als die Blüte der Menschheit und richtet doch überall Not und Wirrnis an, es tritt stets vereinzelt auf, zur Einsamkeit verurteilt, ist unvererblich, und hat stets eine Tendenz zur Selbstaufgabe. So stirbt Novalis, unter einem Raketenregen von blühendster Geistigkeit, so bringt Kleist sich um, so flieht Hölderlin, flieht Nietzsche in den Wahnsinn. Und die scheinbar bejahenden Genies, die scheinbaren Optimisten, jene Bürgerlichen, Gesunden, Erfolgreichen, Altwerdenden, sie zeigen im Altern alle diese Tendenz zur Entpersönlichung, welche ebensowohl das Gesicht einer Vergöttlichung wie einer Selbstzerfleischung annehmen kann. Man sehe sich den alten Goethe, den alten Leonardo, den alten Rembrandt an, um den alten Fritz von Preußen, den schrecklichsten dieser Greise, aus dem Spiel zu lassen! Sind das Bejaher? Sind das überhaupt noch Menschen? O ja, Bejaher des Lebens, Bejaher der Natur sind sie alle, aber Verneiner ihrer selbst, Verneiner des Menschen. Je mehr sie sich „vollenden", desto mehr nimmt ihr Leben wie ihr Werk die Tendenz an, sich aufzulösen, einer geahnten fernen Möglichkeit entgegen, die nicht mehr Mensch, höchstens noch Übermensch heißt, einer neuen Lebensform entgegen, deren niemand sich mehr zu schämen brauchte, auf welche die Natur stolz sein könnte.

Ist es nötig zu sagen, daß diese Betrachtungen beim Anblick jenes

Digitized by Google

alten Geheimrats mit der Weinflasche nicht geschichtlich sind, daß nichts leichter ist, als sie mit gültigen, vollwertigen Beweisen gründlich zu widerlegen? Und warum soll die Bettina, die so viel fabuliert, so viel erfunden, so viel gelogen hat, gerade hier, bei dieser interessanten Szene, ausgerechnet einmal die Wahrheit erzählt haben? Wie leicht ist es zu zeigen, daß die Riemer und Kanzler Müller usw. auch abgesehen von ihrer Goethisierung recht wackere und des Gedächtnisses werte Leute waren! Wie leicht, zu beweisen, daß Goethe, wenn er gerade verliebt oder zornig war, auch noch im hohen Alter sich außerordentlich persönlich, strebsam und egoistisch zeigen konnte!

Darüber ist nicht zu streiten, dies alles ist richtig. Doch, wenn man von jenen Gedanken einmal infiziert ist, verliert zum Beispiel die Frage, ob Bettina vielleicht geflunkert habe, alle Bedeutung. Ist es nicht ganz einerlei, was diese Bettina sagt, ist denn nicht sie selbst, ihre ganze Beziehung zu Goethe, ihr Weinen und Knien in seinem Zimmer neben jener Weinflasche, ist dies alles zusammen denn eine Eigenwelt, mit eigenen Gesetzen, mit freiem Willen zu Lüge oder Wahrheit, ist es nicht vielmehr ein Luftkreis um Goethe, ein Faden seines Geisternetzes, eine Ausstrahlung seines Zentrums?

Jene Gedanken von der Gespenstigkeit des alten Goethe, des alten Rembrandt, des alten Fritz, jene Gedanken von der Tendenz des Genies zur Selbstaufhebung, sei es auch in der sublimierten Form der Entpersönlichung durch plötzliche Selbstüberwindung (dies der Weg des Genies Buddha, eines der größten), und jener letzte Gedanke, der diese gefährliche Tendenz des Genies als die Folge der Selbsterkenntnis dessen deutet, der am Menschen, als einem Experiment der Natur, verzweifeln muß — alle jene Gedanken haben keine Möglichkeit, sich durch Beweise zu erwahren, keine Fähigkeit, sich gegen Gegenbeweise zu wehren. Sie kommen uns ungerufen in kontemplativen Stunden, sind da und haben die unheimliche und gespenstische Tendenz, nach jeder noch so sorgfältig ausgeführten Hinrichtung hartnäckig wieder zu erscheinen.

Digitized by Google

NIETZSCHE IN UND ÜBER ENGLAND

von

SAMUEL SAENGER

I

An den gefährlich einseitigen Urteilen Nietzsches über alles Englische leiden wir noch heute, gerade die Gebildeten unter den Verächtern Englands als Kulturmacht lassen sich bei uns von ihnen noch gängeln. Umgekehrt werden wir es begreiflich finden, daß das Echo von drüben matt und lustlos war. Ein Mann, der in den anziehendsten Farben erst die moralischen Fragwürdigkeiten der europäischen Kultur darstellte, indem er über ihren verglühenden Abendhimmel zaubrisch-romantische Schleier warf; dann aber, als Kritiker der Zersetzung und der Entartung, zur Überwindung des europäischen Nihilismus den Kampf gegen die ‚verdammten modernen Ideen' auf der ganzen Linie ansagte, die christlich-demokratischen Werte in Verruf zu bringen suchte, gegen die Satzungen ihrer Sklavenmoral mobil machte, die Bedenkenlosigkeiten des Renaissancemenschen als kulturzeugende Kraftquelle verherrlichte, die Verhäßlichung, die Vermittelmäßigung, die Herdenhaftigkeit des Typus Mensch brandmarkte; der, mit einem Worte, neue moralinfreie Werttafeln aufstellte, um der seit neunzehnhundert Jahren betriebenen Falschmünzerei ein Ende zu machen: — ein so radikaler Frage- und Infragesteller mußte gerade dem Engländer, weil dieser unter allen Europäern dem verherrlichten Typus Mensch mit ‚langem ungebrochenem Willen' am nächsten kam, fern und fremd bleiben bis zur Unverständlichkeit.

Daß er es war, als er anfing, europäisches Ereignis zu werden, kann ich aus eigenem Erlebnis bezeugen. Um die Mitte der neunziger Jahre etwa war es, da wurde bei einem Nachtischgespräch im Hause des angesehenen und auch bei uns geschätzten Philosophieprofessors Henry Sedgwick in Cambridge das Thema Nietzsche gestreift. Aber so als Kuriosum; und ganz und gar nicht aus wissenschaftlicher Neugier oder dem Bedürfnis, sich eine neue Quelle der Erkenntniserweiterung zu erschließen, obwohl in diesem Hause das gewissenhafteste Studium aller wesentlichen Erzeugnisse deutschen Geistes Grundsatz war. Der Gelehrte wollte wissen, was es mit diesem ‚philosophierenden' Schriftsteller auf sich habe, von dem in Deutschland und nun auch schon außerhalb des deutschen Sprachgebietes so

Digitized by Google

viel Aufhebens gemacht werde. ‚Was ich über ihn und von seiner Lehre, wenn es eine ist, gehört habe, macht ihn mir verdächtig. Es klingt alles so paradox im bösen Sinne des Wortes; so verstiegen, so übertrieben; so laut und so heidnisch. Sagen Sie, muß man ihn lesen? Meinungen, die ihm zugeschrieben werden und in barocken Formulierungen nun schon im Umlauf sind, mögen vielleicht denen recht geben, die behaupten, diese neue deutsche Lehre sei die Übertragung von Bismarcks Blut- und Eisenpraxis in die Philosophie und Literatur. Die Entwicklung des Deutschtums ist seit 70 ja in jedem Betracht staunenswert und gibt uns anderen immer neue Rätsel auf. Wäre Nietzsche auch so ein Rätsel, so müßte man ihn freilich lesen . . .‘ Mir schien damals, aus Sedgwick, dem Schwager James Arthur Balfours, spreche weit mehr der Engländer als der akademische Lehrer und Traditionalist. Es ist, scheint mir heute, nicht wesentlich anders geworden, wobei ich den dummdreisten Mißbrauch des Namens als eines Mittels der Kriegführung in den von Oxforder und Cambridger Professoren fabrizierten Aufklärungsschriften billigerweise übergehe. Der von einem irischen (NB.!) Literaten ausgehenden Anregung, durch Übersetzung einiger Hauptschriften Nietzsches seinem Kultus auch in England Altäre zu bauen, entzog ich mich und zwar nicht nur im Gefühl sprachlicher Unzulänglichkeit und Verantwortung. Inzwischen ist Nietzsche auch ins Englische übertragen worden, aber ich sehe nicht, daß das Werk des großen Dichter-Denkers seither in irgendeinem nennenswerten Umfang in England Ereignis geworden wäre, wie das zweifellos von Frankreich gilt. Er hat, dieser Spätling einer schon morsch und müde werdenden Kultur, dieser Vorläufer des guten ‚Europäers‘, der die Zukunft Europas im Gewissen trug, keines sichtbaren und einflußreichen Insulaners Sinn und Denkstil irgend beeinflußt; und nur insofern dies nachweisbar wäre, ließe sich von übergreifender Wirkung sprechen. Die paar gelegenrlichen Bemerkungen, die Bernard Shaw dem Zarathustra-Dichter widmet, können diese Feststellung bleibender Wesensfremdheit nicht einschränken. Nein, die Engländer haben um Nietzsches willen das Problem Mensch nicht umgedacht.

2

Dem französischen Genius stand Nietzsche innerlich ganz nahe, wie man weiß; dem sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert Frankreichs rühmte er tiefe leidenschaftliche Kraft und jene erfinderische Vornehmheit nach, die den Dingen des Geschmacks und der Sitte,

Digitized by Google

der gesellschaftlichen Distanzierung und der Verfeinerung des Wertgefühls den verführerischen Glanz der Noblesse gegeben hat. An diesem Urteil hat Nietzsche zäh festgehalten, das ‚verdummte und vergröberte' Frankreich, mit dem ‚lärmenden Maulwerk' des demokratischen Bourgeois und den sonstigen Plebeismen der Vordergründe, hat ihn nicht abgehalten, es noch immer als den Sitz der geistigsten Kultur Europas und als die hohe Schule des Geschmackes auszugeben. Aber die französische Revolution? die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts? die Erklärung der Menschenrechte und die berühmten Augustnächte mit ihren Anfällen aristokratischer Selbstentäußerung? Natürlich, dieser nach unseren Philosophen verhängnisvoll böse Auftakt zur europäischen Verpöbelung (vulgo Demokratisierung) hat in Frankreich stattgefunden, die geliebte âme française ist daran ganz dünn geworden, — aber schuld daran ist die ‚verdammliche Anglomanie', die sich mit ihren modernen Ideen und dem Import neuzeitlicher Aufklärung das begnadete Volk zum ersten und gründlichsten Opfer auserwählt hatte. Man schaudert, wenn man solche geschichtsphilosophischen Klitterungen in einem Buch hohen Ranges, den Jenseits von Gut und Böse trotz aller Ernüchterung vom Rausch des ersten Eindrucks behalten wird, in der Entfernung eines dreißigjährigen Zeiterlebens liest; aber diese Konstruktionen, die vom elementarsten Wissen um die westeuropäische Geschichte und Kultur widerlegt werden können, weisen ja deutlich auf die emotionale Quelle von Nietzsches Rangordnung der Werte.

Nie hörte er auf, nicht einmal in der Epoche der größten Annäherung an Voltaire und dann wieder an Darwin, als Künstler auf den großen und kleinen Kosmos zu reagieren. Als solchem ist ihm zwar eine Intuition von weltgeschichtlicher Bedeutung geglückt, die sich literarisch eben in Jenseits von Gut und Böse und in der es ergänzenden Streitschrift über die Genealogie der Moral kristallisierte, aber weil er kulturell in dem sonnenhaften mittelländischen und romanischen Lebenskreis bis zur physiologischen Hörigkeit wurzelte, ist ihm zugleich auch die Stütze entgangen, die seiner Grundüberzeugung vom Wesen der aristokratischen Gesellschaft die englische Entwicklung zum Weltstaat hätte geben können. Der Genius der englischen Rasse, dessen Betätigungsfeld nun einmal vom feuchten, grauen, ‚kimmerischen' Norden ausgeht, blieb ihm mit seinen charakteristischen Bekundungen fern und beinahe unbekannt, er stieß ihn ästhetisch ab, er verriet eine Rasse ohne Musik, ohne das Tänzerische,

Digitized by Google

ohne Anmut, kurz: ohne Griechheit im Leibe. Es genügte ihm festzustellen, daß die englische Frau in Sportschönheit strahle, aber diese Schönheit sei ohne Seele, ohne den singenden und schwebenden Rhythmus der südländischen Europäerin. Shakespeare, das große urtümliche Genie des Nordens, in dessen Werk wirklich die Lebensgewalten und die Lebensgestalten jenseits von Gut und Böse sich tummeln, spielt in Nietzsches geistigem Haushalt keine Rolle, er hat sich merkwürdigerweise nie die Frage vorgelegt, wo sonst im verchristlichten Europa ein solcher Blutgeruch und eine so überquellende Lebenswärme zu finden sei, wie in diesen Dramen der englischen Renaissance. Es ist, als ob der Mann, der, mit zweihundert Jahren deutscher Musik im Leibe, aus dem deutschen Begriffsnebel in die Sonnenhelle Bizets flüchtet und den Seelenanalytiker Beyle-Stendhal mit Liebe umfängt, allem Angelsächsischen fröstelnd den Rücken kehrt. Er kennt weder die Literatur, noch die politische Geschichte, noch die Phasen im sozialen Aufbau des Volkes, dagegen verkennt er seinen eigenen Standpunkt, indem er den Engländern zum Vorwurf macht, was nach dem Gebot seiner eigenen Gesellschaftslehre ihnen zur größten Auszeichnung angerechnet werden müßte: daß sie keine philosophische Rasse seien. Gewiß nicht; aber auch die Helden der Saga, die Wikinger und räuberischen Nordmannen waren es nicht, die in ihr Werk ein beträchtliches Stück der vielbelobten blonden Bestie einfließen ließen, und deren Blut die so merkwürdige Frühzeit und Spätzeit (auch: Spätzeit) der Inselbewohner so charakteristisch färbte. Es war die Voraussetzung für die Entstehung des späteren Typus des Weltbeherrschers, der hart mit den harten Tatsachen des Lebens zu rechnen verstand und dessen schwächere Abarten noch, in den Bußkrämpfen des Methodisten, für unvermeidliche . . wie vermeidliche Grausamkeiten platonische Abbitte leisteten.

3

Also keine philosophische Rasse. Man opfere Hobbes und Locke und den ‚sublimen Narren' Bentham und Mill und den mechanistischen Weltvertölperer Spencer, man finde sich mit dem harten Urteil ab, diese achtbaren aber mittelmäßigen Köpfe hätten für die ‚mittlere Region des europäischen Geschmacks' gedacht und gewirkt. Um manchen von ihnen tut es einem freilich leid. Thomas Hobbes, der Hasser des Puritanerregimes, war ein Denker von originaler Kraft, aus dessen Natur- und Gesellschaftslehre auch die großen Philosophen des Konti-

Digitized by Google

nents, die Spinoza und Leibniz viel Honig der Erkenntnis gesogen haben, während das Heer der Kärrner ihn bis auf diesen Tag mitleidlos ausplündert. Ich bezweifle, daß Nietzsche die Bausteine kennt, aus denen die Lehre des Hobbes sich aufbaut. Die Muthaftigkeit, mit der dieser unphilosophisch sein sollende Engländer den überkommenen Begriffswust aus dem Tempel seiner Erkenntnis wirft, die Gefühlsmuckerei der gelehrten Vor- und Umwelt mit Hohn übergießt, und als einer der Ersten in Europa Begriff und Tatsache, Leben und Ideal, Geschichte und Konstruktion, Natur und Gesellschaft radikal scheidet, endlich den Willen zum Leben von seinen zeitweiligen Verkleidungen befreit, um in seine Dunkelkammer zu dringen: — sie hätte ihn dem Verfasser von Jenseits von Gut und Böse sympathisch machen müssen.

Begreiflicher, wenn auch in den Augen eines Kenners bloßstellend, sind die wegwerfenden Bemerkungen, die dem ‚krausen Wirrkopf' Carlyle zugedacht sind. Die in Bildern, Beschwörungen, Verwarnungen, Drohungen und Ermahnungen sich entladende Schreibweise; der in Spleen getauchte Humor des Schotten ohne Sonnenhelle und den Goldschimmer der lateinischen Helligkeit; seine Befangenheit in der puritanischen Moralatmosphäre; seine Glaubenssehnsucht und sein berserkerhaftes Prophetentum ohne das Fundament einer positiven Christlichkeit, deren alte und neue hebräische Kleider er zweifelnd und verzweifelnd abgelegt hat; sein heroischer Versuch, mit den fremdgewordenen Symbolen einer zerdachten Glaubenswelt den modernen Wertnihilismus zu bezwingen: das und vieles Andere mußte Nietzsche an diesem Manne abstoßen, ihn, der im Vergleich zu diesem nordischen Organisator des Chaos in den Tropen des Geistes geboren scheint. Es ist daher zu verstehen, daß er aus dem Bereich der Tantalidenqualen floh, die in Carlyles Schriften festgehalten sind und jugendliche Leser zumal in triefende Ängste jagen. Aber zugleich auch entfaltet Carlyle in ihnen auf dem Boden, aus dem die wesentlichsten Bestandteile der modernen Aufklärung gesprossen sind, einen wahrhaft gigantischen, fast ohne Hilfskräfte unternommenen Kampf gegen die ‚modernen Ideen'; gegen das achtzehnte Jahrhundert; gegen die materialistische Geschichtsauffassung und Geschichtsdeutung; — aber zugleich sieht auch Carlyle in dem großen und starken Einzelwillen, der das Gesetz seines Schauens und Wollens der Gesellschaft aufzwingt, den Helden und damit den Sinn der Geschichte. Mehr noch: als mit der Maschinenzeit die mechanistische Weltvertölpelung anhub, hat Carlyle

Digitized by Google

als einer der Ersten in Europa mit einer Gewalt des Abscheus gegen die Entseelung der Arbeit und des Lebens protestiert, daß verschüttete Verantwortungen lebendig wurden und damit ein Gegenstrom der Entwicklung eingeleitet wurde. Ja, auch die Härte der historischen Beurteilung der Demokratie und des Parlamentarismus hätten ihn dem Zarathustradichter plausibel machen müssen, ebenso seine Forderung einer neuaristokratischen Gliederung der Gesellschaft und der Neuaufrichtung eines modernen Herrentums, um das englische Imperium in Stolz und Kraft zu erhalten und weiter auszubauen, wenn auch innerhalb der Grenzen, die der Herde gegenüber ein religiös gefärbtes Missionsgefühl zieht. Es ist merkwürdig: als Hippolyte Taine, der bedeutende französische Schriftsteller und Historiker, dessen Auffassung Napoleons als einer Synthese von Unmensch und Übermensch Nietzsche geradezu entzückte und als Bestätigung seiner Hauptlehre hochwillkommen war, den Empfang von Jenseits von Gut und Böse dankend bestätigte, kommt ihm das Wort Carlyle ungesucht auf die Lippen, — wie als ob unter dem Geröll von Carlyles Eingeweidehumor sich verwandte Anschauungen verbergen. Taine war zu alt und schon zu krank, um die Offenbarungen des Deutschen bezwingen zu können, es wird Nietzsche keine Freude gemacht haben, daß dem verehrten Franzosen bei der Lektüre seines Werkes gerade der ‚krause Wirrkopf' einfiel, denn natürlich liegt zwischen den beiden Naturen und Geistern rein gefühlsmäßig ein unausmeßbarer Abgrund. Dennoch besteht tatsächlich an dem angedeuteten und wesentlichen Punkte eine gesellschaftskritische Übereinstimmung, die Nietzsche hätte abhalten sollen, so wegwerfend von dem Schotten zu sprechen. Aber er hielt ihn so wenig des tieferen Blickes wert, wie das meiste Englische.

4

Hätte Nietzsche die englische Geschichte wirklich gekannt, so würde er in ihr ein überreiches Arsenal von Bestätigungen für seine Darstellung der Art gefunden haben, wie bis in die jüngste Zeit hinein die Erhöhung des Typus Mensch, als Werk einer aristokratischen Gesellschaft, zustande gekommen ist. Die humanitären Täuschungen können die harte Wahrheit nicht verdecken, daß ungebrochene Willenskräfte und Machtbegierde ihr Übergewicht geltend machten, von den Kriegen der Weißen und Roten Rose bis zum Gigantenkampf mit Napoleon um die Herrschaft der Neuen Welt und Indien; daß bei der Errichtung des Imperiums Moralitäten oder Immoralitäten

Digitized by Google

so wenig eine Rolle spielten, wie bei der Errichtung der See-, Industrie- und Geldherrschaft puritanische Gewissensbedenken in den Vordergründen den mitleidlosen Zugriff systematischer Ausbeuter zu mildern vermocht hat. Bei der Wanderung von der feudalen Epoche bis zum Emporkommen des Bourgeois — in Gestalt des mill-owner und der Geldmagnaten der City — hält nirgends, bei allem Formenwandel, der ungebrochene ‚Tatwille' zur Ausbeutung eine so strenge und starre Linienführung ein. Aber auch in Sitte und Konvention war diese Abfolge von Herrengeschlechtern nirgends so einseitig werteschaffend, indem zunächst alle Verfeinerungen des Gefühls, alle Zartheiten des Taktes so ausschließlich auf die eigenen Rechte beschränkt blieben und in wohlberechneter Wertabstufung nach unten und nach außen hin dosiert wurden. Die gesellschaftliche Nivellierung ist in England viel später erfolgt, als etwa in Frankreich und Deutschland; kein ‚allgemeiner' Bildungsbetrieb, keine Preisgabe der Kulturschätze an die, die jenseits des geschlossenen Ringes moderne Sklavenarbeit über oder unter Tag verrichteten; ja, die Brosamen der caritas, des Mitleids und später, in neuerer Zeit, der sozialen Gesetzgebung dienten sogar noch dazu, die gesellschaftlichen Vorurteile mit ihrem ‚Pathos der Distanz', das heißt: der Machtvergottung und Erfolganbetung, lebendig zu erhalten, wobei zugleich ganz folgerichtig die tiefe Ehrfurcht vor dem Alter und dem Alten, vor den Vorfahren in der Machtübung, vor der Tradition beim Fortschreiten in die Zukunft ganz instinktiv mitgenommen wurde. Bei aller Veränderung und Verfälschung im überkommenen Begriff des Aristokratischen, die unvermeidlich auch in England einsetzen mußte, nachdem es unter das Szepter der Großstadtkultur getreten war, hat sich gerade auf dieser Europa vorgelagerten Insel der Typus des Herrenmenschen mit distanzierendem Willen am längsten in Europa gehalten. Es ist erstaunlich, daß Nietzsche diese Tatsache entgangen ist. Vielleicht deswegen, weil er der Einschmelzung in den . . . guten-Europäer am längsten widerstand, dem Nietzsches Sehnsucht in den hellsten, den sturmfreien Stunden seines Seelenlebens zustrebte (vgl. J. v. G. u. B., No. 256).

Digitized by Google

EUROPÄISCHE RUNDSCHAU

Charles Péguy

Zehn Jahre sind seit seinem Tode vergangen. Er fiel im Kriege mit Deutschland am 5. September 1914, fast zu gleicher Zeit wie sein Übersetzer und Freund Ernst Stadler auf der anderen Seite fiel. Diese Nachricht war damals für uns nicht nur Meldung über den Verlust eines Dichters, sondern ihre Perspektiven verlängerten sich in den Tumult der Zeit und das Schweigen unseres Inneren hinein. Wir begriffen: daß die Brutalität der Zeit Leben vernichtete, die mit der Sprache und den Zwecken des Krieges nichts gemein haben; daß geistige Welten nicht durch Schützengräben zerrissen werden können; daß der Tod Péguys durch eine zufällige deutsche Kugel für beide Lager eine verlorene Schlacht bedeute.

Wer war Charles Péguy? Wer ist er heute? In warmen und klaren Sätzen zeichnet in *La Nouvelle Revue Française* Daniel Halévy sein Bild.

„Vergebliche und zweifelhafte Vorsätze, vergeblicher und zweifelhafter Umgang, vergebliche Schatten und Reflexe: das Leben ist davon übervoll. Die Erinnerung an Péguy bleibt uns als Gewißheit und als Wirklichkeit, als die Gewißheit einer Wirklichkeit.

Wie er uns Zwanzigjährige erstaunte! Wir plauderten, er handelte, wir bestanden Examen, er heiratete; wir suchten danach, gedruckt zu werden; er wurde Verleger, und durch ihn waren wir frei.

Wir hatten keinen Zweifel: er war uns überlegen: er war auf eine absolute Weise überlegen. Wir fühlten den Unterschied seiner Natur und eine Art Notwendigkeit, die uns zwang, ihm zu gehorchen und zu folgen. Unsere eigene Überlegenheit war eben diese Verpflichtung, und unsere Belohnung waren Anblick und Beispiel, die uns gegeben wurden: wir sahen in diesem Péguy einige der großen Züge der Menschheit sich bilden.

Antiker Mensch, Familienvater, Arbeiter, Patriot: Péguy, der Verleger, Kaufmann, Polemiker und Dichter zeigte es uns wirklich. Frei, wie der Mensch es überhaupt sein kann: damit ist wenig gesagt. Im Inneren dieses Menschen sahen wir durch ein unvorhergesehenes Wachstum, eine ergreifende Verwandlung, den christlichen Menschen entstehen, durchdrungen von seinen Mängeln, von seinen übernatürlichen Fesseln ... Dies alles zwischen zehn Personen, zweihundert Lesern und auf zwanzig Quadratmetern eines Hinterladens im Quartier latin.

Der Ruhm ist gekommen mit dem Glanz des Opfers. Hat dieser Ruhm jene tiefen Bezirke beleuchtet, denen wir uns sehr genähert hatten? Ich zweifle daran, und mein Eindruck ist, daß Péguys Werk nicht aufgehört hat, geheim zu sein. Mein Eindruck ist aber auch, daß es nicht aufgehört hat, mächtig zu sein, und daß eine mystische Werbung ihm immer diese zehn Inbrünstigen, diese zweihundert Leser sichert, dank denen er existiert hat, dank denen er dauern wird."

Zum Tode Josef Conrads

Seine Werke sind in Deutschland kaum bekannt. Und doch gilt er nicht nur in England als einer der bedeutendsten Prosaiker des Landes, sondern wird auch in Frankreich, wo besonders André Gide und Valery Larbaud ihn bewundern, als einer der größten europäischen Epiker angesehen. Für seine Manuskripte werden auf den Autographenmärkten phantastische Preise bezahlt. Unerwartet starb er am 3. August in Bishopsbourne, kurz

Digitized by Google

vor dem Abschluß seines neuen Romans „The Suspense", der die europäische Unruhe und Erwartung darstellen sollte, die während Napoleons Exil auf Elba herrschte. Conrad stammte aus dem polnischen Teil der Ukraine und hieß eigentlich Joseph Conrad Korzeniowski. Die Sehnsucht des Knaben war auf das Meer gerichtet. Als Siebzehnjähriger trat er in die französische Handelsflotte ein. Als Einundzwanzigjähriger, ohne Kenntnis der Sprache, kam er zum erstenmal nach England und wurde allmählich Offizier und Kapitän auf allen Gewässern des Reiches. Im Jahre 1898 führte er ein Schiff auf dem Kongo. Dann beendete er sein Seemannsleben, wo er es begonnen hatte: in Frankreich.

Joseph Conrad hat zwanzig Bände geschrieben. In ihnen spiegeln sich die Erinnerungen seines Meerlebens, leuchten Visionen und Landschaften von großer Stärke, Zartheit und Einfachheit. Man hat seine Darstellungskraft mit der Flauberts verglichen, den er besonders liebte und von dem er in seinen Erinnerungen spricht. Sein Ruhm war zunächst ein englischer und beschränkte sich auf Literaten und Seeleute. Zwanzig Jahre brauchte er, um ein großes Publikum zu gewinnen: dann stellte man ihn als Ebenbürtigen neben Rudyard Kipling. In Frankreich wuchs sein Ruhm eben so sehr und gipfelt in der französischen Gesamtausgabe der Conradschen Romane.

In *La Revue Européenne* schreibt ein Engländer über Conrad:

„Der stärkste Einfluß, der auf Conrads Leben ausgeübt wurde — auf sein literarisches Leben, auf seine Reisen, auf die Art, mit der er seine geniale und ruhmreiche Laufbahn herausforderte — strömt von den Romanen des Kapitän Marryat aus. Ein großer — ein sehr großer — englischer Marine-Roman-Schriftsteller. Marryats Bücher sprechen fast ausschließlich vom Fregattenkrieg im Mittelmeer zur Zeit Napoleon I. . . . Und im Augenblick seines Todes war Conrad im Begriff, einen Roman über dasselbe Thema zu schreiben.

„Peter Simple", „Percival Keene", „Jacket in Seart of a Father", „Midshipman Easy" — besonders vielleicht „Midshipman Easy" — sind die Bücher, die man lesen muß, wenn man die einfache Philosophie der englischen Seele — und der Seele Conrads begreifen will.

Das ironische Schicksal wollte es, daß seine ersten Reisen unter französischer Flagge geschahen. Er sprach bis zu seinem Tode das Englische mit französischem Akzent, was ihn für jeden Engländer, der nicht mindestens etwas Französisch sprach, fast unverständlich machte. Er dachte, wie er uns zuletzt im Mai dieses Jahres gestand, immer auf französisch. Jetzt ist er tot: der größte Meister, der größte Bändiger jener wilden Dinge, die Worte, Rhythmen, Sätze und Kadenzen in der englischen Sprache sind — der größte, den unsere Inseln gesehen haben."

Schweizer Informationen

In der neuen Schweizer Rundschau *Wissen und Leben* spricht Aldo Dami über den unzulänglichen Nachrichtendienst der West-Schweizer Presse. Sie ist ausgesprochen „frankophil" eingestellt, in der Konsequenz eines natürlichen Gefühls, das aus der Nachbarschaft, der Anhänglichkeit an Frankreich als geistiger Heimat zu erklären ist. Aber Politik ist etwas sehr Unsentimentales, und so übt Dami schärfste Kritik an den einseitig frankophilen Informationen der Genfer Presse.

Zwei Systeme der Auslandskorrespondenz wären denkbar: entweder wird in jede Hauptstadt ein Schweizer Mitarbeiter gesandt, der sachlich be-

Digitized by Google

richtet und kommentiert, oder ein Angehöriger des betreffenden Landes wird beauftragt, der bewußt unter dem Gesichtspunkt seines Landes berichtet. Aber das ist hier niemals der Fall. Vielmehr herrscht ein gemischtes System, das allein zum Vorteil Frankreichs ist. Der Pariser Korrespondent ist immer ein Franzose und vertritt also selbstverständlich den französischen Standpunkt. Der römische Korrespondent ist immer Schweizer, West-Schweizer, also frankophil. Er gibt Nachrichten aus, die Frankreich oder der kleinen Entente genehm sind. Alles ist ängstlich und pro-französisch. Der Londoner Korrespondent existiert im allgemeinen nicht. Wenn er existiert, ist er ohne Zweifel Franzose. Ist er ein Engländer, so mußte er über das Ruhr-Problem schweigen ... Der Berliner Korrespondent ist West-Schweizer, immer frankophil und gerade an einen Ort geschickt, wo er sich hüten sollte, in die Politik sich einzumischen, vielmehr begnügen müßte, über das zu berichten, was sich unter seinen Augen abspielt. Aus anderen Hauptstädten informieren meist die französischen Korrespondenten französischer Blätter.

Gegen diese (und andere) Zustände kämpft Aldo Dami aufs schärfste an und formuliert seinen Standpunkt so:

„Für uns Genfer ist die Mitte der Welt gebildet durch Nordsee, Paris-London-Brüssel. Unsere Blicke sind nordwestlich gerichtet. Die Haltung unserer Presse aber trägt dazu bei, noch Geschmack und Neigung eines Volkes zu betonen, das von Natur aus sich allem zuwendet, was seine Sprache spricht. Man schmeichelt ihm, anstatt es zu lehren, das Ausland kennen zu lernen, um es zu kritisieren, wenn es nottut. Man folgt ihm, anstatt es zu erziehen. Nun, ein Erziehungsversuch würde keine Zeitung zum Ruin führen; denn wenn alle denselben Vorsatz annehmen, wird das Volk, das Bedürfnis nach Zeitungen hat, bald zum Lesen gezwungen sein.

Bei der augenblicklichen Lage der Dinge, im Gegenteil, opponiert unsere öffentliche Meinung nicht gegen andere Meinungen, gegen andere Mentalitäten; sie kennt sie einfach nicht. Unsere Information ist einseitig.

Das ist, sehr trocken zusammengefaßt, was man das technische Funktionieren, den statischen Zustand unserer ‚Frankophilie' nennen könnte."

Großstadtbildung

Das Erlebnis der Großstadt, die Reichweite ihrer Eigentümlichkeit bis in Hirn und Herz ihrer Bewohner, ihr organisches Wachstum: diese Tatsachen waren in ihren Wirkungen während der letzten Jahrzehnte immer größer geworden und hatten auch Denken und Kunst mitbestimmt. Doch das neue soziale Ethos während Kriegs- und Revolutionszeit erweckte gegenüber der Großstadt eine gewisse feindliche Romantik, einen verschämten Rousseauismus; man glaubte, das soziale Elend der Großstädte nur aufheben zu können durch Vernichtung der Großstadt; man pries das Landleben und predigte die sichere Erlösung des Menschengeschlechts durch Siedlungspolitik.

Bei allem Schönen und Gesunden des Siedlungsgedankens ist diese Abkehr von der Großstadt doch nur soziale Romantik. Seit fast einem Jahrhundert ist die europäisch-amerikanische Menschheit Großstadtrasse, auch wenn nur ein winziger Bruchteil dieser Menschheit in Großstädten lebt. Ihr geistiges und soziales Leben, die Sprache ihrer Werke, ihre Politik, ihre Wirtschaft — sie sind von diesem Faktum: Großstadt nicht zu trennen, und auch ein revolutionärer Neubeginn ist nicht möglich durch Rückverlegung der Voraussetzungen um Jahrhunderte.

Digitized by Google

Das Großstadt-Problem — das soziale wie das ästhetische — lautet, in allen Ländern, vielmehr: wie ist die Form der Großstadt umzugestalten, damit sie in allen Beziehungen sich veredelt und produktiver wird? Vor kurzem las ich einen Aufsatz, dessen Hauptbedeutung mir in dieser klaren Problemstellung zu liegen scheint. Er heißt „Großstadtbildung", ist von Adolf Rading und steht in der technisch-wissenschaftlichen Wochenschrift *Die Umschau*.

Rading sagt: man bekämpft die Großstadt als Unding, trotzdem sie organisch aus der wirtschaftlichen Entwicklung entstanden ist, und vergißt dabei, ihre Form zu bilden, die Organisation der Großstadt weiterzuführen. Die Städte der Vergangenheit sind um Mittelpunkte kirchlicher, höfischer oder militärischer Art aufgebaut, ganz im Einklang mit der hauptsächlichen Funktion der einzelnen Stadt. Inzwischen haben sich unmeßbare große Veränderungen vollzogen, und die Lebensfunktionen der Stadt sind ganz zu modern-wirtschaftlichen geworden. Seien wir uns klar, daß die modernen Großstädte als Zentren der Weltwirtschaft keinen historischen Charakter haben und deshalb völlig neuen Formen unterstehen müssen.

An der Hand schematischer Grundrisse entwickelt Rading die zukünftigen Großstadtformen und sagt über das prinzipiell Neue:

„Sehr auffällig ist für die zukünftige Stadtform das völlige Abweichen von der Gestalt der mittelalterlichen Siedlung, ja jeder Siedlung der Vergangenheit überhaupt. Diese neue, freie, ungefesselte Stadt ist von neuen Bedingtheiten abhängig, ihre Wohnviertel sind in ganz anderem Ausmaße verknüpft mit den Arbeitsstätten, der Lage der Produktionsmittel, den geographischen Besonderheiten, dem Verkehr. Hieraus ergibt sich eine starke Dezentralisation, eine natürliche Auflösung der Stadt in Einzelbilder, deren Lage durch diese Bedingtheiten gegeben ist. Diese Bilder werden wirkungslos sein, wenn sie größer sind als der Blick sie umfangen kann. Ihre Grenzen sind übersehbar festzulegen, in der Fläche sowohl wie in der Höhe, das heißt die Stadt darf nicht wie bisher ein ungeformtes unübersehbares Gebilde sein. Als formgebende Grenze kann nur die im großen übersehbare Form wertvoll sein, und erkannt werden, so lange sie als Ganzes übersichtlich bleibt; und wenn vielleicht mancher dieses Suchen nach Form für überflüssig halten mag, so ist auf die Unmöglichkeit hinzuweisen, die Stadtbildung allem Leben fremd als Sonderheit zu behandeln. Nur in Begrenztheiten können wir auffassen, nur in Begrenztheiten arbeiten, leben, bilden; Auffassung, Arbeit, Leben sind nur geformt denkbar und nur die Grenze kann Form geben.

Es ist also nötig (und auch durch die wissenschaftlichen Grundlagen bedingt), das unübersehbare Labyrinth der heutigen nicht faßbaren Stadt aufzulösen und sie in einer Fülle von Einzelbildern zum sichtbaren Raumerlebnis, zum Baukörper zu machen. Die Zwischenräume werden erfüllt sein von Spazierwegen, geschützten Dorfwirtschaftsbetrieben und Gärten, die insgesamt als Freifläche die Elastizität des Ganzen wahren und einen Regler für erschwingliche Bodenpreise bilden. So wird das Durchwandern der Stadt in der Fülle der Bilder zum Erlebnis. Steigen und Fallen, Höhe und Tiefe, Nähe und Ferne, Raum wird lebendig, so wie noch heute die turm- und giebelzerrissene Stadt des Mittelalters uns bannt und die gleiche Empfindung trotz aller Wirrheit, Ungebundenheit und Zufälligkeit die amerikanische Großstadt anklingen läßt."

Digitized by Google

Französische Komödien

In seinem Rückblick auf das Pariser Theaterjahr schreibt Gabriel Marcel in *L'Europe Nouvelle* über die Komödie.

Sie ist vertreten durch zahlreiche Versuche, die reine Groteske neu zu beleben. „Das Stück von Bernard Zimmer ‚Le Veau gras' ist in dieser Hinsicht sehr charakteristisch. Wie in einem ganz anderen Sinne der ‚Knock' von Jules Romains zeichnet es sich durch ein ausgesprochenes Streben nach Überschreitung des satirischen Planes aus. Allein, dem Autor von ‚Cromedeyre' gelingt es durch Umsetzung reiner lyrischer Quellen in Schöpfung, die in ‚Le Veau gras' fehlen, und vielleicht rührt sogar von dieser Abwesenheit der grimassierende Wohlklang dieses letzten Werkes her. Es wäre interessant zu untersuchen, ob der Geschmack zur Grimasse, der sein musikalisches Gegenbild in der Vorliebe hat, die so viele junge heutige Komponisten für das Schreiende und das Gellende zeigen, nicht recht tiefen und allgemeinen Gründen zuerkannt werden muß. Wir sind unsererseits davon fest überzeugt. Diese traurige und wie entmenschte Komik ist jener entgegengesetzt, die man die freie Komik nennen muß — die von Rabelais und Molière. Diese umfaßt die mehr oder weniger bewußte Beziehung auf ein Wertsystem, genauer eine nicht allein positive Anschauung der menschlichen Natur, sondern in gewissem Grade auch optimistische, vielleicht sogar auch von der Natur der Dinge. Nun wäre es nicht schwer, zu zeigen, daß sogar die Idee eines solchen Systems und ähnlicher Normen heute auf dem Wege der Auflösung ist; in dieser Hinsicht gehört ein Bernard Shaw, für den der Begriff einer rationellen Ordnung der Dinge, übrigens in einer biologisch-romantischen Auffassung, von hauptsächlicher Bedeutung bleibt und nie ernsthaft in Frage gestellt worden ist, einer Generation an, die älter als die jener Humoristen ist, von denen wir sprechen und die sich dagegen auf Pirandello berufen könnte. Das Stück des Herrn Zimmer, bei dem wir uns vorwerfen, nicht gleich den representativen Wert beurteilen zu können, übersetzt bloß den Geisteszustand, den wir zu definieren suchen, oder vielmehr es entspricht diesem ganz negativen Moment der geistigen Dialektik, wo das Bewußtsein sich irgendwie gegen sich selbst wendet und es wagt, auf nichtige Weise die Absichten zu treffen, mit denen es gewöhnlich sich sogar identifizierte. Aber die Intelligenz, indem sie sich von der Welt der Handlung zur Betrachtung zurückzieht, ohne irgendeine der Hierarchien anerkennen zu wollen, die wir gewöhnlich in ihr einsetzen, beabsichtigt in ihr nur eine kalte, mondhelle und gauklerische Klarheit; sie untersagt uns den Zutritt zu dieser Welt, deren Sonnenlicht den dunklen Ausgang erhellt, wo sowohl der gesunde Menschenverstand wie das schöpferische Genie ihre wahre und einzige Heimat finden."

Zum Tode Henry W. Massinghams

Am 28. August starb Henry W. Massingham. Sechzehn Jahre lang hatte er die Londoner *Nation* geleitet und sie zur tapfersten, geistigsten und am meisten europäischen Zeitschrift Englands gemacht. Praktischer Humanismus, scharfe Kritik und ein realistischer Pazifismus bestimmte die Haltung dieses Blattes, das eins der stärksten Symptome für die Existenz leidenschaftlicher und kluger Opposition gegen das Europa der Kriegs- und Nachkriegszeit war. Henry W. Nevison, der Dekan unter den englischen Publizisten, nannte ihn den „größten Schriftleiter, den ich je kannte".

Digitized by Google

Die New Yorker *Nation* widmet Massingham folgenden Nachruf: „Gewiß, als der Krieg kam, war Massingham wie anderen britischen Publizisten der Boden unter den Füßen gewichen. Aber er war der erste, der sich von diesem Stoß erholte, und so bestimmt und glänzend hielt er das Recht des angelsächsischen Publizisten, die Vernunft und ihre Prinzipien auf die nationale Lage während des Krieges anzuwenden, aufrecht, daß Lloyd George ihn nicht nur durch seinen Tadel ehrte, sondern die Ausfuhr der Zeitschrift aus England verbot. Dieser eine ist nun gestorben, geehrt als weitsichtiger, weiser und redlicher Journalist, der andere, den die Welt inzwischen als politischen Großsprecher erkannte, lebt und vermehrt seinen Ruhm durch journalistische Geldarbeit, die niemand liest oder beachtet. Die wahren Helden sind nicht die, denen das Publikum gnädig erlaubt, durch die Meinungs-Aufseher angebetet zu werden, sondern jene, die fest stehen; die nicht ein Jota oder ein Tüpfelchen ihrer Prinzipien preisgeben; die Mißachtung und Verleumdung mit Resignation und Heiterkeit ertragen und ihren Lohn in der Gewißheit finden, daß auf ihren Wegen die Sterne für sie kämpfen, damit sie ihre Prinzipien triumphieren sehen oder nicht. Erzogen und auferwachsen in den Lehren vom Cobden und Bright, trat Massingham langsam zu der neuen Arbeiterpartei über; aber für den Verfall des Liberalismus als Resultat seiner selbstmörderischen Verbindung mit dem Kriegswahnsinn, fand er schließlich einen Ausgleich in der breiten und weiten Vision der neuen ökonomischen Bewegung. Massingham war nicht nur politischer Schriftsteller. Ebenso frei und mit denselben antreibenden Wirkungen bewegte er sich in literarischen Gebieten. Seine Spalte „Ein Reisender in London" war der Neid seiner Kollegen, aber sein Charm wurde von niemandem erreicht. Mit Witz, Grazie, Güte und gutem Humor porträtierte er seine Zeitgenossen und die Welt um ihn. Erfüllt mit selten persönlichen Gefühlen, enthielt diese Spalte ebensoviel an historischem Wert. Sogar als der Rowatree-Trust ihn vom Redaktionssessel verjagte, den kein anderer einnehmen konnte, verließ seine Heiterkeit ihn nicht, noch der Charm seine Feder."

Kulturarbeit im neuen Rußland

In der in Berlin erscheinenden Zeitschrift *Das Neue Rußland* berichtet der Volkskommissar für Bildungswesen A. Lunatscharski in optimistischen Worten über die sowjetrussische Kulturpolitik, über Schulwesen, Lehrerbildung, Kinderheime und Hochschulen. Folgendes sei widergegeben:

„Die Hochschulfrage ist bei uns ziemlich kompliziert. Wie führen allmählig in die Hochschule unsere eigene „rote Professur" ein. Wir bereiten in speziellen Instituten für die „rote Professur" vor. Es machen sich auch große Fortschritte bemerkbar, daß der beste Teil der alten Professur sich mit uns verständigt. Aber trotzdem entspricht der Unterricht in den Hochschulen noch nicht ganz unseren Zielen. Außerdem hat der Staat keine ausreichenden Mittel zur Verfügung, um technisch die Hochschule auf die von uns gewünschte Höhe zu bringen. Auch bleiben die Studierenden, die proletarischer und bäuerlicher Abkunft sind, ohne genügende Mittel, ungeachtet der großen Summen, die der Staat für sie aufwendet.

Nur ungeheure Willenskraft, Gesundheit und Wissensbegierde helfen den Studierenden unter diesen ungünstigen Verhältnissen bei der Eroberung der Wissenschaft.

Wir haben uns zugleich mit dem Schulsystem, dessen elementaren Teil die Hauptverwaltung für soziale Er-

Digitized by Google

ziehung (Glasozwos) und die Hochschulen und Spezialinstitute, die die Hauptverwaltung für professionelle Bildung (Glawprofobr) leitet, — die wichtige Aufgabe der politischen Erziehung Erwachsener gestellt. Diese Arbeit führt die Hauptverwaltung für politische Aufklärung (Glawpolitproswjet).

Der Kampf zur Liquidierung des Analphabetentums wird jetzt nach meinem auf dem letzten Rätekongreß unterbreiteten Plane geführt. Das Analphahetentum muß in den nächsten vier Jahren bis zum letzten Rest bekämpft sein. Seitdem ist ein Jahr verflossen, und wir haben gesehen, daß dieses Programm nur zu 50 Prozent durchgeführt worden ist. Das ist noch kein Beweis, daß die Arbeit auch weiter so gehen wird, aber klar ist, daß wir zu dem von uns gestellten Termin (zehn Jahre unserer Revolution), unsere Arbeit nicht vollbracht, das heißt daß wir nicht allen Bürgern bis zum Alter von 50 Jahren das Lesen und Schreiben werden beigebracht haben. Eines der großen Hemmnisse ist die Unmöglichkeit, alle Kinder in den Schulen aufzunehmen. Dessen ungeachtet wird in dieser Beziehung die Arbeit angestrengt weitergeführt.

Außerdem hat die Verwaltung für politische Aufklärung einen großen Propaganda-Verlag, leitet ein breit angelegtes Netz von Lesehütten und das in letzter Zeit weitverbreitete Klubwesen. Sie ist auch die Leiterin eines großen und fruchtbringenden Netzes von Parteischulen, — angefangen von den elementarsten (für die in die Partei neueintretenden, politisch noch nicht vorgebildeten Arbeiter), bis hinauf zu unseren Kommunistischen Universitäten namens ‚Swerdlow' in Moskau und ‚Sinowjew' in Leningrad, auf die wir wirklich stolz sein können. Nicht minder stolz sind wir auch noch auf eine andere Universität und zwar die der ‚Völker des Ostens', wo man die aus allen Ländern Asiens kommenden jungen Missionare mit den kommunistischen Ideen vertraut macht.

Wie brennend auch das Bedürfnis an Elementar- und Massenkultur an dieser Bildungsfront ist, so vernachlässigen wir doch auch nicht die höchsten Formen der Kultur.

Man verleumdet uns von Zeit zu Zeit, wir hätten unsere Bibliotheken und Museen verschlechtert, veruntreut, vernachlässigt. Wir können aber mit Stolz behaupten, daß wir in dieser Richtung gewaltige Arbeit geleistet haben und daß die revolutionären Verhältnisse diesen Einrichtungen weniger Nachteile, als vielmehr große Vorteile gebracht haben, insofern als ihnen die Möglichkeit zur Sammlung von kunst- und wissenschaftlichen Schätzen, die früher in Privathänden waren, gegeben wurde und die sie jetzt den öffentlichen Museen zum Gemeingut einverleibt haben.

Wir unterstützen nach Kräften die Akademie der Wissenschaften und alle anderen wissenschaftlichen Institute, verlegen ihre Zeitschriften und haben die sogenannte Zentrale Kommission zur Verbesserung der Lebensbedingungen der Gelehrten (ZEKUBU) gegründet, dessen Ziel es ist, die oft sehr schwere materielle Lage der für uns so notwendigen Vertreter der Wissenschaft — auch in Deutschland — zu erleichtern.

Am wenigsten können wir gegenwärtig die Kunst unterstützen. Aber auch hier tun wir alles, was in unseren Kräften steht, damit die besten Traditionen der Musik, des Theaters, der Malerei, Skulptur, der Architektur nicht verblassen; der Jugend bereiten wir eine Stätte, wo sie ihre Talente entwickeln kann und allen Neuerscheinungen der Kunst bereiten wir den Boden zu freier Entfaltung.

Wer sich näher mit der Geschichte

Digitized by Google

der russischen Kulturarbeit (die sich hauptsächlich um den Staat und die Partei gruppiert), vertraut machen würde, als es durch diesen kleinen Aufsatz möglich ist, — wäre in Erstaunen über das Geschaffene versetzt. Dabei muß freilich die ganze Schwere der Lage in Betracht gezogen werden.

Unlängst hat der Staatsverlag, der — was die Anzahl seiner Druckschriften betrifft —, einzig in der Welt dasteht, sein fünfjähriges Jubiläum gefeiert. In der Ausstellung, die aus diesem Anlaß eröffnet wurde, konnten wir gemeinsam mit unseren ausländischen Gästen verfolgen, wie riesenhaft dieses Kind von Jahr zu Jahr wächst; zugleich konnten wir daselbst auch das Wachstum der Kulturarbeit in der UdSSR. überblicken."

Rudolf Kayser

Digitized by Google

ANMERKUNGEN

Robert Müller

Weiß Gott, daß ich im Juni, als wir uns täglich in Wien sahen, nicht geglaubt hätte, daß im August sein Nekrolog fällig werden würde. Denn er war ein aktiver Mensch, durch Statur und Blut.

Seine Geistigkeit war nicht Sehnsucht nach einer einzuleitenden Selbstmetamorphose (auch damit kann man weit gelangen), sondern Projektion eines inneren Besitzes, kurz, sie war Ausgangs-, nicht Zielpunkt. Er ging auffallend unösterreichisch durch Wien; der Riese mit den breiten Schultern stammte auch zur Hälfte aus nördlicherer Gegend.

Jeder hätte ihn für einen Amerikaner gehalten, für einen, der einmal Präsidentschaftskandidat wird. Mag sein, daß er in der Kleidung dem U.S.A.-Mann etwas nachhalf, aber es stand ihm doch natürlich zu Gesicht, und er war ja drüben gewesen, man lese nur sein verschollenes, aber von einigen sehr geschätztes Buch „Tropen".

Sein Amerikanismus hat ihm den Hals gebrochen: als er vor einem Jahr einen Verlag begann, gab er ihm einen Rahmen, der nur mit Hilfe amerikanischen Tempos gefüllt werden konnte; alles war vorbereitet, da kam die zweite Wiener Krise, die als falsche Frankenspekulation auftrat, in Wahrheit aber der chronischen Anämie der österreichischen Wirtschaft entsprang. Also hat ihm das österreichische Schicksal den Hals gebrochen.

Wie gut erinnere ich mich der Abende, an denen wir über diese Dinge sprachen. Da er mir Wien zeigen wollte, speisten wir in irgendeiner Luxusstätte, aber als die einzigen Gäste, saßen in einer Bar, aber der Mixer fing Fliegen, und nur in den Jazzlokalen war Leben, dank ein paar Ausländern. Tagsüber hatte ich mich überzeugen können, wie kümmerlich die Massen und die Gebildeten lebten, und wie geduckt, kaum mehr als vegetierend die Geistigen, mit denen er seinen Verlag machen wollte. War Wien ein Boden für ihn? Gab es nicht zu denken, daß die Auslagen der Buchhändler überschwemmt waren mit den tausend Nachahmungen jener widerlichen „Garçonne" und des nicht viel besseren „Tarzan"?

Er räumte das alles ein, aber er bestand darauf, daß Wien mit seinem balkanischen Hinterland nicht zu töten sei, den Prototyp einer Stadt darstelle, in der aus Unterhaltungsbedürfnis und entmilitarisiertem Denken, also aus Masse und Geist zuerst eine europäische Form des Amerikanismus entstehen werde.

Nicht umsonst hatte er in ein paar kleinen Romanen Wiener Flibustier gezeichnet: er sah im Schieber, im Raffer, im Haifisch die Bestie Gottes. Das war durchaus keine literatenhafte Koketterie mit einem Paradoxon, sondern ein männliches Durchschauen gewisser Schöpfungsvorgänge: der Boden hat sich unter dem Alten geöffnet, die Zeit will neu gebären und Urform, Schleim und Gekröse kommen herauf;

Digitized by Google

der Eros ist anders, als Wiener Romanciers ihn darstellen.

Ich sagte schon, daß er sehr männlich war; er war auch viel zu klug, um nicht zu fühlen, daß die Bejahung des Neuen sich mit äußerster Vorsicht verbinden muß; aber — er war nicht mehr frei. Statt alles ausreifen zu lassen, statt aus dem Bewußtsein, daß er jenseits der bürgerlichen Ideale auf dem neuen Ufer stand, Stärke zu ziehen, war er angewiesen, auf einem im besten Fall umgepflügten Boden ernten zu müssen. Er wollte führen, wo noch kein Nachwuchs war, geistig führen in einer Zeit, wo man erst nur politisch führen kann, lies: als demagogischer Spekulant auf Affekte.

Er war ein Opfer folgender Situation: als Deutschland in den höchsten Fiebern der Inflation lag, schien Österreich konsolidiert zu sein; aus dieser Kontrapunktik errichtete er eine Konstruktion: Österreich ist weiter, Österreich führt. Als ich ihn besuchte, war diese Konstruktion schon zusammengebrochen, denn schließlich ist Wien doch mehr Mehlspeise als Braten, und Müller gehörte anderswohin.

Gleichwohl, nichts ließ darauf schließen, daß er selber zusammenbrechen werde; ein im eigenen Wesen so sicher ruhender Mensch kann, zumal in seinem Alter, von neuem anfangen . . . es sei denn, daß er eine Idee von der Art und Weise hat, wie er sein Leben führen werde und sich nicht mehr unter diese Idee hinabbegeben will. Dann mag die schreckliche Vorstellung auftauchen: zu spät, die Lebenslinien lassen sich nicht mehr zurückbiegen, gewisse Tatsachen nicht mehr ungeschehen machen.

Selbstmord ist immer Flucht, aber auch in der Flucht gibt es Stolz. Einen Selbstmord soll man respektieren, welche Bitterkeit ging ihm voraus, darunter die schlimmste — daß das, was bisher nur Vorbereitung war, nun als die endgültige Leistung dasteht, ohne die Krönung, an die man glaubte.

Eine Zeitung berichtete: er verließ spät am Abend sein gepfändetes Büro, eilte an die Donau hinunter, warf Mantel und Rock ab und lief so noch eine Strecke weiter, bis er sich die Kugel in die Brust schoß. Wenn man ihn kannte, mit seinem Temperament, das sich vielleicht zu unmittelbar ausgab, dann ahnt man in diesen paar stürmischen Schritten dessen, der den Rock schon abgeworfen hatte, die letzte, intensivste und erschütterndste Minute.

Otto Flake

Der Trugschluß der Organisation

(Aus dem Nachlaß)

Die Romantik der modernen naturalistischen Weltanschauung gipfelt in dem Begriffe der Organisation, im Heros des Organisators, in der Ästhetik des Technischen. Gruppierung, Abhängigkeitsfunktion, Beziehung ist nicht nur konstitutiv, aufbauend, sie wirkt auch dekorativ. Die Freude am Ornament des menschlichen Zusammenhangs ist ein naiver ästhetischer Genuß, ist ein Primitivismus, eine atavistische Anwandlung. Die Freude an dieser „Kunst der Organisation" beherrscht den heutigen Durchschnittsmenschen mehr als an jeder anderen Kunst. Nichts kann die Sensationen und Lüste dieser Ereignisse spenden, kein mitklingender Nerv kann so sehr gereizt, keine verfügbare Idiosynkrasie so hochtonig angeschlagen werden, wie die Wirkungen dessen, das aus dem Rhythmus des Sozialen stammt. Ein Rausch der Ordnung, Verordnung, Überordnung, sogar der Konterordnung (Streiks, Revolutionen) hat diesen Menschen gepackt. Keine Musik kann ihn so ergreifen, wie der Takt aus dem Marsch vieler, die Pace — der Trommelschritt — von Heeren, Massen und

Digitized by Google

Gegenmassen. Das bezieht sich auf das Kleine wie auf das Große. Der Begriff zwischen Organisation und Kunst selbst ist verwischt. Hohe Intendanzbeamte werden mit den weitestschauenden künstlerischen Vertretern der Menschheit verglichen; all das ist mehr als eine Metapher, ist Gleichsetzung, Folge eines Mittönens und ist, wie gesagt, die merkwürdige Idiosynkrasie dieses Menschen von heute. Auf der andern Seite ist die Nachfrage nach einer gewissen exakten, technisch herstellenden Art von Literatur und Kunst ins Anspruchsvolle gestiegen. Romanmaschinen haben Kolossalabsatz gefunden. Gegenstand dieser Romane selbst wieder ist das Hohe Lied auf die Mechanik und auf den Ingenieur. Die Wage ist ein Harmonium, der Hebel Anschauungsmodell für den Geschmack, das „Rad" von Joh. V. Jensen in einem köstlichen Romandaimler zum Symbol alles Geschehens erhoben, ist kreisrunde Weltanschaulichkeit. Die Brooklyn Bridge macht zumindest ebenso erschauern wie der L'homme au nez cassé des Rodin. Ich weiß nicht, ob Johannes V. Jensen dies behauptet hat, er ist Tatsachenmensch und sichert sich vor psychologischen Ausdeutungen gern ein Alibi. Aber er könnte es jedenfalls behauptet haben. In einer Art von moderner Musik wird die Instrumentation gebaut, man tut mit dem Ohr einen Blick in eine laufende Fabrikhalle, in manchem Sinn; wenn diese Entwicklung weitergeht, wird sich der Dirigent in zwanzig Jahren in einen Brigdegeneral und die musikalische Erfindung in eine Taktik mit Feuerduell, Schwarmausbildung und Höchstentwicklung der Geräuschwaffe verwandelt haben. Die Malerei baut ihre Gesichte aus einer Art kosmischen Steinbaukastens heraus auf; die Plastik sucht den praktischesten spindelförmigen Ausdruck des in ihr Ausdrückbaren; das Theater kommuniziert mit dem Kino. Der Kinoschauspieler, ein Sammler seiner besten Momente in gelungenen Aufnahmen, nimmt dem Kollegen von der Bühne Ruhm und Honorar weg, wenn er nicht im Nebenberuf dieser selbst ist. Der Operateur, der auf ihn anlegt und von dem kunstnahe Finger- und Augenfeinheiten ausgesagt werden, ist eigentlich ein Meisterschütze. Und schließlich, wo auf der Bühne nicht von Kinoschauspielern Kinostücke gespielt werden, herrscht der Regisseur vor, hochstehender Auslagenarrangeur, Reklamesucher der Akzente, Licht- und Farbenrhythmiker, aber nicht als Melodiker, sondern als Instrumentalist, Poiret des Stationären-Anorganischen. Dann sind Variationen und Perturbationen möglich: instrumentale Lyrik (Futurismus), filmöse Plastik (Futurismus), kinetische Malerei, Simultanismus, Musikprosa usw.

Ich bin der Letzte, der uns dies alles übel nimmt, und es würde auch keinem von uns helfen, daß die Übertreibung die Parodie erleichtert, und daß das Großartige mit dem Zaghaften in derselben Wagenklasse fährt, knistert in den Binsen. Die immer menschliche Aufgabe ist es, zum Bewußtsein des Vorganges zu kommen, ihn zu beherrschen, ihn zu veredeln.

Am krassesten tritt die Organisationsmanie und die Überschätzung des Organisators als des großen Genies in den menschlichen Beziehungen hervor. Ist Organisieren, ist das Talent dazu nicht eine Tugend? Mag Einer an Allem ermangeln, wenn er „organisatorisches Talent" hat, ist ihm vieles verziehen, auch daß es ihm an der menschlichen und charaktermäßigen Beziehung dazu fehle. Die richtige Erkenntnis, daß die Menschheit der Organisation bedürfe, um allgemein und persönlich fortzuschreiten, hat zu dem Trugschluß geführt, daß jedes Organisieren schlechthin Ausfluß der Naturnotwendigkeit und mithin eine

Digitized by Google

Art religiösen Aktes sei. Organisatorisches Talent ist vielleicht eine Tüchtigkeit, aber noch immer keine Tugend. Der Organisationsbazillus entstand in Amerika und in Neudeutschland. In Amerika zeitigte er jenen berüchtigten Taylor, in Preußen die modernen Gesellschaftslehren, die sich für den Bienenstock eignen mögen, die aber das Wesentliche im Menschen verletzen, von dem das Christenwort geht: Was hülfe es einem, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Die Welt ist mittels Organisation zu gewinnen; für die Organisation als letzte Weisheit und gefeites Sakrament treten die Annexionisten des Lebens ein, die Nichts-als-Annexionisten, die Wachstumswüteriche, die Habebalds und Haltefeste aus dem Faustgedicht. Was aber bleibt in ihrer Hand? Wozu ist all dieses Organisieren nütze? Wen hat es nun schon glücklicher und besser gemacht? Die im Menschen schlummernden Kräfte brauchen die Organisierung, um ihm dienstbar zu werden; die Beziehungen zwischen Menschen sollen durch Organisation bereichert und ausgeschliffen werden. In ihrer heutigen Form aber hat die Organisiertheit nicht die Verfeinerung, sondern die Verrohung dieser Beziehungen zur Folge gehabt, die Ausschreitung der laufenden Politik. Das Massenschwungrad der Völkermaschinen ist nicht mehr zum Stillstand zu bringen. Es liegt eben ein Kurzschluß vor, eine langmütige Gutgläubigkeit der Menschen. Nicht um die sinnlose, wenn auch noch so raffinierte und ins Vieldimensionale gehende Organisierung von Menschen kann es sich handeln; nicht die den Menschen nichtachtende Unterwerfung unter die Satzungen neuer Gesellschaftsapparate ist das Heil, das aus dem Vorbild der Maschine erwartet werden darf. Zeitgemäß und fruchtbringend ist die Organisierung des Menschen und der Menschheit. Den Schlüssel zu einer Anordnung der menschlichen Fähigkeiten zu finden, der Hierarchie zwischen Geist und Praxis, das wäre die Zeittat, die vom Ingenieurmenschen gefordert werden darf. Die maßlose Annexion ins Materielle muß bekämpft, das Molochwachstum der aufs Greifen gerichteten Menschenmaschinen ausgehungert werden. Die Irrlehre ist uns, wir müssen es leider bekennen, von den neudeutschen Staatsprofessoren und preußischen Organisierungsphilosophen gekommen. Der Trugschluß breitet sich über die ganze Erde aus. Nicht Organisierung von Menschen also, aber: Organisierung des Menschen und der Menschheit.

Robert Müller

Gottfried Benn

Das letzte deutsche Gedicht, klassischen Anspruchs, ist das Werk Stefan Georges. Es ist die Welt einer höheren Sprache, die nicht Verständigungsmittel ist, nicht neutraler Träger bemerkenswerter Gedanklichkeit oder pseudomusikalischer Versuche, sondern psalmodisch gleichsam, zur Form disponiert, zum Ausdruck bestellt. In die leere Zeit nach ihm ist Gottfried Benn ein bemerkenswertes Vorkommnis. Von Benn liegt ein mäßig umfangreiches Buch vor, zwei, drei Gelegenheitsdrucke dazu. Ein neuer Druck ist soeben, bei Alfred Richard Meyer in Berlin, erschienen: „Schutt".

Es ist zeitgenössische Lyrik in dem ganz großen Sinn, daß der Dichter die Welt, die er sich gegenüberstellt, als den objektivierten Geist gelehrten und praktischen Verstehens unserer Zeit empfindet. Es ist die Welt, in der weißer Mond und Morphiumspritze, wehende Düne und allgemeine Relativitätstheorie, blitzezerfressener Sturmhimmel und Psychoanalyse ihren Ausgleich gefunden haben. Die Welt

Digitized by Google

des lyrischen Dichters war nie die fable convenue des täglichen Lebens: sehr revolutionär steht die Landschaft Goethes etwa zu dem Anschauungsmaterial Johann Heinrich Vossens. So hebt sich, entgegengestellt einer Projektion von magischer Gegenwärtigkeit, Benns private, Benns stilvolle, Benns paradoxe Welt heraus.

Es ist diese Welt Benns von keiner größeren Realität als eben die Erscheinung des Dichters Gottfried Benn selbst. Auf einem Unterbau jahrtausend alter Wissenschaft ruhend, ausgerüstet mit den modernsten Apparaten und Erkenntnissen, empfindet der Dichter ihren Anspruch als einen grauenvollen, nur in seiner Blindheit erträglichen Witz. Mit einer Geste, beiseite gestreift: o in einem Protoplasmaklumpen zurückgebildet, an südlicher Felsküste wachsend, nur Wechsel der Winde spürend, Wärme und Flut. Im großen Gleichmaß wandelt der Rhythmus der Welt: Meere verfließen, Land taucht auf, Eis entsendet Geschiebe, Gipfel verschwinden, Sonnen ziehen flammend ihre Bahn — und irgendwo eine hypothetische Aufgipfelung des Anthropoidenstamms, die Geburt des Begriffs. Die Krise des Geistes wird erlebt: die Wortwelt der Wissenschaft, die nur ordnen will und der Anspruch des Menschen, mit diesen Masken dem sehnsuchtserfüllten, glücksüberströmten Erlebnis sein Gegenbild zu schaffen.

Träumend erwachen die Grimassen in den Dingen und Vergangenheit und Morgen trüben die Formen am Tage: aufatmend sichert sich nur das Eine — Du und das Grenzenlos. Geformtes zerfällt, nie ist es und immer, Tod ist ein Zugang, Leben ein anderer. Das gestaltet sich in der Vision einer Südseeinsel, in deren rote Abende schwarz die Schatten sinken, tropische Hitze des Keimens, grünlich leuchtende Ozeane. Sinnlose Eile des Werdens, als wenn vor träumenden Augen aus Mutterschoß das Kind ersteht, Mann wird, Frauen an sich reißt, Feinde erschlägt, betend die Arme zum Himmel, nun Greis, nun Verwesung, Gährendes, die Keime schwellen. Mit welcher Tiefe muß ein Erlebnis gestaltet sein, das hierzu „Ruhe" sagt — „Wälder zu schweigen und Weidmannsruh". Magie des lyrischen Gedichts, daß Begriffe und Formen aus Umgang und Fall der Strophe geschöpft scheinen, mit den natürlichen Zäsuren der Sprache als Balkenwerk. Mit strengem Gefühl ist das Fordernde eines Versausklangs und das Abschließende einer Strophe eingestellt, die großen Akzente des Rhythmus ruhen auf Trägern, die von höchster Bedeutung und stärkstem Gefühlswert erfüllt sind. In dem Porträt einer Dänin, dessen Konturen abgegrenzt scheinen von Weltaltern und Urlandschaften, knattern Flugzeugmotore, und das Rollen von Achilles' Schlachtwagen ist lodernder Fall der Sterne und leere Verlassenheit des Irren.

Es ist der strenge Anspruch der Form, die diesen Gesichten, die blutig schwellen, klaren Umriß und beherrschtes Profil gibt. Acherontisch glühen diese Visionen; Schlitten auf vereister Steppe, bepackt mit Leichnamen, die im Sande nachschleifen, vom Wasser her heulen die Wölfe. Und wenn der Fluß frühlingshaft anschwillt, werden die Leichen angeschwemmt, die Bäuche gesprengt, aus denen Gedärm eher vorschlingern: und verweste Fleischbrocken spült der Regen aus ihnen heraus.

Vor Jahren war diese effektvolle Glut der Bilder Benn wesentlicher. Heut ist der Blick auf das Gedicht gerichtet. Selten genug in einer Zeit, in der die Lyrik ihre Bahn verloren hat und sich an andern Werten orientiert. Dieser Dichter aber fühlt im Blut, was lyrische Gestaltung des Erlebens ist: er dient seinem Gott, und uns bleibt sein Werk.

Rudolf Kurtz

Digitized by Google

Lessings Gespräche*

Biedermanns Sammlung von Lessings Gesprächen und anderen biographischen Dokumenten verdient mehr als ein philologisches Interesse. Nicht daß etwa dieser Band große geistige Werte bescherte. Aber gerade bei Lessing ist (wie sonst nur noch bei Goethe) die Persönlichkeit als Substanz das Primäre und findet im Werk nur einen fragmentarischen Ausdruck. Bekannt ist Goethes Wort (das Biedermann seinem Buch voranstellt): „Ein Mann wie Lessing täte uns not. Denn wodurch ist dieser groß, als durch seinen Charakter, durch sein Festhalten! So kluge, so gebildete Menschen gibt es viele, aber wo ist ein solcher Charakter!"

Diese Charaktergröße bedeutet bei Lessing Doppeltes: veredeltes ethisches Leben und Werk eines einzelnen und einsamen Mannes und andererseits wahre Verkörperung der neuhumanistischen Gesinnung seiner Zeit, die bei ihm wie bei keinem anderen aus Lehre und Abstraktion heraustritt und lebendige atmende Wirklichkeit geworden ist. Die Nathan-Toleranz, die religiöse Pädagogik der „Erziehung des Menschengeschlechts", die Tapferkeit seines vernünftigen (und doch religiösen) Christentums — solche rein gesinnungshafte Größen bestimmen die eigentliche Lessingsche Mitte, von der die Dichtungen und Schriften genau so ausgehen wie sein Leben. Man lese Lessingsche Briefe und man spürt, daß sie weit mehr sind als biographisches Material. Ihre männliche Wärme glüht stärker als die der Schriften, die, von außen gesehen, so häufig als kalt erscheinen.

So stehen auch die im vorliegenden Buche zusammengestellten Dokumente, so zufällig auch ihre privaten Anlässe sind, im engsten Zusammenhang mit Lessings tiefstem Wesen und dessen Geheimnissen. Statt der Beschreibung seien einige charakteristische Beispiele gegeben.

Aus einem Brief von F. H. Jacobi an Elise Reimarus vom 15. März 1781: „Indem ich dieses schreibe, erinnere ich mich lebhafter an das so gefühlvolle Herz unsers Lessing, der so vielen kalt schien, weil er . . . nicht sinnlich, nicht wollüstig war. Ich möchte sehr gern wissen, wie viel heimlicher Gram zu seinem Tode beigetragen haben mag . . . Er ließ mich von ferne argwöhnen, seine verstorbene Frau habe ihm auf dem Todbette Vorwürfe gemacht, daß er sie mit unglücklichen Meinungen angesteckt habe. So etwas wäre entsetzlich, und verböte ihm, an Ehe, an Kinder, an Liebe zu denken."

Aus Lessings Braunschweiger Jahren berichtet A. Daveson: „Fast jeder Mensch, pflegt er zu sagen, hat etwas Gutes, Liebenswürdiges, Nachahmungswürdiges in seinem Charakter; aber es ist nicht seine Schuld, wenn wir es nicht auffinden können oder wollen."

Solche Äußerungen beleuchten nicht nur Gestalt und Werk, sondern geben auch diesem Buche allgemeinere Gültigkeit: als menschliches Dokument, als Dokument des Menschlichen.

Rudolf Kayser

* „Gotthold Ephraim Lessings Gespräche, nebst sonstigen Zeugnissen aus seinem Umgang." Herausgegeben von Flodoard Freiherrn von Biedermann. Propyläen-Verlag, Berlin.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Rudolf Kayser.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin, Leipzig.

Digitized by Google

DEC 3 1924

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

ELFTES HEFT *NOVEMBER 1924*

DIE NEUE RUNDSCHAU

XXXV. Jahrgang der freien Bühne

Herausgeber: Oskar Bie, S. Fischer, S. Saenger

Inhalt

Robert Dell, England und Deutschand
Carl Brinkmann, Über Anglophilie und Anglophobie
Osbert Sitwell, Die Maschine versagt (Novelle)
Bernard Shaw und Archibald Henderson, Das Drama, das Theater, der Film
Arthur Holitscher, Aus dem Narrenbaedeker
Siegfried Sassoon, Konzert (Gedicht)
Max Meyerfeld, Englische Menschen
Junius, Politische Chronik
Rudolf Kayser, Europäische Rundschau

Anmerkungen

Osbert Sitwell, Eiland England / S. Saenger, In memoriam Hermann Hesse, E. Th. A. Hoffmanns Werke / Notiz

---

S. FISCHER / VERLAG A.-G.

Berlin und Leipzig

Postvertrieb ab Leipzig

Digitized by Google

Redaktion: Dr. Rudolf Kayser, Berlin. Alle Zusendungen für die Redaktion werden ohne Namensnennung nach Berlin W. 57, Bülowstr. 90 erbeten. — Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden. — Manuskripte, denen kein Porto beiliegt, werden nicht zurückgesandt.

Alle Rechte für sämtliche Beiträge, besonders das der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright 1924 by S. Fischer, Verlag.

Monatlich erscheint ein Heft,
das durch jede Buchhandlung, durch die Post oder direkt vom Verlage bezogen werden kann. Preis des Heftes Gm. 2.—; Quartalspreis Gm. 6.—, für das Ausland Schw. Fr. 7.50, umgerechnet in die betreffende Währung nach dem jeweiligen Schlüssel des Buchhändler-Börsenvereins. Zahlungen bitten wir auf das Postscheckkonto von S. Fischer, Verlag, Berlin Nr. 16692 zu leisten.

Das Dezemberheft der „Neuen Rundschau"

wird voraussichtlich folgende

Beiträge enthalten:

ERNST ROBERT CURTIUS, Spanische Perspektiven

HERMANN VON BOETTICHER, Die aussätzige Magd (Novelle)

LEO MATTHIAS, Die Pyramiden von Teotihuacan

ALFRED DÖBLIN, Das naturalistische Zeitalter

OSKAR BIE, Bücher über Musik

OTTO FLAKE, Schreibende Welt

und zahlreiche andere Beiträge mehr

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN

Diesem Heft liegen folgende Prospekte bei: Avalun-Verlag, Hellerau bei Dresden; Georg Bondi, Berlin; F. Bruckmann A.-G., München; Paul Cassirer, Verlag, Berlin; Frankfurter Sozietätsdruckerei, Frankfurt a. M.; Insel-Verlag, Leipzig; J. C. B. Mohr, Tübingen; Carl Reissner, Dresden; Ernst Rowohlt Verlag, Berlin; L. Staackmann, Leipzig; Paul Stegemann, Hannover; E. P. Tal & Co., Wien. — Wir bitten diejenigen unserer Leser, die im Oktoberheft den A. De Nora-Prospekt des Verlages L. Staackmann, Leipzig nicht vorgefunden haben, diesen direkt einzufordern.

Digitized by Google

ENGLAND UND DEUTSCHLAND

von

ROBERT DELL

Vielleicht werden die zukünftigen Geschichtschreiber einmal zu dem Schluß kommen, der Krieg von 1914 sei ursprünglich ein Krieg zwischen England und Deutschland gewesen. Jedenfalls aber ist es keinem Zweifel unterworfen, daß die Entfremdung dieser beiden Länder einer seiner hauptsächlichen letzten Gründe war. Für diese Entfremdung sind beide Seiten verantwortlich. Kurz vor Ende des vergangenen Jahrhunderts schlug — wie bekannt — die englische Regierung ein Bündnis zwischen Deutschland und England vor. Dieses Anerbieten wurde aber von Wilhelm von Hohenzollern und seinen Ratgebern verworfen. Mehr als das, ließ sich die deutsche Regierung der Vorkriegszeit, unter dem Einfluß des Admiral Tirpitz, in die wahnsinnige Politik eines Wettrüstens zur See mit England ein. Es war ein unsinniges Unternehmen, erstens weil Deutschland, gezwungen ein großes Heer zu halten, nicht auch eine Flotte bauen konnte, die der englischen überlegen oder selbst gleich gewesen wäre, ohne sich dabei wirtschaftlich zugrundezurichten. Denn England war im Verhältnis zu seiner Einwohnerzahl ein reicheres Land — das englische Vorkriegs-National-Einkommen betrug pro Kopf ungefähr 66 Prozent mehr als das deutsche —, und da es nur ein kleines Heer hatte, wäre es England länger möglich gewesen, die wirtschaftlichen Lasten des Wettstreits, so schwer sie auch gewesen wären, zu tragen. Zweitens war die Tirpitzsche Politik deswegen wahnsinnig, weil sie notwendig zu einem Krieg zwischen Deutschland und England führen mußte. Der unmittelbare Grund der englischen Kriegserklärung an Deutschland im Jahre 1914 war der deutsche Einbruch in Belgien, der die belgische Küste in Deutschlands Gewalt brachte. Jedem deutschen Staatsmann hätte es klar sein müssen — Bismarck wäre es sicher klar gewesen — daß England nie eine deutsche Besetzung des Antwerpener Hafens dulden würde. Aber der hauptsächliche letzte

Digitized by Google

Grund des Krieges zwischen England und Deutschland war die Flottenpolitik des Admiral Tirpitz und die Verweigerung der deutschen Regierung, im Jahre 1912 ein Übereinkommen mit England in der Frage der Kriegsflotte zu treffen. Das, und nicht geschäftlicher Wettstreit machte den Krieg unausbleiblich. Ich erörtere nicht die Frage, ob Englands Politik sich moralisch rechtfertigen ließ, denn in Dingen internationaler Politik ist das keine praktische Frage. Wenn es auch mein heißer Wunsch ist, daß die internationale Politik eines Tages auf einer sittlichen Grundlage stehen möge; stand sie doch bis jetzt nicht auf einer solchen, und der Vorwand, den jede Regierung geltend machte, daß sie durch moralische Erwägungen beeinflußt worden sei, andere Regierungen dagegen nicht, war bloße Heuchelei. Wenn Wilhelm von Hohenzollern, Admiral Tirpitz und die Verfechter seiner Flottenpolitik sich nicht vorstellten, daß diese Politik zum Kriege zwischen England und Deutschland führen mußte, und nicht einen solchen Krieg wohl überlegt wagten, so hätten sie nicht genug politischen Verstand gehabt, das Großherzogtum Luxemburg zu regieren, gar nicht von einem großen Lande wie Deutschland zu sprechen. Die Untersuchung, ob dieser, jener oder ein anderer Monarch oder Staatsmann den Krieg „wollte", ist belanglos. Wenn Leute keinen Krieg wollen und in einer Weise handeln, die ihn unvermeidlich macht, sind sie desto schuldiger. Dummheit verursacht auf der Welt viel mehr Unglück als Bosheit. Seit dem Kriege stand England der Gefahr gegenüber, mit den Vereinigten Staaten Nordamerikas ein Wettrüsten zur See führen zu müssen. In der Erkenntnis, daß England in einer solchen Konkurrenz geschlagen werden würde, gerade wie Deutschland im Flottenbau von England geschlagen werden mußte, erzielte die englische Regierung eine Übereinkunft mit Amerika, und England ging eine Abmachung ein, bei der es die Herrschaft der Meere einbüßte, die es von nun an mit den Vereinigten Staaten teilt. Die Übereinkunft war eine Umstoßung der Politik, die England Jahrhunderte verfolgt hatte; aber es war richtig von den englischen Staatsmännern, sie einzugehen. Nationen können in dieser Welt ebensowenig wie Individuen alles bekommen, was sie wollen. Und das Land, dessen Regierung diese Tatsache vergißt, wird mit Sicherheit darunter zu leiden haben.

Seit Jahrhunderten ist das führende Prinzip englischer Kontinentalpolitik der Grundsatz des Gleichgewichtes gewesen. Immer wenn das Gleichgewicht auf dem Kontinent durch zu großes Überwiegen

Digitized by Google

irgendeiner einzelnen Macht, oder einer Gruppe von Mächten, gefährdet war, versuchte England, durch Unterstützung der schwächeren Seite, das Gleichgewicht wieder herzustellen. In der Verfolgung dieser Politik war es, daß England gegen das Napoleonische Frankreich auftrat. Das Anerbieten eines Bündnisses mit Deutschland gegen Ende vorigen Jahrhunderts war ein Aufgeben der Gleichgewichtspolitik und des traditionellen englischen Widerwillens gegen irgendein kontinentales Bündnis. Wäre der Vorschlag angenommen worden, so wäre Europa einer englisch-deutschen Hegemonie unterworfen gewesen. Ich meinerseits bin durchaus nicht sicher, daß eine solche Hegemonie für Europa gut gewesen wäre. Ich bin gegen alle Bündnisse — außer gegen ein Bündnis, das alle Nationen mit einbegreift. Aber von dem Standpunkt des deutschen Imperialismus war das Ausschlagen des Anerbietens unverständlich. Es kann nur durch die Anglophobie Wilhelm von Hohenzollerns erklärt werden, die ihn dazu brachte, von einem Bündnis mit Frankreich und Rußland gegen England zu träumen. Er schlug ein solches Bündnis der Waldeck-Rousseau-Regierung in Frankreich während des Transvaal-Krieges vor. Und der Minister des Äußeren im Waldeck-Rousseau-Kabinett Delcassé, der unter der Demütigung der Faschoda-Angelegenheit litt und zu dieser Zeit anti-englisch gesinnt war, neigte sehr dazu, in den Vorschlag einzuwilligen. Aber die Verhandlungen schlugen fehl, weil von der französischen Regierung sozusagen gefordert wurde, noch einmal den Frankfurter Frieden zu unterzeichnen und formell für immer auf das Anrecht auf Elsaß-Lothringen zu verzichten. Wilhelm von Hohenzollern teilte darauf der englischen Regierung mit, daß Frankreich und Rußland Deutschland angeboten hätten, an einem Bündnis gegen England teilzunehmen, und daß er eine anti-englische Verbindung verhindert hätte.

So saß Deutschland zwischen zwei Stühlen. Wilhelm von Hohenzollerns Politik entfremdete es England, ohne es mit Frankreich zu versöhnen. Die natürliche Folge hiervon war, daß England in Übereinstimmung mit dem Gleichgewichts-Grundsatz mit Frankreich zu einer Einigung kam, deren Folge die „Entente Cordiale" war. Zuerst waren die französischen Nationalisten der Entente feindlich, die andererseits den französischen Radikalen und Sozialisten willkommen war: sie hofften, daß sich Frankreich dadurch von russischem Einfluß freimachen würde und das das Mittel sein könnte, Frankreich mit Deutschland zu versöhnen. England hätte die Entente zu diesen Zielen be-

Digitized by Google

nutzen können, aber von dem Gleichgewicht der Mächte besessen — und mit der Aussicht, eine Vereinigung zu bilden, die ein Gegengewicht zum Dreibund darstellte — verwendete das britische Auswärtige Amt die Entente dazu, Frankreich noch fester an Rußland zu ketten. Lord Grey von Fallodon war der offiziell verantwortliche Minister für die Umwandlung der Entente Cordiale in die Triple-Entente, aber Lord Grey war das Werkzeug des Auswärtigen Amtes. Er scheint nicht verstanden zu haben, daß die Teilung Europas in zwei feindliche Lager zum Krieg führen mußte. Zweifellos wollte er keinen Krieg, aber auch er handelte in einer Weise, die ihn unvermeidlich hervorrief. Hätte er verstanden, Frankreich und Deutschland zusammenzubringen, wäre es ihm vielleicht gelungen, zu einer Verständigung zwischen Deutschland, Frankreich und England zu kommen. Lord Grey erschrak 1912 über Poincarés herausfordernde Politik, und Lord Haldane wurde nach Berlin geschickt; aber wie ich schon sagte, machte die Flottenpolitik von Tirpitz jede Verständigung zwischen Deutschland und England unmöglich. Als die britische Regierung 1912 sich sogar weigerte, zu sagen, daß sie im Falle eines Angriffes von Frankreich oder Rußland auf Deutschland neutral bleiben würde, hätte die deutsche Regierung verstehen müssen, daß bei weiterem Verfolgen der Tirpitzschen Politik ein Krieg unvermeidlich werden müßte. Aber sie scheint es nicht begriffen zu haben.

Nach meiner Ansicht berechtigen die Tatsachen, die ich sehr kurz und summarisch aufgezählt habe, meine Anschauung, daß bei der Entfremdung zwischen Deutschland und England beide Seiten verantwortlich waren; aber meines Erachtens berechtigen sie auch zu der Meinung, daß die deutsche Diplomatie dümmer war als die englische. Die britische Diplomatie verfolgte eine vollkommen einheitliche Politik. Am Ende des Jahrhunderts und sogar im Jahr 1912 war sie bereit, mit Deutschland ein Übereinkommen zu treffen. Als die deutsche Flottenpolitik das unmöglich gemacht hatte, entschied sich die englische Diplomatie dazu, das Gegengewicht zu Deutschland zu bilden. Zweifellos glaubten oder hofften wenigstens die englischen Diplomaten, daß sich durch den auf die schwächere Seite geworfenen britischen Einfluß und die so gleichmäßig ausbalanzierten kontinentalen Kräfte ein Krieg vermeiden ließe — denn Diplomaten scheinen den Lehren der Geschichte wenig Aufmerksamkeit zu schenken — aber sie erfaßten die Gefahr des Krieges und versorgten sich für die

Digitized by Google

Möglichkeit seines Kommens. Die deutsche Diplomatie scheint gar keine einheitliche Politik gehabt zu haben. Sie zielte nicht konsequent auf den Krieg; denn hätte sie das getan, dann würde Deutschland 1915 oder 1911 unter viel günstigeren Bedingungen als 1914 den Krieg geführt haben. Andererseits strebte die deutsche Diplomatie nicht einheitlich nach Frieden, und die Art ihres Handelns ließ die Welt oft denken, daß sie den Krieg wollte. Zum Beispiel in der Marokko-Angelegenheit, in der im großen und ganzen mehr Recht auf der Seite Deutschlands als auf der Englands und Frankreichs war, brachte sich die deutsche Regierung immer und immer wieder durch ihre Schnitzer — von denen die schlimmsten der theatralische Besuch in Tanger und die Absendung des „Panther" nach Agadir waren — ins Unrecht. Je mehr ich die Politik der Leiter des Vorkriegs-Deutschlands nach dem Sturz von Bismarck studiere, desto weniger verstehe ich sie.

Als der Krieg zu Ende war, schloß die englische Diplomatie — die Krieg geführt hatte, um das Gleichgewicht zu wahren — einen Frieden, der dieses Gleichgewicht völlig zerstörte und der Frankreich, wenigstens auf eine Zeit, die Obergewalt über den europäischen Kontinent gab. Es ist sehr schwer, über diesen Fehler Rechenschaft abzulegen; aber ich schreibe ihn der Unwissenheit von Lloyd George zu, der die Kontrolle der britischen auswärtigen Politik dem Auswärtigen Amt aus den Händen genommen hatte. Lloyd George weiß nichts von Geschichte; das zeigte sich, als er sagte, Deutschland hätte Frankreich dreimal in einem Jahrhundert „angegriffen". Er vergaß anscheinend, daß bei dem ersten dieser Fälle England die Hauptrolle bei dem „Angriff" gespielt hatte und englische Truppen in den Straßen von Paris biwakierten. Das britische Auswärtige Amt erkannte bald, was für ein Fehler begangen worden war, und während der letzten vier Jahre arbeitete die britische Diplomatie — allerdings sehr schüchtern — darauf hin, Deutschland gegen Frankreich zu stützen. Wenn die Politik von Poincaré fortgedauert hätte, würde diese Tendenz mehr und mehr betont worden sein. Sie war die natürliche Konsequenz des Gleichgewichts-Prinzips, da Deutschland jetzt der schwächere Teil ist. Die Hoffnungen auf eine Verbindung zwischen England und Deutschland gegen Frankreich, die einige deutsche Nationalisten gehegt haben, müssen jedoch getäuscht werden; denn man muß mit der englischen öffentlichen Meinung rechnen, und die englische öffentliche Meinung hat von der Gleichgewichtsthese genug. Die Macht der eng-

Digitized by Google

lischen öffentlichen Meinung ist niemals in deutschen offiziellen Kreisen völlig verstanden worden. Die deutsche Regierung hat 1914 nicht begriffen, daß, wenn Deutschland nicht in Belgien eingefallen wäre, die öffentliche Meinung in England es der englischen Regierung hätte unmöglich machen können, in den Krieg einzutreten, so sehr auch Lord Grey Frankreich zu unterstützen wünschte. Gegenwätig ist die englische öffentliche Meinung für Frieden um jeden Preis. Der Sturz von Lloyd George ist der Tatsache zu verdanken, daß er im Begriff stand, England in einen Krieg gegen die Türkei zu ziehen. Die Konservativen sahen, daß die öffentliche Meinung gegen ihn war, und sie benutzten die Gelegenheit, die Koalition zu lösen. Die englische öffentliche Meinung neigt mehr und mehr zu freundlichen Beziehungen zu Deutschland — aber nicht um den Preis unfreundlicher Beziehungen zu Frankreich. Es wird in England von einer großen Anzahl Leuten anerkannt, daß Deutschland ungerecht behandelt worden ist, und die Politik Poincarés ist außerordentlich unpopulär; aber die Engländer würden sich eher vollkommen von den Angelegenheiten des Kontinents zurückziehen, als daß sie sich wieder in einen kontinentalen Streit verwickeln würden.

Deswegen sind die politischen Beziehungen zwischen England und Deutschland an die Beziehungen beider Länder zu Frankreich gebunden. Die Politik von Ramsay Macdonald, dessen Ziel es ist, zu einer Verständigung zwischen England, Deutschland und Frankreich zu kommen, wird von der gesamten englischen öffentlichen Meinung unterstützt. Wir wollen weder mit Frankreich gegen Deutschland, noch mit Deutschland gegen Frankreich sein. Unser Amt ist es, Deutschland mit Frankreich zu versöhnen. Das war der Sinn der dringenden Einladung, dem Völkerbund beizutreten, die Ramsay Macdonald in Genf an Deutschland ergehen ließ. Bevor Deutschland und Frankreich nicht versöhnt sind, kann man nicht auf einen ständigen Frieden in Europa hoffen, und das Ziel der jetzigen englischen Regierung ist ständiger Friede in Europa.

Die Annahme der Einladung Macdonalds ist eine hauptsächliche Bedingung für freundliche Beziehungen zwischen Deutschland und England. Das Zaudern der deutschen Regierung sie anzunehmen, hat in England tiefe Enttäuschung verursacht und das Mißtrauen gegen Deutschland wieder lebendig gemacht. Viele Leute, die anfingen, Wohlwollen gegen Deutschland zu empfinden, sehen in diesem Zaudern ein Zeichen dafür, daß Deutschland keinen Frieden will. Ich sage

Digitized by Google

nicht, daß dieser Verdacht gerechtfertigt sei. Ich konstatiere nur die Tatsache, daß er existiert. Es besteht kein Zweifel mehr darüber, daß, wenn Deutschland um Aufnahme in den Völkerbund einkäme, es angenommen würde und einen ständigen Sitz im Völkerbundsrat erhielte. Über diesen Punkt hat die französische Regierung sowohl öffentlich als privat endgültige Versicherungen gegeben. Ich mache mir keine Illusionen über den Völkerbund, der bis jetzt weit davon entfernt war, die Hoffnungen zu rechtfertigen, die auf ihn gesetzt wurden; aber es ist so offenbar im Interesse Deutschlands, dem Völkerbund anzugehören und eine Stimme in den vielen Fragen zu haben, die Deutschland und die deutschen Einwohner anderer Länder, mit denen der Völkerbund sich beschäftigt, angehen, daß der Widerstand der deutschen Nationalisten gegen eine Bewerbung um Mitgliedschaft zum Völkerbund schwer zu verstehen ist, wenn er nicht auf bloße Dummheit zurückzuführen ist. Weit davon entfernt Deutschland zu knechten, würde die Mitgliedschaft zum Völkerbund es von Knechtschaft befreien und die ihm geziemende Stellung unter den Völkern Europas wieder herstellen. Der Bund würde, wenn er Deutschland mit einbegreift, aufhören das zu sein, was er bisher war: ein Werkzeug der früheren Feinde Deutschlands.

Wenn ich es so ausdrücken darf, war in den letzten fünf Jahren eine der hauptsächlichen Schwächen Deutschlands sein Mangel an Initiative sowohl in seiner auswärtigen wie in seiner inneren Politik. Es war zu sehr geneigt, sich treiben und die Dinge ihren Lauf gehen zu lassen, und in auswärtigen Angelegenheiten vielleicht zu sehr auf den Rat Englands zu horchen. Doch jetzt, da England guten Rat gibt, zaudert es, ihm zu folgen. Warum sollte nicht die deutsche Regierung die Initiative ergreifen und vorschlagen, daß der Pakt gegenseitiger Sicherung unter den Ländern der Welt mit einem Pakt zwischen Deutschland, England und Frankreich beginnen sollte, bei dem jede der drei Mächte sich bereit erklärt, alle Streitfragen dem Schiedsgericht zur Lösung zu übergeben; und im Fall eine der Mächte sich weigern sollte, zum Schiedsgericht zu gehen oder sein Urteil anzunehmen, sich mit der dritten Macht gegen den Kontraktbrüchigen zu vereinigen? Mit solcher Sicherheit ginge Frankreich wohl darauf ein, die Besetzung des Rheinlandes abzukürzen und sogar das deutsche Territorium in kurzer Frist vollkommen zu räumen.

Es ist ein Irrtum zu glauben, daß die französische Politik sich nicht

Digitized by Google

geändert habe. Sie hat sich tiefgehend verändert, und wenn diese Veränderung nicht ganz augenfällig ist, so liegt es an der inneren politischen Situation in Deutschland. Der Grund, warum Herriot Macdonalds Einladung an Deutschland, dem Völkerbund beizutreten, nicht so warm unterstützte, als er es sonst vielleicht getan hätte, war der, daß er von der Absicht der deutschen Regierung gehört hatte, den Alliierten eine Note über die Kriegsschuldfrage zu übersenden. Die Franzosen wollen die Sicherheit haben, daß die deutsche Republik von Dauer ist und nicht gestürzt werden kann. Ein sehr einflußreicher Franzose sagte mir in Genf: „Wir könnten fast jede Konzession machen, wenn eine aufrichtig republikanische und standhafte Regierung in Deutschland wäre." Was für Frankreich wahr ist, gilt ebenso für England. Dr. Stresemanns letzte Intrigen mit den deutschen Nationalisten haben es beiden Ländern schwer gemacht, die gegenwärtige deutsche Regierung als aufrichtig republikanisch anzusehen. Zusammengefaßt: die politischen Beziehungen Deutschlands zu England und Frankreich hängen gegenwärtig von der deutschen inneren politischen Situation ab. Ich meinerseits weiß, nachdem ich zwei Jahre in Deutschland gelebt habe, daß die Masse des deutschen Volkes friedlich gesinnt ist, welchen Lärm auch gewisse Politiker machen, deren Absichten nicht friedlich sind. Aber einige vor kurzem stattgehabte Zwischenfälle haben Deutschland im Ausland großen Schaden getan; dort wurde zum Beispiel der „Parade" Ludendorffs in Weimar mehr Wichtigkeit beigemessen, als sie es verdiente.

Weder England noch Frankreich haben das Recht, sich in Deutschlands innere Politik zu mischen. Wünschen die Deutschen von den Parteien der Tirpitz und Ludendorff regiert zu werden, so ist es ihre Sache; aber sie sollten begreifen, daß eine solche Regierung die Isolation Deutschlands bedeuten würde. Sie müssen sagen, ob ihnen das des Preises wert ist. In England wie in Frankreich haben wir uns von den Männern los gemacht, die für diesen Krieg und für diesen Frieden verantwortlich sind. An der Spitze der britischen Regierung steht ein Mann, der erst vor fünf Jahren von der Mehrzahl der Engländer als Verräter gebrandmarkt und von seinen Wählern aus dem Parlament getrieben wurde. Man muß uns verzeihen, wenn wir sagen, daß wir alles Vertrauen in Deutschland verlieren würden, wenn wir es zu den Männern zurückkehren sähen, die für den Krieg verantwortlich sind. Wir könnten und sollten uns da nicht hineinmischen; aber unsere Beziehungen zu Deutschland würden kühl und korrekt

Digitized by Google

werden. Mit dem Deutschland von Goethe ist die englische Demokratie zu engsten politischen Beziehungen bereit, aber nicht mit dem Deutschland der Tirpitz und Ludendorff.

(Berechtigte Übertragung aus dem Englischen von Elly v. Schneider-Glend)

ÜBER ANGLOPHILIE UND ANGLOPHOBIE

Von

CARL BRINKMANN

Nur die größten Kultureinheiten der Weltgeschichte haben außer dem Bewußtsein des eignen Wertes und der Auseinandersetzung mit räumlichen und zeitlichen Nachbarn den tiefen Widerhall, die ewige Spiegelung auf dem Grunde der Unendlichkeit, die immer wieder wie ein Erschrecken sind — für den Umkreis der Zeugen, aber auch für die an der großen Wirklichkeit Beteiligten selbst. Da versagt die enge Formenlehre der neuzeitlichen Nationalstaaten, in denen politische Satzung und Berührung das geistige Verhalten zwischen Drinnen und Draußen mechanisch vorzuschreiben scheint. Da versagt nicht weniger die noch immer viel zu sehr durch das Begehren getäuschte, ich möchte sagen viel zu irreligiöse Ansicht von „Kulturkreisen", die ohne Zusammenhänge und Tiefendimensionen bilderartig nebeneinander stehen. Hinter der Runde der Gesamtgestaltungen, die „gleich nahe zu Gott" sind, öffnet sich der geheimnisvollere Blick auf die besonderen Schicksale, die, an ihren Trägern wie an Werkzeugen sich vollendend, zu Erlebnissen der Menschheit werden. Da ist allemal das Entscheidende nicht die Summe von Werten und Unwerten, von Liebe und Haß, die diese Erlebnisse begleiten, sondern das überragend Selbstverständliche, das nur so, in dieser Besonderheit und Einmaligkeit zu Denkende, das allen ein zugleich allzu Nahes und allzu Fernes ist, als daß in einem willkürlichen Akt „Stellung" dazu zu nehmen wäre — mit einem Wort: das unentbehrlich und vernichtend, schön und fürchterlich zugleich ist wie das Leben selber.

Mit dieser letzten, dem Urteil Einhalt gebietenden Wirklichkeitsfülle erscheinen niemals bestimmte Sachgebiete an sich etwa umkleidet,

Digitized by Google

etwa die Religionen oder die großen politischen Weltreiche an sich. Erst inmitten ihrer gleichen, gattungsmäßigen Reihe heben sich die hervor, aus denen plötzlich der Glanz jenes Einmaligen bricht. Es ist der Gedanke der Offenbarung auf seiner höchsten, deshalb auch immer wieder als Forderung gestellten Stufe. So ist das Christentum ein Höchstes und Einziges gerade für die vollkommenste Einsicht in seine geschichtliche Bedingtheit und Verknüpftheit. So sind aber auch seine beiden polaren Wurzeln, Griechentum und Judentum, noch für die von Ideologie freieste Kritik, ja noch vom niedrigsten Standort ihrer Zerstreuung und Verbilligung in der Heimatlosigkeit eines modernen Ästhetizismus und Rationalismus, Weltwunder einer Kraft, deren Wirkung weder ihr Gegensatz zueinander noch irgendeine Umformung, sei es in Rezeptions- oder Befreiungsbewegungen, jemals auslöschen kann. Gewiß ist kein solches Wirken, so ruhig es durch die geschichtliche Zeit geht, ohne Kampf und Opfer für die dazu Gehörigen, darein Verflochtenen. Was heißt es, in seinem Namen an der Grenze der Fremdheit zu Umgebungen der Physis oder der Entwicklung zu stehen, als Jude eine Rasse mit sich zu tragen, als Katholik die Verneinung der modernen Welt ebenso wie die Verneinung durch die moderne Welt zu überwinden. Und doch haben nicht umsonst in der Verfolgung die Religionen die Bewährung und Berufung gefunden. Das Leiden an der Macht ist das Hoheitszeichen der wirklich großen geschichtlichen Mächte.

Das Zeitalter, das keine Religionen mehr hervorbringt, wird sich immer schwerer entschließen, im Wettbewerb der Macht auch einen Wettbewerb der Offenbarung zu sehen. Die Skepsis, die die Idee einer „nationalen" Mission als unzertrennlich von jeder imperialistischen Staatsbildung erkennt, entwöhnt sich, den von der Antike überlieferten Sinn des Imperialismusbegriffs, die Abfolge herrschender Weltkulturen (nicht nur Weltreiche), sonderlich ernst zu nehmen. Wenn noch hinter dem päpstlich-kaiserlichen Imperium des Mittelalters die habsburgische „Weltmonarchie" den Katholizismus, die napoleonische den Liberalismus zur Kulturidee hatte, so scheint der Kreis der modernen Weltvölker entgöttert und in kriegerischen wie friedlich-bündischen Beziehungen auf das Rational-Rechtliche als Naturgesetz einer atomisierten Staatengesellschaft beschränkt. Darüber weg ragt allein das materielle und geistige Dasein der angelsächsischen Völkergruppe. Um sie herum lagern freilich andere, äußerlich gleich gebaute Gruppen: Die romanische, die slawische, die islamische, die mongolische. Alle

Digitized by Google

von starken inneren Gemeinsamkeiten zusammengehalten, ja vielleicht von einheitlicheren, zukunftsvolleren als die angelsächsische, der fast sie alle in irgendeiner Weise feindlich entgegengesetzt sind, während in ihr selber mindestens zwei, mit jedem Jahrzehnt aber immer weitere Brennpunkte die Einheit immer weiter vervielfachen. Indes eben diese äußere und innere Zwiespältigkeit des Angelsachsentums ist das ganz Unwiederholbare seiner Erscheinung in der modernen internationalen Atomwelt: Es allein lebt heute nach innen und außen in den polaren Spannungen politischer und kultureller Positionen und Negationen, die das Merkmal organischer Bedeutung für das Ganze der geschichtlichen Welt sind. Alle jene anderen Gruppen können in der Tat als für sich und in sich auf- und abblühende Wesenheiten betrachtet werden: Um die angelsächsische Welt allein wird überall und von allen auch geistig gerungen, so wie einst Rom und Griechenland, voller eifersüchtiger Entzweiung unter sich, doch mit dem alten Orient und den neuen Barbarenvölkern um ihre einmaligen Ideale staatlicher und menschlicher Gesittung rangen.

In den äußeren Dingen ist die Entsprechung der angelsächsischen Art zu antiken Kulturformen wohl schon allgemein bemerkt und namentlich die Gleichung zwischen dem römischen und dem britischen Imperium von Engländern und Nichtengländern oft erörtert worden. An sie schließt sich die Welteroberung der angelsächsischen Lebenseinrichtungen und der englischen Sprache. Von der Gegenwehr gegen jene, gegen die uniformierenden Ideale des Gentleman, Comfort, Dreß, Sport (die niemand eifriger vergötterte als das imperialistische Deutschland, das imperialistische Italien: Wilhelm II. oder d'Annunzio) hat die heute sehr breit getretene Begriffsunterscheidung zwischen Zivilisation und Kultur eine Hauptanregung empfangen; aber die wenigsten, die sich dieser Unterscheidung bedienen, wissen, daß sie zuerst von Angelsachsen, von Carlyle und der englischen Romantik, gemacht wurde, um eine bittere und tiefe Selbstkritik zu begründen (wie auch der Vergleich des britischen Imperiums mit dem römischen, ehe ihn Deutsche und Franzosen ins Gehässige wandten, von Engländern ohne Selbstgefälligkeit, mit sorgenvoller Unterstreichung der inneren Widersprüche jedes modernen Imperialismus, fundiert wurde). Über das Englische als Weltsprache ist soziologisch noch sehr wenig nachgedacht worden, namentlich wohl weil es angelsächsischem Empfinden widerstrebt, in eigene Wachtstumsvorgänge eitel hineinzuleuchten. Diese germanisch-romanische Mischsprache mit ihrer staunenswerten Spannung

Digitized by Google

von mittelalterlicher Versunkenheit zu esperantohafter Aktualität hat nicht eigentlich, wie man oft hört, das französische Staats- und Gesellschaftsidiom des Rokoko und der Aufklärung abgelöst (in das vielmehr allenthalben, in Osteuropa sogar bis ins neunzehnte Jahrhundert praktisch-politisch, der lateinische Universaldialekt der westlichen Spätantike und der katholischen Kirche eingriff): Es ist das erste internationale Instrument des nachmittelalterlichen Geistesverkehrs überhaupt, das über die alte europäische Völkergemeinschaft hinaus von Indien und Ostasien, Nordamerika und Afrika her mit der neuen materiellen Weltwirtschaft auch eine werdende geistige Weltwirtschaft in Recht, Wissenschaft und Kultur umgreift (der englische Jurist Smuts, der englische Rhetor Laurier, der englische Dichter Tagore!).

Hinter diesen äußeren Dingen aber steigt erst, ihre Wurzeln haltend und nährend, das Massiv des intimen angelsächsischen Daseins auf, die wirkliche Gemeinschaft der weißen Kernrasse, trotzig und doch selbstverständlich wie eine englische Flottenparade neben einer prunkvoll kribbelnden und blitzenden Landheerschau. Die vielen kontinentalen Politiker, die in dem Angelsachsen nur den Individualisten ohne Sinn für das Staatliche als solches begriffen haben, wußten nicht, wie sehr sie dadurch Kunst und Natur seiner großen lebendigen Staatsschöpfungen erhöhten. Denn in der Tat wächst hier, für den Bürger des festlandseuropäischen Anstaltstaates so unerwartet wie möglich, Gesellschaft und Staat aus den Verbänden des Blutes, der Siedlung, der atmosphärisch feinen Gemeinsamkeitsgefühle auf, die noch den schärfsten ständischen Snobismus, die roheste Klassenzerreißung irgendwie überbrücken und versöhnen. Das ist Freiheit und Zwang, Anlage und Erziehung zugleich, die sich als Sozialität offenbaren, wo an der Oberfläche nur Individualismus sichtbar wurde, und freilich auch umgekehrt, mitten in einer für den Fremden toten und steifen Einförmigkeit gesellschaftlicher Moralität und Religiosität, Abgründe der wildesten menschlichen Einsamkeit (Künstler wie Turner und Wilde, Staatsmänner wie Disraeli, Anbeter wie Newman, Soldaten wie Gordon) auftun.

In all dem ist noch etwas anderes als die gewöhnliche Polarität etwa der Tugenden und der Fehler, der Helden und der Masse eines Volkstums oder einer Volkstumsgruppe wie der Romanen, Slawen, Orientalen. Denn einmal ist Angelsachsentum mehr und weniger als alle diese: Sicherlich kein Volkstum wie die europäischen „Nationalitäten", aber auch keine eindeutig auf einen Mittelpunkt der Geschichts-

Digitized by Google

erbschaft, der Zukunftshoffnung, der Religion hin geordnete Gruppe. Und dann: Hier ist kein Kontrast zwischen dem Einzelnen und der Menge (obwohl auch der Ausweg des „hohen Durchschnitts" nicht ausreicht), hier ist auch keiner zwischen dem Liebenswürdigen und dem Verächtlichen (denn eine und dieselbe Artung lieben hier die Freunde, verachten die Feinde). Besonders deutlich werden diese Züge bei dem Amerikanertum der Vereinigten Staaten, das jetzt zum erstenmal durch die angesammelten Legenden räumlicher und geistiger Entfernung zu uns Festlandseuropäern hertritt. Gewiß kann da von der geistigen Differenzierung, die wir seit dem Ablauf des Mittelalters für den Schlüssel einzelpersönlicher und volkspersönlicher Kultur halten, die Rede nicht sein. Aber soviel gewahren wir doch jetzt schon, daß mit dem Hauptstück jener früheren Legenden (seltsamerweise nicht von Sozialisten, sondern von der ausgeprägtesten europäischen Reaktion bevorzugt), mit der Auffassung des Yankees als Ideologen rein materieller Vergesellschaftungsvorgänge nichts anzufangen ist. Weder reine Geistigkeit noch reine Materialität ist es, was das von Ideologien zerrissene Europa der Nachkriegszeit bei der unbefangenen Berührung mit amerikanischen Dingen (nicht bloß bei der befangenen mit amerikanischem Gelde) immer wieder wie aus Alpträumen erwachen läßt. Es ist ein Drittes: Die kompakte, blühende, kindliche und doch bereits jünglinghaft sich streckende und prüfende, sich selber und darum auch uns selbstverständliche Wirklichkeit und leiblich-seelische Einheit eines Gesellschaftsgebildes, wie wir es schwächer geformt und mannigfach abgewandelt, aber von wesentlich gleichen Trieben bestimmt, auch in Kanada, Australien, Südafrika, ja zum Verwundern durch fremde Art hindurchbrechend selbst bei den irischen, islamischen, indischen Erbfeinden der Angelsachsen wiederfinden würden. Worin besteht es?

Der Antwort kann man sich am besten von den verschiedenen Spielarten der Anglophobie her nähern, die seit dem Entscheidungskampf der beiden revolutionsgeborenen Bourgeoisien Europas in den Napoleonischen Kriegen die ältere, englische mit dem Untergangszeichen bald des mittelalterlichen Feudalismus, bald der antiken Kaufmannsaristokratie von Karthago zu brandmarken versuchten. In der Renaissance war England gegen die katholische Weltmonarchie Spaniens die Macht des Aufgangs und der Revolution gewesen in einem gewaltigen, von den Elisabethanern bis zum Puritanismus durchschwingenden Zuge: Da überholte, wie heute Rußland, das feudale Frankreich mit dem

Digitized by Google

einen Sprung seiner Revolution die bisherige Spitze gesellschaftlicher Entwicklung so völlig, daß eben diese Spitze nun zum Hemmschuh des Weltlaufs geworden schien, und Napoleon, wie Lenin zugleich Episode und säkularer Einfluß, Materialist und raffiniertester Ideolog, holte zu den propagandistischen Schlägen gegen die „Krämernation" aus, die als geistiges Erbgut aller späteren Anglophobie seine strategischen Siege über das Angelsachsentum ewig überdauern werden. Und nun schwankte das Charakterbild seines Albion ohne Aufhören mit den großen Bewegungen der kontinentalen Staats- und Gesellschaftsveränderungen: während noch die politische Romantik Friedrich Wilhelms IV. England zum Vorbild für die preußische Reaktion gegen süddeutsch-französischen Konstitutionalismus nahm und Marx und Engels das Klassenherrschaftsspiel der Whigs und Torries aufdeckten, standen plötzlich Manchestertum und Viktoriazeit, wie auch immer untereinander gespannt und gespalten, als abgöttisch verehrtes Muster des kontinentalen Liberalismus und nicht viel weniger abgöttisch gehaßtes Schreckbild Bismarckscher Parlamentsgegnerschaft da, bis an der neuen Jahrhundertwende eine wiederum andere Weltlage den Januskopf des imperialistischen Räubers und des sozialistischen Beglückers, den Kopf Lloyd Georges (wie ihn Anglophoben und Anglophilen verstanden) auf die Wand der öffentlichen Meinung Europas warf. Und wie die Aussichten folgten sich ihre nationalen Träger und Verkünder in buntem Wechsel: Auf Napoleon zunächst das amerikanische Brudervolk, das an Napoleons Seite die französische Bundesgenossenschaft seines Unabhängigkeitskrieges erneuerte, dann Rußland und sein Imperialismus in allen Teilen des Orients, dann die junge See- und Überseemacht Deutschlands, schließlich, geführt von Irländern, Indern und Ägyptern und seit dem Weltkrieg wieder (dem bolschewistischen) Rußland, die Gärung der britischen Pariavölker.

Was ergibt (außer der Selbstverständlichkeit, daß nicht alle dasselbe Objekt haben können) dies Gewirre der Standpunkte für das Angelsachsentum? Mich dünkt, vor allem das eine, daß gerade die Grundvoraussetzung der Anglophobie von Napoleon bis zu Spengler, die Ausschließlichkeit und damit die Vergänglichkeit des angelsächsischen Materialismus, verschwindet vor einer ungeheuren Verjüngungsfähigkeit, die der Kritik wie der Prophetie stets aufs neue Trotz und Überraschungen zu bieten weiß. Das will keineswegs sagen, daß irgendein anglophiler Glaube an umgekehrte, positive Unabänderlichkeiten, ja auch nur an einen „Fortschritt" des angel-

Digitized by Google

sächsischen Daseins, der etwa in Ramsay Macdonald gipfeln würde, die angelsächsische Wirklichkeit besser zu deuten imstande wäre. Wie in der Gemeinschaft einer Kirche die Apologetik nur ein Vorläufigkeits- und Außenwerk, so ist in einem Kulturgebilde von der Weltbedeutung des Angelsachsentums die Frage nach den Schrecken und den Wohltaten seiner Bildungsgeschichte ganz untergeordnet. Wie der Katholik (sagen wir) die Stellung der Inquisitionsgreuel in der Vergangenheit seiner Kirche letzten Endes nicht durch (an sich höchst berechtigte und wertvolle) Legendenkritik, sondern nur durch die jeden Augenblick frisch zu erprobende Gesundheit seiner Lebensgemeinschaft zurechtrücken kann, so vermag nur ein verstockter Rationalismus zu meinen, es gelte das Angelsachsentum entweder zu „retten" oder aus frivoler Machtrechtsanschauung mit allen seinen Lastern absolut zu setzen. Noch der angelsächsische Cant, die klassische Form der bürgerlichen Ideologie, ist der Wahrheit näher, daß das Recht ebensowenig der Gesellschaft nachhinken wie von ihr entbehrt werden darf, daß es beständig als Feuersäule vor ihr herziehen muß.

Nicht umsonst münden in der Gegenwart alle folgerichtigen Anglophobien aus den zerstreuten Gebieten nationaler Gegensätze (und wie klein ist zum Beispiel der englisch-französische unter dem Diktat des amerikanischen Kapitals geworden) in das Meer einer internationalen Idee: der „Weltrevolution" gegen die angelsächsische Führung des internationalen Kapitalismus. Nicht allein vor Klassenkampf und Wirtschaftstheorie des Sozialismus, sondern vor seinen sämtlichen praktischen Verbündeten gegen die kapitalistische Gesellschaft, den rückwärts gewandten Anhängern mittelalterlich-ständischer Sozialgedanken wie den vorwärts gerichteten Boten grundsätzlich neuer wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Ordnungen vollzieht heute das Angelsachsentum mit aller seiner Naivität und Vorsicht, aller seiner Schmiegsamkeit und Härte, aller seiner physischen und geistigen Kraft die große Selbstprüfung der ganzen neuzeitlichen Kultur (soweit sie mehr sein will als ein Phosphoreszieren andersartiger Stoffe) auf Recht oder Unrecht, Sinn oder Sinnlosigkeit, Bestand oder Verfall. Nicht aber so, als liege hier auch innerlich (wie vielfach in der Tat äußerlich) eine starre Einheit von Herren- und Ausbeuterklassen (ob Unternehmer, ob Arbeiter) der Aneignung von Mehrwert aus nichtangelsächsischer Arbeit ob. Nicht einmal so, als werde nur (wie in der Tat geschichtlich) der Ring dieser Herrenklassen von Zeit zu Zeit

Digitized by Google

für den Aufstieg der Unterdrückten klug geöffnet. Sondern so, daß dieser Ring selbst, in England und Amerika, von der Anstrengung jener Probe bis ins Tiefste erzittert und die Zeit vor hundert Jahren, die Zeit der ersten angelsächsischen Sozialisten, wieder gebiert, die kein Angelsachse durch Marx für wirklich überwunden hält. Und fängt vor solcher Paarung von äußerer Macht und innerem, dem unmittelbaren Erlebnis unzweifelhaftem Ernst nicht auch die weltrevolutionäre Schlachtfront auf ihrem europäischen Flügel, dem Sowjetrußland von Lenins Nep und Trotzkis Kulturarbeit, zu wanken und zu zerbröckeln an wie vor hundert Jahren der napoleonische Jakobinismus?

Auch wir wollen nicht prophezeien. Der Peripetie des abendländischen Schicksals (die nur Vorwitz schon abwärts führen sieht) ziemt Schauen und Schweigen.

DIE MASCHINE VERSAGT

Novelle von

OSBERT SITWELL

Hugh Dearborn war schon in reiferem Alter, so wie ich mich seiner vor zehn Jahren erinnere, — doch von unvergleichlicher Eleganz, von untadeligem Stil. Sein angegrautes Haar, das maskenartige Antlitz, aus dem ein Paar geistvoller, etwas bösblickender Augen hervorschaute, die Hände, wie aus Elfenbein geschnitzt, das alles war von einer erlesenen, aber etwas miniaturhaften Vollendung. Diese wohlgepflegte, wohlgekleidete Erscheinung, die Maske à la Voltaire, die für den zarten Bau fast zu scharf geprägt erschien und mit winzigen, fein gemeißelten Runzeln bedeckt war, bildete die sehr weltmännische äußere Hülle für eine intensive Lebenskraft, die in gar keinem Verhältnis zu ihr stand; ja, sie bildete das vollendet gearbeitete Grammophongehäuse, aus dem eine wunderbare, aber unerträgliche Musik erklang. Nicht etwa, daß seine Stimme musikalisch war in dem Sinne, wie unsere Großmütter dieses Wort verstanden; nein, das war sie wirklich nicht! Sein Lachen erinnerte nie an das Läuten von Kirchenglocken zur Vesperzeit oder an ein schmachtend gespieltes Xylophon, wie es beim kunstvollen Tremolo alter Damen

Digitized by Google

der Viktorianischen Zeit der Fall war. Ganz im Gegenteil: seine Stimme, der jede Schwebung im geeigneten Augenblick zur Verfügung stand, verlor sich nie in widerliche Süßlichkeit; sie verstand sich vielmehr auf jenen reizvollen Trick, einen Ton ganz unerwartet an die verkehrte Stelle zu setzen, wie man es in der besten modernen Musik findet — als Neuheit in Rossinis Cancan, jenem ersten reinen Edelstein moderner Tonkunst, und später bei Debussy, Ravel und Strawinsky.

Die eigentliche Form seiner Unterhaltung war vielleicht weniger modern als ihr Inhalt. Künstler des gesprochenen Wortes arbeiten nach verschiedenen Methoden. Einer, dessen Art ich am meisten bewundere, plaudert, begründet, sinkt unter die logische Oberfläche, scheint im Begriff zu ertrinken, findet aber, sobald er den Meeresgrund berührt, irgendeine neue Perle und bringt sie flugs ans Licht; er kann sich durchaus auf sein Hirn und sein Mundwerk verlassen, setzt getrost alles aufs Spiel, um einen widersinnigen Beweis zu führen, hat nie Furcht vor dem Versinken, ist immer sicher, eine neue Kostbarkeit zu finden. Aber Hughs Methode ist, der Form nach, anders; sie ist etwa wie der Park von Versailles mit dem von Hampton Court verglichen — steif, mathematisch, abgezirkelt: seine Stimme ein fürchterliches Instrument, seine Kunst von der Art, die stirbt, aber sich nicht ergibt.

Von Anfang an erregte Hugh Dearborn meine besondere Aufmerksamkeit. Offensichtliche Widersprüche in seinem Wesen hatten sie wachgerufen. Diese erlesene Hülle, das Ergebnis fünfzig- oder sechzigjähriger Mühe, war nichts als das Werkzeug für die Unterhaltung einer Stunde, einer Unterhaltung, die wie eine Blume aufblüht und dahinstirbt, eine Art Bastardkunst ohne Hoffnung auf Nachkommenschaft. Gemeinhin wird der Künstler angespornt durch die Sehnsucht nach Unsterblichkeit oder angeeifert durch das Verlangen nach dem Mammon; hier aber war ein Fall von l'art pour l'art. Das Höchste, womit Hugh rechnen durfte, war eine Einladung zum Diner, aber gerade die Vollkommenheit seiner Unterhaltungstechnik, gerade die Beharrlichkeit und vollendete Beherrschung seiner großen Kunst führten oft dazu, sein bescheidenes Ziel zu vereiteln.

Und diese Kunst selbst, die so unabsichtlich und doch als etwas technisch Vollendetes wirkte, konnte wohl kaum plötzlich aus der Erde wachsen, ohne eine andere als eine rein physische Vorbereitung! Als Hugh bei einem Diner sein übliches Feuerwerk abbrannte, hörte ich, wie ein nicht sehr wohlmeinender Freund zu ihm sagte: „Weißt

Digitized by Google

du, Hugh, das solltest du in einem Buche niederlegen!“ Damals fragte ich mich, weshalb er für seine Begabung nicht eine andere, bleibendere Form gewählt haben mochte. Wie lang konnte dieses feine, morschwerdende Instrument noch der unaufhörlichen Abnutzung standhalten?

So interessierte Dearborn mich von Anfang an, und ich zog Erkundigungen über ihn ein. Wirklich, ein mysteriöses Dasein! Ich bekam heraus, daß einer meinen Bekannten ihm zuerst in Walter Paters Garten begegnet war. Und ich malte mir die Szene aus. Uns Kindern trüberer, erfahrungsreicherer Tage erscheinen die achtziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts als ein halkyonisches, unendlich fernes Zeitalter: Alfred Lord Tennyson so viel ferner als König Alfred, der die Kuchen anbrennen läßt, die frühen Mannesjahre Arthur Balfours so viel entlegener, sagenhafter als die Jugend König Arthurs und die Suche nach dem Heiligen Gral. Wahrlich, ein halkyonisches Zeitalter — immerwährender Frühling in der warmen, kristallklaren Luft; Goldregen, Flieder, Lobelien und Blutbuchen in ewigem Rausch bunter, blühender, grenzenloser Farbenpracht! Da war fortwährend Bewegung und Glanz im Leben der Besitzenden. Hofdichter schrieben noch erfolgreiche Oden auf Mitglieder des Herrscherhauses, die damals ihre Untertanen noch lebhafter interessierten als Cricketspieler von Beruf oder der Kokain-Tod irgendeiner Filmschauspielerin. Der Landadel lebte noch streng zurückgezogen auf seinen entlegenen Gütern, damit beschäftigt, die Tiere des Feldes und die Vögel der Luft zu morden. Reichtum war noch geachtet, der Aufstieg eines Millionärs hatte noch Romantik an sich. Andrerseits durfte man sich noch Armut gestatten, ohne für geistesschwach zu gelten, und der silberne Tafelaufsatz zog sich allmählich in die Häuser der billigen Pensionen zurück. Shepheards Hotel in Kairo sollte demnächst eröffnet werden (oder war es schon?), und wir standen am Vorabend eines jungen, hoffnungsvollen Imperialismus, der mit Kipling und Lady Butler, der Kriegsmalerin, seinen Höhepunkt erreichte. Und für diejenigen, die es interessierte, regte es sich erfreulich in der Kunstwelt: Malerei und Dichtkunst begannen nach einem langen Schlaf, der nur durch das kurze präraphaelitische Albdrücken unterbrochen war, sich zu recken. Jetzt kam die Zeit des Neo-Hellenismus: marmorne Kaminsimse, Alma Tadema, die Prosa John Addington Symonds', die Zeichnungen Du Mauriers und Frank Miles'; man hatte die unklare Vorstellung, daß ihre Werke an die Kunst eines Phidias erinnerten,

Digitized by Google

ja womöglich ihr glichen. Tournüre, Baretts, geradlinige Profile und diamantne Myrtenblätter waren an der Tagesordnung. Für die Feinsinnigeren gab es Wasserlilien, Mandelblüten und fließende Gewänder; die ganz Eingeweihten aber schwatzten über Whistler und Walter Pater.

So wandelte im Park jener seligen Stadt durch parnassische Haine, über sanfte Wiesengründe, die — so hätte man damals gesagt — wie tiefgrüner Sammet schimmerten, unter Trauerweiden, die mit mehr Anmut trauerten als heutzutage und durch die stets ein leiser, frischer Windhauch von Ost her wehte, der an das Klappern von Tellern mit dem bekannten Weidenmuster erinnerte, so also wandelte da unser junger Held, tadellos anzusehen in blendendweißen Flanellbeinkleidern. Der alte Ästhet, der sich nur selten zu einer Prophezeihung verstieg, neigte sich zu meinem Bekannten hin und sagte: „Der junge Mann da wird es weit bringen . . .!"

Von jener Zeit bis um neunzehnhundertzehn etwa habe ich wenig über Dearborns Laufbahn erfahren. Er war überall zu sehen, kannte jedermann; Dichter, Maler, das erste weibliche Wesen, das Kniehosen trug, Boxer, Philosophen und Kanalschwimmer; er verschwendete die herrliche Blüte seiner Kunst gleichermaßen an Würdige und Unwürdige. Und diese Kunst war in ständiger Entwicklung begriffen. Seine Unterhaltung wuchs über ihn hinaus, wurde ganz entkörperter Geist. Aus einer schönen Kunst gedieh sie zu einer verzehrenden Macht, die schließlich den Urheber ihres Daseins verschlang. Er war Frankenstein, seine Unterhaltung das Ungeheuer — aber ein scharmantes Ungeheuer.

Ihm zu begegnen, war immer ein Vergnügen, sich von ihm zu trennen, die heimtückische Qual eines tausendfachen Abschieds. Hugh selbst wollte vielleicht gern gehen, aber seine Kunst ließ es nicht zu. Sie hieß ihn verweilen, dich mit hundert kleinen Anekdoten zu dem ersehnten Schlusse führen, die sein Gemüt peinigten, obgleich sie, objektiv genommen, abgerundet, saftig, fein und glatt wie ein reifer Pfirsich waren. Aber seine Unterhaltung — ein entartetes Protoplasma, dem er Leben verlieh — umzingelte dich wie eine Schlange, hielt dich mit tausend Polypenarmen fest, ließ dich für einen Augenblick los, wie eine Katze die Maus, um dich dann wieder zu packen und dir das Blut wie ein Vampyr auszusaugen.

Uninteressierte hielten es für witzig zu sagen: „Was mag er wohl tun, wenn er allein ist?" Andere meinten — und das schien mir eine beachtenswerte Annahme —, daß er nur in Verbindung mit seinen

Digitized by Google

Freunden und Bekannten zu denken sei, seine Unterhaltung das Zauberseil, das dieser unwahrscheinliche Wortespinner wie ein indischer Gaukler erklomm, bis er im Klettern innehaltend sich ins All auflöste. So war vielleicht sein zögerndes Abschiednehmen zu erklären, denn nachdem es geschehen, hörte ja Hugh für eine Weile auf zu existieren. Aber dazu war er zu persönlich, zu positiv; und wie alle begabten Menschen war er im Gegensatz zu den genialen allzu berechnet. Er besaß seine kleinen Tricks, und die straften seine Maske Lügen und zeigten, daß er von Fleisch und Blut war. Die Art zum Beispiel, wie er sich beim Eintritt in einen Salon den Augenwinkel mit der Ecke seines feingefälteten, leise parfümierten Taschentuches wischte, wie jemand, der noch über eine witzige Unterhaltung lachte, von der er kam — war das nicht bezeichnend? Diese Unterhaltung aber hatte er vielleicht mit Whistler, Pater oder einer anderen schon legendären Persönlichkeit geführt — und war sie nicht etwa nur eine Erinnerung an die Zeit vor vierzig Jahren? Vielleicht aber war es auch nur eine Art Signal, ein Hornruf, um Aufmerksamkeit zu erwecken; denn als richtiger Künstler brauchte er die Aufmerksamkeit seines Publikums; irrte sie ab oder erlitt sie eine Unterbrechung, dann glomm in den bösen, kleinen Augen eine seltsame Wut auf.

Wie alles wahrhaft Schöne, alterte Hugh nie, nur etwas verbrauchter wurde er mit der zarten, runzeligen Feinheit einer chinesischen Groteskfigur; seine Unterhaltung aber wurde immer reicher und blendender. Niemals wirkte er albern oder langweilig; und wenn er, wie jedes echte Kunstwerk, seine eigne Manier hatte, so war er doch niemals manieriert. Aber doch war etwas Besonderes an ihm, das ihn oft ein wenig schwermütig, oft ein wenig traurig erscheinen ließ — irgend etwas Geheimnisvolles. Von Anfang an vermutete ich, der ich selbst Künstler bin, daß seine Kunst eine gestrenge Herrin sein mochte. Ich sagte, daß Hugh Dearborn alles kannte — die Welt, die Menschheit, den Teufel, den Banausen und den Künstler. Zu seinen intimsten Freunden zählte er — denn seine Kunst war zweisprachig und überwand alle Hindernisse — den berühmten Pariser Porträtmaler Henri Schmidt, der selbst als ein Meister der Konversation galt, zu einer Zeit, da er und Dearborn vielleicht die beiden einzigen bedeutenden Vertreter jener Kunst waren. Schmidt hat Dearborns Porträt gemalt, und es ist ein Meisterwerk. Es zeigt ihn im Lehnstuhl sitzend mit wundervoll gekräuseltem, grauem Haar, die Züge verschmitzt und ver-

Digitized by Google

hutzelt, und ein wenig überlebensgroß blickt er geradeaus. Keines seiner Attribute fehlt: weder Ring noch Zigarettenetui, Krawattennadel, Spazierstock und was sonst sozusagen zur Ausstattung des Künstlers gehört. So also sah Dearborn aus, wenn er schwieg ... wenn er — allein war! Auf den feinen Zügen lag ein Lächeln, gleich jenem, das Lionardo auf dem Antlitz der Gioconda wiedergegeben hat — jenes Lächeln, das, sagt man, durch die Musik unsichtbarer Flöten hervorgerufen und festgehalten wurde — und auch bei Hugh war dieses wundersame Lächeln sicher durch heimliche Musik geweckt — durch die tote Musik seiner eignen jungen Stimme, durch die Erinnerung an Stellen aus Gesprächen mit Whistler, Pater und Oscar Wilde. Das Porträt steht als Kunstwerk sehr hoch, aber es wirkt unsagbar traurig.

Hugh war jedoch dem Maler dankbar dafür, und manche seiner einleitenden Bemerkungen fing so an: „Wie ich zu einem alten Freunde von mir sagte, der Sie sicherlich interessieren würde — besonders bei Ihrer Vorliebe und Ihrem wirklichen Verständnis für moderne Kunst (aber ich denke, Sie kennen ihn schon?), ein Mann, der, wie ich behaupten darf, einer der interessantesten und (doch das dürfte ich vielleicht nicht sagen, weil er einer meiner besten Freunde ist) witzigsten, ich glaube wirklich einer der (crescendo) geistvollsten Männer, der Maler Henri Schmidt —"

Der Krieg kam und ging vorüber, riß mich, wie die meisten der jüngeren Generation, mit sich, erfüllte die Herzen mit Zorn, Bitterkeit und Haß, mit Liebe und Mitleid. Dearborn, davon unberührt, begann sich mit anderen Dingen als nur mit Reden zu beschäftigen — zum erstenmal in seinem Leben. Fleißig und zweckmäßig arbeitete er, indem er, ein Meister der Sprachen sowohl wie der Rede, für die Regierung Dokumente und Zeitungen übersetzte. Der Krieg hatte seiner unbeugsamen Natur nichts anhaben können; nie beklagte er sich, noch neidete er den jüngeren Männern den Schützengraben, wie das so viele unserer bejahrten Patrioten taten. Er benahm sich eben wie ein Gentleman — der er war. Mochte im Grunde seines Wesens auch manches brüchig geworden sein — äußerlich erschien er eleganter und heiterer als je; er fing sogar noch einmal zu tanzen an! Nach zehnstündiger anstrengender Arbeit, bei der es sehr wenig Unterhaltung gab, in einem mehr als primitiven Büroraum, ging er zu Tische und tanzte dann bis fünf Uhr morgens. Seine Lebenskraft war erstaunlicher denn je. Über Jazzmusik, über sentimentale oder wilde banale

Digitized by Google

Weisen hinweg konnte man den schwebenden „hinsterbenden" Klang seiner Stimme vernehmen. Es gab keinen, der fröhlicher, jünger für seine Jahre war als Hugh Dearborn, aber es muß selbst für seine riesige Energie ein Kraftaufwand gewesen sein. Er ging gegen drei, vier oder gar fünf Uhr morgens zu Bett, frisch und munter; aber wer mag sich vorstellen, wie er, alt und einsam, in seiner wunderhübschen Wohnung schlief? Am nächsten Tag aber ging er um zehn Uhr, heiter und glänzend angezogen wie stets, in sein Amt, mit einem (wie Zeitungsschreiber über fürstliche Besuche berichten) freundlichen Wort für jeden.

Bald nach dem Kriege suchte ich, zur Wiederherstellung meiner Gesundheit, die Stuckgestade der französischen Riviera auf, und in Monte Carlo traf ich ihn wieder. Jeden Vormittag um zwölf Uhr pflegte Dearborn beim dröhnenden Geschmetter einer Bläserkapelle in weißen Flanellbeinkleidern (ach, wie weit zurück lagen die Tage in Walter Paters Garten!) die Stufen zu der himbeerfarbenen Terrasse zu ersteigen. Der Krieg hatte ihn verändert, und wenn er auch nicht gealtert aussah, so machten sich doch schon Anzeichen ewiger Jugend bei ihm bemerkbar. Aber unter blauem Himmel, in dem scharfen, zitternden Licht, das durch Kakteen und tropische Blumen und diese ganze Zuckerguß-Landschaft gesteigert erschien, bekam seine Erscheinung irgend etwas Neues, seine Stimme eine neue Klangfarbe. Er wirkte lebendiger, seine mahnende Stimme bekam Schwung, hob sich hinaus aufs Meer wie der Albatros im „Alten Matrosen" und segelte landeinwärts auf dem Kamm einer wiederkehrenden Liliputwelle. Sein durch und durch aristokratisches Wesen, ja sogar der etwas müde rauhe Ton seiner Stimme, den man mehr empfand als vernahm, mußte dieses Publikum von internationalen Schiebern beschämen. Es bedurfte vieler Jahre, bis diese vulgären Hyänen etwas von gleicher Vollendung hervorbringen würden! . . . Ich sah und hörte recht viel von Hugh Dearborn in diesem Frühjahr und begann seine Unterhaltung lieb zu gewinnen. Meine Gedanken konnten in ihr umherwandern wie in einem Walde; ich konnte mich, gelockt durch Klänge fremdartiger Musik, verirren und dann plötzlich wieder durch irgendeinen wohlbekannten Wegweiser zurechtfinden, wie durch den Namen Henri Schmidt oder Durant, den Boxer. In dieser Waldung fand ich mancherlei Vertrautes, das ich nicht erwartet hatte, und war sie auch fremdartig, so war sie es doch weniger als der Krieg, den wir alle für das natürliche Leben zu halten uns damals verschworen hatten — und ausruhsamer war sie gewiß!

Digitized by Google

Im Mai verließ ich Monte Carlo, und fast zwei Jahre lang sah und hörte ich nichts von Hugh Dearborn.

Zwei Jahre später zog ich mit William Erasmus, dem jungen Schriftsteller, durch Italien. Es was seine erste Bekanntschaft mit der Halbinsel, und er war stets auf der Suche nach „Stoff", wenn auch sein ruhiges, schlaffes Wesen, als ob er auf olympischen Höhen weile, über diese Tatsache hinwegtäuschen sollte. Aber unaufhörlich spähte, beobachtete, horchte er. Ich vermute, er hat schon, ehe er England verließ, einige italienische Reiseskizzen geschrieben. Aber er war ein famoser Reisegefährte, fast allzu enthusiastisch und aufnahmebereit — seine Anerkennung irgendeiner witzigen oder bedeutsamen Bemerkung trat allerdings oft erst später, nämlich durch Druckerschwärze, in Erscheinung anstatt im gegebenen Augenblick. Ich glaube wirklich, wir haben dem Landschaftsbild da unten den belebenden Stich ins Komische gegeben — ich mit meinem vollen, hannoverischen Gesicht und der wuchtigen Gestalt, er lang und dünn wie eine junge Giraffe, mit dem kleinen Kopf irgendeines vorsintflutlichen Tieres, eines pflanzenfressenden Geschöpfes, das von abgeknabberten Spitzen junger Palmen lebte wie das Riesenfaultier zum Beispiel.

Von Süditalien gingen wir nach Rom und Florenz und wollten von dort aus einige der kleineren toskanischen Städte kennen lernen. Das Land war in voller Maienblüte, nur der Wein war noch zurück; seine Reben und Ranken sahen wie goldne Spiralen aus, als ob sie im Begriff wären auseinanderzuspringen und ihrer aufgesammelten Kraft freien Lauf zu lassen. Kleine Hügel vibrierten im Licht der Ferne wie Rauchkringel, und der Vordergrund war ein großes Blühen — nicht impressionistische Farbenwolken wie im nördlichen Europa, sondern es gab da Blumen von jeder Farbe, und jede einzelne steif und geometrisch in der Form wie auf einer frühitalienischen oder auf einer der Landschaften des malenden Zollbeamten Rousseau. Die Tage wurden immer heißer, und jeder plötzliche bläuliche Windhauch, der zwischen den fernen Hügeln aufstieg und einen Augenblick lang in den blühenden Feldern spielte, trug eine unwahrscheinliche Fracht an Düften mit sich.

Eines Morgens gelangten wir in die entzückende kleine Stadt Lucca und fanden Unterkunft im besten Hotel; es war vormals der Palast einer der Adelsfamilien des achtzehnten Jahrhunderts gewesen, als Lucca noch ein reicher, unabhängiger Staat gewesen war. Es gab da viele geräumige, hohe Zimmer mit goldenen Ornamenten

Digitized by Google

und Gitterwerk; die in der alten Ausmalung vorherrschenden Töne waren hellblau und rosa, und das Ganze mutete mehr wie französisches als italienisches achtzehntes Jahrhundert an. Die wackelige Eisenbettstelle, das schäbige Tischtuch mit dem deutschen Würfelmuster und die armseligen modernen Möbel wirkten sehr stilfremd in diesen Gemächern, die als Umrahmung für vergoldete Betten, reiche Brokate und Puderperücken gedacht waren. Die Geräusche der Straße, die Stimmen der Ausrufer, greller Singsang, schrilles Vogelgezwitscher vom Marktplatz her drangen nur gedämpft herein durch diese patrizischen Fenster, gegen die sie sanft wie kleine Wellen anschlugen. Alles in dem Gemach war hell und still wie auf der bunten Glasplatte einer Zauberlaterne; wirklich, über dem ganzen Hotel lag eine eigentümliche Stimmung.

Die Stadt selbst ist sehr lieblich, hat viele Gärten und auf den breiten, zinnengekrönten Wällen, die sich rings herum ziehen, Alleen von Kastanien, deren schweres Blattwerk die leuchtenden Kerzenblüten stützt. Wir besichtigten die Kirchen, meist romanische Bauten in schwarzweißem Marmor, fremdartig wie Zebras, von fabelhafter bildnerischer Schönheit, aber zu der heutigen Stadt und ihren Bewohnern anscheinend ebenso beziehungslos wie eine Pagode, deren blumengleiche Glocken ihre Süße auf chinesische Gärten herniederträufeln. Doch niemand von den Bewohnern schien den Gegensatz zwischen ihrem Leben und seinem Schauplatz zu empfinden. Der Dom stand auf dem Marktplatz wie ein Zebra oder ein baldachintragender Elefant — man kümmerte sich nicht darum. In England ist es anders. Irgendein Fremder, der vor fünf Minuten auf dem Bahnhof von York angekommen und unter seine breiten Bogenwölbungen getreten ist, hat sofort die Eigenart des Domes, des bischöflichen Palais, ja, des Erzbischofs selbst erfaßt. Man braucht nichts zu erforschen. Was etwa abseitig erscheint, wird sofort klargestellt und, wie es heißt, „in das richtige Fach eingeordnet". Aber in Italien scharen sich die Kulturen zusammen: Marmorkirchen aus dem 12. Jahrhundert, gotische Paläste in Backstein, vergoldete Gemächer mit bauchigen Balkonen und endlich die eiserne Bettstelle und die Zeitung als allgemeine Symbole modernster Kultur drängen sich aneinander, jedes der konkrete Ausdruck einer verschiedenen Lebensanschauung.

So zogen wir plaudernd durch die Stadt. Dann folgte zeitig das Mittagsmahl, wonach sich Erasmus zu einer Siesta zurückzog, die

Digitized by Google

für ihn den endgültigen Beweis der Zugehörigkeit zu einer kosmopolitischen Geisteswelt bedeutete. Während seines viereinhalbwöchigen Aufenthaltes in Italien war er schon italienischer als die Italiener geworden, ja, er redete ihre Sprache mit einer so ausgezeichneten bocca romana, daß die Römer nicht imstande waren, den Sinn seiner Worte zu erfassen. Das Fremdenbuch des Hotels hatte er auf der Suche nach „Stoff" bereits durchforscht, aber nichts darin gefunden, nicht einen einzigen Engländer als Dauergast oder Passanten, was ihm, wie er bemerkte, nicht weiter unangenehm war; und wahrscheinlich zog er sich mit dem tröstlichen Gedanken, wie unverdorben diese in Wahrheit gar nicht so harmlose kleine Stadt doch sei, auf sein Zimmer zurück.

Der Tag verging schnell, und der Nachmittag dämmerte allmählich in die Stunde des Abendessens hinüber.

Eine Zeit lang sahen wir uns in der hellbeleuchteten Stadt um; die Kinos waren überfüllt, „Lucia von Lammermoor" hatten wir schon am Abend vorher gehört — so kehrten wir durch die surrenden Straßen in unser Hotel zurück. William ging um zehn Uhr zu Bett. Eine halbe Stunde später rief er mich aufgeregt in sein Zimmer; es war hoch, reichvergoldet und voll schwerer Luft, die jeden Laut verstärkte. Sein hagerer, im Pyjama steckender Körper und sein lauschendes Ohr preßten sich wie verzückt an eine Tür, die ins nächste Fremdenzimmer führte. „Wer mag das sein? Wer ist es — wer?" flüsterte er. Und dann vernahm ich ganz klar — jedes Wort erschien gewichtiger in diesem Raum, der einem vergoldeten Grabgewölbe glich — eine Stimme: „Wie ich vor ein paar Tagen erst zu jemand gesagt habe, einem sehr guten Freunde von mir, der wohl eine der amüsantesten und gescheitesten Persönlichkeiten ist — ich weiß, er würde Sie bei Ihrer genauen Kenntnis der modernen Kunst und bei Ihrer Liebe zu ihr begeistern —, ein wirklich witziger oder vielmehr geistvoller, scharmanter Mensch, Henri Schmidt..."

So schleppte sich die arme, müde Stimme hin, in der weiten Stille des Palastes verhallend. Stunde um Stunde dauerte das Selbstgespräch fort; manchmal geriet die Stimme ins Stocken, und dann kam eine leise Wiederholung. Oft waren es Geschichten aus früherer Zeit, und sie betrafen Personen, die längst im Grabe ruhten, und aus der matten Stimme eines alten Mannes klang manchmal der frischere Ton einer Kunst hindurch, deren Technik damals noch nicht zu jenen letzten metallischen Höhen ausgebildet war. Seine

Digitized by Google

helle, zitternde Stimme beschwor das beifällige Lachen früherer Tage herauf, da er noch eine dankbarere Zuhörerschaft als die der letzten Zeit besessen. So also hatte Hugh einst mit Whistler, mit Pater geredet, so hatte er... Aber jetzt, um drei Uhr morgens, sank die Stimme zu einem leisen Ächzen herab. Und sie verfolgte mich, die Stille jenes Zimmers. Wo ruhte das Geheimnis dieses so vollendet wirkenden Wesens, das in dem großen Gemache lag und einem anderen Zeitalter von ausgezeichneter Technik angehörte? Wessen Stimmen hörte er im Geiste, wessen Lachen?

Der Morgen kam; er fand Erasmus begeistert und wißbegierig, mich selbst aber in einigem Unbehagen, da ich nicht den Mut hatte, in die verdunkelte Stille jenes Zimmers einzudringen. Kein Name stand im Fremdenbuch; niemand ließ sich sehen, kein Laut wurde hörbar. Die Mittagszeit nahte heran, und wir gaben in stummer Neugier acht.

Doch gegen halb drei kam, elegant und heiter, Dearborn zum Vorschein, das Gesicht etwas schlaff und müde, aber die ganze Persönlichkeit bis ins einzelne so tadellos wie nur je. Seine Art zu sprechen aber war seltsam schwerfällig, und die Muskeln um den Mund zuckten bisweilen. Er begrüßte mich herzlich, wenn auch etwas unsicher, und vermied meinen Namen. Er sei recht krank gewesen, erzählte er mir, und sei hierhergekommen, um eine Weile allein zu bleiben, bis er wieder imstande sei, sich der Welt zu zeigen — seiner Welt.

Da erst verstand — erfaßte ich die ganze Tragödie jener Sprechübungen in den frühen Morgenstunden. Er hatte seine Kunst, seine Muse, seine grausame Geliebte, beschworen, zu ihm zurückzukehren — aber das Band war zerrissen; sie hatte ihre Schwingen ausgebreitet und die abgenutzte, alte Larve verlassen; die Hülle, scheinbar unversehrt, war leer. Das zierliche Grammophongehäuse schien in Ordnung und sah noch wundervoll aus; aber es war nur für einen einzigen Zweck geschaffen, und nun gab es keinen Ton der alten Weise mehr von sich. Die Kunst ist eine anspruchsvolle Geliebte, geheimnisvoll in ihren Absichten. Als ich von ihm ging, um ihn — ach, nie wiederzusehen, schien er sich noch einmal zu ermannen, und indem er mich ansah, begann er: „An einem Frühlingsnachmittag ging ich im Garten mit Walter Pater über den Rasen..." Da fielen mir die parnassischen Haine ein, die Trauerweiden, der feinsinnige, begabte junge Mensch in weißen Flanellbeinkleidern und die Worte des alten Ästheten: „Dieser junge Mann wird es weit bringen..."

Digitized by Google

DAS DRAMA, DAS THEATER, DER FILM

Ein Dialog zwischen

BERNARD SHAW und ARCHIBALD HENDERSON

Das Eßzimmer in der Londoner Wohnung Shaws. Zeit: Ende März 1924, kurz nach der Aufführung von Shaws letztem Stück „Die heilige Johanna" im „New Theater" in London. Ein vom Sonnenlicht erfüllter Raum, von dem man die enge Schlucht von Adelphi überblickt. Die Wände sind spärlich dekoriert; das Hauptstück in dem Zimmer ist — neben dem Original — ein Porträt Bernard Shaws, dem man überrascht beim Betreten des Zimmers gegenübersteht — das impressionistische, plakatmäßige Porträt von Augustus John, mit fliegenden Locken und Schnurrbart, rechteckigem Kopf und übertrieben spöttischer Unterlippe, in hellen Farben ausgeführt: rot, gelb, blau. Ein diesem nah verwandtes Bild, allerdings eine feinere Studie mit größerer Ähnlichkeit, hängt im Fitzwilliam-Museum zu Cambridge. Bernard Shaw und Archibald Henderson sitzen an entgegengesetzten Enden des Eßtisches; sie sind allein. Während der Mahlzeit wird das Essen durch die Diskussion oft schmählich vernachlässigt; der Ire fährt mit langen Armen und spitzen Fingern durch die Luft, der Amerikaner hämmert mit seiner rechten Faust energisch in die Fläche der offenen linken Hand.

Henderson: Aber ich muß Ihnen sagen, daß Sie sich neulich abends im „New" sehr geschickt aus dem Staube gemacht haben. Gerade spreche ich noch mit Ihnen in Ihrer Loge, und im nächsten Augenblick erklärte Miss Sybil Thorndyke dem laut „Autor! Autor!" rufenden Publikum, daß der Autor wie gewöhnlich unter solchen Umständen nicht zu finden wäre. Ihre Frau und Miß Lena Ashwell müssen Sie auf geheimnisvolle Weise weggezaubert haben. Ich fühlte mich betrogen und um das langersehnte Vergnügen gebracht, Sie eine Rede im Rampenlicht halten zu hören. Natürlich begriff ich, daß Sie wünschten, Miß Thorndyke solle die ganze Ehre allein haben, weil sie die Titelrolle in Ihrem größten Stück so prachtvoll gespielt hatte.

Und nun, um auf den Film zu kommen: hat die gewaltige Entwickelung der Kino-Industrie dem Drama genutzt, oder ist das Gegenteil der Fall?

Digitized by Google

Shaw: Nein. Die riesigen Verhältnisse zwingen zur Mittelmäßigkeit. Der Film richtet sich nach dem Durchschnittsgeschmack eines amerikanischen Millionärs, eines chinesischen Kulis, einer Provinz-Gouvernante und einer Schenkmamsell in einem Bergarbeiterdorf, weil er überall und jedem gefallen soll. Er verbreitet das Drama überaus, da er aber hundert Prozent der Erdbevölkerung interessieren muß — nur Wickelkinder sind ausgeschlossen — kann er sich mit den zehn Prozent besserer Theater der Intellektuellen oder den zehn Prozent schlechterer Theater der Proleten nicht befassen. Das Resultat ist, daß das Filmdrama die altmodischen Traktätchen und Sontagsschulprämien verdrängt hat: es dampft von Moral, wagt es aber nicht, die Tugend anzutasten. Und Tugend, die die Moral herausfordert und verachtet, auch wenn sie in keinem wirklichen Streit mit ihr liegt, ist das rote Blut des hohen Dramas.

Henderson: Trotz des Ruhmes gewisser künstlerischer Regisseure — der Griffith, De Milles, Lubitsch, Stroheim, Dwan — ist es vielleicht richtig, daß die Film-Industrie zum größten Teil von Leuten mit unvollkommen entwickelten künstlerischen Instinkten und Idealen geleitet und beherrscht wird, die ihr Augenmerk in erster Linie auf finanzielle Erfolge gerichtet haben.

Shaw: Alle Industrien sind durch den Kapitalismus unter die Herrschaft solcher Leute gebracht worden. Wenn sich die Kapitalisten von dem Streben nach dem Profit fortführen ließen und hinführen zum Zauber der Kunst, dann würden sie bankrott sein, ehe sie wüßten, wo sie sind. Man kann das Streben nach Geld nicht mit dem Streben nach Kunst vereinigen.

Henderson: Würde es für die Filmmagnaten nicht besser sein, wenn sie sich erstklassige Autoren verpflichteten, die direkt für den Film schreiben, und sie gut bezahlen, statt Riesensummen an Autoren von Romanen, Erzählungen und Theaterstücken zu zahlen und dann einen literarischen Tagelöhner gegen ein lächerlich geringes Honorar zu engagieren, damit er ein Szenarium herstelle?

Shaw: Erstklassige Autoren — auf keinen Fall! Die Demokratie zieht die zweitbesten immer vor. Die Magnaten sollten für literarische Zwischentitel bezahlen; aber einer der Genüsse des Kinos wäre dahin ohne Juwelen wie „Christian: Allah machte Euch wundersam stark und schön". Das ganz im Ernst, obwohl die Unwissenheit, die dazu führt, daß man unvorgebildete Menschen für Berufsarbeit in der modernen Industrie anstellt, ein Skandal ist. Im Journalismus ist es ebenso schlimm. In meiner Jugend wurde die ganze Schriftstellerei

Digitized by Google

von Männern ausgeübt, die, wenn sie auch wenig Latein und noch weniger Griechisch konnten, auf jeden Fall in Schulen gewesen waren, wo man den Anspruch erhob, sie zu belehren; und alle hatten sie die Bibel gelesen, wenn auch mit Widerstreben. Heutzutage ist das alles vorbei; literarische Arbeit wird Männern und Frauen anvertraut, die so unliterarisch sind, daß es ein Geheimnis bleibt, wie sie je das Alphabet lernten. Sie wissen scheinbar auch sonst so gut wie nichts. — Über die Verfilmung von Theaterstücken und Romanen bin ich ganz Ihrer Ansicht. Filmdramen sollten speziell für die Leinwand von originellen phantasiereichen Bilderdichtern erfunden werden. Aber Sie müssen bedenken, daß ebenso wie unsere ganze Musik aus Vertauschung und Verbindung von zwölf Noten besteht, unsere ganze Erfindung aus Variationen weniger Themen besteht; in der Sprache liegt die stärkste Macht zur Variation. Nehmen Sie die Sprache fort, dann werden Sie wegen einer neuen Variation bald so in Verlegenheit kommen, daß Sie begierig nach dem ersten besten greifen, — sogar nach einem Dickensschen Entwurf — um ihn weiterführen zu können.

Henderson: Amerikanische Zeitungen und Zeitschriften wimmeln von Artikeln, Interviews, Ratschlägen und Kritiken über den Film und die Maßnahmen zu seiner Verbesserung. Haben Sie bestimmte Gedanken über die künftige künstlerische Entwickelung des Films?

Shaw (explodierend): Schreibt bessere Filme, wenn ihr könnt: anders geht es nicht. Die Entwickelung muß aus dem Innern kommen, nicht von der Peripherie her. Die Grenzen der Anregung von außen sind schon längst erreicht. Bringen Sie ein hochstehendes Stück zu einem kleinen Theater und sagen Sie der Direktion, sie solle zwei- oder dreitausend Dollar an die Aufführung wenden, dann wird man Ihnen sagen, das wäre unerschwinglich. Aber bringen Sie den Traum eines Opium-Essers nach Los Angeles, und es wird für Sie alles gemacht: je mehr es kostet, desto stärkeres Vertrauen hat man. Sie können alles haben: eine richtige Polarexpedition, einen richtigen Vulkan; das Forum Romanum wird auf der Stelle wieder aufgebaut, alles, was Sie wollen, wenn es nur ungeheuer teuer ist. Weggeworfenes Geld, zum größten Teil. Wenn die Regierung der Vereinigten Staaten eine Grenze von fünfundzwanzigtausend Dollar für die Kosten jedes einzelnen Films, der kein Lehrfilm ist, festsetzte, dann würde das Resultat wahrscheinlich eine enorme Steigerung des Interesses am Filmdrama sein, weil die Filmmagnaten genötigt wären,

Digitized by Google

auf dramatische Einbildungskraft zu vertrauen statt auf bloße Schaustellung. O — diese Szenen orientalischer Wollust, wie sie sich ein Kabinenboy auf einem Walfischfänger vorstellt! Sie würden Don Juan einen Mönch werden lassen. Können Sie nichts tun, damit das aufhört?

Henderson: Das einzige Mittel, damit das aufhört, ist, es lächerlich zu machen. Darum veranlasse ich Sie ja, darüber zu sprechen. Solche Szenen werden in vielen amerikanischen Orten schon mit wüstem Gelächter und Ausbrüchen zügelloser Freude begrüßt. Aber unsere glücklichsten Effekte werden erreicht, wenn englische Herzoginnen von früheren Probierdamen, italienische Grafen von früheren Kellnern dargestellt wurden. Trotz alledem — trotz der wundervollen Diners der europäischen Aristokratie, gespielt von Leuten, die auch in einer Demokratie niemals in guter Gesellschaft verkehrten — der Triumph des amerikanischen Films ist selbst theatralisch. Die Eroberung Englands und Europas ist ein Riesenerfolg. London, Paris, Berlin sind mit Anzeigen amerikanischer Filme beklebt: sie sind buchstäblich überall. „Der verdeckte Wagen", „Scaramouche", „Notre Dame", „Die zehn Gebote", „Mutter", „Nanuk"; Mary Pickford, Douglas Fairbanks, Charlie Chaplin, Jackie Coogan usw. — Ja, man hat mir erzählt, daß die Italiener die besten Filme machen; und der beste europäische Film, den ich in Europa sah, war ein schwedischer Film im Gaumont-Filmpalast in Paris. Der Triumph, beinahe das Monopol des amerikanischen Films ist unbestritten. Sind aber die amerikanischen Filme allen andern überlegen?

Shaw (entschieden): Nein. Viele von ihnen sind voll von dümmster Urteilslosigkeit. Übertriebene und sinnlos wiederholte Einfälle zur Charakterisierung, scheußlich geschminkte Gesichter, Nahbilder, die das Gesicht eines Engels nicht ertragen könnte, Hunderttausende von Dollars, die vergeudet werden, um Wirkungen zu verderben, die ich oder irgendein anderer kompetenter Autor schnell und gründlich sichern würde, und bestimmt mit nur zehn Cent Kosten, ausdruckslose überlichtete Gesichter vor unterbelichteten Hintergründen, gewöhnliche und dumme Zwischentitel, aufdringliche Verzeichnisse von allen, die bei dem Film tätig waren, vom weiblichen Star herab bis zum Laufburschen des Presseagenten, sind nur ein paar von den Unsinnigkeiten, die zu machen die amerikanischen Filmfabriken ein Vorrecht haben. Die Borniertheit unter den Filmleuten wuchert üppig, aber Takt und Vernunft fehlen gänzlich. Hier schlug Chaplin in die Kerbe; aber Harold Lloyd scheint bisher der einzige Rivale zu sein, der ver-

Digitized by Google

nünftig genug ist, seinem Beispiel zu folgen. Nächstens werden wir vielleicht zehn Minuten bei Beginn jeder Vorführung dasitzen müssen, um uns sagen zu lassen, wer den Film entwickelte, wer ihn fixierte, wer ihn trocknete, wer das Zelluloid lieferte, wer die Chemikalien und wer dem Autor die Haare schnitt. Die Filmleute wissen einfach nicht, wie man sich zu benehmen hat: man nimmt sich dem Publikum gegenüber bei jedem Schritt Freiheiten heraus, einzig auf Grund von sorglosen Unternehmungen und von Verschwendung. Jeder amerikanische Filmaspirant sollte fünf Jahre nach Dänemark oder Schweden geschickt werden, damit er zivilisiert wird, ehe er in ein Atelier in Los Angeles eintritt.

Henderson: Richtig! Das ist es! Das! Und wie Lasky, Goldwyn, Metro & Co. überrascht und verletzt sein werden, wenn sie Ihr unerbittliches Urteil lesen! Aber zu viel Erfolg ist für niemanden gut — selbst nicht für Sie. Und da wir von Kometen sprechen: Können Konversationsstücke — „dialektische Dramen" — wie die Ihren erfolgreich verfilmt werden?

Shaw: Barrie sagt, daß das Filmdrama der Zukunft keine Bilder haben, sondern nur aus Zwischentiteln bestehen wird.

Henderson: Ich bin neugierig, ob das Konversationsstück nicht dem Verfall entgegengeht, seit ungezählte Massen das stumme Drama unterstützen und dafür schwärmen.

Shaw: Was das anbelangt, da ist das Publikum in der überwältigenden Mehrzahl vollkommen befriedigt, wenn es überhaupt kein Drama gibt. Aber das stumme Drama hat solch eine Überproduktion an Schauspielen hervorgerufen, daß die Leute augenblicklich unsichtbaren Stücken drahtlos zuhören. Das stumme Drama erschöpft jetzt schon die Hilfsquellen der Stille. Charlie Chaplin und seine sehr geschickte Kollegin Edna Purviance, Bill Hart und Alla Nazimova, Douglas Fairbanks und Mary Pickford und Harold Lloyd haben alles mögliche an stummer Dramatik und gigantischer Verblödung getan und alle nur möglichen Variationen davon gespielt. Wer sie auf der Leinwand niederspielen will, kann ihnen in ihrem eigenen Spiel nicht überlegen sein; aber er wird ein Oscar Wilde des Films sein, der Epigramm auf Epigramm vor den Zuschauern leuchten läßt und so Barries Prophezeiung von mehr Zwischentiteln als Bildern wahr macht.

Henderson: Wenn das richtig ist, warum ist dann keins von Ihren Stücken verfilmt worden, da Witz und Epigramm doch Ihre vertrauten Waffen sind?

Digitized by Google

Shaw (mit tödlicher Entschlossenheit): Weil ich es nicht erlaube. Ich wiederhole, daß ein Stück mit fortgelassenem Text ein verwüstetes Stück ist. Und alle Filme nach Stücken, die geschrieben wurden, damit man sie sowohl hört wie sieht, sind langweiliger Unsinn, ausgenommen nur, wenn der Dialog so wertlos ist, daß er eher schadet als hilft. Natürlich ist diese Ausnahme hinsichtlich der Menge sehr groß, doch im Augenblick, wo man zum klassischen Drama gelangt, ist die Fortlassung des Textes und die Darstellung des bloßen Szenariums genau dasselbe, als wenn man das Drahtskelett, das dem Tonmodell eines Bildhauers Halt verleiht, als Statue anbiete. Und außerdem bedenken Sie die Wirkung auf die Theaterkasse. Leute sehen einen „Macbeth"-Film. Sie bilden sich ein, daß sie „Macbeth" gesehen haben und möchten ihn nicht noch einmal sehen; und wenn nun Ihr Mr. Hackett oder sonst jemand herumreist, um das Stück zu spielen, findet er leere Häuser. So ist es mit Dutzenden von Stücken gegangen, deren Autoren die Erlaubnis zur Verfilmung gaben. Mit meinen wird es nicht geschehen, solange ich dafür sorgen kann.

Henderson: Die amerikanische „Invasion" im europäischen Theater ist gewiß mit dem Erfolg des amerikanischen Films nicht zu vergleichen. Meine eigenen Beobachtungen bestätigen nicht die Behauptung, die man manchmal hört, daß die englischen Theater seit dem Weltkriege mit amerikanischen Stücken überfüllt seien.

Shaw: Ich weiß es nicht. Ich geh nicht oft genug ins Theater, um etwas darüber sagen zu können. Gehe ich aber, so falle ich gewöhnlich auf ein englisches Stück herein, obwohl ich auch Eugene O'Neill ein- oder zweimal gesehen habe. Doch soweit in unseren Theatern Fabrikwaren gegeben werden, mag Ihre Meinung schon richtig sein. Amerika hat die Schreibmaschine erfunden und ein klein wenig besondere Findigkeit würde ausreichen, um ein Zubehör zu erfinden, das das lieferte, was man zu Scribes Zeit ein „gut gebautes Theaterstück" zu nennen pflegte.

Henderson: O'Neill ist ein Bühnenschriftsteller von echtem Talent und dramatischer Phantasie. Zwei seiner Stücke wurden während meines Aufenthalts in Berlin gespielt. Meine vorige Frage wirft eine andere interessante Frage auf: befindet sich augenblicklich das englische Drama im Zustande des Verfalls?

Shaw (geheimnisvoll): Jedes Drama ist immer im Verfall. Sogar das athenische Drama in den Tagen der großen Vier: Äschylos,

Digitized by Google

Sophokles, Euripides und Aristophanes befand sich in einem schlimmen Zustand.

Henderson: Meinen Sie also, daß sich die großen Hoffnungen, die Archer und Walkley vor fünfundzwanzig oder dreißig Jahren für das englische Drama auf der Grundlage von Pinero und Jones hegten, berechtigt waren?

Shaw: Ja, wunderlicherweise. In jener Zeit, als Archer verzweifelt beanspruchte, derartige Hoffnungen zu hegen, um so unsern Mut aufrecht zu halten, gab es — abgesehen von dem speziellen Fall Gilbert — nur zwei nennenswerte Bühnenschriftsteller, Pinero und Jones, und einen Epigonen: Grundy. Als Carton, Barrie, Oscar Wilde und ich erschienen, verdreifachte sich die Zahl der wesentlichen Dramatiker, wobei Buchanan und Stephen Phillipps und Fagan nicht mitgezählt sind, da sie nur gelegentlich für das Theater schrieben. Von diesen sind vier gestorben; aber die überlebenden sechs sind verstärkt worden durch Archer selbst, durch Galsworthy, Granville Barker, Glover, Munro, Sutton Vans, Drinkwater, Ervine, Maugham, McEvoy, Clemence Dane, Milne, den verstorbenen St. John Hankin, Zangwill, Laurence Housman, Eden Philpotts, und eine ganze Menge geschäftiger junger Experimentierer, deren Werke ich zufällig nicht gesehen habe. Wenn ich 1890 Archer und Walkley erzählt hätte, daß wir die Zeit erleben würden, wo es ein Leichtes wäre, die Namen von über zwanzig aktiven ernsten englischen Bühnenschriftstellern herunterzuschnurren, von denen der schlechteste viel besser als Grundy ist, die sechs besten aber Augier, Dumas fils, Sardou & Co. ungeheuer überlegen, so würden sie mich für verrückt gehalten haben; und ich wäre ihrer Ansicht gewesen. Die Veränderung zum Besseren im englischen Drama in diesem Jahrhundert ist mehr als eine bloße Änderung gewesen: es ist eine Umgestaltung. Und unsere jungen Kritiker jammern über den Verfall und seufzen nach den goldenen Zeiten von Irving, Tree, Alexander und Wyndham — Gott helfe ihnen! Vergessen Sie übrigens nicht, daß alle diese neuen Männer versuchen, richtige Stücke zu schreiben und keine Schmachtfetzen und Reißer zu „konstruieren", wie die fabrikmäßig hergestellten „nouveautés parisiennes" der Zeit um 1860.

Henderson: Ich kenne ein von Archer und Granville Barker verfaßtes Buch über Pläne und Vorarbeiten zu einem Nationaltheater. Was hofft oder erwartet man zurzeit für das Shakespeare-National-Gedächtnis-Theater?

Digitized by Google

Shaw (mit einem satirischen Lächeln): Nun, nach vieljährigen Bemühungen hatten wir jetzt einen Subskribenten. Dieser einsame Liebhaber - war ein Herr aus Hamburg. Wenn sich Deutschland vom Kriege erholt haben wird, dann werden wir wohl den nächsten Subskribenten kriegen. Nil desperandum!

Henderson: Mit Talenten wie Granville Barker, Gordon Craig und Bridges Adams, die Regisseure erziehen können, ohne Mangel an leidlich guten Schauspielern und Schauspielerinnen, mit dem größten klassischen Repertoire aller Nationen der Welt, und mit jenen zeitgenössischen Dramatikern, die Sie genannt haben, — warum läßt sich so kein englisches Nationaltheater schaffen?

Shaw (mißbilligend): Ein englisches Nationaltheater ist ein Widerspruch in sich selbst. Wir mögen wohl ein großes englisches Hindernisrennen, eine Kirche von England, ein britisches Parlament und sogar eine National-Galerie voll fremder Bilder haben; aber obwohl die Engländer das theatralischste Volk der Erde sind, sind sie es doch nur in der Politik, im Gericht und auf dem Achterdeck, und sie sind eifersüchtig auf das Theater, weil es sie bloßstellt.

Henderson: Wir haben in den Vereinigten Staaten eine Bewegung, die für das Theater wichtige und wertvolle Resultate erzielt hat und noch erzielt: die Kleinbühnen-Bewegung. Sind die Kleinbühnen — sowohl in den Vereinigten Staaten wie in Großbritannien — in Aufführungen Ihrer Stücke nicht weit tätiger gewesen als die Geschäftstheater?

Shaw: Wenn ich jünger wäre, könnte ich wahrscheinlich ohne Vorbehalt „ja" sagen. Aber denken Sie daran, daß es zu meiner Zeit keine Kleinbühnen gab. Sie wurden von Leuten ins Leben gerufen, die sich in ihrer Jugend an Mansfields Aufführung vom „Teufelsschüler", Loraines Aufführung von „Mensch und Übermensch" sowie an Forbes Robertsons Aufführung von „Cäsar und Cleopatra", die sehr große und erfolgreiche geschäftliche Wagnisse waren, begeistert hatten. Dalys „Candida" im Berkely Lyceum, einer Pappschachtel von Theater, bewies die Möglichkeit von Kleinbühnen. Sie alle sind nützlich; tatsächlich ist die beste dramatische Produktion der Gegenwart durch sie am Leben erhalten worden; und ich lege Wert darauf, ihnen, was mein eigenes Werk betrifft, jede Erleichterung zu gewähren.

Henderson: Die Geschichte des New Yorker Theater „Guild" stellt eine Leistung dar, auf die jeder am Theater interessierte Amerikaner wirklich stolz ist. Aber Sie wissen ja alles darüber!

Digitized by Google

Shaw (mit Nachdruck): Ja, es ist zum Retter des Dramas in New York geworden. Aber ich denke, ich darf für mein eigenes Geschäft keine Reklame machen.

Henderson: An den amerikanischen Universitäten ist seit den letzten zwei Jahrzehnten eine bahnbrechende Arbeit besonderer Art im Gange. Die Vereinigten Staaten sind nicht nur Führer auf diesem Gebiete, sondern sie haben auch keine Konkurrenz. Unseren besten Kenner und Kritiker des Dramas — wie Professor Brander Matthews, Professor George P. Baker, Professor Thomas Wood Stevens, Professor Frederic H. Koch, Walter Prichard Eaton und viele andere — haben lebhaft die Ansicht geäußert und sie auch energisch in die Tat umgesetzt, daß die Menschen das Dramenschreiben durch Unterricht gelehrt werden kann. Die Resultate — ich will mir jetzt nicht die Zeit nehmen, sie aufzuzählen — waren nicht eindruckslos gewesen.

Halten Sie es für möglich oder ausführbar, jemanden durch Unterricht zum Dramatiker — oder sogar zum Bühnenautor zu machen?

Shaw (nachdrücklich): Nein. Wenn die Natur nicht neunundneunzig Prozent des Werkes geschaffen hat, ist das eine Prozent, das gelehrt oder gelernt werden kann, die Arbeit nicht wert. Ich verstehe ziemlich viel von Bühnentechnik, die ich nicht kannte, als ich mein erstes Stück schrieb; aber mein erstes Stück erwies sich vor dem Publikum genau so wirkungsvoll wie mein letztes. Wenn ein Autor kein wirksames Theaterstück ohne Unterricht schreiben kann, dann wird ihm nichts, was er lernen kann, helfen: er hat seinen Beruf verfehlt.

Henderson: Und worin bestände denn das eine Prozent?

Shaw: In der Aufführung zum größten Teil. Mechanische Dinge. Bühnentricks. Die Autoren lernen sie aus der Erfahrung auf Proben, und bis sie sie beherrschen, müssen sie sich mit Regisseuren beraten, damit sie sich ihrer annehmen. Aber jeder Autor sollte sein eigener Regisseur sein. Die Aufführung eines Stückes ist ein wesentlicher Teil von diesem und kann keineswegs durch irgend jemand ohne Veränderungen zum Guten oder zum Schlechten vorgenommen werden. Dennoch sind die meisten technischen Dinge Kleinigkeiten, ähnlich wie Rechtschreibung, Gliederung und Interpunktion beim Schreiben. Sheridan konnte nicht orthographisch richtig schreiben, und sein einziges Satzzeichen war ein Gedankenstrich; aber „Die Lästerschule" wirkt deshalb nicht weniger. Er ist vielleicht in der Bühentechnik ebenso sorglos gewesen. Beides hätte man ihn lehren können. Das

Digitized by Google

hätte man auch mit einem Kater tun können. Aber solcher Unterricht hätte aus dem Kater noch keinen Dramatiker gemacht.

Henderson: An der Harvard University hält Professor Baker erfolgreich einen berühmten Kursus ab im Schreiben und Aufbauen von Theaterstücken: „English 47". Er scheint bewiesen zu haben, daß er seine Schüler lehren kann, Bühnenschriftsteller zu werden; einige von ihnen sind künstlerisch und geschäftlich erfolgreiche Dramatiker geworden.

Shaw (bescheiden): Ich habe kein Recht, einen Kursus zu kritisieren, von dem ich nichts weiß. Ich kann nur sagen, daß ich, wenn mir die Universität von Liverpool einen Lehrstuhl für das Drama anbieten würde, antworten müßte, daß ich ein Praktiker, aber kein Professor sei. Wenn aber Professor Baker so viel wie ein guter Regisseur weiß — und er könnte das wohl wissen, ohne selbst Bühnenautor zu sein — dann sehe ich nicht ein, warum ein geborener Dramatiker nicht aus einem Unterrichtskursus über praktische Bühnentechnik Nutzen ziehen sollte. Denn schließlich besuchte auch Napoleon eine Militärschule, und Michelangelo hat wie jeder Steinmetzlehrling den Meißel führen gelernt. Alles hängt von Professor Bakers Verstand und Wissen ab, um zu zeigen, was der Unterricht zu leisten vermag und was nicht.

Henderson: Wenn Sie später einmal die Vorreden oder Einleitungen zu Ihren gesammelten Werken schreiben, dann werden Sie jedenfalls uns wohl etwas über die Entstehung Ihrer Stücke mitteilen. Inzwischen möchte ich Sie bitten, die Welt über Ihre spezielle Technik aufzuklären. Zum Beispiel: entwickeln Sie Ihr Stück in der Regel von einer zentralen Idee aus?

Shaw (orakelhaft): Das Stück entwickelt sich von selbst. Ich führe nur die Feder. Aber manchmal ist in meinem Kopf zuerst irgendeine Situation, wie die Verhaftung im „Teufelsschüler", die in dem fertigen Stück als Zentrum erscheinen mag — oder auch nicht. Manchmal ist es eine Bemerkung, die ich hörte, die charakteristisch für ein ganzes Stück wird: „Der Arzt am Scheideweg" erwuchs zum Beispiel aus einer Bemerkung, die Sir Almroth Wright zu einem Assistenten in seinem Laboratorium im St. Marys Hospital machte, als er mir seine technischen Methoden demonstrierte.

Henderson: Die spannendste literarische Untersuchung, die ich überhaupt unternahm, war eine genaue, analysierende Studie über die Genesis der Dramen Ibsens auf Grund der Vorarbeiten, die in der

Digitized by Google

Königlichen Bibliothek in Christiania aufbewahrt werden. Ich denke, einmal auch eine derartige Studie über Ihre Werke vorzunehmen. Ich würde gern wissen, ob Sie jemals eine Reihe von Charakteren schaffen und dann die Handlung aus deren gegenseitigen Beziehungen entwickeln lassen?

Shaw (bestimmt): Ich vermeide Handlungen wie die Pest. Ich habe junge Bühnenschriftsteller wieder und wieder gewarnt: eine Handlung ist wie ein Rätselspiel, das den, der es zusammenstellt, zwar bezaubert, für den Zuschauer aber blödsinnig albern ist. Geschichten sind interessant, die Darstellung von handelnden Charakteren aber ist viel interessanter und für die Bühne die Quelle des Interesses an der Geschichte; aber dramatische Handlungen sind das toteste tote Holz. Mein Verfahren besteht darin, mir Charaktere vorzustellen, und diese dann loszulassen, wie Sie andeuten. Aber ich muß Sie warnen, da der wirkliche Vorgang sehr dunkel ist; denn das Resultat zeigt jedesmal, daß während der ganzen Zeit etwas dahinter gesteckt hat, wovon ich nichts wußte, trotzdem es sich schließlich als das wirkliche Motiv des ganzen Schaffens herausstellt.

Henderson: Sie müßten eine äußerst interessante Geschichte darüber erzählen — wenn Ihr Verleger sie aus Ihnen herausziehen können würde. Könnte es nicht ein Licht auf die Kunst der Bühnendichtung und auf die dramatische Technik werfen, wenn Sie über die Art, wie Sie Ihre Stücke schreiben, berichten würden?

Shaw (mit einem enttäuschten Lächeln): Möglich, daß es den Aberglauben umbrächte, daß wirkliche Stücke konstruiert seien. Sie sind nicht mehr konstruiert, als etwa eine Mohrrübe konstruiert ist. Sie wachsen auf natürliche Weise. Aber der Requisitenmeister in jedem Theater kann eine Mohrrübe konstruieren, die für einen Theateresel gut genug ist. Und irgendein literarischer Handwerker kann ein Schauspiel konstruieren, das für die Esel im Zuschauerraum gut genug ist.

Henderson: Da wir über Ihre persönliche dramatische Technik sprechen, darf ich Sie daran erinnern, daß Ihnen Kritiker häufig den Vorwurf machen, Stücke zu schreiben, die nur aus Konversation, Dialektik und Debatten bestehen?

Shaw (nicht ärgerlich, doch auch nicht ganz ruhig): Zum Teufel noch mal, woraus kann denn ein klassisches Stück sonst bestehen? Ich bin ein klassischer Dramatiker und bin es immer gewesen; und wenn ich das sage, dann bekenne ich mich nicht einer Anklage

Digitized by Google

gegenüber schuldig, sondern ich erhebe den größten Anspruch, der in meinem Beruf möglich ist. Sie mögen mich fragen, warum ich keine Filmtexte schreibe oder Handlungen hervortrommele, die unseren faszinierenden Bühnenköniginnen und Matinée-Idolen die Möglichkeit geben, auf die Bühne zu treten und die Zuschauer so zu bezaubern, daß sie sich tiefe Gedanken und bedeutende Charaktere vorstellen, die in der Handlung und dem Geschwätz, durch das sie weitergeführt wird, nicht existieren. Ich kann Ihnen nur sagen, daß es für mich leichter ist, ein klassisches Werk zu schaffen. Die Arbeit an Handlung und Geschwätz wäre für mich die widerlichste Plackerei; viel lieber würde ich Essays über Wirtschaft, Politik usw. schreiben. Der Film ist verlockender: da ist eine neue Kunst; und ich mag vielleicht einmal versucht sein, mit ihm zu probieren; aber, wenn schließlich einer die Gabe der Sprache hat und man fragt ihn, ob er nicht stumme Schauspiele schreiben will, so ist es ziemlich dasselbe, als ob man von Tizian verlangt, er solle Schwarzweiß-Porträts zeichnen. Und doch gibt es eine Art des stummen Schauspiels, das etwas mehr als ein Theaterstück mit weggelassenem Text ist, und das ist der Traum. Wenn ich jemals einen Film schreibe, wird er die Eigenschaft eines Traumes haben.

Henderson: Einer meiner Freunde, der auf meinen „Mut" rechnete, bat mich, Sie bestimmt eines Tages zu fragen, ob Ihre Stücke wirklich Dramen seien, im strengsten Sinne des Wortes. Betrachten Sie sich also als befragt!

Shaw (sehr amüsiert): Sie erinnern mich an einen Freund, der einige erfolgreiche Stücke geschrieben hat. In seiner Jugend ging er zitternd zu Barry Sullivan, damals der „erhabene", wie die „Times" das nannte, der anerkannt führende Schauspieler der englischen Bühne. „Ich habe ein Drama geschrieben —" begann er, als ihn Barry Sullivan, empfindlich verletzt, unterbrach: „Herr, ich spiele keine Dramen. Ich bin ein Tragöde." Hinter den Kulissen bedeutet Drama: Melodrama, eine zweitklassige Unterhaltung, die mit Komödie und Tragödie nicht zu verwechseln ist. Mrs. Siddons wurde zwischen der Komödie und der Tragödie gemalt; hätte der Maler eine dritte Figur eingeführt, um das Drama zu symbolisieren, Sarah hätte ihn mit einem Blick vernichtet und dann zertrampelt. So viel über Ihren „strengsten Sinn des Wortes". Meine Stücke sind sui generis; und ob man sie Komödien oder Tragödien oder Tragikomödien oder Dramen nennt, das ist schließlich dasselbe, als ob man sagt, ich sei

Digitized by Google

ein Kaukasier: es sagt nichts über sie aus, was nicht auch für Tausende von Stücken gilt, die ihnen nicht ein bißchen ähnlich sind.

Henderson (boshaft): Also nur aus Spaß — warum schreiben Sie gerade diese Art Stücke?

Shaw (ganz ernst): Warum nicht? Was ist Schlimmes dabei?

Henderson: Lieber Shaw, wenn Sie Fragen mit anderen Fragen beantworten, dann fürchte ich, werden wir nicht weiter kommen. Irgendein Gustav Freytag des zwanzigsten Jahrhunderts wird Ihre Fragen eines Tages beantworten müssen. Sie sind ein „Welt-Dramatiker" — diese Antwort genügt augenblicklich. Welche lebenden Dramatiker würden Sie als „Welt-Dramatiker" klassifizieren?

Shaw: Ich weiß es nicht. Ich überschreite alle Grenzen von London bis Japan in beiden Richtungen. Dasselbe tut Chaplin. Wenn wir aber geneigt sind, uns etwas darauf einzubilden, dann werden wir durch die Tatsache zum Einhalten veranlaßt, daß ebenso leicht wie wir eine ganze Anzahl volkstümlicher Spaßmacher, deren Ansprüche die Seele ihres Berufs zu sein, genau so groß ist wie der unsrige, auf der Höhe des unsrigen zu sein, um die ganze Welt gelangen.

Henderson: Ist es aber nicht Tatsache, daß die „Welt-Dramatiker" von der Bühne verschwinden, und daß man nur wenige oder keine sieht, die ihre Plätze einnehmen könnten?

Shaw: Das können Sie nicht sagen. Die Größe eines Dramatikers hat ihre Dimension nicht im Raum, sondern in der Zeit. Woher wissen Sie, wie ich als Dramatiker einst dastehen werde, wenn ich erst so lange tot bin wie Euripides jetzt? Das ist doch der einzige Prüfstein. Augenblicklich besteht gewiß kein Anzeichen des Niederganges, wenn Sie das fürchten sollten.

Henderson: Würden Sie also, wenn ich fragen darf, sich selbst unter die „Welt-Dramatiker" einreihen?

Shaw: Nein. Aber ich bin ein Welt-Dramatiker.

Henderson: Warum?

Shaw: Einfach, weil sie mich, mit oder ohne meine Erlaubnis, überall spielen, von London bis nach Japan, in beiden Richtungen, und auf allen Zwischenstationen. Das ist keine Frage des Verdienstes, sondern der rohen Tatsache. Meine Verbreitung ist so allgemein wie die von Sherlock Holmes oder Charlies Tante oder Mary Pickford oder Bill Hart oder Charlie Chaplin.

Henderson: Jeder gibt sich heutzutage mit Prophezeiungen ab — von Wells bis Haldane, von Flammarion bis Shaw. Seien Sie ein

Digitized by Google

guter Kerl und nehmen Sie einen Schuß Weissagung und sagen Sie uns, was der unmittelbaren Zukunft des Dramas bestimmt sein wird.

Shaw (geht nicht auf den Köder): Zum Teufel, wie kann ich das wissen? Haben Sie irgendeinen Grund anzunehmen, daß sich seine Zukunft von seiner Vergangenheit unterscheiden wird? Ich nehme an, es wird weiter die Polizei- und Ehescheidungsneuigkeiten in mehr oder weniger eleganter Herrichtung für den allgemeinen Bedarf auftischen und es wird die dramatischen Ereignisse, die ihm die Vorsehung von Zeit zu Zeit sendet, so gut, wie es kann, aufputzen.

Henderson: Ich sehe schon, Sie wollen, daß es sich noch eine Weile mit Ihnen behilft. Aber — haben Sie nicht vor einiger Zeit mitgeteilt, daß Sie in „Zurück zu Methusalem" Ihr letztes Stück geschrieben hätten?

Shaw (lustig): Natürlich. Bis ich „Die heilige Johanna" begann, war „Methusalem" mein letztes Stück. Jedes Stück, das ich schreibe, ist mein letztes Stück, bis ich ein neues anfange. Aber das Stück, in dem der Dramatiker seine höchste Höhe erreicht, ist in Wirklichkeit sein letztes, mag er auch noch andere schreiben, die dem Kalender nach später kommen.

Henderson: Wie immer, Sie sind unberechenbar — sogar für einen Mathematiker! Werden Sie noch weitere Stücke schreiben?

Shaw: Wird eine Ente schwimmen? — Ich kann's nicht ändern.

AUS DEM NARRENBAEDEKER

Londoner Aufzeichnungen von

ARTHUR HOLITSCHER

Zwei und eine halbe Million neuer Häuser

Ganz taub noch vom Dröhnen des Propellers neben meinem Sitz im Flugzeug gehe ich, drei Stunden nach meiner Ankunft, von den Hampstead-Höhen hinunter in die Stadt.

O liebliches London!

Wie wenig hat sich in diesen zehn Jahren geändert. Innen in mir schluchzt es ein wenig, vor Rührung und Freude. Geliebtes London. Wieder hier! Belsize — Haverstock Hill — Regents Park: willkommen!!

Digitized by Google

Willkommen! antwortet die Stadt. —

Hier habe ich Heimatsgefühl. Wo noch? Hier, hier habe ich es; in diesen langen, eintönigen Straßen, mit Häusern — jedes ein, höchstens zwei Stockwerke hoch, schmale Front, Gärtchen gegen die Straße zu, Gärtchen hinter dem Haus. Monoton, doch lieblich. Eine Menschenart beherbergend, die den Häusern ähnelt, in denen sie lebt und die ich liebe. Ach, es ist schwer, den Ernst zu bewahren. Meine Stiefel klappern Lebenslust auf das Pflaster nieder. —

Hie und da wird die Monotonie der Häuser durch Tafeln unterbrochen, die Inschriften tragen.

To let. To let. Sold. Sold.

Weiter unten, in den immer vornehmer werdenden Straßenzügen: Crown lease. Crown lease.

Und dann, Portland Place zu, dem Sitz der Bürger-Aristokratie dieser Stadt: wieder verlassene Häuser, Häuser mit verstaubten Fensterscheiben: To let. To let. To let.

Zwei und eine halbe Million Häuser will die Arbeiter-Regierung Englands bauen, für die Armen, die Ärmsten, die Slum-Bewohner. Heraus aus den Slums in menschenwürdige Wohnplätze! Jede Familie soll ihr Haus haben! Es ist der oberste Punkt im Programm der Sozialisten, der Fabier, der Menschenfreunde und Idealisten, die in England zur Macht gelangt sind und an deren linkstem, radikalstem Flügel John Wheatley, der Minister für Volkswohlfahrt steht, der einzige Revolutionär in diesem denkwürdigen Kabinett von Pazifisten und Schwärmern und Matter-of-fact-Politikern: Wheatley, Flügelmann der Revolution.

Am 2. Juni 1924 hat er dem Unterhaus das Programm der Regierung unterbreitet, das Sanierungsprogramm, das England auf friedlichem Wege den Sozialismus bringen soll: zwei und eine halbe Million neuer Häuser zu fünfhundert Pfund, in fünfzehn Jahren, auf Kosten des Staats und der Gemeinden zu errichten. Ein Programm, das der Arbeitslosigkeit ein Ende bereiten will und dessen Durchführung jährlich bloß ein Prozent des Staatseinkommens und nicht mehr als zehn Prozent der Summe erreicht, die das Land in der gleichen Zeitspanne für alkoholische Getränke ausgibt.

Ein harter Kampf geht um diese „Housing Bill", in dem die Regierung bis heute Schritt um Schritt zurückzuweichen gezwungen

Digitized by Google

war. Und weiter noch zurück, dort, wohin Liberale und Konservative sie systematisch und mit Ausdauer zu drängen suchen, liegen Fußangeln, Fallen und Wolfsgruben bereit, in die diese Regierung von Schwärmern, Menschenfreunden, ideal- und evolutionsbesessenen fabianischen Zögerern stürzen soll.

Tausende der größten wie der mittleren, der vornehmsten wie der bescheidensten Häuser stehen leer, sind zum Verkauf ausgeschrieben, zu vermieten. Der Adel, die angrenzende Bourgeosie trägt übergroße Steuerlasten, sie vermag ihre Häuser nicht mehr zu halten, verläßt sie, läßt sie im Stich, protestierend, ostentativ zuweilen, mit der Drohung: seht, was Ihr beginnt, in dieser Zeit der Nivellierung ist das Haus des Engländers nicht mehr seine Burg! Wartet nur, über die Scherben des alten Englands, der Kultur dieses Volkes werden die Barbaren bald herangestapft kommen!

In Wirklichkeit liegt in der Spannweite zwischen diesem angefeindeten sozialistischen Häuserbau-Programm der Fabier und den Expropriationsdekreten der Bolschewiki — zwischen London und Moskau — das ganze Programm der Zeit eingeschlossen. Hier: Nichtloskönnen von Traditionen, von Verzagtheit erzeugenden Wahnvorstellungen, von Schlagworten einer abgewirtschafteten, verstaubten, vermodernden Epoche — dort aber: das blutvoll energisch zupackende, terroristisch-radikale Bekenntnis zum Recht Aller, zu einer neuen Zeit, einer heraufsteigenden unerhörten Kulturepoche der breitesten Lebensbasis, unter der Privilegien, Monopole, Schlagworte und Aberglauben zertrampelt liegen wie morscher Lehm.

Eisenbetonzeit steigt herauf; keine Tafeln: To let, Sold, Crown lease mehr! Offene Tore für die Millionen.

Und doch, Bourgeois, der du bist, Vergangenheitsanbeter, Liebhaber süßer Jugenderinnerungen — blutet dir das Herz nicht, wenn du durch Regent Street hinunter gehst, den gelb ehrwürdigen, geschwungenen Doppelbogen aus verräucherten, viktorianischen, an Dickens, Thaceray, de Quincey erinnernden, gleichförmigen Häusern, diese Straße, die im Halbkreis von Oxfordstreet nach Piccadilly führte — und die es nicht mehr gibt, in absehbarer Zeit nicht mehr geben wird!

Denn, hört, hört es, Genossen meiner Zeit, Altersgenossen: Regent Street, die holde, alte, gelb verräucherte, viktorianische — sie ist heute

Digitized by Google

nicht viel mehr als ein Trümmerhaufen, in dem der Spaten des Bauarbeiters stochert. Die Mehrzahl der kostbaren, wunderlichen, gleichmäßig großen, gleichmäßig gelb verrauchten, von Nebel und Ruß jahrhundertelang gebeizten Häuser wich bereits einem amerikanisch-großmäuligen, aus Sandsteinquadern getürmten Geschlecht von Riesenkasten, ohne Charakter und Eigenart, in den Erdgeschossen haben sich, statt der stillen, gediegenen, altberühmten und köstlichen Läden der Vergangenheit knallige Warenhäuser, Magazine mit billigem Schuhwerk, Fabrikschund aller Art, Eiscrême und Patentmedizin aufgetan, nicht fürs Volk, sondern für den mittleren, mittelmäßigen, bemittelten Mittelstand. Symbolisch hat Liberty mit seinen Seidenschleiern, Emailschmuck und orientalischen Herrlichkeiten sich in eine Seitengasse zurückgezogen, Scott Adie, der Schotte, noch weiter hinweg, Vickery räumt seinen Silberladen, die neuen Häuser, Warenhäuser, Magazine aber erheben sich, im Stil griechischer Tempel gebaut, mit dorischen, ionischen, korinthischen Säulen, Risaliten, Tympanen, zur Ehre der Gottheit dieses Zeitalters des Übergangs, des Kompromisses, des Mittelwegs, des Warenhaustempels. . . . . O liebliches London, verschwindendes, versinkendes! —

Colleoni up to date

Nicht im Museum, wo er hingehört, sondern vor dem Museum ist er aufgestellt — dem Britischen noch dazu, dem Museum der Elgin-Marbles, der Ägyneten, von Pergamons, Birmas, Tibets Tempelschätzen ... und er ist eine Maschine. —

Schon einmal sah ich eine Maschine als Denkmal auf dem Hauptplatz einer lebenden Stadt stehen. Diese Stadt war Winnipeg und die Maschine: die Lokomotive, die den ersten Eisenbahnzug und damit die Kultur des britischen Weltgedankens vom Osten des Kontinents nach dem noch wenig besiedelten Westen geführt hatte, von Quebec ausgehend den Nordrand der großen Seen entlang ins Herz des Weizenlandes Manitoba, des großen Geistes Manitcu Land.

Die Maschine aber, die vor dem British Museum als Denkmal errichtet steht, ist ein Tank. —

In mäßiger Erektion, von Steinen unterm Leib emporgesockelt, hierher gesetzt als ein Wahrzeichen des Sieges, von der siegreichen, der ewig unbesiegbaren menschlichen Dummheit, Stupidity of Mankind; gestiftet übrigens vom „National War Savings Committee“,

Digitized by Google

dem etliche Rasenplätze, öffentliche Gärten und Kinderspielplätze Londons ähnlichen Schmuck verdanken.

Ein leibhaftiger Tank, feldgrau bemalt, mit Nummer und Abzeichen versehen, auf Rollen und Ketten laufend, mit Schießscharten für Maschinengewehr und Kanonenrohr, so steht das Denkmal da — aere perennius! Daß des Genius dieser Epoche gedacht werde in aller Ewigkeit.

Noch einige Denkmäler des Krieges erheben sich auf Straßen, in Kirchen, in den Höfen großer Verwaltungsgebäude Londons — die aber sind den Toten geweiht, nicht dem Mordinstrument.

Da ist das Grab des unbekannten Kriegers in der Westminster-Abtei; die Denkmäler der Füsiliere, des City-Regiments, an der Temple-Bar, in Holborn; Nurse Edith Cavells Statue in St. Martins Lane — dieser englischen Märtyrerin, die heute ein Abgott der Nation geworden ist, wie es einst Florence Nightingale, jene andere Pflegerin der Kranken und Verwundeten war. Das vornehmste aller Kriegsdenkmäler ist das Cenotaph in Whitehall, wenige Schritte nur vom Eingang zu jener schmalen Downingstreet entfernt, in der der Puls des Weltreichs schlagen soll. —

Wie jene Marmorstatue der sich gegen Luftangriffe verteidigenden Stadt Paris im Louvrehof, aber an einem Brennpunkt weitaus intensiveren Verkehrs, steht ein großer, stelenartiger kachelofenförmiger Quadernbau mitten auf der Straße, von rechts und links vorbei ratternden Omnibussen und Lastwagen umdröhnt und erschüttert.

An den Längsseiten des Denkmals sind leibhaftige, wehende Fahnen befestigt. Unten um das Postament liegen Kränze immer erneut, blühende Blumen zu Haufen geschichtet. Wie um die Grabplatte des unbekannten Soldaten im Pariser Arc de Triomphe sieht man zu jeglicher Stunde barhäuptige Menschen um die Stele rallen, im Gehen eifrig die an die Kränze und Sträuße gehefteten Zettel lesen. Zuweilen sind auf diese Zettel überaus traurige, in ihrer Naivität ergreifende Gedichte oder Mitteilungen geschrieben: an Johnny-boy, an dear Uncle Harry, an Bob und Bill und Paddy und Jim, an alle treuen Söhne und Väter. —

Wer an dem Cenotaph vorüber geht oder fährt, lüftet den Hut. In einem Radius von etlichen Metern um das Totendenkmal herrscht Andacht wie in einer Kirche, einem Totenhaus, wie in einem Raum, in dem „God save the King" ertönt.

Digitized by Google

Nur ein einzigesmal sah ich Engländer gegen diese Gepflogenheit verstoßen, den Hut auf dem Kopfe behalten beim Vorüberfahren an dem Cenotaph — das war an einem wunderherrlichen Sommernachmittag, ich fuhr von Trafalgarsquare nach Victoria hinunter, wie immer auf dem Verdeck eines Omnibus, und über uns, am wolkenlosen Himmel ereignete sich etwas . . .

Es war etwas Neues und Ungewohntes und den Mitfahrenden auf dem Omnibus wurden durch das Ereignis Köpfe und Augen mit magnetischer Gewalt in die Höhe gezogen und gedreht. —

In ungeheurer Höhe, so daß man das rasch fliegende Insekt gar nicht wahrnehmen konnte, schrieb ein unsichtbarer Finger mit rotem Rauch dort oben die Worte:

DAILY MAIL

an das unschuldige, hellblaue Firmament.

Ein Aeroplan stieß den roten Faden, der sich durch die Weltgeschichte ziehen soll, hinten aus sich heraus und malte mit ungeheuren Lettern, als Reklame gedacht, die beiden Worte an den geduldigen Himmel. Wir fuhren an dem Cenotaph vorüber. Die Menschheit vergaß, angesichts dieses Wunders der Technik, den letzten Weltkrieg und seine Toten und behielt den Hut auf dem Kopfe.

Wie mochte es unter diesen Hüten, in diesen Köpfen aussehen! Ahnte einer von den Mitfahrenden, daß dort oben, mit allen Wundern der zeitgenössischen Technik des jüngsten und des nächsten Weltkriegs, die zynische Hetzerin soeben mit blutigem Finger das Menetekel des untergehenden Zeitalters an das Firmament geschmiert hatte — — um die Auflagenziffer, den Radius ihrer Infektion zu erhöhen!

Annie Besant

Zum erstenmal begegne ich dieser großen Frau, der größten Menschen einem unter den Lebenden.

Gleich dreimal nacheinander sehe ich sie. Das erstemal spricht sie in einem Meeting für das Indische Home Rule, für die (immerhin un-ghandistisch, unter englischer Oberhoheit vorzunehmende) Autonomisierung ihrer Wahlheimat Indien, deren Tradition, Eigenleben, Heiligkeit und Bedeutung ihr bekannt ist, wie keinem zweiten Europäer. Sie hat der Menschheit des Okzidents Sinn und Botschaft Indiens überbracht, nahegebracht, eingeflößt, wie kein zweiter heute

Digitized by Google

lebender Mensch (nicht einmal Deußen, nicht Tagore, auch nicht Ghandi!) Aber ihr Verdienst ist noch größer. —

Einige Tage nach dem Meeting begegne ich ihr in der Wandelhalle des Parlaments, in diesem Korridor, der vom Haus der Gemeinen zu jenem der Lords führt. Mitglieder der Arbeiterpartei, der Arbeiterregierung umringen sie. Ganz in Weiß gekleidet, in golddurchwirkten weißen Seidengewändern geht die alte weißhaarige Frau mit dem männlich geschnittenen, ernsten, fast gewalttätig blickenden Gesicht, durch den gotischen Saal, von den Männern der Arbeiterregierung umgeben und begleitet — diesen sonderbaren, bedeutenden Menschen, die in der Welt die Politik des reinen Gewissens durchsetzen wollen, mit allen ihren Beschränkungen, Widersprüchen — Fabiergesinnung, Streben nach Wahrheit, Gerechtigkeit gegen den Feind, Frieden in einer blutrünstigen Zeit, die der Waffe noch nicht entraten kann, ihrem Ende entgegentaumelt. Snowden, der Finanzminister, ist bei ihr, krank und fahl, an Stöcken humpelnd, Lord Haldane, wie ein zu den Gipfeln der Kultur aufgestiegener John Bull anzusehn, Trevelyan, der Unterrichtsminister, der vor einer halben Stunde den Commons sein Erziehungsprogramm vorgelegt hat — derselbe, der zu Kriegsausbruch aus dem Ministerium Asquith austrat — und auch George Lansbury, der Cockney, Führer und Liebling des englischen Proletariats, selber ein Proletarier, Lansbury, der in Rußland war und fast zum Kommunisten geworden ist.

Tage zuvor, im Meeting der Inder, hat er — und mit ihm Bob Smillie, der Führer der Gewerkschaften — sich zu dieser alten Frau, ihren Lehren, ihrer Menschlichkeit bekannt. Diesen Engländern, Arbeiterführern, Fabiern und Proletariern ist sie, so beteuerten es Smillie und Lansbury, vor einen halben Jahrhundert schon Lehrerin und Vorbild gewesen. Von ihr empfingen sie ihre erste geistige Inspiration zur Befreiung der leidenden Klassen, der Parias der europäischen Gesellschaft, — von der Okkultistin, die die Weisheit des Menschheitsgewissens in den Geheimbüchern der mystischen Kulturepochen vor unserer Ära aufgefunden, erkannt und über ein von Wahn, von Macht, Cant und falschbegriffener Religiosität gepeinigtes Inselreich ausgegossen hat.

(Ghandi aber hat sie nicht erwähnt — diese Engländerin, die ihr Leben in weißen Gewändern verbringt, umgeben von Blumen, heiligen Tieren, Mönchen, Kindern und Geheimnissen!) —

Digitized by Google

Das dritte und letztemal sah und hörte ich sie wieder einige Tage später. Vor der wunderbarsten Zuhörerschaft, die jemals zu Füßen eines Menschen sich geschart hatte, um die hohen Dinge des Lebens zu vernehmen, hielt Annie Besant einen Vortrag über das Kommen des neuen Erlösers, auf den die Menschheit dieser Tage wartet. —

In beseelten, beschwingten Worten, die über uns ergreifend wie Bergpredigtbotschaft hallten, erklärte sie, daß die Zeit mit ihren Erschütterungen, Krieg, Seuchen, Hungersnot, Verarmung und Bruderkämpfen das Heraufkommen des neuen, des sechsten Menschentypus ankündige. Immer, seit undenklichen Zeiten erneuere sich der Typus der Menschheit, wenn aus ihrem unerschöpflichen Schoß ein Erlöser geboren, das heißt, der Erlöser wiedergeboren werden soll. Immer bebe die Erde, erbebe die Menschheit in Geburtswehen zu solchen Zeiten. Der neue Menschentypus aber sei bereits erschienen: aus Amerika kommt die Kunde von einem jungen, eben erst erwachsenden Geschlecht, das wissend zur Welt gekommen ist: der intuitive Mensch.

Wie den Buddha, kann diesen Menschen keine Schule lehren, unterweisen; für das Wissen der Lehrer hat er nur ein Lächeln: kein Lächeln des Mitgefühls, oder der Verachtung, mehr der Überlegenheit, denn, ehe der Lehrer den Mund aufgetan hat, hat er bereits erraten, begriffen. Er ist nicht glücklich, nicht unglücklich — er weiß.

Aus dem Schoße dieses neuen, des in der Reihe sechsten Menschheitstypus wird der Lehrer und Führer und Prophet, der nach ewigem Gesetz immer aufs neue wiederkehrende Erlöser geboren werden! —

„Grad aus dem Mutterleib komm' ich heraus . . ."

In Paris Plakate an allen Mauern: bedrohliche Geburtenzunahme in Deutschland! Frankreich muß mehr Babies produzieren!

In Berlin, New York, Zürich, Kopenhagen, Wien: Gefängnis für Geburtenverhütung.

In Rußland: jede staatliche Klinik befreit Schwangere, die nicht Mütter werden wollen, von dem in ihnen keimenden Leben.

Im Hydepark, an recht vielen Straßenecken sonst, besonders im armen östlichen, nördlichen London: Redner, Rednerinnen, die ernst und anständig, in der Sprache des Volkes, doch nicht in seinem Slang, zur aufhorchenden Menge über Neo-Malthusianismus reden.

Birth-Control! In diesem Lande werden zu viele Kinder geboren. Übervölkerung ist unvermeidlich, wenn keine Abhilfe geschaffen

Digitized by Google

wird. Phillip Snowden, der Finanzminister der Arbeiterregierung, hat erklärt: sollte die Bevölkerung Englands sich weiter in dem Maße vermehren, wie sie das in den Jahren seit dem Krieg getan hat, dann müsse in absehbarer Zeit eine Ernährungskrise verhängnisvollster Art über das Land stürzen, der alle Kolonien mit ihrem Zustrom von Fleisch und Weizen nicht würden steuern können. Also: weniger Kinder! Es ist nicht fair, die Lady zu Hause jedes Jahr mit einem neuen Wesen schwanger gehn zu lassen! Es gibt Mittel, die Empfängnis zu verhüten!

Der Redner, die Rednerin steigt von der Kanzel, verteilt Broschüren, verkauft die populären Hefte von Dr. Marianne Stopes, drückt jedem und jeder da unten in der Menge Zettel in die Hand, die kurzen aufklärenden Text enthalten, Prospekte und Preislisten von Chemikalien, Spritzen, Bandagen, alle wohlfeil und legal erhältlich (in der ganzen Stadt kündigen die Drogengeschäfte diese Präparate mit Riesenlettern an ihren Fassaden an).

Nie ein frivoles, oder unernstes, nie ein tadelndes Wort aus der Menge.

„Bringt eure Frauen hierher!" ruft der Redner, die Rednerin. „Sagt der Lady zu Hause, sie soll zu uns kommen, wir haben mit ihr zu reden! Die Mutterschaft ist heilig, wer aber Kinder in die Welt setzt, ohne sie ernähren zu können, versündigt sich an der Heiligkeit der Mutterschaft, an der Familie, an der Menschheit, an England!" „It is not fair against the lady!!"

Etwas hat sich im Lande des „Cant", der englischen Prüderie geändert, in dem Land, in dem es vor Jahren noch verpönt war, das Wort Magen auszusprechen.

Welch eine Welt, lieber Gott!

Menschenüberfluß in einem Land, Menschenmangel im anderen, im nächsten, benachbarten. Zittern und Zagen in beiden. Drohung und Bedrängnis! —

Welterlösung, Herrschaft der Vernunft muß hereinbrechen über dieses verblendete Menschengeschlecht. Welterlösender, ausgleichender Tausch von Rohmaterial um Rohmaterial Menschen für Menschen, gegen Entvölkerung, Übervölkerung, Kriegsnot, Hunger und Untergang. —

Vernunft, Menschenwürde, Gerechtigkeit, Kommunismus. Wann, wann? —

Digitized by Google

Sonntagnachmittagsfahrt auf dem Omnibusverdeck. Die Läden sind zu. Die Theater desgleichen. Wembley desgleichen. Hier und dort nur: ein Kino, ein Garten, in dem Cricket gespielt wird, das aber sind geringfügige Ausnahmen. Von Woolwich bis Richmond, von Edmonton bis South Croydon ist die Stadt in der Ruhe des Tages versunken, an dem die Schöpfung vollendet war, der Herr gesagt haben soll: es ist gut.

Sabbathstille.

Doch ... sieh da, an einer, an einer zweiten Straßenecke Menschenansammlungen, Zusammenrottungen, Menschenauflauf. Was hat dies zu bedeuten?

Stumpf oder lärmend, in einigermaßen erregter Unterhaltung stehen Gruppen beisammen auf der Straße: hagere, graue, übelernährte, übelriechende, armselig gekleidete Männer, und die Frauen: überquellend breit und schwer, die Gesichter hektisch gerötet, aus furchtbaren Zahnlücken grinsend, zumeist mit Wickelkindern am Arm oder im Wägelchen neben sich; im Sonnenschein, im Regen stehen sie da, Reihen lang oder in dichten Haufen. Um fünf werden die Pubs, das heißt: die Public Houses, die Bier-, die Schnapsschänken geöffnet. Um drei steht die Menge schon da, wartend. —

Fünf Minuten nach fünf aber sind die Pubs überfüllt. Wieder stehen sie vor der Schänke, die Männer, die Frauen, aber jetzt haben sie Gläser mit Bier in der Hand, mit kleinen Gläsern voll Whiskey, Gin, Tawney stehen sie da, wieherndes Gelächter, Späße und Stöße in die Rippen — es ist der Brunnen, der Klub, das Kaffeekränzchen, der five o'clock des armen Volkes ... die Kinder jagen sich in der Gosse, zwischen den Omnibussen, sie haben ihr Teil an dem Vergnügen der Erwachsenen erhalten, sie sind nicht ganz nüchtern mehr, die Kinder der Armen ...

Auf der Jahresversammlung der „National British Women Temperance-Association", die im Juli in Wembley abgehalten wurde, gab die Ärztin Miß E. White an der Hand statistischer Ausweise von Entbindungsanstalten, Kliniken, Mutterschutz-Institutionen der Armenviertel Londons, Liverpools, Cardiffs und Dublins Nachricht von der Tatsache: daß eine große Anzahl von Kindern der armen Klassen Englands buchstäblich betrunken zur Welt komme.

Ein erblich alkoholisiertes, entartetes Geschlecht, ein langsamem Siechtum, Leben des Lasters, des Verbrechens, der Höllenstrafen auf

Digitized by Google

Erden geweihtes, schutzlos preisgegebenes Geschlecht wächst heran, in eine Zeit, die Vernunft, Menschenwürde, Welterlösung bringen soll.

Geburtenkontrolle, Kontrolle der Alkoholproduktion, Bau hygienischer Wohnstätten und Propaganda, Propaganda, das sind einige wenige dringende Aufgaben der Arbeiterregierung. Die Bewegung, die die Redner und Rednerinnen mit den aufklärenden Schriften an die Straßenecken entsendet, gewinnt an Umfang und Bedeutung. Es ist eine Bresche in Merry old England, das „alte fröhliche England", geschlagen.

Elegie in einem Hansom-Cab

O anmutiges Gefährt, Gefährt der Erinnerung, unruhig suche ich dich an allen Haltestellen — es sind aber nur deine pferdelosen Stiefbrüder da, die leise hüpfenden, laut hustenden Taxis, mit der Kurbel vorn am Nabel, die den Gott der Maschine zu wildem Gebrüll reizt, wenn sie bewegt wird.

Anmutiges Gefährt, leise schaukelndes, unten wie eine Loge, oben wie ein Wachtturm anzuschaun — schön war es, in dir zu sitzen, ohne Kutscherrückseite nur den rhythmisch sich biegenden Pferderücken zu erblicken, zwei von oben herunter reichende Riemen, vorn und rechts und links, durch die seitlich angebrachten zierlichen Fensterchen aber die wunderbare Straße, die wunderbare Stadt!

Ein gelinder Ruck an den niederen Türen und über die kleine Plattform vor der Loge stieg man aufs Pflaster nieder. Oben auf der Spitze des Turms lüftete der Gentleman mit der Rose im Knopfloch seinen hellgrauen Zylinder, langte mit der behandschuhten Rechten nach dem Fahr- und Trinkgeld, und rhythmisch schaukelnd auf deinen beiden großen Rädern entschwandest du, liebliches Gefährt der Vergangenheit, dem entzückten Blick . . .

Die Maschine hat den Hansom getötet, wie das Kino dich, teures englisches Music-hall. Nicht führt mich mehr der zweirädrige Turm nach dem Hummer-Abendessen bei Scotts zum „Oxford", wo Vesta Tilley, Harry Tate, Paolo Cinquevalli, der Jongleur, und der weißäugige Kaffer Chirgvin die Stunden bis zur Nacht vertrieben. Scotts ist Gott sei Dank geblieben, mit dem Füllhorn seiner Seeungeheuer, aber wenn mich der Taxameter mit ölriechender Faust vor einem Variété niedersetzt, so toben drin sicherlich amerikanische Jazzbanditen und paradieren pfauenstolze Stimmakrobatinnen mit ihren grellbepinselten

Digitized by Google

Straußenfederfächern und übelbeleumundeter Broadway-Lyrik auf der grün, blau und orangefarbig beleuchteten Bühne auf und ab.

Eton-Boys! Ihr habt noch eure Zylinder und breiten Hemdkragen über den oberhalb des Gesäßes abgeschnittenen Spenzerfräcken bewahrt. Richter in Fleetstreet! Ihr geht noch in Puderperücken und Seidentalaren über die Straße zum Stehlunch an der Bar. Auch ihr, Majestäten im Buckinghampalast, habt eure Sitten konserviert, ebenso wie die Lords im Oberhaus, die Torys in den Commons ihre Füße noch immer weit von sich auf den Tisch des Hauses strecken. Beefeaters im Tower, ihr mit euren Hallebarden; Waisenknaben im Findlingshaus, mit euren zweifarbigen, vertikal geteilten Uniformen, die euren unglücklichen Stand von weitem schon verkünden — ihr alle, alle, seid von dieser Zeit verschont geblieben! Nur euch, Hansoms, hat sie grausam und zynisch den Garaus gemacht. Warum, o sagt, teure Schatten, durch die Erinnerung rollende, warum? — —

Tage, ja Wochen wende ich daran, einen Hansom aufzutreiben, in dem Gewühl der sich an den Knotenpunkten der Weltstadt um die Mittagsstunden stauenden Wagenkolonnen.

Da — eines Tages — in der Nachbarschaft von Parliament Square — (o konservative Partei, Tories, habt Dank!!) schaukelt das erste Turmgefährt gemächlich und rhythmisch bewegt an mir vorüber.

Freundliche Blicke, von mir zum Kutschbock, vom Kutschbock zu mir, schon stehe ich auf der kleinen Plattform, biege die beiden niederen Logentüren zurück und werde, angenehm und lind, von dem lieblichen Gefährt meiner Jugenderinnerungen, schaukelnd und rhythmisch durch die Stadt getragen. Vor mir erscheint, über dem durch Riemen gelenkten Pferderücken, Whitehall, der Platz mit der Nelsonsäule, dann die Straße mit den Wunderfenstern der Schifffahrtsgesellschaften — White Star Line, Canadian Pacific, Norddeutscher Lloyd, Hapag, Toyo Kisen Kaisha, P. and O. — die Welt! dann der alte Haymarket, steil ansteigend und jetzt: Piccadilly!!

Menschen blicken herein in mein Gefährt. Menschenblicke begegnen den meinen. Wie aus einem andern Jahrhundert schaue ich auf die Straße hinaus, verzaubert, betört; etwas verwirrt und benebelt schaue ich auf das Gewühl der schnellen Taxis, der kalten, eiligen, übermüdeten, vorwärtsstürmenden Menschen, der zerlumpten, bettelnden, singenden, zinntellerschwingenden Kriegskrüppel zu beiden Seiten des Weges . . .

Digitized by Google

Wie wird mir! Wo bleibt der erwartete Genuß, das rhythmische, lieblich schaukelnde Versinken in eine gemächliche, wärmere, innigere Vorzeit? Wie ein lebender Anachronismus komme ich mir in meiner kleinen turmartigen Lage vor. Meine Nerven lehnen sich auf, zucken rebellisch unter der Langsamkeit des Dahinfahrens, des Zurückbleibens, des Hinterdreinschleichens hinter den eilig dahinschießenden Maschinen, Taxis, Limousinen der Entwicklung, der Katastrophe, der galoppierenden Zeit . . .

Stop!!

Wieder ist eine Illusion begraben, das Leben um ein von der Erinnerung gehätscheltes Wunder der Vergangenheit ärmer.

Stop!!

Mit dem Stock hebe ich die kleine Klappe über meinem Kopf in die Höhe. Oben im Ausschnitt der Falltür wird das Gesicht des Kutschers sichtbar. Ich gewahre durch das kleine viereckige Loch sein altes, unrasiertes Kinn, den fettigen Filz auf seinem grauen Schädel, den schäbigen Rock, in dessen Knopfloch wohl seit Jahrzehnten keine Blume mehr gesteckt hat.

Langsam steige ich über die kleine Plattform auf die Straße hinunter, zahle, warte an der nächsten Haltestelle auf den Omnibus, und lege den Rest der Fahrt rasch und wohlfeil zurück, wieder ein Bürger des Jahrhunderts geworden, das kein Entrinnen kennt.

Wembley

Die Stadt hört auf. Wiesen, weite Hügel mit dunklerem Grün, Sandbrüche, dann wieder Wiesen, Weideland und saftige Golfplätze – plötzlich am Horizont eine schweeweiße Fata Morgana: Minarete, Dome, langgestreckte Hallen, ein Riesenkrater mit aufgesperrtem eng geripptem Schlund: das Stadium, und über alldem, aus dem Himmel herunter baumelnde silberne Fesselballons, die bunte Tuchlappen schwenken.

Der Regierungspavillon (feierliche Akropolis) enthält eine Sehenswürdigkeit: den Erdball in der Mercator-Projektion; die Kontinente sind reliefartig modelliert, die Meere dunkles Wasser, durch das, magisch geleitet, Schiffchen hin und her schwimmen, die Mutterinsel, die fernen Erdteile, die Dominionen, die Kolonien des Weltreichs miteinander verbindend.

Digitized by Google

Diese riesige Weltkarte, auf die man am besten vom Balkon herunterschaut, erglüht zuweilen in rotem Licht: das heißt, nur stellenweis; hier und dort ist ein umzirkeltes Gebiet, ein Erdteil, eine Inselgruppe, ein Stück Kontinent von innen transparent illuminiert: mit einem Schlage wird man gewahr, wie ungeheuer das englische Imperium ist. Ein Drittel des Erdballs erglüht von innen rot, das heißt: ist englisch!

Hierauf flimmern kleine verstreute Glühpunkte, winzige grelle Leuchttürmchen über all diesen roten Gebieten der Erde auf. Zugleich erscheint auf einer Tafel über dem Nordpol in Filmschrift das Wort: Gold. Andere Leuchttürmchen, und es erscheint das Wort: Kohle. Noch andere: Weizen; und: Viehzucht; Wolle; Kopra. Oder: Erdöl. —

Das ist, sinnfällig vorgeführt und populär gesprochen, die Weltmacht des Britischen Imperiums. Die Fata Morgana der Hallen, Dome, Pavillons, Akropolise, Minarete, Kraals zeigt: Gold, Eisen, Kohle, Öl; Weizen, Kautschuk, Obst, Holz, Wolle. Und, in der folgenden Serie der Beleuchtung: Schiffbau, Textilfabriken, Stahlindustrie. Und dann immer wieder: Gold, Weizen, Vieh, Öl.

Australien, Kanada, Indien, Südafrika: Vieh, Weizen, Kautschuk, Gold. Ein bißchen monoton. Riesiggroße Messe, Warenmesse und Schau, ohne übermäßigen Aufwand von Phantasie in Hallen, Pavillons, Taj-Mahal-Imitation, Negerdorf aus rötlichem Stuckbewurf gerandet.

Hie und da, beim Herumirren durch diese riesigen, verwirrenden Warenhäuser, eine kleine originelle Abwechslung: in Australien das Panoptikum von gefrorenen Hammeln, die aufgeschlitzt in einer Refrigeratorenlandschaft baumeln; in Kanada ein Schaukasten, darin der Prinz von Wales, sein Lieblingspferd, sein kleines Farmhaus und der Baum davor, alles in Lebensgröße zu sehen ist — aus Butter! In den niederen Lehmhütten der Goldküste Kojen, in denen Kupferschmiede, Weber, Holzschnitzer arbeiten — über jeder Koje, wie im Zoo, eine Tafel: dies hier der Sohn des Königs, dies: die zweite Gattin des Häuptlings; weiter, in Vorderindien, ein Dschungelbild, moskitobelagert, samt dem Gegenbeispiel: dem hygienischen Bungalow. Dann: Wandelpanoramen, Riesenhotels der Rockies darstellend; (Grüß Gott Banff!) hier wird ein wirkliches Schaf geschoren, dort ist eine Miniatur-Goldwäscherei in Aktion; in Ceylon: wunderherrliche Auslagen traumhafter Halbedelsteine — und dann Burma, ein spitzen-

Digitized by Google

gewebzarter, sandelholzgeschnitzter Pavillon mit melodisch abgestimmten Gongongs, die von einem Hauch ertönen . . .

Hygiene, Unterrichtswesen, Kirche, Kunst. Spärlich über das ganze Areal der Ausstellung verstreut, stellenweise in besonderen Gebäuden, Palästen, im Regierungshaus gesammelt.

Immerhin: das Mittel „Insulin" wurde an der jungen Universität von Toronto erfunden und die Tube, die noch vor einem halben Jahre fünfundzwanzig Schillinge kostete, kostet heute nicht mehr als zwei und six Pence. Das ist schon etwas! Als Beleg für die Vorkehrungen der Regierung zur Hebung der Volksgesundheit in den Tropen: das amputierte Bein eines an der Elefantiasis gestorbenen Malaien. Niedliche Städtchen aus weißen Papphäuschen, roten Schornsteinchen, grünem Moosrand — das sind Hospitalanlagen in Südafrika. Plastilin-Büffeljagden wilder Indianer, von Schulkindern verfertigt. Diagramme: Abnahme von Krankheiten, Verbreitung des Volkswohlstands, Schulen, Transportmittel. Aber in der Hauptsache immer wieder, auf dem Riesengebiet der Ausstellung, dieser Schaustellung der Weltmacht Englands: Gold, Weizen, Vieh, Öl. —

Stundenlang laufe ich kreuz und quer durch Wembley, um die herrlich anziehenden kleinen Speisehäuser aufzufinden, die auf ähnlichen Weltausstellungen in verschwenderischer Fülle die Nationalgerichte aller fremden, fernen Völker gekocht, geschmort, gepfeffert und gezuckert ausrichten. Auf wie mannigfaltige, geographisch bestimmbare Art konnte man sich 1900 in Paris den Magen verderben!

In Wembley aber (das Monopol hat die Aktiengesellschaft Lyons) gibts an hundert Stellen: Speck und Eier, Roastbeef, Applepie, Whisky und Soda, Tee und Toast und Marmelade — das nationale Essen des Engländers!!

In England, Schottland, Irland, auf Jersey, Gibraltar, Malta, in Cairo, Jerusalem, Indien, Ceylon, auf den Lakkediven und Malledíven, in Penang, Burma, Hongkong, den Seychellen, Mauritius, in Südafrika, Australien, Neuseeland, Tasmanien und den Fiji-Inseln, in Kanada, Neufundland, den Bermudas, Trinidad und Barbados und Sierra Leone: morgens Eier und Speck, Grütze, Tee, Toast und Marmelade, abends Roastbeef, Chesterkäse, Applepie, Whisky und Soda — das ist das Weltreich Englands und darauf beruht Englands Macht und Herrlichkeit. —

Digitized by Google

Volkskunst der Wilden, der Halbzivilisierten, der uralten Kulturvölker! Wunderherrliche Gewebe, Geflechte, Schnitzereien, Intarsien der Südsee-Insulaner, der Burmesen, Kashmirs, des Pundjab, Bengalens, der untergehenden Stämme Nord-Vancouvers, Saskatchevans, Albertas, der Cree, der Bobtail, der Athabaska-Indianer — hingegen lernt man den Schönheitskult und Geschmacksbegriff des heutigen, hochzivilisierten Europäers am besten kennen, wenn man sich in den Pavillon des Seifenfabrikanten Pears begibt, der am Rande des Vergnügungspark errichtet ist. Hier findest du, Europäer, eine Schaustellung der berühmtesten Frauenschönheit der Weltgeschichte, in lebenden Exemplaren, mit Pears Soap gewaschen, stilecht gekleidet und in historisch echte Interieurs hinter Glasscheiben gesetzt: Kleopatra, Helena, Dantes Beatrice — dieses letztere, besonders erbarmungswürdige Mädchen hielt, so oft ich an seinem Schaufenser vorüberkam, (und wahrscheinlich von April bis Oktober!) die rechte, rosig manikürte Hand sinnig an den Busen gepreßt, während die Linke mit einer Halskette spielte . . . in der Ferne sah man den Bogen des Ponte Vecchio . . . vorne aber, wo ich stand, preßten die Heerscharen des Weltreichs England: Farmer aus Kanada, südafrikanische Goldgräber, rotjackige Schulbuben, City-Clerks, Boy-scouts, Soldaten und Matrosen aller Kategorien die Nasen an der Scheibe platt! (Die übrigen Schaukästen enthielten Maria Stuart, Miss Siddons, die Pompadour, Miss Uptodate mit Grammophon und Radioapparat usw. usw. —)

Immer sind jetzt, den ganzen Sommer schon gleichzeitig, etwa zwei Millionen Fremde aus dem Imperium in London beisammen. In Rotten, Rudeln, Regimentern trifft man sie an, in den Speisepalästen der Stadt, in den Warenhäusern, Museen, Docks, in Westminster, auf dem Trafalgarplatz, vor den glitzernd vorüberlaufenden Zeitungsnachrichten des „Daily Express". Und in Wembley.

Mit Emblemen geschmückt, die sie in den Knopflöchern ihrer Feiertagsgewänder tragen, Ahornblättern, Löwenköpfen, Unionjacks und Hirschgeweihen aus Email, laufen sie durch die Stadt, durch die riesige weiße, die strahlend illuminierte Ausstellung. Sie sehen, bis auf ihre Embleme, fast ganz gleich aus; essen das Gleiche, begeistern sich für das gleiche Ideal, sei es die szenische Darstellung des Bombardements von Zeebrügge, die im Regierungspavillon, mit echtem Wasser, Blokade und Versenkung hübscher rasch schwimmender Schiffchen, mit Schüssegeknall, Donner, Rauch, erklärendem Vortrag

Digitized by Google

und tobender Begeisterung täglich von 2 bis 8 Uhr gezeigt wird – oder für das „Puppenhaus der Königin", das im Palast der Künste aufgestellt ist — oder die Rutschbahn im Vergnügungspark — oder für Dantes Beatrice im Seifenpavillon. Sie lesen die „Daily Mail", die bei gutem Wetter ihren Namen in Flammenschrift an das Firmament malt, sie gehen barhäuptig um das Cenotaph herum, um die Widmungen auf Kränzen und Sträußen zu lesen, sie werden jede kommende Politik mitmachen, in jeden kommenden Krieg ziehen, mit den festen, dauerhaften, im Zentrum ihrer britischen Welt geprägten Wahlsprüchen, die sie diesmal in friedlicher Fassung, zur Bekräftigung ihrer nationalen Macht und Herrlichkeit mit sich zurücktragen in alle rotbeleuchteten Teile des bewohnten Erdballs, Weltteile, Kontinente und Inseln des Imperiums, in denen Gold, Wolle, Fleisch, Kopra, Weizen und Öl produziert wird.

Als Anhängsel an die Halle der Nationalen Maschinenindustrie ist ein Konferenzsaal gebaut, in dem täglich Abordnungen von Organisationen gemeinnütziger Art aus der ganzen Welt ihre Sitzungen abhalten. Hier tagten bereits internationale Kongresse zur Ausnutzung der Naturkräfte; Kongresse religiöser Gesellschaften, Kongresse der Eugeniker, Temperenzler, Volkshygieniker, Seuchenbekämpfer. Der gewaltigste all dieser Kongresse aber ist sicherlich der, zu dem der Internationale Verband der Zeitungsinseraten-Agenten, besonders aus dem nordamerikanischen Kontinent, zahlreiche Vertreter entsandt hat.

Überall in der Stadt sieht man sie wochenlang, diese breitschulterigen, positiv und siegesbewußt dreinschauenden, wohlgenährten, Gold, Kohle, Weizen, Fleisch, Kopra, Öl, Panzerplatten, Bomben, Gase vertreibenden, mit Schlagworten, geschickt und wirkungsvoll gewählten, die Welt beherrschenden, korrumpierenden, ausnutzenden und ihrem seligen Ende entgegeninserierenden Gentlemen, in deren Knopfloch die Gestalt eines weißgewandeten Genius zu sehen ist — er streckt seine Arme beschwörend aus und um ihn schlängelt sich eine Inschrift mit den Worten: „Truth in Advertising!"

Das Puppenhaus der Königin

ist in Wembley zu sehen, im Palast der Schönen Künste. — Vom Keller bis zum Dach vollständig eingerichtet, ein drei Meter hohes, zweieinhalb Meter breites Haus, wirklich und wahrhaftig für Könige

Digitized by Google

bestimmt, denn im Safe befindet sich eine veritable Krone, zu Repräsentationszwecken geeignet, denn es gibt herrliche Säle mit Deckengemälden, Teppichen, Boule-Schreibtisch, Bibliothek, deren hundert Bände von den besten Autoren Englands eigenhändig geschrieben sind, Speisesaal mit gedecktem Tisch für Gäste, Marmorfreitreppe und Damensalon — in den Badezimmern läuft kaltes und warmes Wasser, der Keller ist mit Wein, Konserven-Vorräten wohl versehen, und in der Garage stehen zehn Automobile, die rattern und laufen, tuten und Geruch verbreiten können, obzwar jedes, dem Gesamtumfang des Hauses angemessen, nicht größer ist als ein Daumennagel . . .

All diesen Unsinn (für den es im Kensington-Museum Präzedenzfälle aus loyaleren Jahrhunderten gibt) haben etliche hundert vernünftiger und erwachsener, zum Teil sehr begabter, ja mit Recht weltberühmter Engländer, Architekten, Maler, Mechaniker, Kunstgewerbler und Handwerker in monatelanger Arbeit zustande gebracht. Während die Arbeiterregierung sich über das Problem der Behausung notleidender Millionen den Kopf zerbrach, über die Art und Weise, wie das verelendete Proletariat in gesundere Umgebung, aus den Slums in praktisch gebaute Wohnstätten überführt werden könnte, haben Hunderte der hervorragendsten Intelligenzen Englands Erfindungsgabe, Zeit und Arbeitskraft an diese Spielerei vergeudet.

Entzückt und begeistert wandelt die Menge an dem Monument der Torheit vorbei. Sie defiliert in ununterbrochenem Strom von April bis Oktober vor diesem Symbol des Königtums — denn d a s stellt das Puppenhaus der Königin in Wirklichkeit vor — „ein Puppenheim", Noras Puppenheim, darin Englands Volk sein Königshaus und mit ihm den Gedanken der Monarchie festhält. —

Im demokratischen England bedeutet „König" so etwas wie: Höchstleistung, Gipfel der Vollendung, Akme. „The King's English" — das klassische Englisch. Dabei aber ist das Königshaus, sind die Mitglieder der königlichen Familie, die Repräsentanten der höchsten Gewalt im Staate, längst ohne ernst zu nehmende Funktion — zu einem Puppendasein degradiert, keine realen Menschen mehr, sondern anachronistisch mit Juwelen, bunten Schärpen, Mänteln und Kostümen behängte, zu Feierlichkeiten, Paraden, Prunkaufzügen wie Marionetten in Bewegung gesetzte Scheinwesen. Zur selben Stunde, zu der die Staatsmänner des Imperiums, zusammen mit den „big four", den „big five" der anderen Mächte, mit vollendeter Gewaltsbefugnis, in langwieriger

Digitized by Google

Gedankenarbeit die Schicksale des englischen Volkes, der Erdenvölker zu lenken suchen, vergnügen sich diese seltsamen Geschöpfe: König, Königin, Prinz von Wales, Prinz von York, in spielerischen Betätigungen, durch die um sie angesammelte, kondensierte Atmosphäre menschlicher Schwäche und Insipidität benebelt und vom Rest der Erdenbewohner derart abgetrennt, daß ihnen der Widersinn ihres Daseins nicht einmal zum Bewußtsein gelangt; daß sie gar nicht bemerken, wie die monarchische Idee in der Lächerlichkeit ihrer puppenhaften Funktionen versinkt!

Wann wird es Puppenhäuser der Parlamente, der Downingstreet, der großen öffentlichen Ämter geben? Denn an der Schwelle des nächsten Weltkriegs haben die „großen Vier", die „großen Fünf" ja auch bereits einiges von der Konsistenz ihrer Form, ihrer Kontur, ihrer Funktion eingebüßt — sie sind gewissermaßen transparent und unwirklich geworden — und durch die sich verflüchtigende Substanz ihrer Gewalt ist, deutlicher und immer deutlicher, in fester, undurchdringlicher Massigkeit und Kolossalität der wahre Beherrscher der Völker, König, Papst und goldener Gott der letzten Phase: der Finanzmann und Bankier, das blutige Idol der bevorstehenden Apokalypse zu erkennen.

Ein Gang durch Charlottestreet

Dieser kleine, ziemlich elende Winkel, den Tottenham Court-Road und Oxfordstreet bilden, dieses Gewinkel von schmalen, armseligen Gassen und Gäßchen ist das Herz und Hirn der Weltrevolution.

Charlottestreet, Rathboneplace, die kleine Windmühlengasse, Stevens mews — in dieser Armengegend lebten sie, hier, im versteckten Saal eines Hinterhauses von Windmillstreet sprachen und lehrten sie: Krapotkin, Stepniak, Lenin, Malatesta, Ferrer, Hamon, Rocker, Tucker, Libertad. Hier ist die Geburtsstätte der Richtung, die Bolschewismus genannt worden ist — und hier war es auch, wo sie ihren Namen erhielt. Hier wurden nachts, bis in die Morgenstunden, hinter verhängten Fenstern die Theorien der Befreiung durchdacht, durchlitten, zum Teil in die Praxis umgesetzt; hier brennt heute aufs neue das heilige Feuer, denn England ist seit kurzer Zeit wieder der Zufluchtsort politischer Rebellen geworden.

Als ginge ich durch meinen Heimatsort, so gehe ich durch die armseligen Gassen. Lieber menge ich mich unter die Passanten dieses verworrenen Winkels, als unter die Menge, die heute durch Downing-

Digitized by Google

street flutet. Dort gibt's was zu sehn! Die Deutschen sind eingetroffen, nun soll Deutschland durch das Dawes-Abkommen an das amerikanische Großkapital verschachert werden. Zur gleichen Zeit tagt, hundert Schritte weit vom Cenotaph, die anglo-russische Kommission, um den Handelsvertrag nach Punkten festzusetzen. Scheu und fast gegen meinen Willen werfe ich, wenn mein Weg mich an Downingstreet vorbeiführt, einen Blick dort hinein; hier aber, in diesem Winkel, fühle ich mich zu Hause, hier könnte ich einst, hier, das fühle ich, werde ich vielleicht einst landen, wenns an der Zeit sein wird.

Welcher Genuß war's doch, ehemals, von Paris nach London zu reisen: das Antipodentum der beiden benachbarten Völker zu beobachten! Heute sehe ich in dieser Spannung nur noch die Gefahr, den Funken, die unüberwindlichen Hindernisse des Friedens; Nationalismus der Länder; die Menschheit in Nationen zersplittert; durch in Grenzen eingefaßte kapitalistische Interessen, durch Berufsschichtungen, Organisationseinheiten, jede mit ihrem spezifischen Egoismus, zusammengehalten, die Internationale vielleicht nur eine verhängnisvolle Illusion! Ungeheure Ratlosigkeit aller Führer der Menschen! Die Erkenntnis: daß die Weltgeschichte ihren Gang geht und Katastrophen, immer schwerere, unermeßliche, nicht vermieden werden können, weil die Grundgesetze der Völkerbiologie noch unerforscht sind.

Hat der Krieg, der erste in der Reihe der weltzerstörenden, vieles an der Gesinnung der Menschheit geändert? Hier und dort vielleicht dies und das an der Taktik, der Organisation. Daß die Arbeiterregierung Englands, die jetzt, in all diesen Konferenzen, die Vermittlerrolle zwischen dem triumphierenden Großkapital und den verelendeten, leidenden Volksmassen spielt, mala fide handeln sollte — dieser Gedanke wird wohl keinem vernünftig und gerecht Denkenden kommen. (Woher aber dann die furchtbaren Lohnkämpfe, der Ausstand von 600 000 Bauarbeitern, der Grubenstreik in Wales, Arbeitslosigkeit und Aussperrung, die das Land wie Erdbeben erschüttern?) Nicht an der Gesinnung der Macdonald-Regierung liegt es, daß die Rolle, die sie jetzt drüben in Downingstreet zu spielen genötigt ist, die Gläubigen enttäuscht. Nicht an ihrer Gesinnung liegt es, sondern an ihrem Tempo, mangelnden Speed, dem Schneckengang des evolutionistischen Sozialismus.

Die anderen: die Großindustrie, die Hochfinanz, Grubenbesitzer Englands, Comité des Forges Frankreichs, die City, die Bankiers in

Digitized by Google

Wallstreet — sie haben das Tempo, das die Entwicklung, das heißt die Entwicklung ihrer Geschäfte vorwärtsstößt, frenetisch. Diese feindlichen Mächte sich gefügig zu machen: den Menschenfreunden um Macdonald, die ihren Ursprung von Fabius, dem Abwartenden, herleiten, wird es nicht gelingen. Immer deutlicher wird es offenbar: der Nationalitätenhader darf nicht verstummen; er muß künstlich geschürt werden, damit die Massen nicht erkennen, wie sie ausschließlich für die Interessen des Geldsacks, des zynischen Götzen bluten. Das Großkapital der Welt geeint gegen die Arbeiterschaft der Welt — das Großkapital seiner Ziele fest und sicher bewußt, bedient von den skrupellosesten, gewalttätigsten Helfershelfern — die Arbeiter aber in ihren Instinkten schwankend, beirrt durch die Kleinbürgerlichkeit ihrer Führer, oder durch die Kompromisse, die ihre eigene Regierung, zwischen den Bankier und den Paria gestellt, schließen muß!

Wie auf einer Generalstabskarte erblickt man aus diesem Winkel der westlichen Welt die Marschroute, den Weg vorgezeichnet und abgesteckt: von Wallstreet ausgehend, über Cardiff und Sheffield, über die City, über das Comité des Forges nach den Skodawerken der Tschechoslowakei, dem Wiener Arsenal, über die deutsche Reaktion und den ungarischen Faschismus, über die Munitionsdepôts von Jugoslawien, Rumänien, Polen, der Randstaaten, zielt das Großkapital nach dem Herzen des Weltproletariats: Moskau! Die Vernichtung des Gedankens Moskau, der Weltbefreiung durch Moskau, der Kampf Wallstreets gegen den Kreml — das ist der Sinn dieser Epoche, ihr Schlachtruf, bei dem wir Menschen der großen Städte Europas zugrunde gehen werden, vergiftet durch Gase, unter unbeschreiblichen Qualen sterben werden, vielleicht schon in naher Zukunft.

Der Kreml aber kann nicht getroffen werden. Der Gedanke Moskau kann nicht mehr untergehn.

Er ist nicht lokalisiert, läßt sich nicht mehr lokalisieren. Er ist über die Welt gestreut, diffus, nistet hier und dort, lockerer oder tiefer in Millionen Herzen und Gehirnen.

Aber auch Rußland wird nicht besiegt werden, wenn der Feind seinen Kampf auch mit den furchtbarsten Waffen, die die Geschichte kennt, vorbereitet und zu führen entschlossen ist. Rußland wird bestehen, wenn das übrige Europa an der tödlichen Absurdität seines Staats- und Wirtschaftssystems untergegangen sein wird, an dem Schneckentempo des evolutionären Sozialismus. Rußland, das an un-

Digitized by Google

gehobenen Schätzen reiche, kann die Katastrophe Europas überstehn. Rußland hält an der Idee der Befreiung fest, trotz Millionen Menschenopfer, die auf dem Wege fallen.

Die Idee Moskau wird leben, bis sie die Idee der Menschheitszukunft und allgemein geworden ist. Denn sie bedeutet die Erkenntnis: daß die einzige Rettung der Menschheit in der vernunftgemäßen, gerechten Verteilung des Gesamtbestandes der Erde, an Rohstoffen, Naturkräften, Menschen über den Erdball beschlossen liegt.

Der erste der Weltkriege hat den Bolschewismus gezeugt. Der wievielte — der letzte wird die Weltrevolution gebären.

Einst feiert Charlottestreet (wie jener weiße Kathedralenberg der Märtyrer drüben in der anderen großen Stadt!) seine Auferstehung — wenn die dichten Gaswolken sich endlich verziehen, die aus seinem dumpfen Gemäuer Ungeziefer, Ratten, Kellerasseln, italienische Gastwirte, deutsche Barbiere, schweizer Kellner, französische Zeitungsverkäufer, ungarische, spanische, italienische, polnische, amerikanische Flüchtlinge, Emigranten aus allen bedrückten Ländern der Welt, Sklaven, Narren und Heilige bis auf den letzten Rest und Stumpf vertilgt haben!

Unter den ersten Stätten menschlicher Behausungen, die nach dem Untergang des Zeitalters zum Leben wiedererwachen, wird dieser Winkel von Tottenham Court-Road und Oxfordstreet genannt sein, Herz und Hirn des Gedankens der ewigen Revolution.

(Der „Narrenbaedeker" von Arthur Holitscher, aus dem wir in diesem wie im vorigen Heft einige Abschnitte veröffentlicht haben, erscheint im Laufe des Winters als Buch.)

KONZERT

(Le Sacre du Printemps)

von

SIEGFRIED SASSOON

Das Ohr, das geist'ge, ist gespitzt im Haus . . .
Strawinsky . . . dies Konzert läßt keiner aus.

Uneingedenk des nicht zu fernen Tages,
An dem zuerst (mit Leuten gleichen Schlages)
Man diese so abstrakte Symphonie
Vernahm, verwarf, bezischte und bespie

Digitized by Google

(Strawinsky, über Wagners Wall sich schwenkend,
Traf sie mit Klängen kakophon und kraus),
Jenes Tohuwabohus nicht gedenkend,
Hält nun das geist'ge Ohr gespitzt das Haus.

Fagotte fangen an ... Tonbraus umfließt
Der Hörer unschuldsvollen Sinn; mich mutet,
Muß ich gestehn, es an, wenn es so flutet,
Wie Schaffenskraft, wie Keimen und Verlangen.
Durch Dissonanz aus Polyphonem sprießt
Wild-froh ein Eden, stolz auf seine Schlangen;
Erfüllungsheiß vibrierendes Gestiebe
Mysterienhafter mezzo-forte-Töne
Ist Igorn Auftakt für das Lustgefröne,
Das gleichmacht aller Völker Affentriebe.

Beim Himmel, das ist überaus gewagt!
Doch merkt man nirgends, daß es wen verjagt.
Der Saal verharrt in Ruhe: Schädel blinken,
Darüber fegt der Pizzicati Bö',
Und während Damen, kritisch auf der Höh',
Den Herren „göttlich" mit den Brauen winken,
Beweist vertonte Liebesbrunst von Ziegen
Des Notenführers astigmat'sches Lügen.

Im ersten Rang kein Zeichen von Tumult:
Die Reihn entlang herrscht Friede nur und Huld.
Die Galerie, gefüllt wie Schiffes-Wanst
Und frei vom Beben explosiver Glut,
Nimmt dieser Kühnheit nicht-ganz-neues Gut,
Als wär's von einem, der schon tot — wie Brahms.

Doch mich packt Wildheit; korybantisch rasend
Brech' über Satzungen hinweg ich aus.
Komm, tanz', die Stunde, diese tönereiche,
Mach' schöpferisch — und jede Hemmung weiche
Rhapsodisch-volksgefährlichem Applaus!

Digitized by Google

Den Dirigenten lyncht! Die Pauken stecht entzwei!
Die Hörner schlachtet! Taucht in Blut die Saiten!
Die Flöten köpft! . . . Es naht Strawinskys Mai
Mit heiliger Lenze Pomp und Grausamkeiten.
Steckt an den Saal, schürt harzigen Opferbrand
Mit glutversengten Geigen, die zerknallen! . . .

Noch einmal flackern Töne auf, verfallen;
Und beifallsfreudig regt sich jede Hand.

ENGLISCHE MENSCHEN

von

MAX MEYERFELD

I

Frontispiz

Nach zehn Jahren... Nach solchen zehn Jahren... Nach solchen zehn Jahren...

Man darf es getrost aussprechen: mehr Ereignisse, grauenvollere Geschehnisse haben sich in dieses Jahrzehnt zusammengedrängt als in irgendein früheres der Weltgeschichte. Millionen Menschen verbluteten; Millionen Menschen verarmten. Länder sanken in den Staub; Länder erhoben sich aus dem Schutt. Reiche wurden zu Bettlern; Bettler wurden zu Schiebern, Schieber zu Reichen. Der Haß feierte nie dagewesene Orgien. Der Glaube geriet in Konkurs. Nationalität zerquetschte Humanität. Right or wrong — my country war die allgemeine Verdummungsparole. Freundschaften platzten wie Seifenblasen; Bande barsten; alles Wertvolle menschlicher Beziehungen wankte. Ha, welche Lust zu leben!

Mit einem Wort, mit einem Buchtitel: der Untergang des Abendlandes — ist zwar nicht ganz vollendete Tatsache geworden, aber auch nicht allzuweit dahinter zurückgeblieben.

Wenn Kriegsjahre, nach volkstümlicher Rechnung, doppelt zählen, dann haben die folgenden Friedensjahre für uns dreifach gezählt. Somit bestand für deutsche Menschen das letzte Jahrzehnt aus viermal zwei gleich acht, plus sechsmal drei gleich achtzehn, in summa demnach aus sechsundzwanzig Jahren.

Digitized by Google

Und doch sind sie mir wie ein Tag vergangen, der gestern gewesen. So deutlich seh ich meine gute Miß — es war Mitte Juni 1914 — auf dem Bahnsteig von Victoria-Station in London stehn und mir Abschiedsgrüße zuwinken, als die Maschine sich keuchend in Bewegung setzte.

„Wissen Sie noch, was Sie damals zu mir gesagt haben?" fragte Lucy mit funkelnden Augen jetzt, Mitte Mai 1924.

Ich darauf, nichtsahnend: „Wahrscheinlich take care of yourself oder God be with you till we meet again oder etwas ähnliches."

Sie, fast beleidigt ob solcher Gedächtnisschwäche: „O nein, Sie haben zu mir gesagt: ‚Was auch kommen mag, lassen Sie es in unsrer Freundschaft keinen Unterschied machen.' Wissen Sie das wirklich nicht mehr?"

Ich mußte nachdrücklich verneinen.

„Gestehn Sie es offen ein, Lieber: Sie haben gewußt, daß es Krieg gibt!"

„Nein, meine Gute, ich habe vom Krieg nichts gewußt. Wie sollte ich auch? Ich habe den Krieg nicht gewollt; ich habe den Krieg nicht gemacht."

Aber sie ließ und ließ sich nicht ausreden, daß ich in der Erregung des Abschieds jene seltsam pathetischen Worte zu ihr gesprochen hatte.

Ein im Grunde harmloses Beispiel für die Raserei, den Amoklauf der Phantasie. Wehe, wenn sie losgelassen! Auch diese Himmelskraft wird furchtbar, wenn sie der Fessel sich entrafft. Nach zehn Jahren spukt sie noch.

Nein, ich habe vom Krieg nichts gewußt. Ich hab ihn nicht gewollt; ich hab ihn nicht gemacht. Ich hab ihn nicht einmal verloren. Denn empfände man all die Beschimpfungen und Demütigungen, die das deutsche Volk im letzten Jahrzehnt erfahren hat, als persönlichen Tort, so sähe man überhaupt keine Möglichkeit, die Dinge wieder einzurenken. Nur die Allgemeinheit konnte so viel Gemeinheit ertragen. Das Einzelwesen, das alles auf sich anwenden wollte, wäre seelisch zusammengebrochen und würde den Stachel nie wieder los. Wenn sechzig Millionen sich in die Riesenlast teilen, wird für den Einzelnen das Päckchen leichter . . .

Das Leben ist kurz. Nachtragen zeugt nie von hoher Intelligenz. Man kann nicht ewig als gekränkte Leberwurst herumlaufen. Zum Donnerwetter, einmal muß man den Anfang machen, die Vergangenheit in die Wolfsschlucht zu werfen. Alte Freunde locken. Also auf gen London!

Digitized by Google

2

Wiedersehn mit London

Nichts vermochte mehr meinen Glauben an das Gelingen der Reise zu erschüttern, seit mein Aberglaube willkommene Nahrung gefunden hatte.

Sooft ich bei Nacht über den Kanal fuhr, vertraute ich meiner Müdigkeit und meinem häufig erprobten Mittel gegen die Seekrankheit, „Zotos" genannt (es wird leider nicht mehr fabriziert). Wenn möglich einschlafen, ehe das Schiff abgeht, und erst aufwachen, wenn die Küste mit bloßem Auge zu erkennen. Das schien der sicherste Schutz gegen die Mucken des Meeres. Also schnell an Bord; Kleider aus; hingelegt; Decke hochgezogen; Augen zu. Doch in der Kabine vorgefundenes Handgepäck ließ vermuten, daß von ihren vier Betten noch ein zweites benutzt würde. Und mein sleeping-partner (zu deutsch: stiller Teilhaber; hoffentlich bleibt er es) wollte und wollte nicht kommen, so daß ich nicht grade den Segen des Himmels auf sein Haupt herabflehte. Endlich, endlich — das Schiff hatte schon zu schaukeln begonnen — öffnete sich die Tür, und herein trat ein baumlanger Engländer. Lautlos entkleidete er sich, streckte die hypertrophischen Glieder auf das Prokrustesbett, knipste das elektrische Licht aus, — und nun geschah etwas völlig Unerwartetes: dem Zaun seiner Zähne entsprangen die geflügelten Worte: „I wish you a good night". Ich aber, nachdem ich den Gute-Nacht-Wunsch erwidert, murmelte mit Ibykus, dem Götterfreund: „Zum guten Zeichen nehm' ich euch" . . .

In neunundzwanzig Jahren — so lange kenne ich England — war mir das niemals begegnet, daß ein britischer Reisegefährte sich zu einer Anrede bequemt hatte, und ich hätte eher auf die Anekdote von den beiden Angelsachsen geschworen, die zehn Jahre lang in demselben Gasthof an derselben Tafel sitzen, ohne miteinander ein Wort zu wechseln. Wär' es am Ende kein waschechter Engländer gewesen? Hinweg mit der schnöden Zweifelsucht! Die Stimme des Schicksals hatte gesprochen. Ich durfte fraglos mit freundlicher Behandlung rechnen. Aller Segen des Himmels auf dein Haupt, Schlafkumpan. Dank für deine Worte. Zum guten Zeichen nehm' ich euch . . .

Der Zug, der einen von der Küste londonwärts führt, stand bereit. Nach wohliger Seefahrt voll erquicksamen Schlummers hat der Mensch sozusagen begründetes Anrecht auf ein englisches Frühstück. Das gibt es noch? raunt es in dem durch die Entbehrungen der jüngsten Jahre

Digitized by Google

zum Spartaner oder zum Asketen erzogenen deutschen Magen. Und der Augenschein belehrt ihn: es ist alles noch wie früher. Noch immer verzehren diese schlanken Eilandbewohner so viel zum ersten Imbiß, wie wir an manchem Tage nicht in drei Mahlzeiten zu uns genommen haben. Noch immer fängt er mit Porridge (oder Hafermehlpampe) an, schreitet über die Eier oder den Fisch zum Fleisch oder Geflügel vor und endet mit dem nicht genug zu preisenden Jam. Noch immer bereiten sie den Tee so meisterhaft wie den Kaffee stümperhaft zu (ich weiß, es liegt am Wasser). Noch immer ist für die Küche der Insulaner mehr die Qualität des Rohmaterials als die Qualität der Herrichtung entscheidend. Noch immer spielen Gewürze keine oder eine vordringliche Rolle. Noch immer wird Schweinernes (in Gestalt von Schinken) neben die Hühnerbrust gelegt, was, für meinen Gaumen wenigstens, sich nicht zu kulinarischer Harmonie verbindet. Noch immer — es ist alles noch wie früher.

Nun zückt einer die Pfeife, stopft sie, steckt sie an — und Virginia setzt das I-Tüpfelchen auf Großbritannien. Dem honigsüßen Tabak gebührt ein Kapitel in der Osphresiologie. Er und die mixed pickles in ihrer sonderbaren Mischung geben aller englischen Luft den ihr eignen Geruch.

Der Zug saust durch die Bahnhöfe. Sie heißen immer noch sämtlich Bovril (Fleischextrakt) oder Cadbury (Schokoladenmarke) oder Pears' Soap (Seife), so daß der Fremde den richtigen Namen im Gewühl der Reklameschilder nicht zu entdecken vermag, falls ihm von früher her nicht bekannt sein sollte, daß die Bahnhofslaternen untrüglichere Auskunft geben. Er bewundert aufs neue die englische Landschaft mit ihren balsamischen Bäumen, die ein einziger wohlgepflegter Garten scheint, labt die Blicke an dem saftigen Grün der Wiesen, das, von der feuchten Seeluft befruchtet, seinen gelblichen Farbton erhält.

„My heart goes pit-a-pat all the while", summe ich mit einem Lied vom alten Purcell. Schon rasen wir durch die entlegeneren Vororte Londons. Menschenklumpen, auf ihren Zug wartend, an den Bahnhöfen. Wie geht's? Lange nicht gesehn. Wieder entschwunden. Ein andrer Vorort. Das gleiche Schauspiel. Sind es dieselben, sind es andre Menschen? Sie sehn einander, wenn man vorüberflitzt, zum Verwechseln ähnlich. Nicht unterschiedlicher als die englischen Häuser. My heart goes pit-a-pat. Nun wollen die Häuschen kein Ende mehr nehmen. Graue Steinwüste; Schornsteinwüste. Der Lokomotivführer bremst. Ein schwarzes Riesenloch, Liverpool-Station, reißt den Rachen auf. Pit-a-pat, pit-a-pat. Der Zug schleicht. Stoppt. LONDON.

Digitized by Google

„Wie finden Sie London verändert?" Jeder erkundigt sich danach in den ersten Tagen. Genau so, wie einer, der ständig mit einem Menschen zusammen ist, kaum noch die Veränderungen wahrnimmt, die mit diesem vorgehn – es sei denn, daß schweres körperliches oder seelisches Leiden die kontinuierliche Entwicklung sprenge –, genau so kommt das Unterscheidungsvermögen den Leuten abhanden, die ständig in einer Stadt leben. Wer sie jedoch in längeren Zwischenräumen wiedersieht, bringt den durch die Trennung geschärften Blick mit.

Wenn es nur so einfach wäre, diese Frage klipp und klar zu beantworten! Man fühlt: an der Oberfläche hat sich wenig, in der Tiefe mancherlei gewandelt. Soll man davon sprechen, daß der Verkehr beängstigend zugenommen hat; daß das Wagengewimmel sich immer mehr zu einer Lebensgefahr für den Fußgänger auswächst; daß Londons lieblichstes Wahrzeichen: das Hansom-cab und mit ihm das Pferd aus dem Straßenbild verschwunden ist; daß Regent-Street verschandelt wird; daß jetzt moderne Geschäftspaläste nach kontinentalem Vorbild emporragen; daß die Schaufensterauslagen immer noch durch die Masse zu imponieren suchen und gar nichts von kontinentalem Vorbild gelernt haben; daß die hinzugekommenen Denkmäler, künstlerisch neutral oder schlimmer, keinen ernsten Schaden anrichten; daß der Veitstanz der Lichtreklame um die Dächer von Piccadilly-Circus nach dem kimmerischen Berlin wirklich wie Zirkusbelustigung wirkt?

Aber das alles sind ja Belanglosigkeiten, mit denen jeder bessere Reporter aus dem Handgelenk mehrere Artikel füllt.

Die wichtigste Veränderung ist unbestreitbar das Verschwinden der silbernen Kette, die sich über die linke Seite des männlichen Beinkleides spannte und in der linken Hosentasche mündete. Keiner trägt sie mehr, diese silberne Kette, woran die kleine Goldbörse befestigt war. Sie existiert nicht mehr in England, so wenig wie das englische Gold noch im freien Verkehr existiert.

Das dünkt mich, offen gestanden, die einschneidendste Veränderung: England ohne Sovereigns. Amerika hat sie wohl zum größten Teil geschluckt, wie das Gold der übrigen Welt. Die Fünfpfundnote, vordem Englands kleinstes Papiergeld, hat fünf Junge geworfen und die Pfundnote sich wiederum in zwei Zehnschillingscheine gespalten. Welche Wandlung! „Am Golde hängt doch alles"; nur das Gold hängt nicht mehr an allen.

Vom Schwund des Goldes ausgehend, hätte der Wirtschaftspolitiker (ich bin keiner) jetzt darzulegen, daß auch in England, wo der Reich-

Digitized by Google

tum seßhafter war als in sämtlichen Ländern Europas, vielfach eine „Umschichtung" der Vermögen erfolgt ist. Durch die außerordentlich hohe Besteuerung während der Kriegsjahre (sie ebbt nun sachte ab) sind wohl die Großgrundbesitzer am schwersten getroffen worden, und manch einer sah sich gezwungen, seinen Besitz blutenden Herzens zu veräußern oder seine Lebenshaltung wesentlich einzuschränken. Erloschen ist der Glanz freilich nicht, nur um einige Kerzen herabgemindert. Es braucht nicht als Nationalunglück zu gelten, daß jemand, der drei kostbare Gemälde besitzt, eins davon über das große Wasser wandern läßt.

Andererseits hat der Krieg mit seinen ungeheuren Verdienstmöglichkeiten und seinen Möglichkeiten ungeheuren Verdienens Existenzen, die bis dahin im Dunkel hausten, gleichsam über Nacht in grelles Licht gerückt. Auch in England gibt es profiteers oder Kriegsgewinnler; und diese, dem Inselmenschen von jeher verhaßten nouveaux riches mit ihrer Sucht, die großen Herren zu spielen oder durch Protzerei aufzufallen, stehn hier im denkbar übelsten Geruch.

Damit hängt unverkennbar ein Anschwellen des Antisemitismus zusammen. Weit häufiger als früher sieht man jetzt in Londons Westend Hebräer, die entweder aus dem Osten zugezogen oder aus dem Ostend umgezogen sind. Man sieht sogar in den westlichen Stadtbezirken die drei ominösen Buchstaben vor rituellen Speiseanstalten. Und in andern Anstalten sieht man Inschriften, in denen sich der Grimm des Pöbels, wie üblich, Luft macht.

3
Wandel-Bilder

Aufzufallen scheint nicht minder einem großen Teile der Londoner Frauen heute Bedürfnis. Eine internationale Mode — Start: Paris — gab es zwar seit Menschengedenken; daneben aber hatte jedes Land seine Besonderheiten oder meinetwegen auch nationale Torheiten. Die sind augenscheinlich im Aussterben begriffen. Für die Frauenwelt beschränkt sich die Internationalität heute nicht mehr auf die Kleidung nebst allem Zubehör, sondern hat die gesamte äußere Herrichtung unerbittlich in Mitleidenschaft gezogen.

Die letzte Narretei: das abgeschnittene Haar (the cropped or bobbed hair) ist in London ebenso heimisch wie in andern Hauptstädten Europas. Wen der Bubenkopf kleidet — warum nicht! Wen er zur Vogelscheuche macht — entschieden nein. Es ist kein Grund abzusehn,

Digitized by Google

warum ältere Semester in der von Shaw für seine Jungfrau Johanna vorgeschriebenen Haartracht herumlaufen.

Unendlich verbreiteter und anfechtbarer ist das Bemalen des Gesichts. Diese widerwärtige Unsitte galt ehedem als Vorrecht besonders gefälliger Dämchen, die mangelnden natürlichen Vorzügen durch künstliche nachhelfen mußten und ihre Anziehungskraft auf die Männer durch laute Farben zu erhöhen hofften. In letztem Betracht rechnet ja jede Verrücktheit der Frau mit der Sinnlichkeit des Mannes. Zweifellos hat es zu allen Zeiten, in allen Ländern Männer gegeben, auf die „gemalte Wangen" (von Goethe als Lockmittel der Bajadere gegenüber einem Gotte hervorgehoben), kirschrote Lippen und pechschwarze Brauen einen starken Reiz ausübten. Aber die Frauen wollen es anscheinend nicht wahr haben, daß es auch Männer gibt — und, weiß Mahadöh, sie sind weder der Zahl noch dem Werte nach die Minderheit —, auf die das weibliche Tuschkasten-System abschreckend, wenn nicht gar abstoßend wirkt. „Corriger la nature" mag in der Gartenkunst, in der Malerei, vielleicht in allen Künsten bisweilen ein Gebot höherer artistischer Einsicht, die Konsequenz eines überlegten und überlegenen Stilprinzips werden. Auch dem menschlichen Körper gegenüber darf der Grundsatz Anwendung finden, solange er seine Mittel diskret verhüllt, statt sie schamlos zur Schau zu stellen. Die Mühe muß nur eine wirkliche Verbesserung des Aussehens erreichen; dann gibt der Erfolg recht. Aber die Wohltat wird zur Plage, wenn sie lediglich einen Stich ins Gemeine erzielt.

Haben englische Frauen, deren frische Gesichtsfarben von jeher die Bewunderung ihrer Verehrer, den Neid ihrer Schwestern erregten, es nötig, ihrem Teint auf so drastische Weise nachzuhelfen? Nicht einmal diese simple Erwägung vermag dem Siegeslauf von Lippenstift, Schminke und Fettpuder Einhalt zu tun. Das fanatische Feldgeschrei im Kreuzzug gegen die Natur heißt: La mode le veut. Ist Wahnsinn schon die Mode, so hat sie doch Methode.

Ich sprach darüber mit einem entzückenden Geschöpf, einem durch Schönheit und Klugheit ausgezeichneten jungen Mädchen, um von ihr zu erfahren, wie sie ihr Mitläufertum vor sich selbst oder ihrem durch Gaben des Geistes und des Geschmacks hervorragenden Bräutigam zu rechtfertigen suche.

„Die Sache" — lautete ihr Bescheid — „liegt doch ganz einfach. Wir können das Ästhetische, worüber die Ansichten geteilt sein mögen, dabei ausschalten. Es ist ein Zugeständnis an das heute beliebte Ver-

Digitized by Google

langen des Mannes, in der Frau ein künstliches Gebilde zu sehn, gleichsam das Unwirkliche in ihr anzubeten. Indem wir unsre Farbigkeit erhöhen oder uns hinter einer Maske verstecken, kommen wir seiner Illusion beträchtlich näher. Voilà tout."

„So billigenswert" — wagte ich einzuwenden — „es in der Theorie erscheint, ein ethisches Moment über das ästhetische zu stellen, so verdammenswert scheint es in der Praxis, das Ethische, wenn wir es einmal zugestehn wollen, auf Kosten des Ästhetischen zu erkaufen. Ethik durch Ästhetik — herrlich; Ethik durch Verletzung der Ästhetik — greulich."

Wir lachten beide, und im Nu vollzog sich das Wunder, daß der Anblick der bezaubernden Sprecherin alle Argumente entwaffnete.

Auch sonst sind an der Engländerin tiefe Wandlungen zu beobachten. Man hat, ohne es im einzelnen begründen zu können, das Gefühl: ihre vornehme Zurückhaltung hat sich ein bißchen gelockert. Sie ist mehr aus ihrer Verkapselung herausgegangen, hat die Starrheit des wandelnden Noli me tangere abgestreift. Ja, man darf füglich behaupten: sie ist aggressiver geworden.

Natürlich machen sich hier Nachwirkungen oder Nachwehen der Kriegserlebnisse geltend. Die zur Selbständigkeit, zur Tätigkeit aufgerufene Frau mußte den umfriedeten Bezirk ihres Hauses, ihres Puppenheims verlassen und kam in Berührung mit der unsanften Öffentlichkeit. Aus ihrem beschaulichen Dasein wurde sie jäh in die Aktivität geschleudert, war am Ende darauf angewiesen, selbst Geld zu verdienen, und findet nun nicht reibungslos den Rückweg zur früheren passiven Rolle. Hier müßte der Statistiker seine Tabellen über die Ehescheidungsprozesse der letzten Jahre vorlegen und fachmännisch Auskunft erteilen, wie sehr diese Prozesse sowohl an Zahl wie skandalösen Einzelzügen zugenommen haben. Für die Journale sind sie ein gefundenes Fressen, und noch immer kann sich der Ausländer vor Staunen darüber kaum fassen, daß der sonst als prüde verschrienen angelsächsischen Lesewelt Interna der ehelichen Gemeinschaft schwarz auf weiß haarklein geboten werden, wie sie der abgebrühtere Festländer vergeblich in seiner Zeitung sucht. Mit dem Wahn, durch dieses erbarmungslose Verfahren, das eine teuflischere Form des Spießrutenlaufens ist, den zu ähnlichen Streichen aufgelegten Frauen den Teufel auszutreiben und jede Lust zu vergällen — damit scheint es Essig zu sein.

Noch ein Wort über das Rauchen der Frauen. Es ist durchaus

Digitized by Google

kein Meerwunder, eine Frau — bitte: kein Frauenzimmer — am hellichten Tag in Piccadilly mit der Zigarette zu sehn. In den Restaurants, in den Kinos paffen Damen mit Männern um die Wette. Hat Mrs. Grundy Grund zu moralischer Entrüstung? Warum soll ein Genußmittel, das beide Geschlechter zu schätzen wissen, dem einen in der Öffentlichkeit, dem andern bloß im stillen Kämmerchen erlaubt sein? Die Logik spricht dagegen, weder Ethik noch Ästhetik dafür. Deshalb brauchen sich nicht alle Bande frommer Scheu zu lösen. Denkt man jedoch an die eigne Jugend zurück, als der Ruf einer Frau beinahe gefährdet war, wenn sie in ihren vier Wänden rauchend angetroffen wurde; oder vergegenwärtigt man sich, daß in den Restaurants New Yorks bis vor kurzem dem weiblichen Geschlecht das Rauchen bei Strafe verboten war: so stellt man voll Genugtuung fest, daß die Welt gelegentlich im kleinen große Fortschritte macht.

Auch die Männerwelt Londons hat sich in ihren Aspekten verändert. Die herrlichen Gestalten, die, so zahlreich in keiner andern Stadt Europas, früher den Glanz des Straßenbildes ausmachten — wo sind sie hingeraten? O, rühret nicht daran! Es kann keine Täuschung sein: die Erlesenheit des Menschenmaterials ist um etliche Teilstriche zurückgegangen. Das merkt man unbedingt den Soldaten an. Doch auch sonst ist man etwa gegen die Zunahme der Brillenträger nicht blind. Unter Londons Schutzmannschaft findet man heute die prachtvollsten Kerle; und es bleibt, sooft auch ihr Loblied erklang, ein Vergnügen, ihnen zuzuschaun, wie sie, als geborene Dirigenten, das immer bedrohlicher anschwellende Getümmel des Verkehrs mit unerschütterlichem Gleichmut, höchst sparsam in ihren Bewegungen, virtuos lenken. Jeder an seinem Platz ein kleiner Nikisch der Straße.

Was die Zivilisten anlangt, so verwischt sich zusehends die Besonderheit in der Kleidung. Zylinder und Mütze, der Aristokrat und der Prolet unter den Hüten, sind während der Tagesstunden fast völlig verschwunden. Der in Mode gekommene weiche Filzhut, früher Homburg hat genannt, weil ihn Eduard auf die Badereise mitnahm, überbrückt als echter Demokrat Klassenunterschiede. Kenner versichern, die Güte der Anzugstoffe, die im Rufe der Unverwüstlichkeit standen, habe nachgelassen; dafür darf man heute dem Schneider ungefähr das Doppelte bezahlen. Man entdeckt viel „Konfektionsarbeit", und so salopp die Kleidungsstücke gemacht sind, so salopp werden sie getragen. Zwar hält man getreulich noch an den alten Kleiderregeln fest, die für die verschiedenen Tageszeiten zu gelten

Digitized by Google

haben, aber der strenge Zwang weicht allmählich laxeren Gepflogenheiten. So tragen die Leute braune Stiefel zur schwarzen Melone oder braune Strümpfe zum schwarzen Schuh — ein Kapitalverbrechen, über das Pachulke lächelt, Poppenberg Tränen vergossen haben würde. So macht das dinner-jacket (bei uns dummerweise „Smoking" geheißen), der von einem König lancierte Emporkömmling, dem altehrwürdigen Frack in den Abendstunden die Herrschaft streitig, und sogar im Parkett der Theater gewahrt man einen Sakko mitunter, ohne daß das britische Imperium deswegen in den Grundfesten bebte.

Äußerlich ist also wirklich manches anders geworden. Vielleicht macht es sich darum hier stärker bemerkbar, weil dieses Volk in seinen Bräuchen von einer nicht zu überbietenden Zähigkeit war. Tradition ist das Patengeschenk jedes englischen Säuglings; und wenn er im spätern Leben noch so fortschrittlich werden sollte, stets bleibt er im Herzen gut konservativ.

An den liebenswerten Seiten des englischen Wesens hat nicht einmal die Umwälzung der letzten Lustren zu rütteln vermocht. Wenn man gar aus dem Hexenkessel Berlin kommt, fühlt man sich bald in die Luftschicht sanfterer Sitten versetzt. Hier sind urbanere Umgangsformen zu Hause. Hier waltet noch eine vorbildliche Höflichkeit; hier gedeiht noch die seltene Blume der Rücksicht. Alles spielt sich in einem Seelenklima der gemäßigten Ruhe (andante con moto) ab. Es geht auch ohne rauhe oder rohe Worte; es geht ohne die große Schnauze wahrscheinlich besser. Etwas vom erwachsenen Kind wird der Engländer nie los: es bleibt der gewinnendste Zug seines Wesens. Und überaus rührend ist seine Liebe zu Tieren. Diese Menschen mögen vielfach stereotyp wirken; dafür fallen sie nicht mit aufgeblasener Individualität zur Last. Diese Menschen mögen vielfach temperamentlos sein; dafür haben sie ihre Nerven in der Gewalt. Diese Menschen mögen vielfach untief scheinen; dafür prätendieren sie nicht, mehr zu sein, als sie sind. Diese Menschen mögen in einer der künstlerischen Produktion unförderlichen Zone atmen; ihre Begeisterung für die Kunst hat darunter nicht gelitten.

All das drängt sich, nach längerer Pause, dem Besucher erneut ins Bewußtsein, wenn er schaudernd an heimische Zustände denkt. Darum beschmutzt er sein Nest noch nicht, weil er den Unterschied so kraß und schmerzlich empfindet.

Ein Deutscher an höchster, an allerhöchster Stelle hat vor vielen Jahren, als er die Segnungen eines Aufenthalts in seiner Mutter

Digitized by Google

Heimatland genoß, den Ausspruch getan, es sei schwer, in Großbritannien nicht neidisch zu werden. Es ist noch viel, viel schwerer geworden.

4
Stimmen und Stimmungen

Fünf Wochen bin ich in London gewesen, habe einer Königin (lieber Alfred, platze nicht!) und einem Dienstmädchen die Hand gedrückt, habe mit Lords und Gemeinen am Tisch gesessen, bin in Klubs und Bürgerhäusern Gast gewesen, habe mich unter den Reichsten bewegt und unter die Volksmenge im Hydepark gemischt: niemals ist mir etwas Unfreundliches begegnet, niemals hab ich ein unfreundliches Wort gegen Deutschland zu hören bekommen.

Trotzdem — wer wollte behaupten, alles Schreckliche der letzten Läufte sei vergessen! Man muß froh sein, daß man nicht auf Schritt und Tritt daran gemahnt wird. Bei meiner lieben Wirtin steht im Wohnzimmer auf dem Bücherschrank der Helm eines württembergischen Soldaten, als Trophäe von einem ihrer Bekannten aus dem Felde heimgeschleppt. Mir wird ein wuchtiges Stück Eisen gezeigt, vom ersten Zeppelin, der über London Bomben abwarf, aus dem Dach herausgeschlagen. Ja, ja, die Zeppeline hatten es in sich.

Selbstverständlich ist der gebildete Engländer zu wohlerzogen, zu höflich, vielleicht auch zu scheu, den einzelnen Deutschen für die erduldeten Leiden verantwortlich zu machen. Es wäre, nebenbei gesagt, auch reichlich borniert. Aber man spürt bisweilen eine gewisse Distanz, glaubt zu fühlen, daß es unterirdisch noch in ihm rumort. Diese auf ihrer Insel geborgene Bevölkerung hat ja nicht einen winzigen Bruchteil von dem erlebt und erlitten, was wir in den Hungerjahren des Krieges und erst recht in den Taumeljahren des Friedens durchzumachen hatten. Keine Phantasie kann, ohne schwindlig zu werden, dem tollen Tanz ums papierne Kalb folgen. Von der Armut Deutschlands läßt sich keine Vorstellung erwecken.

Um so weniger, als alle Reisenden, die im Frühjahr aus Italien, Sizilien, Spanien, der Schweiz nach England zurückkehrten, sagenhaft aufgebauschte Geschichten über die Zahl der Deutschen, die sie unterwegs getroffen, und über deren würdeloses Benehmen mitbrachten. Der Engländer, dem die Welt offen steht, konnte nicht begreifen, daß die Deutschen nach zehn furchtbaren Jahren der Einkerkerung auch einmal das brennende Verlangen hatten, davonzufliegen. Aber er glaubte gern die immer wieder aufgetischte Mär, schon früh um

Digitized by Google

elf Uhr hätten die Deutschen Champagner bestellt (es wird am Ende nur Asti spumante gewesen sein) und bis in die Nacht hinein gezecht. Als eine amerikanische Malerin beteuerte, das mit eignen Augen gesehn zu haben, ward ich so wütend, daß ich die legendäre Flasche Schampus mit den in Belgien abgehackten Kinderhänden verglich.

Immerhin — so menschlich die Massenflucht war, sie war ein Taktfehler. Unter dem Druck der öffentlichen Meinung mußten die Sammlungen für die darbenden deutsehen Kinder in London eingestellt werden. Miß Sh., Tochter eines anglikanischen Geistlichen, Typus der intellektuellen Frau, die ein Herz hat, erzählte mit bewegter Stimme, sie hätte das wohltätige Werk nicht fortsetzen können, weil in den Blättern dagegen geeifert wurde, so daß plötzlich alle Spenden ausblieben. Und eine namhafte Romanschriftstellerin, wohl aus dem Lager der Quäker, bestätigte es.

Im Anschluß an diese epidemiseh auftretende Reiselust wurde von Übelwollenden auch sonst ein bißchen gehetzt. Mit einem Mal sollte London wieder von deutschen Kellnern überlaufen sein, die es verstanden hätten, in den ersten Hotels unterzukommen; sogar der dicke Portier in Claridge's Hotel (man denke!), sogar er sei (Staatsverbrechen!) ein Deutscher. Warum erwähnt man überhaupt so läppisches Zeug? Weil es als letzte Zuckung der Kriegspsychose zu werten ist. Hoffentlich als die allerletzte. Zufällig war ich kurz darauf mit einem der Direktoren des Savoy-Hotels zusammen und erkundigte mich bei ihm, da er als höchste Autorität auf diesem Gebiete gelten durfte, ob solche Angaben auf Wahrheit beruhten. Sie wurden, soweit es sich um Hotels ersten Ranges handelte, glatt zurückgewiesen, sogar die vermeintliche Nationalität des dicken Portiers als dicker Schwindel bezeichnet. Hätte man bloß allen Lügen immer so schnell die Köpfe abzuhaun vermocht!

An diese Geschichte sei die bedeutungsvolle Frage geheftet, die mir ein Engländer vorgelegt hatte: „Wissen Sie, wer den Krieg eigentlich gewonnen hat?“ — Ich (ohne Besinnen): „Die Amerikaner.“ — „Nein.“ — Ich (nach einigem Besinnen): „Das Geld.“ — „Schon besser.“ — Ich: ?? — Er: „Lord Northcliffe (der Chef der Kriegspropaganda).“ Sämtliche Parteien Deutschlands können dieser Auffassung ohne weitere Debatte zustimmen.

Und damit wären wir beim heikelsten Gegenstand. Die Ansicht des Durchschnittsengländers über den Krieg zu ermitteln, stößt natürlich auf allerlei Schwierigkeiten, weil das Thema noch so heiß ist, daß man

Digitized by Google

immer befürchten muß, sich die Lippen zu verbrennen. Der Engländer — es wird jetzt nicht ganz ohne die üblen Verallgemeinerungen abgehn, die mir eine deutsche Greueltat sind — spricht nicht mehr gern über den Krieg und alles, was er im Gefolge hatte. Seine vorherrschende Empfindung gegen diesen Nachtmahr in unser aller Leben ist: „We are sick of it" (wir haben es satt, es steht uns bis dahin). Kommt einmal eine nüchterne Unterhaltung zustande, so gerät man sehr bald auf die Sandbank der nicht zu erschütternden Überzeugung, Deutschland trage die Hauptschuld am Ausbruch des Krieges. „Ich mag kein Politiker sein," hat einer der berühmtesten Briten zu mir gesagt, „aber niemand leugnet, daß ich etwas von Psychologie verstehe, daß ich die menschliche Natur kenne. Deutschland, sehn Sie, hat drei erfolgreiche Kriege geführt; also lag es in seiner Natur, den vierten anzufangen. Wenn einer drei erfolgreiche Romane geschrieben hat, kann er nicht anders: er muß den vierten schreiben. So war es mit Deutschland." Wenn man dagegen lachend Widerspruch erhebt, weil es doch inkommensurable Dinge seien; wenn man sich auf Lloyd Georges bekannte Lesart beruft, alle Völker seien mehr oder minder in diesen Krieg hineingetorkelt; wenn man die aus den Archiven inzwischen veröffentlichten Dokumente heranzieht, merkt man leider, daß alle Worte am Fels der Überzeugung abprallen. Es ist so, wie wenn man vor einem gläubigen Menschen das Dasein Gottes mit Vernunftgründen bekämpfen, oder vor einem ungläubigen Menschen mit Gefühlsgründen beweisen wolle. Er hört sich die Gegenargumente seelenruhig an und weicht nicht um Haaresbreite von seiner vorgefaßten Meinung. Hier kann bloß die Zeit einen Umschwung bewirken. Vielleicht ist sie noch mächtiger als Lord Northcliffe.

Man ist auch verwundert, daß der Engländer mit seinem ausgeprägt sportlichen Sehwinkel so selten ein Wort der Anerkennung für das im Kampfe gegen drei Viertel (oder waren es vier Fünftel?) der Welt von Deutschland Geleistete findet. Die Erklärung dafür scheint in der Tatsache zu liegen, daß ihm der Endsieg, dieser Endsieg in seiner ungeahnten Größe, wohl selbst als eine tolle Überraschung, gleichsam als ein pervertierter Blitz aus heiterm Himmel gekommen ist. Es wäre zu viel verlangt, von einem böse zugerichteten Boxkämpfer zu erwarten, daß er, während die Schläge mörderisch auf ihn niedersausen, auch noch ein Organ für die Schönheit der Kampfweise seines Gegners habe, ihr seine Bewunderung zolle, ihm sein ritterliches Kompliment nicht vorenthalte. Der Engländer war viel zu sehr aktiv beteiligt, als

Digitized by Google

daß er den spectator ab extra hätte spielen können. Er war tatsächlich so stark engagiert, daß er — um im Bilde des Boxkampfes zu bleiben — sich schon bei der Sekundenzahl sechs oder sieben angelangt wähnte. Das Endergebnis muß nicht anders auf ihn gewirkt haben, als wenn der Boxer in solcher Lage plötzlich erführe, sein furchtbarer Gegner sei, vom Herzschlag getroffen, umgesunken. Er hat sich bis heute noch nicht ganz von dem freudigen Schreck erholt.

Und weil England nicht nur mit seinem Gut, sondern auch mit seinem Blut viel mehr gelitten hat, als die Kriegspropaganda bei uns wahr haben wollte, wird es nicht so rasch vergessen können, wie man zum Segen Europas wünschen möchte. Das steht indes fest: die Natur des Engländers neigt nicht zum Nachtragen. Er ist keineswegs so besessen antideutsch, daß er die Behandlung billigt, die sich der am Boden liegende Gegner von gestern gefallen lassen muß. Dagegen sträubt sich sein Sinn für „fair play". Französischer Terror gegenüber einem wehrlosen, aus tausend Wunden blutenden Opfer ist dem Engländer — glaubt es mir aufs Wort! — in der Seele zuwider. Ja, ich kann es auf meinen Diensteid nehmen: die geistige Jugend Englands (nicht die Biceps-Rowdies und nicht die Hirnschwund-Clerks des Mittelstandes) verurteilt Frankreichs Triumphatorrausch aufs schärfste. Vielleicht war sie nie franzosenfreundlich im Herzen. An ihr hat das Cordiale der Entente schwerlich einen überzeugten Fürsprecher gehabt, weil sie die Unterschiede der Rasse von jeher zu stark empfand. Es ist nicht anders geworden.

Zwar für den Deutschen als ζῶον πολιτικόν hegt auch die geistige Jugend Englands mit nichten übertriebene Sympathien, aus dem einfachen Grunde, weil er noch nicht geboren ist oder sich leider in einem höchst rudimentären Zustande befindet. „The case is hopeless", wurde mehr als einmal, im Hinblick auf jüngste Ereignisse, von wohlmeinenden Beurteilern gesagt. Aber wie sind sie des Lobes voll für deutsche Literatur, deutsche Bühnenkunst und vor allem für deutsche Musik! „Der Rosenkavalier" von Richard Strauß war dieses Frühjahr in London ein Sieg auf der ganzen Linie, so daß politische Stänker mit eingekniffenem Schwanz abziehen mußten; jedoch Madame Sorel aus Paris wurde, trotz Verbeugung vor Shakespeare, nicht einmal lauwarm empfangen. Frankreichs Kunst stagniert; Deutschlands Kunst vibriert — das wäre die kürzeste Formel für die Wertschätzung des Neuen, das von beiden Ufern des Rheines kommt. Auf diesem Felde liegen vorläufig die starken Wurzeln unsrer Kraft.

Digitized by Google

Nun ja, werden Übelwollende dazwischenwerfen, die Engländer haben erreicht, was sie wollten. Sie haben uns unsre Kolonien, unsre Schlachtflotte genommen, sie haben sich an deutschem Privateigentum vergriffen (laßt euch sagen: dies wird von den besten Engländern als ein nicht zu tilgender Schandfleck angesehn). Sie haben nie etwas dagegen gehabt, daß die Deutschen in Kunst und Wissenschaft die erste Geige spielten, wenn sie sich nur im Völkerkonzert mit einem untergeordneten Instrument begnügten. Das Volk der „Dichter und Denker" war nie mißliebig; wenn wir nur politisch klein und hübsch brav im Hintergrund blieben, verursachten wir dem weltbeherrschenden Albion kein Unbehagen.

So ganz stimmt's freilich doch nicht. England hat keineswegs erreicht, was es wollte; oder nur zur einen Hälfte das erreicht, was es wollte, während ihm die andre Hälfte wider Erwarten über den Kopf gewachsen ist. Sicherlich war ihm ein allzu starkes Deutschland ein Dorn im Auge; doch ein allzu starkes Frankreich ist es nicht minder. Früher war die deutsche Flotte das Schreckgespenst für England; jetzt ist es die französische Luftflotte, so daß ängstliche Gemüter jenseits des Kanals schon seit Jahren stöhnen: denk' ich an Frankreich in der Nacht . . . England fühlt, daß es recht eigentlich aus dem Regen in die Traufe gekommen ist. England weiß, daß es das Problem der Arbeitslosigkeit im eignen Lande niemals lösen wird, solange der deutsche Absatzmarkt brach liegt, und hätte somit aus schnödem Eigennutz (bitte sehr: „das Volk der Krämer") ein brennendes Interesse daran, daß Deutschland wieder hochkommt. England rechnet damit, daß Deutschland in zehn Jahren zu seiner alten Größe gelangt sein wird.

Zehn Jahre — das mag dem einzelnen ein schwacher Trost scheinen; denn zehn Jahre sind ein verwünscht langer Zeitraum in einem kurzen Menschenleben. Doch was bedeuten zehn Jahre im Dasein eines Volkes, das ewigen Bestand hat! —

5
Wiedersehn mit Menschen
1. Robbie

Den einen, dem ich am liebsten die Hand geschüttelt hätte, fand ich nicht mehr unter den Lebenden. Robert Roß ist schon im Oktober 1918 gestorben. Am Herzschlag. Noch nicht fünfzigjährig. Der Jammer des Krieges, unsagbarer eigner Kummer, abscheuliche Anfeindungen, aufreibende Prozesse haben ihn vor der Zeit verbraucht.

Digitized by Google

Der geborene Katholik, der seiner Religion entsagte, als sein Gegner zu ihr übertrat, weil dieselbe Kirche nicht Raum für sie beide habe, ließ sich verbrennen. Sein großes Herz kann nicht zu Asche werden.

Deutsche Menschen wissen kaum, wer dieser Robert Roß gewesen ist — es sei denn, daß sie „De Profundis" von Oscar Wilde oder dessen Biographie von Frank Harris kennen. In beiden Werken ist ihm ein unvergängliches Denkmal gesetzt, das keines Buben Hand zu schänden vermag. Man muß schon in Heiligengeschichten blättern, um so rührende Züge selbstloser Hingabe zu finden.

Das eine Mal hat er sich im Gang des Gefängnisses aufgestellt, um seinen Freund zu erwarten, der aus dem Zuchthaus vor das Konkursgericht geführt werden sollte; und als der entehrte Sträfling in Handschellen daherkam, zog Robbie tief den Hut vor ihm. Das andre Mal hat er den Leichnam seines Freundes, der von Bagneux nach dem Père-Lachaise überführt werden sollte, von fremder Hand nicht berühren lassen, sondern selbst aus einem Sarg in den andern gehoben, während er den Sohn des Toten beiseite schickte, damit ihm des Vaters Anblick erspart bleibe. „Um kleinerer Dienste willen sind Menschen in den Himmel gekommen." Für den ersten Dienst der Liebe hat ihm der Dichter in Sätzen seiner herrlichsten Prosa die Unsterblichkeit verliehen; für den zweiten hat ihm der Schriftsteller einen Immortellenkranz gestiftet. Was Menschen Gutes tun, blöder Mark Anton, das überlebt sie.

Wer diesen Roß, den „Treusten aller Treuen", persönlich nicht gekannt hat, der kennt ihn nicht. Der kann unmöglich ermessen, welch ein Golfstrom der Güte von ihm ausging. Seine Menschlichkeit, nicht sein Werk erhält ihn am Leben. Dabei besaß er eine nicht zu unterschätzende Gabe, den Stil seiner Zeitgenossen zu parodieren, ihre Eigenart oder Manier in skits zu verulken (sie sind in dem Bande „Masques and Phases" gesammelt). Noch höher stand seine wundervolle, beim Meister aller Meister in die Schule gegangene Kunst mündlichen Erzählens. Keiner, der ihr je gelauscht, blieb unbeschenkt. Roß kannte die kleinen Schwächen der Großen wie die großen Schwächen der Kleinen; und da ihm selbst Eitelkeit weltenfern lag, durfte er sie bei andern zur Zielscheibe seines Witzes nehmen. Das hätte leicht, in plumpen Händen, verletzend wirken können; bei ihm war es entzückend.

Und doch, das alles verblaßt, versinkt vor der Selbstlosigkeit, der Hilfsbereitschaft seines Wesens. Leute sogar, die nicht einmal ihm

Digitized by Google

besonders nahe gestanden, verehren sein Andenken. Nie fand ich einen Toten so sehr am Leben. Kein Tag, aber wirklich kein Tag ist vergangen, ohne daß irgendwer in London von ihm gesprochen hätte. Gibt es einen helleren, schöneren, beglückenderen Nachruhm?

Wie mancher Künstler gäbe gern das Danaergeschenk seines Nachruhms dafür her! Du lieber Himmel, wie viele oder wie wenige der heute Schaffenden werden Werke mit dem Ewigkeitsstempel hinterlassen? Wenn wir fürchterliche Musterung halten wollten, wer weiß, ob ein halbes Dutzend in allen Ländern herauskäme. Und noch von diesen sechsen wird über kurz oder lang der eine oder andre abbröckeln. Auch die berühmten Toten reiten schnell — in die Rumpelkammer. Bei Lebzeiten umstritten, am Sterbetag gefeiert, nach einem Menschenalter — wenn es so lange dauert! — zum rostigen Eisen geworfen: von jeher haben es Künstler nicht besser gehabt. (Und andre Sterbliche leben nur so lange, wie noch einer lebt, der sich ihrer erinnert.)

Robbies Anwartschaft auf die Unsterblichkeit ist von keiner Mode des Tags, keiner Kurve des Ruhms, keiner Welle der Gunst abhängig. Er bleibt der ewige Freund. Zu den Sternen erhoben. Ein Mythos.

„Und die Güte ist das Größte dieser Welt."

2. Oscar Wildes Sohn

Er hat ein beklagenswertes Schicksal gehabt. Mitleid war mein erstes Gefühl ihm gegenüber; Mitleid wird das letzte bleiben.

Vor vielen Jahren lernte ich ihn bei Robert Roß kennen. „Das ist Oscars Sohn." Als er unter dem im Zimmer hängenden, von Harper Pennington gemalten Bilde seines Vaters stand, fiel die starke Ähnlichkeit auf.

An jenem Abend las St. John Hankin (mit eisernen Hanteln um den Hals sprang er später in Llandrindod Wells, einem walisischen Badeort, ins Wasser) zwei dramatische Skizzen vor. Hernach kam die Unterhaltung auf die Novelle in der europäischen Literatur. Bei allem klugen Gerede wurde Knut Hamsun vergessen. Auf ihn wies der junge Wilde, der bis dahin schweigend zugehört hatte, und zitierte den Schlußsatz einer short story des Norwegers in deutscher Sprache, noch dazu ohne jeden fremden Akzent. „Sie sprechen deutsch, und so gut deutsch!!" Da nahm ich ihn beiseite und bat ihn, mir von sich zu erzählen. Er sprach von seiner trostlos traurigen Jugend: wie er, nach der Katastrophe seines Vaters, in der Welt herumgestoßen

Digitized by Google

worden sei und auch einmal in Wiesbaden ein Jahr lang die Schule besucht habe.

Das Mißgeschick ist ihm nicht von den Fersen gewichen. Er verlor zu Beginn des Krieges seinen älteren Bruder Cyril in Flandern, verlor später in London, unter tragischen Umständen, seine junge Gattin, die im Badezimmer verbrannte. Er selbst machte den Krieg als Offizier mit und hatte, wie mir berichtet wurde, unter seiner Abstammung zu leiden. Trotzdem er schon in früher Jugend seinen väterlichen Namen abgelegt hat — eine Base von ihm, William Wildes Tochter, führt als einzige noch den lange geächteten Namen —, wurde seine Herkunft ruchbar, und er mußte zu einem andern Truppenteil versetzt werden. So mittelalterlich grausam kann man in England sein: es genügte den Hohlköpfen offenbar nicht, daß sie den Vater zur Strecke gebracht hatten; dessen Sünden sollten auch noch — Vorrecht eines eifervollen Gottes! — an dem unschuldigen Sohne geahndet werden.

Bald nach dem Waffenstillstand trat er als Teilhaber in ein Exportgeschäft. Es ist immerhin eine schnurrige Vorstellung, sich den Sohn Oscar Wildes an einem solchen Schreibpult zu denken. Das Experiment war nicht von langer Dauer.

Jetzt wohnt er in einem behaglichen Haus an einem historischen Square in Chelsea, besitzt eine kostbare Bibliothek, ist viel auf Reisen und betätigt sich nebenher als Dolmetsch aus dem Französischen. Seiner Übertragung von Paul Morands „Ouvert la nuit" wird feines Sprachgefühl nachgerühmt. Er wäre gewiß der letzte, der behaupten wollte, seines Vaters Genie geerbt zu haben; er ist damit zufrieden, daß ihm die Früchte dieses Genies in den Schoß fallen.

Alles Gute, Vyvyan.

3. George Moore

121 Ebury Street. — „Mr. Moore in?"

Das Dienstmädchen hat offenbar strenge Weisung, niemand vorzulassen, der sich nicht schriftlich angemeldet hat (Telephon ist hier verpönt). Kaum hab ich aber meinen Namen genannt, so wird mir die Tür des Speisezimmers geöffnet, und ich stehe vor George Moore.

Er ist jetzt zweiundsiebzig. (Merkwürdig, die drei großen irischen Zeitgenossen, die sämtlich aus Dublin stammen, wie Swift und Sheridan, und einsilbige Namen tragen: der Fabulist Moore, der Aphorist Wilde, der „Journalist" Shaw, sind jeder vom andern durch zwei Jahre getrennt; Wilde würde heuer, drollig, es auszudenken, siebzig.) Im

Digitized by Google

ersten Augenblick — daß ich's nur gestehe — bin ich doch ein wenig betreten. Wenn man einen Menschen zehn Jahre nicht gesehn hat... wir alle werden nicht jünger, obwohl jeder in seinen Augen ein Dorian Gray ist, weil er die Veränderungen, die mit seinem äußern Menschen vorgehn, selten wahrnimmt. Kaum aber kommt hier dem Visuellen das Akustische zu Hilfe, so hat man die tröstliche Gewißheit: er ist zum Glück der alte Moore geblieben.

Die Höflichkeitsfloskeln der Begrüßung sind noch nicht recht überwunden, da rückt er mir mit der unvermuteten Frage zu Leibe: „Wann, glauben Sie, werden wir den nächsten Krieg bekommen?"

„Haben Sie nicht noch vom vorigen genug?"

By George! Nun taut er auf. „Der Krieg ist etwas Scheußliches gewesen. Alle die Leute, die rings um einen starben. Die Aufregungen. Die Plackereien. Die Lügen. Ich hätte während der ganzen Zeit überhaupt nichts schreiben können, wenn ich nicht ein solcher Dickhäuter wäre. Doch (er lacht befreiend) ich habe grade meine besten Bücher geschrieben."

„Und für die halten Sie?"

„‚The Brook Kerith' und ‚Héloise und Abélard'."

Ich äußerte tiefes Bedauern, daß er jetzt alle seine Bücher zu so unerschwinglichen Preisen herausgebe. „Früher war ich wohl der beste Kenner Ihres Werks. So meinten Sie selbst manchmal. Aber seit 1914 hab ich kein Buch von Ihnen mehr zu Gesicht bekommen. Drei Guineas für einen Roman — das geht über die Mittel eines mittellosen Mitteleuropäers."

„Lassen Sie sich sagen, daß es eine vorzügliche Kapitalsanlage ist. Wenn die Subskription eröffnet wird, kostet ein Buch von mir drei Guineas. Im Nu sind alle Exemplare vergriffen! Wenn Sie nachher ein Buch anschaffen wollen, kostet es sieben Guineas. Sie haben also nicht drei Guineas ausgegeben, sondern vier verdient."

Ich erkundigte mich, warum er neuerdings dieses ungewöhnliche System der Veröffentlichung wähle.

„Ganz einfach, weil mich die Subskriptionsausgabe vor Belästigungen schützt. Jeder, der Anstoß an meinen Büchern nahm, konnte mir Ungelegenheiten bereiten; denn meine Moral ist nicht die der Leser. Das Unglaublichste war, daß ich sogar wegen des Titels eines Romans vor Gericht mußte. Ich hatte mein Frühwerk ‚A Modern Lover' umgearbeitet und unter dem Titel ‚Lewis Seymour and some Women' herausgebracht. Ein Varietékomiker, von dessen Existenz ich keine

Digitized by Google

Ahnung hatte, fühlte sich durch die Wahl des Namens beleidigt – er steht schon so in der ursprünglichen Fassung von 1883 — und verklagte mich auf Schadenersatz. Dabei stellte sich heraus, daß der Kerl in Wirklichkeit gar nicht so hieß, sondern sich erst seit kurzem diesen Künstlernamen beigelegt hatte. Natürlich hätte der Bursche nie daran gedacht, deswegen zum Kadi zu laufen. Solche Leute lesen meine Bücher nicht. Aber ein Drahtzieher hatte mir das aus Rachsucht eingebrockt. Wäre der Music hall-Fritze oder -Lewis mit seiner Klage durchgedrungen, dann könnten wir mit aller Kunst einpacken. Das hob auch Lord Justice Darling in der Urteilsbegründung hervor. Der sogenannte Seymour wurde mit seiner Klage abgewiesen; ich aber hatte die Kosten des Prozesses oder einen Teil davon zu tragen. Um in Zukunft solchen Scherereien zu entgehn, beschloß ich die Subskription."

Trotzdem bleibt es schade, daß einer der hervorragendsten Künstler Englands, der von den Lebenden die höchsten Preise, nach Joseph Conrad, auf dem Autographenmarkt erzielt, dieses Präventivmittel benutzt und so der Verbreitung seiner Bücher einen Damm setzt. –

Ein andermal in Ebury Street. Der Name wird in die englische Literatur eingehn, wie Grub Street, von George Gissing als Titel eines Romans gewählt, und Fleet Street, das Zentrum der Zeitungen. „Conversations in Ebury Street" nennt der als Plauderer unübertroffene George Moore – er will sich nimmer erschöpfen und leeren — einen eben veröffentlichten Band Unterhaltungen, die er mit Berufsgenossen und Freunden geführt – zu haben vorgibt. Walter Savage Landor schrieb genau vor hundert Jahren seine „Imaginären Unterhaltungen", William Archer vor zwanzig Jahren seine „Wirklichen Unterhaltungen". Eine Kreuzung beider stellt Moores „Unterhaltungsbuch" dar, ein Gemisch von Dichtung und Wahrheit. Bei uns wird diese Gattung kaum gepflegt. Wenn sich bedeutende Männer im Gespräch vernehmen lassen, bedienen sie sich für ihre Zwecke des meist sehr unbedeutenden Interviewers. Was dabei herauskommt, hat mit Literatur blutwenig zu schaffen.

Ich war begierig, Näheres über Moores Technik zu erfahren: ob er den Leuten wirklich nur das in den Mund lege, was sie geäußert hätten, oder ob er sie so sprechen lasse, wie ihm der Schnabel gewachsen sei.

Moore lachte sein polterndes Lachen. „Man muß die Sonderart eines Menschen kennen, das Geheimnis seines Ausdrucks, seine individuelle Sprechmelodie; dann sollte man imstande sein, ihn zu fixieren."

Digitized by Google

Zur Probe las er mir das Gespräch mit Granville-Barker vor. Aber ich brauchte nur wenige Sätze zu hören, um zu wissen, daß Moore nicht eine Barker-Grammophonplatte aufgelegt, daß er nicht das wiedergab, was sein Gegenüber im Dialog vorgebracht hatte, sondern daß nur eine Spaltung seines Ichs erfolgt war — gleichsam ein Monolog mit verteilten Rollen. Er souffliert oder suggeriert seinem Partner Dinge, die ihm nicht im Traume eingefallen sind. Edmund Gosse war ernstlich verschnupft über das, was er nicht gesagt hatte.

Von Moores köstlicher Plauderkunst wäre nur ein Begriff zu geben, wenn man auch seinen Tonfall, die Eigentümlichkeiten der Stimme wie der Sprechfärbung, dialektische Besonderheiten, die Gesten, die die Worte begleiten, aufzeichnen könnte — kurz, wenn man den Sprecher kopierte. Doch da ließe sich leicht die Enttäuschung erleben, die einem Kainz-Imitator einmal nicht erspart blieb: alle fanden ihn ausgezeichnet, nur der Imitierte nahm das akustische Zerrbild übel und wußte sehr beredt zu schweigen. Vielleicht vertragen es die Menschen leichter, daß man sich über ihre kleinen Schwächen als über ihre Größe lustig mache.

Ich habe dem unversieglich sprudelnden Moore-Quell so oft gelauscht in all den Jahren, daß ich eines Tages auf den Gedanken verfallen könnte, die wirklichen, „Unterhaltungen in Ebury Street" der Welt zu schenken. —

... Und wiederum in Ebury Street. Längst achte ich nicht mehr der Schätze, die von den Wänden des Hauses grüßen; denn ich habe hier einmal drei Wochen gewohnt und alle die Manets, Monets, Renoirs und übrigen Herrlichkeiten der französischen Impressionisten in Muße bewundern, mich der Sheraton-Möbel und des Aubusson-Teppichs täglich freuen können. Des Hauses höchste Herrlichkeit bleibt ja doch der Hausherr.

Trotz Mitte Mai brennt ein Feuer im Kamin; wir frösteln und rücken die Sessel dicht heran.

„Mein lieber Moore, wie bringen Sie nur das Wunder fertig, immer noch das enfant terrible, manchmal sogar den gamin der englischen Literatur zu spielen?" Er lachte herzhaft und erriet sofort, daß mit der Frage sein Angriff auf den vierundachtzigjährigen Thomas Hardy, den anerkannten Meister epischer Heimatkunst, gemeint war. Dafür hatte den Angreifer wieder Middleton Murry in seiner Zeitschrift „The Adelphi" begeifert (nette Brüder das — Kollegen!).

Moores große Liebe gehört ohne Wanken den gallischen Erzählern;

Digitized by Google

mit Balzac treibt er von jeher einen Kult. Von englischen Schriftstellern schätzt er am höchsten Landor, de Quincey, Pater, Stevenson. In den Augen des unermüdlichen Stilisten, der nicht glücklich ist, wenn er nicht ein Buch zwei- bis dreimal umgeschrieben hat, finden seine Nebenbuhler wenig Gnade. Hin und wieder scheint es ihm Bedürfnis, sein kritisches Mütchen an einem zu kühlen und ihn in einer tombeur-Anwandlung vom Piedestal herunterzustürzen.

„Früher hat man mir immer nachgesagt, ich könne nicht schreiben; und meine ersten Bücher waren tatsächlich miserabel geschrieben. Jetzt lese ich beständig in den Zeitungen, auch in den amerikanischen, keiner könne so schreiben wie ich. Was ist Wahrheit? Ich weiß es nicht, aber ich glaube, ich habe jetzt erst meinen Stil gefunden."

Es ist ihm nicht unbekannt, daß er in Deutschland lange nicht so eingeschlagen hat wie seine beiden engeren Landsmänner. „Wilde war natürlich ein Künstler bis in die Fingerspitzen; er hatte unendlichen Charme. Bernard Shaw mag mit dem Beifall of all galleries and pits in Europe zufrieden sein. Ein genialer Journalist." Der Zurückgebliebene gibt das Rennen nicht auf, das für ihn erst anfängt, wenn es mit ihm zu Ende ist.

Leider machte mir Paris diesen launigsten Londoner abspenstig. Er hatte eine Ausspannung nötig und fuhr tagsdarauf nach seinem geliebten Frankreich. Der alte Herr mit dem jugendlichen Elan stülpte sein graues Samthütchen auf und gab mir das Geleit. Unterwegs erzählte er mir seinen neuen Roman.

Auf Wiedersehn, George Moore. Es muß ein Wiedersehn geben.

4. John Galsworthy

Zu einem andern Romanschriftsteller. Größere Gegensätze sind kaum vorstellbar als der irisch sprunghafte, irisierende, moussierende Moore und der englisch beständige, in sich gefestigte, abgeklärte Galsworthy.

Auch ihn kenne ich nun schon an die zwanzig Jahre, kenne ihn noch aus der Zeit, als er seine Bücher „John Sinjohn" zeichnete. Gegenüber seinem bürgerlichen, für ausländische Leser schwer einprägsamen Namen konnte man sich in ähnlicher Lage befinden wie Byron gegenüber dem „German" Grillparzer: „a devil of a name, to be sure, for posterity; but they must learn to pronounce it" (ein verteufelter Name für die Nachwelt; aber man muß ihn aussprechen lernen). Zum Glück macht nicht der Name den Ruhm — oder nur

Digitized by Google

bei Filmdiven —, sondern der Ruhm einen Namen. John Galsworthy hat sich heute Weltgeltung erobert. Unlängst erst bemerkte der amerikanische Professor Archibald Henderson, in den Vereinigten Staaten sei Galsworthy ein Klassiker. Und er wird nicht nur erhoben, sondern auch fleißig gelesen, wofür die im Erscheinen begriffene, einundzwanzigbändige Gesamtausgabe seiner Werke zeugt.

Als ich ihm zuerst im Hause seiner Schwester, der translucid vergeistigten Mrs. Sauter, begegnete, sah er wie Gerhart Hauptmann aus — nur entfurchter, geglätteter, mondäner. Die Ähnlichkeit hat sich mit den Jahren abgeschliffen: heute wirkt Galsworthy in der äußern Erscheinung, desgleichen in der die Worte sorgsam wägenden Sprechweise wie ein Diplomat. Und etwas davon ist in sein Wesen übergeflossen. Der Schriftsteller, der mit der Geißelung des cant anfing („The Island Pharisees"), wird vornehmlich durch die Verherrlichung der breiten britischen Mittelschicht fortleben („The Forsyte Saga"). In diesen englisch gewendeten „Buddenbrooks" verleugnet sich durchaus nicht eine scharfe Beobachtung für die Schwächen des minutiös gemalten Standes, aber noch weniger eine große Bewunderung. „Mit all deinen Fehlern lieb' ich dich doch", hätte, frei nach Byron, der Schilderer als Motto darüber setzen können.

Heute, vom Weltruhm umschmeichelt, macht er ein wenig den Eindruck eines aus der Opposition in die Regierungspartei gelangten Parlamentariers. Er schwebt ein bißchen olympisch über dem Getriebe. In der Reserve ruht seine reservatio mentalis. Sein Anschlag — darf man ihn mit einem Piano-Künstler vergleichen — ist weicher geworden. Er war immer ein Künstler des Piano, und im Unausgesprochenen, Angetippten, Leisen lag sein Forte.

Vielleicht hat dieser Eindruck letzten Endes seinen Grund in unserm persönlichen Verhältnis. Ich bin als erster für den Dramatiker Galsworthy eingetreten, ohne daß er in Deutschland solchen Widerhall gefunden hätte wie in seiner Heimat. Ich steh im Banne der Empfindung, als ob mich der Dichter für nicht ganz unschuldig an diesem mangelnden Publikumserfolg halte. Wenn dem so ist, hat er seine feine Rache genommen, da er mich auf einem Bankett als den „Translator of Wilde" bezeichnete — oder soll ich sagen: zeichnete?

Trotz dieser eingebildeten oder echten Trübung war es eine ungetrübte Freude, im Gartenstreif seines schönen Hauses in Hampstead neben diesem Edeling auf und ab zu wandeln. Er hat ein scharfes

Digitized by Google

Auge für die Unvollkommenheit alles Irdischen, doch ein wärmeres Herz für das Gute der Menschheit. Und seine Liebe gehört uneingeschränkt den Tieren. Wo immer es um eine gerechte Sache geht, wird John Galsworthy nicht fehlen.

5. William Archer

„Treu wie Gold“ hat ihn George Moore einmal genannt. Das Gold ist nicht treu geblieben; Archer ist es. Völlig unverändert im Aussehn, ungebeugt, noch nicht ergraut, trägt er, die verkörperte Gediegenheit, auf hohen Schultern Last und Lust seiner achtundsechzig Jahre.

Dieser Schotte mit dem Adlerblick hat schon zu einer Zeit Theaterkritiken geschrieben, da wir noch fast in den Windeln lagen. Man darf ihn getrost als besten Kenner des Welttheaters ansprechen; denn Amerikas und Japans Bühnenkunst sind ihm durch eignes Studium nicht minder vertraut als die europäische. Man darf ihn wahrscheinlich sogar den einzigen Theaterkritiker nennen, der von sämtlichen Erdteilen gekannt wird. Er hat Ibsen auf den Schild gehoben, Hauptmanns „Hannele“ den Engländern vermittelt, alles Neue gefördert, woher es immer kam, und stets dem Theater gegeben, was des Theaters ist: kein verstiegener Doktrinär, sondern ein Bannerträger des common sense. Sein letztes theoretisches Werk: „The Old Drama and the New“ stellt die Summe einer ungeheuren Brettererfahrung dar; es läßt an den viel gepriesenen Elisabethanern, die auf Shakespeare folgten, kein gutes Haar und legt für die viel geschmähten modernen Realisten eine Lanze ein.

Dieser Archer blieb aber nicht in grauer Theorie befangen: von früh auf hat er sich selbst als Dramatiker versucht, und sein Mitarbeiter war kein Geringerer als Bernard Shaw, ohne daß diesem ungleichen Paar je ein gemeinsames Bühnenwerk entsprungen oder gelungen wäre. Stücke zu richten genügte seiner Gründlichkeit nicht; Stücke zu dichten trieb ihn ein unwiderstehliches Verlangen. Und der Verfasser eines Kompendiums, wie man Stücke verfaßt („Play-Making“), hat in seinen Mußestunden selbst so wenig darauf verzichtet, wie der Verfasser eines Liebesbriefstellers von der Liebe zu lassen braucht.

Was er in der Jugend sich wünschte, hat er nun die Fülle. Er hat den großen Publikumserfolg mit einem eignen Stück: „Die grüne Göttin“. Keiner weiß besser als er selbst, daß es ein schieres Melodram

Digitized by Google

ist; aber keiner weiß auch besser, wie schwer es ist, ein Drama so gut zu baun, daß es zwei Stunden lang die Aufmerksamkeit einer kunterbunten Menge nicht locker läßt. Das mag ihm vor sich selbst als Rechtfertigung dienen.

Es entbehrt nicht einer gewissen Tragikomik, daß der konsequente Vorkämpfer des geistigen Dramas so inkonsequent war, nach der Huld des Haufens zu haschen. Und noch tragikomischer ist es, daß ein Geistesarbeiter, der jahrzehntelang in aufreibender Tagesfron sein karges Auskommen fand, mit einem Füllsel müßiger Stunden mehr verdienen soll als mit allem, was seine beste Hirnkraft und sein Herzblut heischte. „Die grüne Göttin" ist in New York, wenn ich recht unterrichtet bin, über 1000mal (in Buchstaben: tausend), in London bestimmt über dreihundertmal gespielt worden.

William Archer konnte daraufhin den Kritikerberuf an den Nagel hängen und darf sich nun spät, doch nicht zu spät, im Segen der Tantiemen sonnen. Möge die „Grüne Göttin" ihm niemals nicht grün sein!

Mir ist er in London stets der zuverlässigste Berater gewesen. Auch ich fand ihn treu wie Gold.

6. Die Sitwells

Frankreich hatte die Brüder Goncourt und Margueritte; Deutschland hat die Brüder Mann; England hat sogar drei Schwestern Brontë gehabt: gleichartige Begabung innerhalb derselben Familie (verschiedenartige dürfte häufiger sein). In allen diesen Fällen handelt es sich um Romanschreiber.

Daß eine Schwester und zwei Brüder sich lyrisch betätigen, in holdestem Einvernehmen einander Konkurrenz machen, ist ein hapaxlegomenon der Literaturgeschichte. Sir George Sitwell, der Vater, Besitzer von sechstausend Morgen Land und einer Handpresse, interessiert sich für Historie und Gartenkunst im regelmäßigen Stil. Seine Kinder Edith, Osbert und Sacheverell haben ganz in modernes Fahrwasser eingelenkt, sind, was wir mit einem Schlagwort von gestern aktivistisch nennen, haben den Kampf gegen poetische Tradition und Konvention auf ihre Fahne gesetzt und schreiten der neuen Bewegung als Führer voran. Sie sind schon so allgemein bekannt, daß ein Londoner Revuetheater die drei Geschwister auf die Bretter bringt. Ediths Bild, von Guevara gemalt, hängt, Osberts Kopf, von Frank Dobson in Goldbronze geformt, steht in der Tate-Galerie.

Digitized by Google

Wie sehn sie aus? Schwester Edith soll es sagen:
„Den ganzen Tag im süßen, alten Park
mein kindlich Selbst . . .
der flache Leib, das fahle Strähnenhaar
gab mir das Aussehn einer, die ertrunken —
(wir alle haben fernen Sagenton) —
und Dagobert, mein Bruder, seine Kraft,
die Körperwucht und ernste Schönheit spiegeln
die Merowingerkönige, unsre Ahnherrn;
und hold wie junger, zarter Wind, der im
Gebüsch sich regt, wenn erste Glockenblüte
von Zweigen singt, war seines Wesens Gradheit.
Und Peregrin, der jüngste, wie ein Faun
naiv und scheu-graziös, des schräge Augen
gleich warmem Grünlicht unter ew'gen Ästen;
sein Haar wie Federwedel, in ihm Leben
verwandelte sich stets und brach hervor
wie dunkles Vogellied . . . so warm wie Pelz,
wie Feuers Knisterton klang seine Stimme,
die nie mich ohne Trost und Wärme ließ."

Ungefähr ebenso, nur mit ein bißchen andern Worten, hätte ich auch die drei Menschenkinder beschrieben. Sitzt man mit ihnen an Sonntag-Abenden in ihrem fast museumsartig mit exotischen und expressionistischen Kunstwerken vollgepfropften Heim zusammen, so hat man etwa folgenden Eindruck: Edith, absonderlich gewandet, wirkt wie ein strenges Götterbild der Vorzeit, verschlossen, schweigsam, von Legendenluft umwittert. Osbert, der künftige Baronet, mit Energie geladen, von unbezähmbarer Angriffslust, läßt seiner clever smartness (oder soll man smart cleverness sagen?) die Zügel schießen. Sachie, das Kücken, hoch aufgeschossen, im Sitzen noch ein halber Riese, forschend und grübelnd, wißbegierig und kundig, hat etwas vom Parsifal.

Die Ansichten über Wesen und Wert ihrer Begabungen gehn auseinander. Edith gilt wohl allgemein als die lyrischste Natur. Sie hat mehrere Anthologien („Wheels") herausgegeben und ist selbst mit Gedichten von oft bizarrer Schönheit darin vertreten. Daß eine junge Dame, die bukolische Töne pflegt, ein „Sauflied" à la Villon schmettern kann, bleibt ein Kuriosum.

Andre glauben wieder an Sacheverell, der durch ein dickes Buch

Digitized by Google

über die „Kunst des Barock im Süden“ vor kurzem erwies, daß er in vielen Sätteln zu reiten versteht. Bei ihm darf man jeden Tag auf Überraschungen gefaßt sein, ohne daß er kapriziös wäre.

Am heftigsten befehdet wird Osbert; so schallt ihm das Echo seiner eignen erquicklichen Attacken zurück. Seit Lord Byron die „English Bards and Scotch Reviewers“ vornahm, hat kaum einer mehr in England die Epigonen mit solcher Vehemenz gezaust. Osbert bringt alles zu einem Satiriker großen Formats mit. Im programmatischen Einleitungsgedicht zu seinem Band „Argonaut and Juggernaut“ heißt es unter den Aufgaben, die einer neuen Zeit harren: „Laßt uns den Baum der Sprache säubern von ihrer toten Frucht. Laßt die Klischees uns einschmelzen zu geschmolzenem Metall; Waffen schmieden, die sengen und schinden; laßt uns den ewigen Humor im Zaume halten und witzig werden.“ Was die letzte Forderung angeht, so hat sie von sich aus Osbert Sitwell bereits erfüllt. Nichts wäre verkehrter, als in ihm einen Zertrümmerer zu sehn; er ist ein Schönheitssucher.

Daß beide Brüder, die als Offiziere im Heer dienten, die Greuel des Kriegs und die Überschwenglichkeiten der Heimpatrioten in Gedichten voll blutigen Hohns aufzudecken wagten — einzig von Siegfried Sassoon darin erreicht —, stellt ihrem persönlichen Mut ein rühmenswertes Zeugnis aus.

Wenn alles erwogen ist, setze ich wohl doch auf Osbert. Er wird eines Tages eine glänzende Gesellschaftskomödie schreiben.

Aber wenn diese Sitwells gar nichts schrieben, stünden sie meiner Zuneigung nicht weniger nahe. Ihre vollendete Ritterlichkeit, ihre herbe Anmut und Selbstverständlichkeit des Benehmens, ihre hohe Denkart und ihr feiner Herzenstakt lassen sie als Vertreter einer neuen Jugend erscheinen, die man lieb gewinnen muß. Sie haben recht, daß sie ihr Licht leuchten lassen.

7. Siegfried Sassoon

Die Sassoons kommen in England gleich nach den Rothschilds. Von der Mutter her hat Siegfried Künstlerblut in den Adern: sein Oheim ist der ehedem gefeierte Bildhauer Thornycroft, abgestempelter Akademiker. Natürlich war Siegfried ein Dichter, ehe der Krieg ihm die Zunge löste; doch seine edle Menschlichkeit entfaltete sich erst in ihrem ganzen Wuchs, als die Menschheit verkümmerte. Er muß Furchtbares im Felde durchgemacht und muß es furchtbarer empfunden haben als die andern, weil ihm ein Gott zu sagen gab,

Digitized by Google

was er leidet. Und stärker noch in ihm war das Mitleiden. Er denkt, wenn die fliehenden Truppen über den Leichnam eines Feindes hinwegstürmen und ihn tiefer in den Schlamm treten, der deutschen Mutter, die träumend am Feuer sitzt und Strümpfe für ihren Sohn strickt. Er stößt nicht in das Horn der hirnverbrannten Kriegsphraseologen, sondern brandmarkt sie als „Junker". Für ihn bedeutet Kämpfer sein nicht: sich der Waffen des Geistes begeben. Er ist den Herrschaften daheim sehr unbequem geworden, weil er ihnen die Wahrheit zu sagen suchte. In aller Not vergißt er nicht seines Beethoven, Bach, Mozart, an denen sich seine Träume entzündeten, die in seinem Herzen Kathedralen bauten.

Waren es auch nicht die genannten Meister, so hat uns am Pfingstsonntag, auf dem herrlichen Landsitz des großen englischen Musikprotektors, Hugo Wolf einen Dom errichtet, in dem wir voll Andacht knieten.

8. Dame Nellie

Sie ist — um nach so viel Literatur eine Herzstärkung darzureichen — saftig wie ein niederländisches Kirmesbild; phantastisch wie ein Capricho von Goya; eine Walpurgisnacht-Gestalt; ein Wesen von Shakespearescher Erdennähe. Vorgeahnt in ihrer äußern Erscheinung von unserm Schiller, da er (so ungefähr) sang: es steigt das Riesenmaß des Leibes hoch über Menschliches hinaus. Doch sonst beileibe nichts von Erinys. Ein wandelnder Koloß. Ein schreitender Turm. Wie den meisten Dicken lacht ihr die Gutmütigkeit aus dem Vollmond-Gesicht. Verschmitzt zwinkern die Äuglein. Es wuchtet das Doppelkinn.

Ein Instinktmensch vom reinsten Wasser, von unverfälschter Triebhaftigkeit. Stark im Haß, stärker in der Liebe. Wer sich ihre Gunst verscherzt hat, dem ist sie gram übers Grab hinaus. Wen sie ins Herz geschlossen, für den gibt sie ihr Hemde her. Sie spuckt auf die Schale; späht nach dem Kern. Sie fragt einen Dreck nach Vorurteilen, wenn ihre Sympathien im Spiele sind.

Fünf Jahre war sie Krankenschwester in Deutschland. Liebt das Land und liebt die Menschen. Zieht den Durchschnittsdeutschen dem Durchschnittsengländer vor, weil sie ihn für intelligenter hält. Gutem, das sie dort genossen, bewahrt sie treues Gedenken. Und bewährt es durch die Tat. Als Bottomley zu Beginn des Krieges eine Versammlung in die Albert-Hall berief (sie faßt achttausend Personen, war zum Bersten voll) und vorschlug, alle in England seßhaften

Digitized by Google

Deutschen sollten interniert werden, forderte er die Anwesenden auf, wer dafür sei, möge die Hand erheben. Ein Birnam-Wald von Händen wuchs in die Luft. Man schritt zur Gegenprobe: eine einzige Hand reckte sich hoch. Wacker, wacker. Es sei der mutigen Frau nicht vergessen. Und da sie wie ihr Vetter Falstaff weiß, daß Vorsicht das bessere Teil der Tapferkeit ist, räumte sie das Feld, ehe der Mob Lynchjustiz an ihr vollstrecken konnte.

Selbst gottlob ganz unliterarisch, zieht sie durch das Urtümliche ihrer Menschlichkeit jüngere Schriftsteller an, die bei ihr aus- und eingehn. Bei uns sitzen sie lieber mit Literaturweibern im Café zusammen; ich weiß nicht, wer die bessere Wahl trifft, oder vielmehr: ich weiß es nur zu gut. Ein dankbareres Modell findet sich schwerlich zum zweitenmal. Und ihre „boys" sind ihr dankbar, wie die Reihen ihrer Widmungsexemplare bekunden. Mancher von ihnen wird sich eingestehn: ich könnte besser eine Beßre missen.

... In ihrer Gesellschaft fuhr ich nach Wembley und brachte das Kunststück fertig, sie im kribbelnden Menschenschwarm zu verlieren. So bin ich vielleicht der einzige, der nicht von sich behaupten kann, er habe nichts an Wembley verloren.

6

Kolophon

Seid mir nicht böse, ihr andern, die ich schon lange kenne und meiner Porträtgalerie nicht einverleibt habe. Auch ihr nicht, die ich jetzt erst kennen lernte und späterer Aufzeichnung vorbehalte. Darunter so wertvolle, nicht zu vergessende Bekanntschaften wie die der wundermilden „Lady of Wimbledon" und der „Vergoldeten Sphinx".

Ihr alle ließet mich das Schauspiel des Lebens mit eignen Empfindungen betrachten. Es waren erquickliche Gefühle, wenn ich euch Inselbewohner, ein jeder eine Insel für sich, inmitten eurer gefestigten und festlichen Behaglichkeit sah. Es waren wehmütige Gefühle, wenn ich an deutsche Menschen zurückdachte, die auf dem Meere der Ungewißheit hin- und hergeworfen werden.

Was euch auch vorübergehend getrennt haben und im Augenblick vielleicht noch trennen mag: ihr seid berufen — das schreibe ich an dem Tage, da vor zehn Jahren England in den Krieg gegen Deutschland eingetreten ist —, in Zukunft miteinander zu marschieren.

Q. f. f. f. s.

Digitized by Google

POLITISCHE CHRONIK

von

JUNIUS

I

Während der Mechanismus des Dawesgutachtens vorschriftsmäßig wie ein Uhrwerk wirksam wird und rücksichtslos die deutsche Wirtschaft und das deutsche Leben in neue Bahnen zwingt: schleppte sich eine die Sanftmütigen sogar empörende Regierungskrise kostbare Wochen hindurch und legte die Gebrechen unsres Parlamentarismus wieder einmal bloß. Das gibt unseren so zahlreichen Verächtern der parlamentarischen Einrichtung neue Nahrung. Auf diesem parlamentarischen Gaul, rufen sie aus, soll das deutsche Volk reiten und seine Souveränität ausüben lernen?

Mit Verlaub, es war früher höchste Regierungsweisheit, ihn in den Regierungsstall nicht hineinzulassen und als gefügigen Parasiten zu erhalten. Haben Bismarcks Epigonen mit der von ihm hinterlassenen ‚Obrigkeits'-Verfassung, mit den Initiativrechten der Krone und dem Scheinkonstitutionalismus und der Kastrierung des Reichstags zu einer Geldbewilligungsmaschine nach den Geboten der Großunternehmer und Großagrarier, — haben sie zu reiten und das deutsche Volk glückhaften Zeiten entgegenzuführen vermocht? Vorbei! Unsre in Mammonismus verstrickte Bourgeoisie hat das Parlament als Instrument der Willensbildung eben nicht handhaben gelernt, aber auch jetzt noch flieht sie, aus feiger Bequemlichkeit, die letzte Klarheit über den einzig verbliebenen Weg, das Versäumte nachholen. Nur dann hätten wir ein Recht, diesen Weg als einen Irrweg zu betrachten, wenn wir einen revolutionären Auftrieb nach russischem oder nach italienischem Muster, das heißt also eine Diktatur von rechts oder von links als Heilbringer gutheißen wollten. Im Sturm und Drang der letzten Jahre ist diese Entwicklung bisher stets noch abgelehnt worden. Daher muß nun endlich der zweite Akt der parlamentarischen Selbsterziehung einsetzen und der sich ihr entgegentürmende Widerstand zerschlagen werden. Das heißt: wir müssen uns einfürallemal verständigen, daß Kompromisse und Koalitionen, die sich um ein Arbeitsprogramm herumkristallisieren, nur von unbedingten Verfassungsparteien geschlossen werden können. In Mittel- und Südamerika mag es anders sein, aber bei uns Zentraleuropäern, die wir in langer Zucht zu zahmen und

Digitized by Google

ordnungsliebenden Haustieren erzogen wurden und aus dieser Eigenschaft unsere Tugenden ableiten, ist parlamentarisches Leben nur möglich, wenn und solange die Unbedingtheit der Verfassung gilt. Nicht daß die bürgerlichen Parteien sich in bezug auf kulturelle Gesinnung und Schulfragen und die Besteuerung und die Handelspolitik der Zukunft voneinander unterscheiden, prägt der gegenwärtigen Parlamentskrise den Charakter auf und zieht die Geburtswehen einer manövrierbaren Mehrheit endlos in die Länge: sie wäre längst da, wenn die Parteien mit bürgerlichem Vorzeichen, die mit den Sozialisten zusammen von London nach Genf marschieren, sämtlich und ohne Vorbehalte und jesuitische Hintergedanken die republikanische Staatsform als Endgültigkeit bejahen wollten. Mit dem Lippenbekenntnis zu Weimar und sonstiger ‚camouflage' läßt sich inmitten einer revolutionierten Welt eine neue Staatsautorität nicht begründen. Das nationalliberale Bekenntnis zu Weimar als einer befristeten Einrichtung schafft eine Gemeinsamkeit aus Glas. Sie muß und wird bei der ersten Belastungsprobe zerbrechen. Unserer Bourgeoisie wird es unendlich leichter, die Ideen von Rapallo (wie sie sie auffaßt) zu schlucken, als die Ideen von 48.

Armer Friedrich Naumann, solltest du umsonst gelebt haben? Du wolltest Kaisertum und Demokratie verkoppeln: jenes das allumfassende Symbol nationaler Verbundenheit und Solidarität, diese die weltwirtschaftliche und weltpolitische Voraussetzung neuen deutschen Lebens. Die Spannungen und Scheidungen der inneren Klassenkampflinie sahst du als Folge der Entdogmatisierung des Marxismus schwinden, die proletarische Masse durch die Blüte der Wirtschaft zum größten Teil in die verbeamtete Kleinbürgerform schlüpfen und von Bebel zu Bassermann einen gewaltigen Block von Kämpfern für den demokratischen Umbau der Verfassung entstehen. Das Kaisertum ist nun zerschlagen; die Demokratie in den Händen von Feiglingen, Wirrköpfen und Verrätern; das Parlament noch immer ein magerer Klepper. Armer Friedrich Naumann . . .

Darum ist auch ein logischer Aufmarsch der Parteien so schwer. Es ist gar kein Zweifel, daß in bezug auf die Tagesfragen der Politik, auch die außenpolitischen, die deutsche Volkspartei und das Zentrum mit der Kerntruppe der Deutschnationalen eine gute Wegstrecke gemeinsam marschieren könnten, zumal recht viele Entscheidungen „zwangsläufig" sein werden. Ich denke da vor allem an die Zollfrage. Ich möchte den deutschen Staatsmann sehen, er stamme aus

Digitized by Google

Ostelbien oder woher immer, der mit einem geschwollenen autonomen Zolltarif und stiernackigem Willen Handelsverträge für eine Volkswirtschaft zustande zu bringen vermöchte, die in stärkstem Ausmaße mit weiterverarbeitenden Industrien und spröden Weltmärkten und einem gegen früher wesentlich verengten Nahrungsmittelboden zu rechnen hat. Auch in Sachen der Arbeitszeit werden sich's die Bürgerlichen, als Gesamtheit genommen, mehr als einmal überlegen müssen, ob sie bei unseren Ernährungs- und Wohnverhältnissen und dem sozialpolitischen Druck von außen einen Klassenkampf von oben werden vom Zaune brechen können, insbesondere werden das Zentrum und seine christlichen Gewerkschaften hier den Standpunkt der ausgleichenden Gerechtigkeit schon mit Nachdruck zur Geltung bringen. Harte Kämpfe werden freilich kommen und sich austoben müssen, aber der demokratische Flügel des Zentrums und das Grüpplein der Demokraten werden aus Selbsterhaltungstrieb schon dafür sorgen, daß bei der Lastenverteilung die Sozialdemokratie nicht in einen wilden Radikalismus zurückgetrieben wird. Aber hier sind überall behutsame und beruhigende Kompromisse denkbar und möglich. Bleibt immer wieder die tiefe Verschiedenheit in der Grundfrage, die eine Lüge zum Nährboden der Wahrheit machen möchte. Sie sitzt wie ein Wurm im Gehäuse und zernagt unsere politischen Willenskräfte nach außen und nach innen. Es spricht Bände, daß die Austragung der inneren Krisis mit Rücksicht auf die große Auslandsanleihe verschoben werden mußte. Werden sich morgen nicht wieder solche Rücksichten geltend machen? Und wäre es dann nicht schon besser, um der ewigen parlamentarischen Willenskrankheit zu entrinnen, vor das Volk zu treten und es zu fragen, ob Parteien, die den Sinn des Parlamentarismus fälschen möchten, der Verkehr mit solchen ‚Zwangsläufigkeiten' anvertraut werden darf? Erst nach Erledigung dieser Vorfrage wird auch das deutsche Parlament der Ort einer leichteren Willensbildung sein.

2

Immer wieder das englische Beispiel! Was will MacDonald, indem er das Parlament zu einem ihm gelegenen Moment auflöst? Er will den englischen Parlamentarismus in seiner Reinheit wieder herzustellen suchen. Koalitionen, zur Dauereinrichtung geworden, verhindern eine kollektive Willensbildung nach Ideen: verkrüppeln sie. MacDonald, der Opportunist, haßt sie. Sie nehmen dem Auf-

Digitized by Google

baudrang in der Richtung organischer Entwicklung Sonne und Illusionskraft. Der Staatsmann darf nicht aus Rücksicht auf die Tagespraxis und den Eintagserfolg aufhören, Gläubiger einer Idee und einer Gesinnung zu sein. MacDonald wird wieder Kämpfer und Bekenner.

Es ist gleichgültig, wie man im einzelnen seine Leistung in den letzten zehn Monaten bewertet. Er weiß besser als irgend jemand, daß er heute noch auf vielen Gebieten, beispielsweise finanzpolitisch, nicht anders vorgehen konnte, als bürgerliche Staatsmänner ohne Scheuklappen. Einen radikalen Vorstoß in die ersehnte neue Zeit, der wenigstens für Europa die Möglichkeiten der Machtpolitik mit imperialistischen Mitteln auszurotten verspricht, konnte er mit Aussicht auf Erfolg nur auf außenpolitischem Gelände machen; und diesen Erfolg wird man ihm bescheinigen müssen. Nicht, weil der Londoner Pakt vollkommen oder etwa das Genfer Protokoll ohne zwitterhafte Bedenklichkeiten wäre, sondern weil er vor aller Welt seine neue Methode, die zwischenstaatlichen Beziehungen zu regeln, gewissermaßen experimentell ausprobiert hat. Aber auch außenpolitisch konnte er, wie seine Politik den Sowjetleuten gegenüber bezeugt, schließlich nicht weiter kommen, er lebte ja von der Gnade der Liberalen, die die Freiheit seiner Entschließungen in jeder Hinsicht immer stärker einengte. Darum entschloß er sich, in einem Wahlkampf diese Freiheit für eine von Ideen beherrschte Politik wiederzugewinnen, indem er die politische Arena von dem Nebenbuhler und Wettbewerber zu säubern trachtet, der ihm einen gesellschaftlichen Atavismus darzustellen scheint. Das eben sind die Liberalen. Nach seiner Meinung haben sie keine soziologische Daseinsberechtigung mehr. Sie sind versteinert. Das Zeitalter der bürgerlichen Reform ist vorbei; unwiederbringlich. Ein bißchen mehr Freihandel oder Schutzzoll, was früher der Zankapfel zwischen den zwei großen bürgerlichen Gruppen gewesen ist, kann heute den Daseinszweck und -Inhalt einer Partei nicht mehr begründen. Für alles, was bürgerlich empfindet und was den kapitalistischen Aufbau der Gesellschaft in seiner jetzigen Form zu erhalten strebt, genügt eine einzige Partei, und das wäre in diesem Falle die konservative. Für die Masse des Volkes aber, die in dem Bestehenden die Zwangsjacke für eine bedrückende Existenzform sieht und die im Sozialismus den organischen Entwicklungsweg zu einer höheren Gesellschaftsform begrüßt, bildet die Arbeiterpartei den natürlichen politischen Standort. MacDonalds Schema ist, wie sich zeigt, von außerordentlicher Ein-

Digitized by Google

fachheit, genau so, wie seine Schriften und seine Reden nichts von der dogmatischen Überklügelung etwa der bibelfesten Marxisten haben. Aus ihm, wie aus seinem Wollen und Vollbringen während der Regierungstätigkeit, schöpft er das Pathos seines Appells an das Volk, das ihn jedenfalls versteht, weil ihm ein klares Ziel gezeigt wird und anständige politische Methoden empfohlen werden.

Es ist freilich sehr fraglich, ob sie schon bei den bevorstehenden Wahlen zum Zweiparteien-Parlament zurückführen werden. Ich glaube aber, daß ein entwicklungsgeschichtlich richtiger Instinkt MacDonald vorwärtstreibt. Denn es ist schwer denkbar, daß das Parlament der Ausdruck der modernen Massendemokratie bleiben kann, wenn der Parteienzersplitterung kein Damm entgegengestellt wird und nicht wieder einfache Fragestellungen möglich sind. Wie einfach und einprägsam sie sind, wie sehr darauf berechnet, dem Durchnittswähler die Qualen der Antwort zu erleichtern, das zeigt gerade der Wahlaufruf der Arbeiterpartei. Seine außenpolitischen Forderungen kennt man, charakteristischer ist sein sozialökonomisches Programm. Es fordert die Verstaatlichung des Bergbaues, der Elektrizitätserzeugung und des Großhandels in Lebensmitteln, daneben den Ausbau der noch zwerghaften Versicherungen, die beschleunigte Ausführung des radikalen und bereits gesetzlich festgelegten Bauprogrammes und umfassendere Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, für die neue Vorschläge gemacht werden. Das klingt für englische Verhältnisse radikal genug. (Nur für englische?) Die Zeit, diesem unverbogenen und unverlogenen Willensausdruck neue Wählermassen zuzuführen, scheint reif. Es ist bezeichnend, daß in dem Geburtslande der Bourgeoisie wesentliche Teile der Intelligenz und der akademischen Jugend MacDonalds Partei zuwandern. Und für die friedliche Revolution, die parallel mit der schweren Sorge um die Erhaltung des Imperiums sich aufzwingt, bietet immer noch das Parlament den organisch aufgebauten Rahmen.

Digitized by Google

EUROPÄISCHE RUNDSCHAU

Anatole France

In ihm waren die edelsten und feinsten Kräfte französischer Tradition wirksam, eine berückend reiche Formsprache und das polyhistorische Wissen eines gealterten Abbé; Lemaître nannte ihn „die feinste Blüte des lateinischen Geistes". Gleichzeitig war er guter Europäer, leidenschaftlicher Bekämpfer aller dunklen Gewalten des Unfriedens und der Reaktion. Seine Geistigkeit, sein dichterisches und philosophisches Denken, ist nicht fanatisch-ringend, nicht geführt vom Rigorismus des Abstrakten, nicht System. Sein Humanismus, so seltsam es klingt, hat einen genießerischen Zug und ist von feinstem Gepräge. Dem Christentum und der Kirche gegenüber war France skeptisch gestimmt wie Voltaire und Renan. In Brokatgewändern, in der Atmosphäre alter Folianten, in Gesprächen von Lächeln und Skepsis stand dieser Mann, schrieb seine Sätze und Bücher in vollkommener Delikatesse und meisterlicher Sprache. Und doch kämpfte er in den Tagen des Dreyfus-Skandals, trat an die Seite von Zola und Jaurès, bekannte sich dann als radikaler Sozialist und wurde, nach dem Krieg, zu einem der eifrigsten Führer zu neuer europäischer Kameradschaft. Seine Geistigkeit ist vom Körperlichen nicht getrennt; sie hat mit ihr gemein die Musik und die Freude am Schmuck. Sie stammt aus dem Garten des Epikur. France war der stärkste, der reichste und vielleicht auch — der letzte Geistgenießer in dieser Zeit. Er schwelgte in den Vergangenheiten der Künste und der Philosophie, und doch war sein Glauben, trotz aller Skepsis, nach vorwärts gerichtet und getragen von sozialem Ethos.

In den „Nützlichen und erbaulichen Meinungen des Herrn Abbé Jérôme Coignard" gibt France von sich dieses heimliche, indirekte Porträt (wie er ja in allen seinen Büchern irgendwie immer von sich selber spricht): „Ihm fehlte der systematische Sinn oder, wenn man will, die Kunst der symmetrischen Anordnung. Ohne diese erscheint er als das, was er ist, nämlich als der weiseste der Moralisten, als eine wunderbare Mischung von Epikur und dem heiligen Franz von Assisi. Diese beiden sind ja, wie ich meine, die besten Freunde, welche die leidende Menschheit auf ihrem Irrwege noch getroffen hat. Epikur befreite die Seelen von den nichtigen Ängsten und lehrte sie, ihre Glücksvorstellungen ihrer kläglichen Natur und ihren schwachen Kräften anpassen. Der gute heilige Franz, zärtlicher und sinnlicher, führte sie zum Glück durch träumerisches Sinnen und wollte, daß die Seelen sich nach seinem Vorbild fröhlich in die Abgründe einer zaubervollen Einsamkeit versenkten. Sie waren alle beide gut, der eine, weil er trügerische Illusionen zerstörte, der andere, weil er Illusionen erweckte, aus denen man nicht mehr erwacht."

Diese Mischung von Epikur und Franziskus charakterisiert auch die Kunst von Anatole France. In ihrem geistigen Genießertum ist sie sanft, zärtlich, lächelnd, in ihrer frommen Einsamkeit ist sie fröhlich, witzig und befreit. In „Le crime de Sylvestre Bonnard", in „La Rôtisserie de la Reine Pédauque", in „L'île des pinguins", in „Les dieux ont soif"... verbindet sich Bosheit, Skepsis, gütige Überlegenheit über die Irrtümer der Menschen mit raffiniertem Geschmack, mit weicher, halbwirklicher Psychologie. Bei alledem herrscht Erzählerfreudigkeit, Buntheit, Lebendigkeit. France sah das Leben als Schauspiel an. Aber er wollte ihm nicht als Be-

Digitized by Google

obachter, mit Methoden und Systemen, gegenübertreten. Er bewahrte sich die Unbefangenheit der Gaffer, die Neugier der Kinder: „cette ingénuité des badauds de la grande ville que tout amuse et qui gardent, dans l'âge de l'ambition, la curiosité désintéressée des petits enfants." Er liebte die Phantasie und besaß sie: mit ihren Lügen und Tugenden.

„Laßt uns den Menschen als Zeugen und als Richter die Ironie und das Mitleid geben", heißt es in „Le Lys rouge". Diese Ironie ist milde und warm; sie ist nicht kämpferisch wie die Shaws; sie ist den Menschen zugekehrt als freundliche Belehrung eines alten gütigen Humanisten. Mit alledem war Anatole France zu einem der größten Besitztümer des heutigen Europa geworden. Die apokalyptischen Reiter der Zeit machten einen ehrfürchtigen Bogen vor ihm. Er hütete die Tradition der Voltaire, Stendhal, Renan, war der glänzende Bewahrer eines klassischen Erbteils und Feind aller Unordnungen der Gefühle und des Lebens. Er liebte sein Lateinertum über alles und kannte das Geheimnis seiner Stärke. „Deine glückliche Jugend hat die lateinische Luft geatmet, die das klare Denken nährt und dem Tag seinen gemessenen Gang gibt." So schrieb France in das Erstlingsbuch von Charles Maurras.

Sein Tod beendet nicht die Wirkung seines Werkes, das, ganz französisch, doch der europäischen Zukunft vermacht bleibt.

Paul Valéry

Aus der gegenwärtigen französischen Lyrik ragt er seltsam hervor. Seine Verse sind von kühner Formstärke und zwar in einem besonderen Sinne: Valéry erkennt mit kühler und scharfer Optik die (innere und äußere) Form der Dinge; mit seinen Mathematiker-Augen überblickt er die kleinen und großen Gefüge und horcht ihre lebendigen Geheimnisse ab; er hat das Erlebnis der Zahl, des Wuchses von Säulen und Palmen, das Erlebnis der Gestalten; er ist ein Nachfolger Mallarmés. Valéry veröffentlichte, seit 1890, nur zwei kleine Prosawerke und einige Gedichte. Lange Zeit schwieg er. Erst 1917 erschien wieder ein neues Werk von ihm: „La Jeune Parque". Als im Jahre 1921 die Zeitschrift *La Connaissance* eine Rundfrage über den größten Dichter der Zeit veranstaltete, fielen die meisten Stimmen auf ihn.

Paul Valéry kommt nun auch in deutscher Sprache zu Worte: durch Rainer Maria Rilkes Nachdichtungen aus dem Bande „Charmes", von denen die Schweizer Zeitschrift *Wissen und Leben* einige veröffentlicht. Unter ihnen befindet sich der schöne „Gesang der Säulen" mit diesen charakteristischen Versen:

Unser Jungsein, das alte,
— Schatten im Matten, die strahlen —
ist stolz, daß es Reize enthalte,
die sich erzeugen aus Zahlen!

Im gleichen Heft wird auch Prosa (in Max Rychners Übertragung) veröffentlicht, aus seinem vor kurzem erschienenen Essay-Buch „Variété" ein Aufsatz über Lionardo da Vinci. Er ist bezeichnend nicht nur für Valérys große Sprachkunst, sondern auch für seine Kunstanschauung, wie etwa diese Stellen zeigen:

„Dieser Apoll riß mich zur höchsten Höhe meiner selbst empor. Was gibt es Packenderes als ein Gott, der das Mysterium von sich weist, der seine Macht nicht auf die wirre Erregung unserer Sinne gründet; der seinen Zauber nicht auf das Dunkelste, Weichste, Unheimlichste in uns wirken läßt; der uns zur Einstimmigkeit mit ihm zwingt, ohne daß wir uns aufgeben und beugen müssen; dessen Wunder die Erleuchtung seiner selbst, dessen Tiefe eine wohlausgedachte Perspektive ist? Gibt es ein herr-

Digitized by Google

licheres Zeichen glaubwürdigen und gesetzmäßigen Gebietertums als dieses: sich nie hinter einem Schleier verhüllen? Niemals erstand für Dionysos ein freierer, nie ein so makelloser, lichtbewehrter Gegner als dieser Held, der weniger darauf erpicht war, Ungetüme zu bezwingen als deren Wesenskräfte zu ergründen; der es geringschätzte, sie mit Pfeilen zu bespicken, da er sie mit Fragen dermaßen durchbohren konnte; mehr ein Überlegener als ein Überwinder erkennt er, daß es keinen vollendeteren Triumph gibt als den: sie zu begreifen, — fast in dem Maße, dessen es zur Nachschöpfung bedürfte; hat er ihr Daseinsgesetz erfaßt, so kann er sie verlassen, da sie nun zum Spiel des Spottes auf den bescheidenen Rang von Merkwürdigkeiten und erklärlichen Paradoxen zurückgeführt und herabgesetzt wurden. —

Überlegene Anmut verwirrt uns. Dieses gänzliche Fehlen von jeder Verlegenheit, von Prophetismus und Pathetik; diese präzisen Ideale; dieses im Drängen aller Gewalten von einem Meister des Gleichgewichts immer wieder unversehrt erhaltene Temperament; diese Verachtung der Illusionen und Künstlichkeiten, und bei dem erfindungsreichsten Mann diese Unwissenheit in allem, was Theater heißt: das ist für uns ein Skandal. Gibt es noch etwas Härteres zum Verstehen für Wesen wie wir sind, die wir in „Sensibilität" machen und zwar mit einer Art Berufsmäßigkeit, die wir vermöge einiger elementarer Eindrücke von Kontrasten und Widerklang der Nerven schlechthin alles innezuhaben wähnen; die wir alles zu erfassen vermeinen, wenn wir uns die Illusion einer Vermischung mit dem schillernden und fließenden Wesen unserer ewigen Fortdauer leisten?

Doch Leonardo erhebt sich von Forschung zu Forschung sehr einfach immer bewundernswerter als Schildträger seiner eigenen Natur; er richtet sein Denken ab, übt den Blick, entfaltet sein Handeln; er schult beide Hände zu genaustem Zeichnen; er läßt sich gehen und sammelt sich, steigert die Wechselwirkungen zwischen seinem Wollen und Können, stößt mit seiner Vernunft in die Kunst vor — und bewahrt seine Anmut. —

Wir wollen ihn uns etwa vorstellen, wie er sich vorkommen muß, wenn er die Bewegung in seinem Arbeiten anhält und sich innerhalb des Ganzen betrachtet. Vorerst ermißt er seine Gebundenheit an die gemeinen Notwendigkeiten und Wirklichkeiten; sodann ergibt er sich wieder dem Geheimnis des Sonderbewußtseins. Er sieht wie wir und er sieht wie nur er. Er durchdringt mit der Vernunft seine Natur und mit dem Gefühl sein Kunstwerk. Er ist abwesend und gegenwärtig. Er behauptet jene Zwiegeteiltheit, die ein Priester behaupten muß. Er fühlt es wohl, daß er sich vor sich selber mit Hilfe der gewöhnlichen Gegebenheiten und Beweggründe nicht erschöpfend erfassen und bestimmen kann. Leben, und sogar gut leben: das ist ihm nur ein Mittel; ißt er, so nährt er zugleich ein anderes Wunder als sein Leben, und die Hälfte seines Brotes ist geweiht. Handeln: das ist noch bloße Vorübung. Lieben: ich weiß nicht, ob es ihm möglich ist. Und was den Ruhm anbelangt, nein. Vor den Augen der andern zu erstrahlen, heißt einen Glanz von falschen Edelsteinen abbekommen . . ."

Zum 80. Geburtstag Nietzsches

Am 15. Oktober wäre Nietzsche achtzig Jahre alt geworden. Seit seinem geistigen und seinem körperlichen Tod ist die Wirkung seines Werkes ständig gewachsen und seine Gestalt ins Prophetische gestiegen. Die Akzente seines Denkens haben sich merkbar verschoben. Vieles, was

Digitized by Google

früher das Primäre zu sein schien, ist heute verblaßt; anderes mächtig geworden und zur Denkführung gelangt (darüber kann jetzt nicht gesprochen werden). Immer stärker wirkt sich die Legende Nietzsche aus, bis ins Biographische hinein.

In den *Nouvelles Littéraires* veröffentlicht jetzt Edouard Schreiber fleißig gesammelte Erinnerungen aus Nietzsches Aufenthalten in Sils Maria. Sie geben einige interessante Lichter. Als Beispiel dieses:

„‚Endlich kann ich atmen', rief er jedesmal, wenn er in Sils ankam.

Um sieben Uhr stand er auf und arbeitete bis elf Uhr. Dann ging er aus, um in einem kleinen Gasthaus des Dorfes zu frühstücken. Seinen täglichen Spaziergang dehnte er manchmal bis fünf Uhr aus, hierauf arbeitete er wieder bis zur Nacht, und nahm als Abendessen nichts zu sich als Cakes und eine Tasse Tee, die er sich selbst zubereitete. Spät in der Nacht noch hörte man ihn manchmal im Zimmer umhergehen und laut mit sich selber sprechen. An Regentagen bemühte er sich, ohne Unterbrechung weiterzuarbeiten, aber oft hinderten ihn heftige Kopfschmerzen daran; dann blieb er viele Stunden bewegungslos auf seinem Bett liegen. Manchmal setzte Herr Duriche (Nietzsches Wirt) sich zu ihm ans Bett, und immer wieder zeugten die Äußerungen Nietzsches von seinem unaufhörlichen Beschäftigtsein mit moralischen Dingen. Das Grundübel der Welt, die Mittel, Abhilfe zu schaffen: das waren fast immer seine Gesprächsstoffe. Ich höre noch Herrn Duriche mit trauriger Stimme über die Gleichgültigkeit klagen, die der Dichter allem, was seine Gesundheit betraf, entgegenbrachte. Zwar pflegte er sich scheinbar, aber er unterwarf sich einem Regime von Arzneien, Pillen, Medikamenten, die mehr verderblich als heilsam waren, und welchen die Unzulänglichkeit seiner Ernährung keineswegs ein genügendes Gegengewicht bot. Er besuchte wohl von Zeit zu Zeit den Arzt des Dorfes, aber er schenkte dessen Ratschlägen keine Beachtung. Dazu kam noch, daß seine große Kurzsichtigkeit ihm das Arbeiten sehr mühevoll gestaltete. Er schrieb nie ohne doppelte Brille und, ging er auf der Straße, so erkannte er seinen Hauswirt nicht auf zwei Meter Entfernung. Als er eines Jahres fröhlich wieder von seinem dürftigen Zimmer Besitz ergriff, dessen Wände bis dahin weiß getüncht gewesen waren, sagte Herr Duriche: „Sehen Sie, es gibt eine Veränderung in ihrem Zimmer, die Wände werden bespannt." Nietzsche, der nicht richtig verstanden hatte, näherte die Augen der Mauer, so nah er konnte, und rief: „Oh, wie schön!" Der Stoff aber war noch gar nicht angebracht, und die Wände trugen als einzigen Schmuck Zeitungspapier, das der Dorftapezierer einstweilen aufgeklebt hatte. Hätte er das armselige Papier gesehen, so hätte er sich wahrscheinlich auch nichts daraus gemacht. Dieses dürftige Zimmer bedeutete ihm, durch alles, was er darein einschloß, ein Königreich, und wir wissen, daß ihm dort erhabene Stunden geschenkt wurden, in welchen er, vom Enthusiasmus der Eingebung fortgerissen, oder über den Ausdruck, in welchen er seinen Gedanken goß, frohlockend, seine plötzliche Freude aus voller Kehle hinausschrie und sogar mit den Fäusten gegen die Wand hämmerte.

Außer seinem Wirt und dem Arzt sah er kaum Menschen außer Fruchs und Lampe, beide Professoren der Musik. Auf Chasté traf er sie oft, besonders wenn er eine seiner Musikkompositionen vollendet hatte, auf die er sehr stolz war, und die er sich bemühte, mangels eines Instruments ihnen vorzusingen. Auf dem Felsen

Digitized by Google

von Chasté sieht man noch eine Inschrift, die an diese glücklichen Momente erinnert. Und eine Erinnerung knüpft sich noch an diesen Felsen; denn hier war es, wo Nietzsche die Idee der „ewigen Wiederkehr" empfing.

Aber am liebsten war ihm die Gesellschaft von Kindern. Sein schweigsamer Charakter, sein verschlossenes Gesicht eröffneten sich schnell dem Klang der leichten Schritte und der frischen Stimmen. Er ging einige Schritte mit ihnen, nahm sie bei den Händen und war liebevoll zu ihnen. Niemals kam er nach Sils Maria, ohne dem Töchterchen des Wirts ein Spielzeug, ein Geschenk, eine Erinnerung mitzubringen. Dabei bot seine Armut einen fast herzzerreißenden Anblick. Der Bürgermeister vertraute mir über diesen Punkt Details an, die manche Leute lächeln machen, andere aber unendlich schmerzlich berühren werden. — ‚Durch die acht Jahre hindurch, die er zu mir gekommen ist,' erzählte mir der alte Herr, ‚habe ich bei ihm nur zwei Hemden gesehen; mit der Zeit nutzten sie sich so sehr ab, daß sie Nietzsche, der sie immer weiter von unten nach oben abschnitt, zuletzt nur mehr die obere Hälfte der Brust bedeckten.' Der einzige Mantel, den er jemals an ihm gesehen hat, zeigte bei dem letzten Aufenthalt von dem ursprünglichen Schwarz nur mehr einen abgewetzten Stoff, der von Grau in verblichenes Grün spielte. Die Sorgfalt, die er seinen alten Sachen widmete, erhielt sie übrigens in vollkommener Sauberkeit, ohne welche sie wohl keinen so heroischen Widerstand geleistet hätten."

Frankreich und England

Die Geschichte ihrer gegenseitigen Beziehungen, analog dem Buche von Reynaud über die zwischen Deutschland und Frankreich, ist noch nicht geschrieben. Ein solches Werk sehnt, in *L'Europe Nouvelle,* Albert Thibaudet herbei. Er denkt nicht an die politischen, sondern an die geistigen und literarischen Beziehungen, an die beiderseitigen Bemühungen, sich zu ertragen, zu verstehen und von einander zu profitieren. Ein solches Geschichtswerk müßte mit dem Jahre 1715 etwa beginnen, ungefähr eine Generation früher, als die deutsch-französische Beziehung einsetzt. Während der Regierungszeit Ludwig XIV. gab es französisch-englische geistige Beziehungen nur innerhalb der Höfe. Nach seinem Tode wird das Bild völlig anders. Die Herrschaft der Stadt folgt der des Hofes; man reist mehr; die Engländer kommen in großer Menge nach Frankreich; Voltaire sammelt in London Material zu seinen „Lettres anglaises"; Montesquien bereitet in England sein Buch „L'Esprit des Lois" vor; seit jener Zeit dauert die Beziehung ununterbrochen an.

In einer solchen allgemeinen Geschichte der englisch-französischen Beziehungen würden unzählige spezielle Monographien ihren Ausgangspunkt finden, darunter auch ein Buch, das Thibaudet in diesem Zusammenhange anzeigt: den biographischen, psychologischen und literarischen Essay über Horace Walpole von Paul Yvon. Für das französisch-englische Problem zieht Thibaudet aus der Darstellung dieses „Lebens eines Dilettanten" eine Reihe wichtiger Konsequenzen.

„Als im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert Franzosen und Engländer versuchten sich kennenzulernen, versäumten sie nicht, die überkommenen und ausgesprochenen nationalen Vorurteile aufeinander zu übertragen. Wir sehen Walpole und seine Landsleute entsetzt über den Mangel an Komfort im Leben der Franzosen, infolge ihrer Unfähigkeit, außerhalb des gesellschaftlichen Lebens zu leben und

Digitized by Google

zu denken. Anderseits glauben die Franzosen, die Engländer immer mit Fetzen ihres traurigen Klimas bekleidet zu sehen, unfähig, mit dem Leben zu spielen, immer unverrichteter Sache auf der Jagd nach dem Glück. Das sind auf beiden Seiten oberflächliche Phantasien. Was Walpole indessen betrifft, wäre es schwer zu sagen, daß dieser Über-Dilettant, dieser Kronprinz der englischen Gentry, dem König, der danach suchte, das Hemd des glücklichen Menschen hätte liefern können, — während der Mangel an Komfort bis zum Mangel am Hemd bei solchen Franzosen, die ihre Postchaise auf den nach Italien führenden Straßen bespritzte, keineswegs ein Hindernis zum Glück war.

Lassen wir bei Seite den Tropfen, die professionelle Krankheit des Dilettanten, die ihn früh und lange quält. Er fand seine besten Befriedigungen in der Mauerarbeit (aber er wurde darin ausgestochen durch seinen Nachbar Beckford), in Sammlungen (aber er hatte den Schmerz, die seines Vaters zu sehen, die unvergleichlich schöner als die seinen waren und gekauft von Katherina II., was ihn zum Feind Rußlands machte) und die Anlage von Gärten (setzen wir hinzu, daß hier kein Aber dabei ist). Das waren nur Zerstreuungen. Die beiden großen Gebiete seines Lebens waren Politik und Literatur. Hier dehnen sich die Aber aus wie nagende Krebsgeschwüre. In der Politik hatte er großen Verdruß und mußte das Unterhaus verlassen. In der Literatur schrieb er viel, vergiftet von der Furcht, für einen Schriftsteller gehalten zu werden, aber andererseits auch für einen Amateur. Er nahm sich ein Modell vor: Mme. de Sévigné. Er wurde der große Briefschreiber Englands, und seine Briefe bleiben der beste Teil, das einzig Lebende seines Werks. —

Wetteifernd mit Mme. der Sévigné, geliebt von Mme. du Deffand, bleibt Horace Walpole für uns eine reizvolle und anziehende Figur der französisch-englischen Verbindung. Und achten wir darauf, bei diesem Engländer, Freund der Franzosen — und der Französinnen — einen instruktiven Zug nicht zu vergessen. Er enthielt sich bei der Abstimmung der Präliminarien über den Pariser Frieden von 1763. Dieser Whig befand sich, sagte er, geteilt zwischen die Wohltaten des Friedens und ‚die glorreichen Eroberungen des Krieges'. Der beste Freund der französischen Kultur fand, daß der Friede von 1763 uns noch zu viel Kolonien ließ."

Das Dilemma des Negers

Das Negerproblem Amerikas ist für uns ein undurchsichtiges Kapitel. Über die Schwierigkeiten, die dem Neger allenthalben begegnen, erzählt W. E. Burghardt Dubois einiges im letzten Heft von *The American Mercury*.

Ein Schwarzer hat etwa die größten Schwierigkeiten in der medizinischen Ausbildung. Es gibt nur zwei Medizin-Schulen für Farbige, und in einer Schule für Weiße würde er auf die größten Widerstände stoßen. Man mag keine Neger ausbilden. Trotzdem ist die Zahl der schwarzen Ärzte in den Vereinigten Staaten groß. Ähnlich sieht es in anderen Schulen und Instituten aus. Allerdings gibt es auch Hochschulen mit weißen und schwarzen Lehrern. Die Atlanta-Universität hat weiße und schwarze Lehrer, die mit den Studenten zusammen essen und unter gleichen sozialen Bedingungen leben. Aber diese Anstalt wird so mit Haß verfolgt, daß die Atlanta-Universität heute direkt ausgehungert wird. Sie bekommt nur die Hälfte ihres Etats; die Dozenten werden elend unterbezahlt; ihre Ausstattung ist völlig ungenügend. Aber ein Wechsel ist doch zu spüren. Ein neuer Negertypus wächst heran, der, wenn auch nicht in den Staats-

Digitized by Google

schulen, so doch in einigen Privatanstalten, zu guter Zusammenarbeit mit den Weißen gelangt.

„Was wird von alledem das Ende sein? Erinnern wir uns, daß der Vorteil des schwarzen Amerikaners in den letzten fünfundzwanzig Jahren, trotz seiner selbst und unbemerkt von seinen Freunden, hauptsächlich in der Absonderung liegt. Es herrscht eine wachsende Absonderung, mit besonderen Einrichtungen, besserem Führertum in diesen Einrichtungen, eine größere Wirtschaftsgruppe, in der sich die Farbigen durch ihre eigenen Vorräte versorgen, Versicherungsgesellschaften und Lehrdienst, eine furchtbare und manchmal fast fanatische Steigerung des Rassenstolzes. Die Weißen fühlen das nicht. Sie sehen, daß die Rassenabsonderung zunimmt und sind zufrieden und glücklich. Der Neger ist auch zufrieden und glücklich. Er besiegt die Weißen mit ihren eigenen Waffen. Er hat Pulver gerochen. Immer größere Mengen vermeiden jede Beziehung zu den Weißen. Wie soll das enden? Können wir es ganz übersehen? Beschimpfung, Absonderung, Rassenstolz, Hass, Krieg: das garstige, furchtbare, weltalte Ding schleicht an uns heran.

Unmöglich? Natürlich ist es für zwölf Millionen Menschen unmöglich, gegen hundert Millionen zu kämpfen — aber können sie wegen ihrer großen Unterlegenheit nicht die Mächtigeren hassen? Ob sie fort wandern, sterben oder leben — können sie nicht die rote Flamme ihres bitteren Schmerzes zu der immer stärker werdenden Anklage auf Teufelei hinzufügen, die die schwarze Welt gegen die weiße erhebt? Nein — damit ist keine Eile; in unseren Tagen wird es nicht geschehen. Nein. Aber es wird geschehen. ‚Ein Tag für Gott ist tausend Jahre,' und selbst der Blinde kann in der Absonderung des amerikanischen Negers eine Wiedergeburt sehen der Rassenkonzentration, der Gruppenreibung, des gegenseitigen Hassens und Quälens, des Weltkriegs.

Wo sind die Pazifisten? Wo sind die wirklichen Männer, die durch die Methode des gesunden Menschenverstandes den Krieg bekämpfen: dadurch daß sie Dinge, die Krieg verursachen, hinwegräumen, anstatt zu warten, bis Krieg, Tollheit und Mord da sind . . .? Warum schweigen die Pazifisten zu diesen ungeheuren Kriegsvorbereitungen? Haben sie die mit toter Jugend übersäten Schlachtfelder Frankreichs vergessen? Haben sie nicht die Welt taumelnd in Wiedergeburt gesehen, beraubt seiner Männerblüte und geführt von Greisen und Feiglingen? Wenn sie alles dies gesehen haben, was tun sie dazu heute und hier, in Amerika?

Nichts. Nichts. Die verdammten Narren wissen nicht, was vorgeht."

Island

Der Name ist für uns wie kaum der eines anderen Landes nur eine geographische Bezeichnung. Die kleine Bevölkerung erscheint uns nur als dänisches Kolonialvolk. Von seinem Leben, von geistiger Tradition, von Werken hören wir nichts.

Trotzdem besitzt Island eine jahrtausendalte Kultur, und in seiner winzigen Hauptstadt Reykjavik erwacht gerade jetzt wieder eine starke literarische und künstlerische Bewegung, die durchaus von europäischem Interesse sein soll. Die isländischen Schriftsteller und Künstler sind kaum mit einer Bezeichnung zu umschreiben. Sie sind Individualisten und Wanderer. Eine kleine Kolonie lebt in Kopenhagen. Sie schreiben dänisch und isländisch. Ihre Dramen werden in Kopenhagen meist weit früher gespielt als in der isländischen Heimat. Trotzdem haben alle diese Werke ein besonderes isländisches

Digitized by Google

Gepräge. Sie sind beherrscht von klarem Realismus, großer Lebendigkeit und einer starken Macht des Primitiven.

Über die neu-isländische Kunst gibt interessante Aufschlüsse ein Aufsatz von Elisabeth Knowlton im letzten Heft von *The Nation* (New York). „Ihre Dichtung ist gleicherweise grimmig wie charakteristisch. Von der Form des isländischen Verses ist es schwer für den Außenseiter zu sprechen; denn seine größten Schönheiten sind völlig unübersetzbar. Er ist äußerst kompliziert, hat Reim, Rhythmus und Alliteration; die isländischen Worte haben sehr viele altnordische Anklänge und Bedeutungen. Der Stoff ist durch die isländische Landschaft gegeben: die Schwäne, die auf lieblichen Seen schwimmen, die Raben, die krächzend über die Lava-Ebenen fliegen, die Morgensonne, die den nördlichen Himmel mit Vorbedeutung erfüllt, der Schrecken der Winterstürme. Es erscheinen auch die zauberhaften Geschöpfe der alten Volkssagen, Trolle und Berggnomen, Zwerge und Dämonen. Die isländische Poesie zeigt dieselbe frische Vitalität und dieselbe herbe, kühne Behandlungsart wie die Prosa. Der alte Spruch ‚Jeder Isländer ist ein Dichter' ist stets wahr gewesen, selbst wenn andere Künste tot waren, und er ist heute doppelt wahr.

Die moderne isländische Malerei ist, obgleich weniger bekannt, fast ebenso interessant. In Reykjavik gibt es eine Zahl junger Künstler, die heimatliche Landschaften und Szenen aus dem Landleben malen. Sie sind von keinem besonderen Ismus beherrscht, und das Werk der besten ist schön und befriedigend.

Während meines Aufenthalts in Reykjavik hatte ich Gelegenheit, mehrmals den bedeutendsten Gestalten der isländischen Renaissance zu begegnen. Einer der interessantesten und wichtigsten von ihnen ist Einar Hjorleifsson Kvaran. Kvaran, ‚Islands größter Meister der Prosadichtung seit dem Saga-Zeitalter' und einer der offiziellen Kandidaten für den letzten Nobel-Preis, ist jetzt der Dekan der isländischen Literatur. Seit den achtziger Jahren war er einer der ersten, der mit der sklavischen Nachahmung Dänemarks brach und seinen Geist der Entwicklung der neuen nationalen Literatur zuwandte. Er ist jetzt ein gütiger, vornehmer alter Mann, eine Persönlichkeit, die über sorglose Kleidung und schlichte Umgebung triumphiert. –

Von neueren Schriftstellern war der weit größte wahrscheinlich Johan Sigurjonesson, der kürzlich, erst in den Dreißigern, starb. Er hinterließ eine sehr bemerkenswerte Reihe von Schauspielen, dessen bekanntestes, ‚Eyvind von den Hügeln', die Geschichte eines früheren isländischen Geächteten, schon in vier europäischen Ländern und in Amerika gespielt worden ist. Obgleich die meisten der jüngeren Leute jetzt in Kopenhagen sind, traf ich in Reykjavik Kamban, der eine dänische Filmgesellschaft nach Island gebracht hatte, um sein Schauspiel ‚Hadda-Padda' zu filmen. Gudmuntur Kamban wurde zuerst berühmt durch die begeisterte Anerkennung von Georg Brandes, des dänischen Kritikers, der das Werk am meisten von denen der isländischen Gruppe willkommen hieß und pries. Kamban selbst ist ein junger Mann von Haltung und Selbstvertrauen. Er hofft, eines Tages Filme aus den schönsten Sagas zu machen."

Gandhi

Romain Rollands Eintreten für Mahatma Gandhi und seine Bewegung ist bekannt. Jetzt leitet Rolland Gandhis Aufsätze aus den Jahren 1919–1922 (erschienen bei Stock, Paris) ein. Aus seinen Ausführungen sei dieser Abschnitt wiedergegeben:

„Die Gewaltlosigkeit ist ein Kampf. Und wie bei allen Kämpfen — wie

Digitized by Google

groß auch der Führer sein mag — ist der Ausgang zweifelhaft. Das Experiment, das Gandhi versucht, ist furchtbar, ist furchtbar gefährlich. Und er weiß es, er, der die Wut der indischen Bevölkerung, die er entfesselt hat, mehr fürchtet als die Tyrannei des englischen Gegners. Aber er muß es wagen. Das Wesen des Experimentators ist das Wagnis. Gandhi hat vom Okzident die Energie gelernt, und er will sie Indien einimpfen. Kein General, der seines Namens würdig ist, verzichtet auf die Schlacht aus Furcht vor Niederlage oder Irrtümern. Er sammelt sich, er überlegt, er bereitet vor, und er wagt. Gandhi wagt. Sein Mut geht sehr weit. Im August 1920 weigert er sich, das Votum des Kongresses, der die Nation repräsentiert, abzuwarten, um das Experiment der Nicht-Kooperation zu eröffnen. — Wenn man den Glauben an eine Tat besitzt, würde das Abwarten auf den Beschluß des Kongresses (das heißt der Nation) Wahnsinn sein. Man müsse im Gegenteil handeln und die Kraft seiner Handlung beweisen, um die Nation zu ihrer Annahme zu entscheiden. Die beste Art, der Nation zu dienen, ist manchmal: entgegen ihren Meinungen handeln.

Aber wenn er sich irrt? Nun, alles falle auf ihn zurück. Er wird zerschmettert werden. Wohl verstanden, er handelt außerhalb des Kongresses, also nicht im Namen des Kongresses, das heißt auf sein Risiko und seine Gefahr, Er wird auch die ganze Verantwortung seiner Niederlage zu tragen verstehen.

‚Ich würde mich als unwürdig ansehen, eine Sache zu leiten, wenn ich fürchtete, sie nicht zum Erfolg führen zu können. Aber die Lehre, die die Arbeit in der Loslösung will, bezeichnet auch wohl das unerbittliche Suchen nach der Wahrheit wie Rückkehr auf seinem Weg, wenn man sich getäuscht hat, oder den Verzicht auf die Führerrolle, wenn man entdeckt, daß man nicht würdig sei.‘

Mit leichtem Herzen sieht man einer solchen Möglichkeit nicht ins Auge:

‚Nehmt an,‘ schreibt er, ‚daß trotz meiner Hoffnungen nichts von dem geschieht, was ich erwarte, müßte ich nicht merken, daß ich unwürdig sei, den Kampf zu führen? Sollte ich nicht demütig vor meinem Schöpfer knien und ihn bitten, mich von meinem unnützen Körper zu befreien und aus mir ein zum Dienst fähigeres Instrument zu machen?‘

Man kann sich seine geheimsten Ängste und Schmerzen vorstellen. Das öffentliche Bekenntnis, das den Verbrechen von Chauri-Chaura folgte, offenbart eine Stunde der Agonie. Er erhebt sich dennoch. Er verzichtet nie. Er weiß gut, was er nicht kann. Das Schiff, das fast gekentert wäre, kann ihn nicht entbehren. Er ist der Lotse. Er muß auf dem Posten bleiben. Er muß weiter wagen. Nicht nur für Indien, sondern für alle menschlichen Rassen gilt sein furchtbares Experiment. Er hat ein sehr schönes Wort, das er einem alten unbekannten Rishi entnimmt:

Yatthaa pindhe thatthaa brahmande
(Wie mit einer Tonkugel so ist es mit dem Weltall).

Er experimentiert auf der Tonkugel. Und sicher macht er sich über die Grenzen seiner Macht keine Illusionen. Aber tue, was du mußt! . . .

Und er streckt die Hand zur Welt aus, um Hilfe. Zu den Engländern, zu den Christen. Sogar zu seinen Feinden. Feinde? Er hat keine. Jedem Engländer, der in Indien wohnt, schreibt er: Lieber Freund. Er ruft die Europäer auf. Er korrespondiert begeistert mit Christen. Er kämpft nicht gegen sie. Er arbeitet für sie, sogar für das Christentum, das „durch Europa verraten wurde“.

Digitized by Google

Der Machtkampf in China

Immer mehr entwirrt sich das chinesische Chaos zu einem reinen Machtkampf zwischen zwei Abenteurern: Marschall Chang-Tso-Lin und Marschall Wu-Pei-Fu. *The Observer* formuliert seine Ansicht über die Situation mit folgenden Worten:

„Wenn entweder Chang-Tso-Lin oder Wu-Pei-Fu Herr in China wäre, so könnte etwas wie eine feste Regierung geschaffen und den Räubereien der kleineren Tuchuns und privaten Piraten und Banditen, die das Land in das Chaos geführt haben, ein Ende gesetzt werden. Aber es ist ihr und des Landes Unglück, daß die zwei fähigsten Führer der letzten hundert Jahre in derselben Generation geboren wurden. Wu-Pei-Fu stieg aus ganz niederen Anfängen allein durch seine Fähigkeiten zum Oberbefehlshaber der Regierungsstreitkräfte auf. Chang-Tso-Lin, der frühere Räuberhauptmann, machte sich zum Diktator über die Mandschurei. Zweimal bereits haben sie ohne abschließendes Ergebnis miteinander gekämpft, dann kamen vor wenigen Wochen die Wirren bei Schanghai, und Chang, der geduldig auf eine Gelegenheit wartete, um seinem Nebenbuhler von neuem an die Kehle zu fahren, erklärte Peking wieder den Krieg. Er glaubt, daß China aus dem jetzigen Wirrwarr nur durch das Schwert gerettet werden kann, und als er mir vor zwei Monaten sagte, daß „ein großer nationaler Held" aufstehen müßte, konnte man unschwer erraten, wen er für diese Rolle ausersehen hatte.

Wie dieser Kampf enden wird, kann man unmöglich sagen, doch scheint Chang die günstigsten Aussichten zu haben. Er erzählte mir (und ich überzeugte mich später, daß seine Angaben stimmten), daß er ein Heer von 300 000 Mann besäße, modernste Artillerie, ausländische Stabsoffiziere, und zweiundsechzig Flugzeuge. Wenn es stimmt, daß er inzwischen noch 30 000 Russen eingestellt hat, die er unter den hungrigen „Weißen" von Charbin leicht finden konnte, so wird er eine noch größere Überlegenheit haben. Es kommt ihm auch zustatten, daß er ungeheuer reich ist, die Japaner hinter sich hat (die in der Mandschurei Eisenbahnvorrechte und andere Interessen haben), und auch die Unterstützung der Sowjetregierung erlangt haben soll. Aber nirgendwo ist das Kriegsglück so unsicher wie in China. Wu-Pei-Fu, dessen Streitkräfte zwar getrennt, und dessen Geldmittel gering sind, besitzt so etwas wie militärisches Genie, und es ist möglich, daß er seinen Nebenbuhler schlägt, wie vor zwei Jahren in der großen Schlacht, die auf der Ebene um Tientsin stattfand.

Nur eines ist sicher. Je eher Chang seinen Traum verwirklicht und sich in Peking festsetzt, oder Wu die Regierungsflagge über Mukden hißt, desto besser wird es für China und die Welt sein."

Rudolf Kayser

Digitized by Google

ANMERKUNGEN

Eiland England

England bleibt noch immer ein Eiland, in der Literatur wie in der Politik. Dieses Entrücktsein mit seiner Stärke so gut wie mit seiner Schwäche muß für die Völker des Festlandes so schwer zu verstehn sein. Die hier unter den Gebildeten herrschende Unkenntnis ausländischer Bestrebungen in Kunst und Literatur, selbst die Unkenntnis der Namen ihrer Führer ist bemerkenswert. Auch ist nicht allzu viel Verlaß auf die kleinen, kosmopolitischen, betont aktuellen Gemeinden, die man in London antrifft, denn ihre Mitglieder sind oft von fremder Abstammung und Erziehung und kennen das eigentliche England so wenig, wie die andern außerstande sind, das Festland zu begreifen. Insularität beschränkt sich jedoch nicht auf Inseln. Ich vermute, dieselben Richtlinien bestehn in andern Ländern. So ist zum Beispiel der gebildete Franzose durchschnittlich zweifellos weniger gut über die ästhetischen Bemühungen andrer Länder unterrichtet als der gebildete Durchschnittsengländer.

Doch die englische Malerei und Musik, von der Poesie und der Literatur scharf getrennt, bleiben noch immer eine Fußnote, wiewohl eine interessante, zu diesen Künsten in Europa oder sprießen erst fünfzig Jahre nach der entsprechenden Blüte in andern Ländern hervor. Sobald wir uns den Namen und hernach das Werk irgendeines berühmten Kontinentalen zu eigen gemacht haben, hindert uns die Tatsache, daß uns das gelungen ist, daran, dem Werke des Nachfolgers Verständnis entgegenzubringen. Doch das Fehlen fremden Einflusses, schon die Schwierigkeit, Bescheid zu wissen über das, was im „Ausland" vorgeht, trägt in einiger Hinsicht zur Stärke und Individualität bei. In Wahrheit ist der englische Künstler durch Widerstand stets gekräftigt worden. Anders als der französische Maler oder der deutsche Musiker bleibt der englische Künstler jeder Art eine Schaubudenkuriosität, die einzige Blume seiner Gattung am Stamm, und vermag niemals, eine Schule zu gründen. Denn der Engländer ist der größte Individualist unter den Menschen und verträgt es so wenig, seine Kunst mit andern zu teilen, wie er sich damit abfindet, mit einem andern im selben Hause zu wohnen. Er sträubt sich gegen Gemeinschaften jeder Art und ist im Leben nicht minder insular als seiner geographischen Lage nach.

Der deutsche Leser soll daraus nicht folgern, daß sich diese Geistesverfassung auf Inseln beschränkt. Ehe die Japaner ihr Land den Fremden erschlossen, war es für einen Europäer ebenso schwer, Japan zu kennen, wie für einen Japaner Europa. In ähnlicher Weise ist es denkbar, daß ohne die Tätigkeit Dr. Meyerfelds (wenn er mir gestatten will, das auszusprechen) die moderne englische Literatur zum Teil dem gebildeten deutschen Leser unbekannt bliebe. Und es ist für ein fremdes Publikum

Digitized by Google

durchaus nötig, einen Führer zu haben; die starke Schwierigkeit besteht immer, zeitgenössische Meinungen anderswo als im eignen Lande abzuschätzen. Ich kann nicht umhin, Zolas Lebenswerk zu bewundern, ein Werk, das kein französischer Schriftsteller mehr lesen will. Und viele junge französische Schriftsteller lesen mit Vergnügen — Kipling. Um ein extremes Beispiel dieser Richtung anzuführen: es wird erzählt, daß für Gorki, als er vor dem Krieg nach London zu Besuch kam, eine besondere Gesellschaft veranstaltet wurde, auf der er alle berühmten literarischen Gestalten der Zeit, in einem Raum versammelt, treffen sollte. Er trat ins Zimmer, blickte sich im Kreise um, übersah die gesamte erlauchte Schar in seinem Eifer und fragte laut: „Aber wo ist denn Sir Hall Caine?" Offenbar haben die Romane dieses Verfassers durch ihre Übersetzung ins Russische gewonnen.

Es ist ein großer Nachteil für England, daß sein besonderer Beitrag zur europäischen Kultur ein literarischer und vornehmlich ein lyrischer gewesen ist; keine andre Kunst wird durch eine sprachliche Schranke gehemmt; und von allen Erscheinungen ist die Lyrik für den Ausländer am allerschwersten zu erfassen und zu übertragen. Unbedingt ist die lyrische Tradition das größte Faktum der englischen Kultur. Vier Jahrhunderte hindurch hat es ein beständiges und mannigfaches Blühen gegeben, und selbst heute treibt der alte Baum wieder frische, unerwartete Knospen. Denn die englische Lyrik, so ausgesprochen traditionell sie ist, tut nie, was die englischen Kritiker von ihr erwarten. Ja, wenn die englische Lyrik traditionell ist, um wieviel mehr ist es dann erst die mit ihr beschäftigte Kritik! Die Verunglimpfung „moderner" Dichtkunst ist noch bis in ihre besondere Ausdrucksweise hinein fast identisch mit der, die sich gegen den „modernen" Dichter vor fünfundzwanzig, fünfzig, fünfundsiebzig und hundert Jahren richtete. Als Keats seine ersten Gedichte veröffentlichte, brachten ihn die Kritiker um; als Tennyson zuerst hervortrat, taten sie durch ihre Beschimpfungen seiner Schreiberei auf zehn Jahre hinaus völlig Einhalt; als Swinburne seine Kunst zuerst offenbarte, trieben sie ihn durch ihre Angriffe zum Trinken und nach Putney. Denn sobald sie ihr Opfer mehr oder minder getötet haben, errichten ihm die Kritiker einen Altar und wollen von keinem Dichter etwas wissen, dessen Werk nicht dem ihres letzten Helden in Struktur, Idee und Sprache gleicht. Nachdem sie so einen Dichter totgeschlagen haben, vermögen sie, dem Nachfolger eins vor den Kopf zu geben, indem sie ihn mit dem Leichnam niederhauen. Da kein Dichter ein Echo eines andern sein kann, spricht noch diese Heldenverehrung gegen den neuen Dichter. Ja, es ist vermutlich für einen gut eingeführten Ausländer leichter, sich in England Gehör zu verschaffen, als für den jungen Eingeborenen. Der Engländer ist seinem Landsmann gegenüber insularer als irgendeinem andern gegenüber; sein „home" ist seine Burg, stark verschanzt gegen das Geschütz jeder neuen künstlerischen Idee.

Ein Anzeichen des modernen Fortschritts in England ist die Tatsache, daß sich der junge Künstler nicht länger durch absprechende Kritik töten läßt. Das war ein Überbleibsel der romantischen Ära, für Byron und Keats vielleicht angemessen, aber nicht für den Wald- und Wiesen-Dichter von heute. Mehr als das: er erkennt, daß Lob, sollte es ihm zuteil werden, ihn letzten Endes wahrscheinlich eher töten würde, da es Fett ansetzt und dem Geist Schwerfälligkeit gibt. Doch in einiger Hinsicht beneiden wir jüngeren Künstler

Digitized by Google

in England sicherlich unsre deutschen Zeitgenossen, denn man berichtet uns, die Herrschaft des älteren Geistes in Deutschland sei vorüber und eine große intellektuelle Renaissance habe dort eingesetzt. Vielleicht der größte englische Psychologe erzählte mir, er habe einen internationalen Psychologen-Kongreß in Oxford besucht; was ihm dort den stärksten Eindruck gemacht habe, sei die geistige Frische der deutschen Studenten gewesen. Trotz, wie er sagte, fast unglaublichen Entbehrungen, welche diese jungen Menschen durchgemacht hatten oder damals noch erlitten, brachten sie für die Probleme, die ihnen vorlagen, Köpfe mit von ungewöhnlicher Auffassungsgabe, Elastizität, Fähigkeit und Aktivität. Er ging so weit, zu behaupten, seiner Ansicht nach sei dies eine Folge des Zusammenbruchs der Autoritäten älteren Jahrgangs.

Bereits haben wir Engländer, so insular wir sind, von den wichtigen Strömungen im deutschen Theater gehört. Unmöglich kann der Engländer, der nach Deutschland kommt, keinen Eindruck empfangen von der dortigen Straßenarchitektur, den Läden, Theatern und Konzerten, während in London die neuen Gebäude altmodischer sind als die kleineren, die sie ersetzen sollen, und das Theater mit Ausnahme seines großen, aber alternden Protagonisten Bernard Shaw und seiner traditionellen Komödienschreiber, von denen der bei weitem begabteste Somerset Maugham ist, keinen Führer besitzt. Doch der junge deutsche Intellektuelle, der zum ersten Mal nach England kommt, darf sich nicht entmutigen lassen, denn unter der Oberfläche ist viel Bewegung und Rührigkeit und auch zunehmendes Interesse für die Äußerungen moderner Kunst. Trotz vielen Verschiedenheiten haben Engländer und Deutsche vieles gemeinsam. Shakespeare sagt, wie wir wissen, dem Deutschen fast ebenso viel wie dem Engländer, und Nietzsche bedeutet innerhalb eines notwendigerweise engeren Kreises dem Engländer fast ebenso viel wie dem Deutschen, und (darf es in diesen neo-klassischen Tagen gesagt werden?) beide Völker sind im Herzen romantisch, gotische Stämme, ganz so wie Franzosen und Italiener klassisch sind. Aus diesem Grunde, da sie ihre Schwächen besser kennen als ihre Stärke, streben das englische und das deutsche Volk beständig danach, klassisch, das französische, romantisch zu sein. Goethe vielleicht gelang es, die romantische und klassische Tradition vollkommen zu vereinigen. Aber sonst sind Schiller und Heine, Byron und Shelley so echt deutsche und englische Typen, wie Racine und Voltaire französische sind. Vielleicht hat der romantische Geist etwas Morbides; dann ist Satire ein notwendiges adstringierendes Mittel. Um wahrzunehmen, daß Satire einer der in hervorstechendem Maße deutschen und englischen Vorzüge ist, braucht man nur die ätzenden Illustrationen in deutschen Blättern anzusehen oder die großen englischen Schriftsteller zu lesen. Ist es darum nicht wahrscheinlich, daß wir von Deutschland und England das nächste große Wiederaufblühen der Lyrik und der Satire erwarten dürfen?

Osbert Sitwell

In memoriam

Am 3. September waren es zehn Jahre her, daß Ludwig Frank durch einen Kopfschuß bei Noissoncourt nahe Baccarat den Tod erlitt: jener zukunftsreichste Führer der ‚vaterlandslosen Gesellen', die die uns beglückende stupide Form von Reaktion wieder ins Ghetto der Stiefkinder zu sperren sucht. Dem Andenken an den edlen, warmen, jeder Geniegrimasse abholden Menschen und wahrhaftigen Kämpfer

Digitized by Google

für ganz unrevolutionäre demokratisch-soziale Reformen, die den Massen in überindustrialisierten Ländern erträgliche Lebensnormen schaffen sollten und eine Erhöhung ihres Kulturniveaus zu erwirken versprachen, hat Hedwig Wachenheim eine Auswahl seiner Reden, Aufsätze und Briefe gewidmet (im Verlag für Sozialwissenschaft). Diese Dokumente sind menschlich und politisch von hohem, literarisch von bescheidenem Werte. Sie enthüllen eine völlig unproblematische Natur, geistige und animalische Triebe harmonisierten sich in ihr scheinbar reibungslos, ohne Brüche und geräuschvolle Gewaltsamkeiten. Ein unverbildeter Instinkt für die sachlich-menschliche Seite der gesellschaftlichen Zusammenhänge trieb dieses auffallend gerad gewachsene jüdische Kind, das abseits des großstädtischen Betriebs in ländlicher Stille und Beschaulichkeit erzogen wurde, immer dem Nächstliegenden zu: daher hat sich sein Idealismus später im politischen Alltag betätigt. Da will kein glutvolles Herz vor Schmerz oder Wollust bersten. Da ist nichts von Pose und kein Sichaufrecken ins Heldische. Eine fast südliche Sonnenhelle und Heiterkeit überglänzt sogar das Kämpferische dieses leuchtenden Kleinhändlersohnes aus dem Schwarzwald, dem im Ernst alles Tragische, in Scherz und Witz und Angriff alle zynische Gehässigkeit und der Vergeltungsdrang des persönlichen Ressentiments abgeht. Es ist der unproblematischeste Mann, den Juda diesem zerquälten Lande geschenkt hat. Glaube, natürliche Klugheit und Güte hielten sich die Wage und bestimmen von Fall zu Fall die parlamentarische Taktik. Immer fühlte man, daß er in den unterirdischen Gewölben von Marxens Dialektik sich nicht wohl fühlte, daß die Heimat seines Glaubens ein gefühlsbetonter ‚naturhafter' Sozialismus war, wie er sich in reinen, aber einfachen Gemütern als Reaktion auf die uns umlagernden Ungerechtigkeiten und Menschenquälereien zu bilden pflegt.

Die Manen Ferdinand Lassalles zu beschwören, indem man von Ludwig Frank spricht, ist darum dumm, ja gefährlich. Er war nicht geschaffen, neue Welten aus dem Boden zu stampfen und die Beladenen unter den Menschen durch den Feueratem seines Zurufs in Aufruhr zu versetzen. Seine Vision der sozialen Entwicklungsgesetze war aus zweiter Hand. Und gar den beängstigend suggestiven Herrschtrieb in Lassalles schwer zu zügelndem Temperament, das in überstürzter Hast nach geschichtlich fernen Zielen zustürmt, um kurz vor dem Durchbruch zum Werk in sinnloser Selbstzerstörung sich auszulöschen: ihn darf man dem Manne nicht unterlegen wollen, dessen Ehrgeiz selbst sich in liebenswürdigen Formen kundgibt und an der Fahnenträgerschaft in einem von Anderen und Größeren organisierten Heere sich genügen läßt. Darum liebte man ihn auch außerhalb seiner Gruppe; und darum schien er von der Vorsehung bestimmt, die von ihm mit geführte große Volkspartei in die einigende Front von Kämpfern einzugliedern, die erst einmal die Fahnen des bürgerlichen Liberalismus von ihrem Staub zu reinigen hätten, um sie der immer noch werdenden Nation voranzutragen. Mit seinen Arbeiterbataillonen wollte er das deutsche Antlitz allmählich verändern helfen. Schon glaubte er sich dem Ziele näher gerückt, als das imperialistische Gewitter sich über Europa entlud und die in Bern und Basel vorbereitete deutsch-französische Verständigung zerschlug, — ein in seiner Hoffnungslosigkeit von ihm nicht erkanntes Teilproblem Europas, das nicht isoliert werden konnte. Der Moloch des Krieges sperrte seinen Rachen auf und verschlang auch ihn.

Ach, er wußte, daß es zu spät war,

Digitized by Google

als seine Partei Ende Juli die Friedenskundgebungen veranstaltete und den entfesselten Gewalten sich entgegenstellte. Auch er sprach; aber im Gefühl der Ohnmacht, daher wirkungslos (Mannheim; 29. Juli). Doch nun, nachdem das offenbar Unvermeidliche eingetreten war und der Aufmarsch der Nationen sich vollzog, war es, als ob eine Internationale überhaupt nie gewesen wäre. War darum die Existenz des Vaterlandes nicht auch das Blutopfer seiner bisherigen Stiefkinder wert? Und würde nicht durch den gemeinsamen Kampf gegen den äußeren Feind zugleich auch der innere, die Reaktion, einfürallemal bezwungen? So fragte Frank, vom Gefühl eines unentrinnbaren Schicksals wie übermannt, und trieb zur einmütigen Bewilligung der Kriegskredite. Dann eilte er, der Vierzigjährige, freiwillig in Reih und Glied tretend, um bei der großen Entscheidung ‚dabei zu sein', schnurstracks dem Tod in die Arme. Gleich nach Überschreiten der Grenze fiel er. Es war sein erstes Gefecht.

Er hätte, dem deutschen Dasein erhalten, vieles in seiner Glaubens- und Ideenwelt zu revidieren gehabt, die tragische Schimpflichkeit unseres Zusammenbruchs hätte seine geschichtlich-politische Vision vertieft und seinem Wollen über die früheren Engen und Grenzen hinaus Größe gegeben. Der Schmerz, seine Gesinnungen und seine Ideale, als Lohn für millionenfaches Blutopfer, von infernalischer Gedankenlosigkeit besudelt zu sehen, wäre in diesem edlen Menschen schnell vor der Aufgabe verflogen, es hinterher durch den Dienst an einer übergeordneten Idee von zwingender Reinheit zu rechtfertigen: den Vereinigten Staaten von Europa. Im Grunde war sie der Magnet, der Franks gesamtes Streben zuletzt anzog. Seine Initiative in der Verständigungsfrage beweist es, die bescheidenen Blätter, die nun gesammelt vor uns liegen, machen es zur Gewißheit. Möchten recht viele sie zur Hand nehmen und durch sie zu mutvollen Vollstreckern seines Willens gemacht werden.

S. Saenger

E. Th. A. Hoffmanns Werke

Es stand schlecht mit den Ausgaben der Werke Hoffmanns. Die einst berühmte Grisebachsche war durch die neueren Hoffmannforschungen und Funde überholt, auch war ihre äußere Erscheinung nie das Entzücken der Bücherfreunde gewesen. Und die große, vollständige, klassische Ausgabe, die im Verlag Georg Müller vor fünfzehn oder mehr Jahren zu erscheinen begonnen hatte, war in all den Jahren so langsam vorwärts gerückt, daß man nicht hoffen konnte, sie vor dem zweihundertsten Geburtstag des Dichters fertig werden zu sehen.

Die Lücke ist jetzt ausgefüllt. Walter Harich, dessen temperamentvolle Hoffmannbiographie vor drei Jahren Aufsehen erregte, hat nun eine neue, vollständige Ausgabe der Schriften Hoffmanns im Verlag Erich Lichtenstein in Weimar herausgebracht, von den fünfzehn Bänden sind elf schon erschienen, die andern schon im Druck. Auch in dieser Ausgabe tritt Harich temperamentvoll und angriffslustig auf, fühlt sich aber doch wohl zu sehr im voraus als Märtyrer. Er hat es nämlich gewagt, Hoffmanns Erzählungen aus den gewohnten Rahmen zu lösen, es gibt bei ihm weder „Nachtstücke" noch „Phantasiestücke" noch serapiontische Bände mehr, sondern das ganze Gut der kleinern Erzählungen und Märchen ist neu geordnet worden. Man kann dafür sagen, daß die einstigen Anordnungen Hoffmanns zufällige und ihre Titel aktuelle Notbezeichnungen waren, daß er selbst vermutlich, wäre er dazu gekommen, seine gesammelten Schriften herauszugeben, eine neue

Digitized by Google

Ordnung in das Werk gebracht haben würde. Und man kann dagegen sagen, daß nun eben einmal von Hoffmanns eigener Hand keine andere Ordnung vorliegt, und daß Titel und Rahmen wie die „Serapionsbrüder" nicht nur seit hundert Jahren dem deutschen Volk gewohnt und geläufig sind, sondern auch an sich selbst ein kleines, heilig zu achtendes Stück Hoffmannscher Dichtung darstellen. Mögen die Philologen sich darüber streiten, und möge, durch die Konkurrenz gestachelt, nun auch die andre große Ausgabe rascher fertig werden, dann hat jeder die Wahl. Für heute ist es ein großes Glück, daß das Werk (samt den Briefen) dieses geliebten Dichters endlich wieder eine ernsthafte, gut gearbeitete und äußerlich sehr hübsche Ausgabe erfahren hat. Je mehr die Gegenwart sich von der Tradition ablöst, desto deutlicher tritt die Blütezeit des deutschen Geistes, die Zeit zwischen 1780 und 1840, in ihrer Fülle und Überlegenheit hervor. Wie lahm, wie wenig dicht, wie wenig beschwingt und gespannt läuft heut der Strom, der einst so drängend schwoll! Und auch Hoffmann, dessen Werk nicht ohne irdische Schlacken ist, auch er hat in allen seinen reinen Werken jenen Schwung, jenes frohe Feuer, jene Gläubigkeit und Herzensweisheit, die dem deutschen Geist seit manchen Jahrzehnten verloren gegangen ist.

Hermann Hesse

Notiz

Im Jahre 1905 wurde ein Bruchstück der Lebensbeichte Oscar Wildes unter dem Titel „De Profundis" herausgegeben. Die Veröffentlichung des vollständigen Textes dieses erschütternden menschlichen Dokumentes, die aus privaten Gründen bis jetzt zurück gehalten wurde, erfolgt nunmehr in deutscher Sprache unter dem Titel „Epistola" bei S. Fischer, Berlin. Die Erben Oscar Wildes haben Dr. Max Meyerfeld mit der Herausgabe dieser ursprünglichen, ungekürzten Fassung betraut, die zum erstenmal in irgendeiner Sprache der Welt erscheint. Durch diese Veröffentlichung, von der die frühere Ausgabe nur ein Drittel enthielt, wird die Lebenstragödie Oscar Wildes in völlig neue Beleuchtung gerückt und die Bekanntschaft mit einem Werk vermittelt, das an menschlicher Tiefe und an Größe des Leidens kaum seinesgleichen hat. „Eines Tages muß die Wahrheit bekannt werden – es braucht ja nicht bei meinen Lebzeiten zu sein ... Aber ich habe keine Lust, für alle Zeit an dem lächerlichen Pranger zu stehen, an den man mich gestellt hat," so schrieb Oscar Wilde aus dem Zuchthaus zu Reading an seinen Freund Robert Roß. Die Nachwelt wird diesen Wunsch durchaus begreiflich finden.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Rudolf Kayser.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin, Leipzig

Digitized by Google

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.
JAN 3 1925

ZWÖLFTES HEFT DEZEMBER 1924

DIE NEUE RUNDSCHAU

XXXV. Jahrgang der freien Bühne

Herausgeber: Oskar Bie, S. Fischer, S. Saenger

Inhalt

René Schickele, Joseph Caillaux und die französische Politik
Ernst Robert Curtius, Spanische Perspektiven
Hermann von Boetticher, Die aussätzige Magd (Novelle)
Alfred Döblin, Der Geist des naturalistischen Zeitalters
Arthur Eloesser, Gerhart Hauptmanns neuer Roman
Samuel Saenger, Politische Chronik
Rudolf Kayser, Europäische Rundschau

Anmerkungen

Ludwig Bernhard, Lujo Brentano

S. FISCHER / VERLAG A.-G.

Berlin und Leipzig

Postvertrieb ab Leipzig

Digitized by Google

Redaktion: Dr. Rudolf Kayser, Berlin. Alle Zusendungen für die Redaktion werden o
Namensnennung nach Berlin W. 57, Bülowstr. 90 erbeten. — Für unverlangte Manuskripte
Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden. — Manuskripte, denen
Porto beiliegt, werden nicht zurückgesandt.

Alle Rechte für sämtliche Beiträge, besonders das der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright 1924 by S. Fischer, Verlag.

Monatlich erscheint ein Heft,
das durch jede Buchhandlung, durch die Post oder direkt vom Verlage bezogen werden ka
Preis des Heftes Gm. 2.–; Quartalspreis Gm. 6.–, für das Ausland Schw. Fr. 7.50, umgerech
in die betreffende Währung nach dem jeweiligen Schlüssel des Buchhandler-Börsenverei
Zahlungen bitten wir auf das Postscheckkonto von S. Fischer, Verlag, Berlin Nr. 16692 zu leist

DIE NEUE RUNDSCHAU

Für den neuen Jahrgang wurden
bereits folgende Beiträge erworben:

Oskar Bie, Bücher über Musik / E. R. Curtius, Zur französischen Literatur / Alfred Döblin, Reise durch die Oststaaten / Fjodor Dostojewski, Unveröffentlichte Briefe / Albert Einstein, Nichteuklidische Geometrie und Physik / Otto Flake, Kritiken der Zeit / Theodor Fontane, Unveröffentlichte Briefe / Leonhard Frank, Der Beamte (Novelle) / Hermann Hesse, Üble Aufnahme / Laurence Housman, Also sprach Oscar Wilde / Johannes V. Jensen, Hamlet / Karl Joël, Weltanschauung und Wahrheit / Alfred Kerr, Theater / Annette Kolb, Spitzbögen (Novelle) / Oskar Loerke, Über Joh. Seb. Bach / Heinrich Mann, Kobes (Novelle) / H. L. Mencken, Amerikanische Politik / Eugen Samjatin, Die Hölle (Novelle) / Bernard Shaw, Über die Zukunft des Christentums

In jedem Hefte erscheinen regelmäßig:

Junius, Politische Chronik
Rudolf Kayser, Europäische Rundschau

Digitized by Google

JOSEPH CAILLAUX UND DIE FRANZÖSISCHE POLITIK

Ein Versuch von

RENÉ SCHICKELE

Der Ahn

Die Caillaux waren Zimmerleute in einem Dorf der Beauce, einer alten französischen Landschaft. Sie wohnten in Genonville, solange die Leute von Genonville zurückdenken konnten. Ebenso lang vererbten sich Axt und Winkel in der Familie.

Da kam der Glücksfall, das Wunderkind, das Genie, der Begründer des Reichs — der Ahn. Es fand sich ein Jüngling aus dem Geschlecht, der die Tugenden seiner alten, in kleine Verhältnisse eingezwängten Familie, die so manchen klugen und kühnen Zimmermann hatte in Ehren verkümmern sehn, auf den nächsten Markt trug und damit Handel trieb. Er hieß Joseph Caillaux und war am 5. März 1756 geboren. Die ersten Groschen, die er als Zimmergeselle verdiente, tat er in einen Sparsäckel, und am Sonntag ließ er ihn klingeln. Er liebte diese Musik. Nur versteckte er den Batzen Geldes nicht im Bett, wie man daheim tat, sondern ging, mit der Hand darauf, unter die Leute. Er füllte ihn auf, indem er ihn rechtzeitig öffnete, nicht zu früh, aber auch nicht zu spät ... Ein Pfarrer lehrte ihn Latein, er wurde Notariatsgehilfe, mit dreiundzwanzig Jahren Notar und gleichzeitig Verwalter des herrschaftlichen Gerichts für den Marquis de Larochebousseau. Nun saß er in einem wohlhabenden Städtchen und hatte Goldfüchse im Stall. Er ließ sie fleißig arbeiten. Als Vertrauensmann des umwohnenden Adels, dessen Geschäfte er besorgte, fand er Gelegenheiten, den hochgespannten Unternehmungsgeist zu betätigen, mehr, als genug. Die Niederen liebten in ihm einen der ihren, der im Begriff war, stark zu werden, wie sie alle wachsen und mit ihrem jungen Wald die alten Schläge übergrünen wollten. Er stritt für die Rechte des dritten Standes und errang bei

Digitized by Google

der Einberufung der Generalstaaten seinen ersten politischen Sieg als Wahlmann des „schönen Pétion", des von ganz Paris angeschwärmten Ersten Liebhabers der Gironde ... Die Hohen schätzten ihn, weil er mit Geld und Geldeswert umzugehn verstand, wie sie selbst mit den Damen, aber auch wegen seiner „fortschrittlichen Ideen" — sei es, daß sie selbst daran krankten, wie die Mode es verlangte, sei es, daß sie, auf die Schulter eines so verständigen und ehrenhaften Revolutionärs gestützt, dem heranschleichenden Tier, der Revolution, ein wenig ruhiger ins Auge sahen.

Joseph Caillaux hütete sich wohl, persönlich in die große Staatsaktion einzutreten. Er hielt sich fern von Paris, wo Pétion zum Präsidenten des Konvents aufgerückt war. Sein erster politischer Sieg, die Wahl Pétions, sollte auch sein letzter bleiben. Pétion war sein Freund und Beschützer, das genügte ihm. Die beiden scheinen übrigens durch ihre Frauen verwandt gewesen zu sein, jedenfalls trugen die Frauen den gleichen Namen Lefèbre. Der Staat kaufte dem Ahnen Caillaux wie seinesgleichen allen die Gerichtshaltung und das Notariat ab. Seine Frau war vermögend, auf französische Weise: ihre Eltern besaßen ein gutgehendes Spezereigeschäft in Chartres, etwas, was man im französischen Bürgertum, bis auf den heutigen Tag, eine Goldgrube nennt. Sie hatten sich mit einer guten Rente aus den Geschäften zurückgezogen, den Laden verpachtet. Ihr Schwiegersohn nützte inzwischen die Hochkonjunktur, die Aufteilung und Verkauf der Nationalgüter gebracht hatten, nach Kräften aus. Gleichzeitig rettete er und verwaltete er unter der Hand, was er vom Vermögen der ihm befreundeten Adeligen erraffen konnte. Sie saßen gefangen, sie lebten im Exil. Seinen früheren Herrn, den Marquis de Larochebousseau, verbarg er unter eigener Lebensgefahr in seinem Keller. Er war, wie gesagt, ein verständiger und ehrenhafter Mann.

Er war jetzt auch ein reicher Mann, in der Blüte des Alters und begabt genug, kleiner Schurkereien entraten zu können. Daß solche für Männer seines Formats wenig taugen, wußte er überdies seit seinen Anfängen, durch den Umgang mit den Adeligen war er darin bestärkt worden. Brachten es doch sein Glück, seine Lebensführung und sein innerer Wert, das Kernstück Zimmermann in ihm, ganz von selbst mit sich, daß, was ursprünglich vielleicht nur ein Geschäftsprinzip gewesen, zu einer gesellschaftlichen Haltung edeln Stils artete. So waren diese Nachfolger ihrer Grafen und Marquis ... Ihre Herren hatten sie selbst in ihre Sättel gerichtet, so daß sie beim ersten

Digitized by Google

Glockenzeichen vergnügt losreiten und die schwierigsten Hürden nehmen konnten. Schauen wir weiter zu, was für eine gute Figur Caillaux, der Ahne, gemacht hat!

Die Gironde stürzte, der Berg verhängte den Schrecken über Frankreich, Pétion ließ seinen schönen Kopf auf der Guillotine. Caillaux aber übernahm den Laden seiner Schwiegereltern in Chartres. Im Keller saß sein Marquis, in der Hinterstube kam und ging die eine Kundschaft, während die andre vorn im Laden von seiner Frau bedient wurde. Denn trotz des Terrors gingen die Geschäfte weiter. Es galt nur, wie man heute sagen würde: „sich umzustellen". Sowie der Ahne den Kopf des Freundes rollen gehört, hatte er begriffen... Talent!

Vielleicht von der Unruhe über ihm angesteckt, verließ der Marquis de Larochebousseau eines Tages den Keller und fuhr nach Paris. Vielleicht auch wollte er sich aus eigenem Augenschein überzeugen, ob die Leute in der Provinz nicht übertrieben. Schon hatten sie ihn gefaßt und hißten ihn auf die Guillotine. So erfuhr er am eigenen Leibe und gleichsam von autoritativer Seite, wie es um Sitten und Gebräuche der Pariser bestellt war, und kehrte in einen Keller zurück, wo diesmal keine Unruhe ihn mehr plagte. Vor seinem Tode berief er aber den Ahn zu sich, und der Ahn kam.

Joseph Caillaux ruhte nicht, bis er in die Zelle der Conciergerie vorgedrungen war, wo sein früherer Herr, der längst sein Freund geworden, der Marquis de Larochebousseau, auf seinen letzten Spaziergang wartete. Der Marquis gab ihm ein Versteck an, wo er die Reste seines Vermögens gesammelt hatte. „Es ist für meine Kinder," sagte er. Als die Kinder viele Jahre später nach Frankreich zurückkehrten, erhielten sie ihr Eigentum, und jedenfalls befand es sich in der besten Verfassung, denn ihr Dank war öffentlich und überschwenglich.

Öffentlich? Ja, leider, der Dank mußte an die Öffentlichkeit, weil diese den Beweis verlangte, daß Urvater Caillaux seine früheren Kommanditäre nicht ausgeraubt und sich überhaupt nicht auf Kosten des Adels bereichert habe, wie weniger glückliche Standesgenossen des Zimmermannsohnes dem heimgekehrten Adel zu klagen wußten. Damit war der moralische Prozeß oder das Rechtfertigungsverfahren begonnen, das, vom Vater auf Sohn, drei Caillaux hintereinander und ein jeder für die eigene Kappe zu führen hatten, so daß man schon von einer Familieneigentümlichkeit sprechen darf. Eine einzige Gene-

Digitized by Google

ration blieb verschont, der älteste Sohn des Ahnen, der, als Staatsanwalt in Chartres, sich fein still hielt und ohne Ehrgeiz seines ererbten Reichtums genoß. Dessen zweiter Sohn aber, Eugène, wurde Minister. Er büßte es. Dessen Sohn Joseph, der heute lebt, wurde wiederum Minister, und er büßte abermals. Glücklicherweise ist unser Zeitgenosse Caillaux kinderlos.

Der Ahn starb 1820, unter den Bourbonen. Was hatte ihm zu seinem Glücke gefehlt? Der öffentliche Prozeß um seine Rechtschaffenheit war gewonnen. Wie stand er da, der alte Herr in Chartres? Reich und schön, von der bourbonischen Abendsonne beschienen. Die ärgsten Neider mußten ihn grüßen. Fühlte er sich der Sonne nicht nahe genug?

„Kinder," so schrieb er in seinem Testament, „Kinder, leistet den Adeligen keine Dienste. Sie sind undankbar."

Der Vater

Sein Enkel Eugène Caillaux wiederholte beinahe das Leben des Ahnen, allerdings auf einer höheren Ebene und auf breiterer Grundlage. Kein Wunder, da er mit einem ansehnlichen Zehr- oder Weggeld auf die Welt kam. Nach Absolvierung der Polytechnischen Hochschule in Paris ging er als Straßenbauinspektor in das Departement der Sarthe, ließ sich in Mans nieder, heiratete eine Bankierstochter aus Caën. Er war eine schöpferische Natur, er war energisch. Statt die Bürokratenarbeit seines Amtes zu verrichten, baute er Straßen, Brücken, Wasserwerke. Man sagte von ihm, daß er den großen Präfekten des ersten Napoléons nacheifere, die das heutige Frankreich organisiert haben. Auch verstand er es, die nötigen Mittel für seine Arbeiten zu erhalten, er hatte Glück. So durfte er seine Laufbahn als ein wahrhafter Kolonisator seines Departements beginnen. Das Departement war stolz auf ihn.

Als 1870 die Preußen Mans besetzten, gelang es dem Gemeinderat Eugène Caillaux, von den Okkupationsbehörden allerhand Erleichterungen zu erhalten. Die Herren kamen gut miteinander aus. Darnach sagte man in Mans: „Er ist ein staatsmännischer Kopf". Bei den Wahlen zur Nationalversammlung kam er auf die republikanische Liste und wurde gewählt. Im Parlament ließ er sich auf den Bänken des linken Zentrums nieder, mitten zwischen die beiden gleich starken Fraktionen der Rechten und Linken und spielte mit seinen dreizehn Genossen „Zünglein an der Wage", bis es der Rechten gelang, die

Digitized by Google

kleine Gruppe gemäßigter Republikaner zu sich herüberzuziehn und Thiers zu stürzen. 1874 wurde er Finanzminister.

Während der kleine Joseph — genannt „Jo" — im Palast und im Garten Ludwigs XIV. herumgaloppierte, arbeitete der Vater für den Marschall Mac-Mahon. Der Besiegte von Sedan hatte sich in den Kopf gesetzt, die Republik, die aus seiner Niederlage hervorgegangen, auf gesetzliche Weise wieder zu beseitigen. Am 16. Mai 1875 trat Eugène Caillaux in das Kampfkabinett Broglie als Finanzminister ein. Dieses Kabinett sollte den entscheidenden Schlag vorbereiten — durch Abbau der Republikaner in allen Verwaltungen, die Stärkung der Militärs, die Auflösung der Kammer — und ihn führen. Statt dessen unterlag die Regierung in den Wahlen von 1877. Das Kabinett trat zurück. Mac-Mahon selbst mußte abdanken. Die Strafexpedition der siegreichen Republikaner begann.

Neunzehn Jahre, bis zu seinem Tod, blieb Vater Caillaux die Zielscheibe derer, die er hatte unterdrücken wollen. Zuerst versuchten sie, ihn mitsamt den andern Ministern des 16. Mai wegen Hochverrats vor den Staatsgerichtshof zu stellen. Die Kammermehrheit begnügte sich indes mit einem Prosastück, das, von Amts wegen in allen Gemeinden Frankreichs angeschlagen, besagte Minister als Tröpfe, Beuger das Rechts und Verschwörer der allgemeinen Verachtung überantwortete. Dann nahmen sie sich Vater Caillaux gesondert vor und verlangten von ihm, daß er die paar Millionen, um die der Voranschlag seines Ministeriums für die Wiederherstellung eines öffentlichen Gebäudes überschritten worden war, dem Staat aus seiner Tasche zurückerstatte. Zehn Jahre dauerte die Hetz! Jedoch, der Alte fürchtete sich nicht. Er gehörte zu denen, die alles, nur nicht das Fürchten lernen.

Kein Zweifel, daß er, hätte die Prozedur geklappt, verurteilt worden wäre, daß er, der Freund der Herzöge, der Millionär, als ein Dieb mit Schande beladen und als ruinierter Mann sein Leben beschlossen hätte! Es konnte nicht klappen. Die „gesetzliche Handhabe" fehlte, einen Finanzminister, der einen irrtümlichen Voranschlag gemacht hatte, mit seinem persönlichen Vermögen haftbar zu machen. Obwohl seine Feinde ihm keine Ruhe mehr ließen und ihn jagten bis ins Grab, so behielt er doch sein Vermögen, so bewahrte er doch seine gesellschaftliche Stellung ... Der Anführer des Jagdkommandos war — Clemenceau. Sechsunddreißig Jahre später brachte dieser ein Gesetz ein, das erlaubte, einen früheren Minister wegen amtlicher „Ver-

Digitized by Google

fehlungen" nachträglich in Anklagezustand zu versetzen und ihn vor den Staatsgerichtshof zu stellen. Das Parlament nahm das Gesetz an. Das Gericht, dem der Vater entronnen war, erlitt der Sohn. Joseph Caillaux wurde angeklagt und verurteilt.

Nach sechsunddreißig Jahren hatte Clemenceau seinen Prozeß gegen den alten Caillaux gewonnen.

Nur, daß Clemenceau jetzt rechts stand und Caillaux links. Die Rollen waren vertauscht. Mac-Mahon war 1877 von einer radikalen Kammermehrheit davongejagt worden. 1917 unterwarf sich eine ebenfalls radikale Kammermehrheit dem Diktator im gegnerischen Lager und stieß auf dessen Befehl den erwählten Führer in die Verbannung.

Nein, an das Geld, an die gesellschaftliche Würde und persönliche Ehre Vater Caillaux kamen die bösen Republikaner nicht heran. Sie nahmen ihm sein Mandat als Senator ab, schlugen ihn in den folgenden allgemeinen Wahlen, zwangen ihn sogar, auf den Generalratssitz in der Heimat Mamers zu verzichten. Er sollte nicht mehr zum Hof der Republik gehören, nicht einmal als kleiner Landmarquis. Dafür erhob die Regierung keinen Widerspruch gegen seine Wahl in den Aufsichtsrat der Paris-Lyon-Mittelmeer-Bahn, dem er bis zu seinem Tod, zuerst als Vicepräsident, dann als Präsident angehörte. Er residierte in einem schönen Schloß, Yvré-l'Evêque, empfing die vornehmste Gesellschaft und wurde von ihr empfangen.

Man ließ ihm keine Ruhe, und auch er selbst fand keine. Er mußte arbeiten. Freunde und Gegner sind einig in der Feststellung, daß vor und nach Eugène Caillaux kein ähnlicher Kerl im Aufsichtsrat der großen Eisenbahngesellschaft gesessen habe. Der alte, blutgeschwellte Kämpe starb in den Sielen. In den Hundstagen 1896 fuhr er nach Paris, um einer Sitzung zu präsidieren. Jähzornig, wie er war, bekam er bei den Verhandlungen die Wut, schlug auf den Tisch, schrie, hob die Sitzung auf. Drei Stunden später streckte ein Gehirnschlag ihn nieder.

Beim Begräbnis ließ der Präsident der Republik — Félix Faure, der bald darauf den gleichen Tod starb, aber in den Armen einer schönen Frau — sich durch einen hohen Offizier vertreten. Hinter dem Sarg schritt der Finanzminister, zwischen den Baronen Alphonse und Gustave de Rothschild. Der „Figaro" brachte einen herzbewegenden Nekrolog.

„Jo" war 33 Jahre alt, unverheiratet, Finanzinspektor in Algier und

Digitized by Google

Professor an der Hochschule für Politik in Paris, wo er seit drei Jahren viel beachtete Vorlesungen über Steuerpolitik hielt, drei Jahre darauf, sechsunddreißigjährig, Minister.

Er

Was hatte er bis dahin getrieben?

Das Kind kam mit dreizehn Jahren in ein katholisches Institut, von wo aus es das Lycée Condorcet besuchte. Es war ein guter Schüler, den die Lehrer gern als Vorspann benutzten. Barrès hat als Mitglied der parlamentarischen Untersuchungskommission für den „Fall Rochette" im Minister das verwöhnte Kind wiedererkannt. „Es steckt noch immer in ihm", schrieb er 1914. „Ich sehe das glückliche bevorzugte Kind, wie es in seinem Gymnasium ankommt: leichtfüßig, glücklich, liebenswürdig, ein kleiner Reicher, dessen Wagen vor der Tür wartet, mit schönen Kravatten, die oft wechseln. Wie hätte er die beiden andern, Briand und Barthou, angeschaut, diese beiden kleinen plebejischen Kameraden — freundlich, gewiß, aber mit wieviel Abstand!"

Bald waren die Schülerjahre abgelaufen, ohne daß sie ihn je gedrückt hätten. Jo ließ sich im lateinischen Viertel nieder und studierte Jura. Seiner Erziehung verdankte er eine ausgezeichnete Arbeitsdisziplin, die er nie einbüßte, und gleichzeitig eine geistige Gelenkigkeit, kraft deren er über die plötzlich anstürmenden Eindrücke des offenen Lebens ebenso leicht triumphierte, wie er über den Lehrplan seines Gymnasiums dahingeglitten war. „Ein Pferd, das viel Futter braucht", hatten seine Lehrer gesagt. Er konnte tatsächlich nie genug kriegen. Auf dem Tanzboden fanden die Mädels ihn hübsch, artig, ein wenig zu vornehm. Kameraden hatte er mehr, als er begehrte, darunter immer einen, der ihm bedingungslos anhing. Es war kein gewohnter Anblick im Lateinischen Viertel, daß ein reicher Student, der auf den Jux gehn konnte — und auch ging — wann und wohin er wollte, der überdies in die Gebiete von Theater, Kunst, Gesellschaft, Literatur wahre Raubzüge unternahm, sich weder ablenken, noch zu oberflächlicher Arbeit verleiten ließ. Doch bestand sein Vater darauf, daß Joseph Beamter wurde.

Ein weiser Vater! Sein Rat, in die Finanzverwaltung einzutreten, war dem Sohn vom Leibe gemessen. 1890 bestand er sein Examen und ging als Finanzinspektor nach Algier, der schaumgeborenen Stadt an der nordafrikanischen Küste. Hier lernte er France Desclaux

Digitized by Google

kennen, einen geborenen Büro- oder Kabinettchef auf der Suche nach seinem Minister. Die beiden sollen einander beim Bummel im Eingeborenenviertel näher getreten sein. Jedenfalls war France Desclaux ein kleiner Zollbeamter, der sich auch im Polizeidienst auskannte. Ein gerissener Junge, vom Tatendrang des andern gewölbt wie ein Segel. Hundetreu dabei. Sein Ehrgeiz hätte für mehr gereicht, als nur für zwei. Aber er konnte sich in seinen kühnsten Träumen nicht anders, als an der Seite seines großen Mannes sehn und, natürlich, eine Stufe unter ihm. Man trifft den Mann in der Umgebung eines jeden Herrn. Die Art der Auslese in der heutigen Demokratie bringt es mit sich, daß der treue Diener seinen Dienst nicht immer mit gewaschenen Füßen antritt. Dies also erfuhr Joseph Caillaux auf dem Frühgang seines politischen Lebens, als er mit France Desclaux der golden aufleuchtenden Europäerstadt zuwanderte, über dem herrlichsten Meer, und die beiden angehenden Waffengefährten, beim ewigen Morgengespräch der Ehrgeizigen, ihre Fähigkeiten aneinander maßen — der eine, der Ritter, im Sattel, überheblich, verschwärmt — mit praktischen Übungsgriffen am Steigbügel der Knappe.

Zwei Jahre nach dem Tode seines Vaters kandiderte er im heimatlichen Mamers (Departement der Sarthe) für die Abgeordnetenkammer. Der bisherige Abgeordnete, der Herzog de la Rochefoucauld, schüttelte den Kopf und verstand die Welt nicht mehr. Nicht viel anders erging es dem Bruder des Kandidaten, der im Schloß von Yvré-l'Evêque von einer kurzen Offizierslaufbahn ausruhte, und der sich in einem öffentlichen Brief Luft machte, worin er beklagte, daß Joseph Caillaux sich nicht entblöde, gegen einen persönlichen und politischen Freund seines Vaters aufzutreten. Die Wähler dachten anders. Der erste Wahlgang brachte Joseph Caillaux den Sieg.

Sein Programm war opportunistisch, aber immerhin, für die bisherigen Wähler eines Herzogs machte der neue Mann tüchtig Schritt. Der Kandidat bekannte sich, nahm man alles in allem, — und alles zusammen ging in einen hohlen Zahn — zur Politik des braven, schneckenhaft vorwärtsstürmenden Herrn Méline, der sich selbst, vor die Alternative gestellt, eher für einen Revolutionär, als für einen Rückschrittler gehalten hätte. In der Tat vermeinte er, zwischen beiden stehend, vorwärts zu schreiten. „Ordnung und Fortschritt im Rahmen der Republik. Weder Reaktion, noch Revolution.“ So lautete sein Schlachtruf, den Caillaux sich für seine Wahl zu eigen machte,

Digitized by Google

und, wie wir gesehn haben, fanden die Wähler von Mamers ihn aufreizend genug.

So geringen Wert der Abgeordnete von Mamers auf den Tenor seines Wahlprogramms legte, und wie beiläufig die Wähler auch hinhörten, kleine Sätze — die einzigen Varianten — bezeichnen den Weg, den er geht, und dieser Weg läuft, dem des Vaters zuwider, von rechts nach links. Der Ausgangspunkt war bei Vater und Sohn genau derselbe: das linke Zentrum der Kammer, zwischen ungefähr gleichstarken Fraktionen, die mit größter Erbitterung um die Macht kämpften. Der Vater war im kritischen Augenblick nach rechts abgegangen. Der Sohn stieg nach links empor. Bereits 1902 taucht im Wahlprogramm auf den Mauern Mamers, die Forderung nach „Erleichterung der schweren Militärlasten" auf. 1906 verteidigt er die Laiengesetze, ohne jedoch von der „Überzeugung" abzulassen, „daß jede religiöse Überzeugung zu achten sei". Wie ernst es ihm damit war, beweist die Hartnäckigkeit, mit der er sich nach dem Boxeraufstand weigerte, die Religionsgemeinschaften vom Schadenersatz auszuschließen. Auch setzte er gegen Combes die Heraufsetzung der Schonfrist für die unterrichtenden Kongregationen von fünf auf zehn Jahre durch. Es folgt die Einkommensteuer, an die er zuerst nur zaghaft herangetreten ist, die aber, als wie sein Kind, im Kampfe mit ihm wächst. Dann — der Friede. 1914 spricht der mit Schimpf und Schande beladene „Mann von Agadir", für den Clemenceau schon den Dolch bereit hält, zu den Wählern von seinem „Verbrechen, das darin besteht, daß ich den Frieden will, den sie verabscheuen, weil er die Bürgschaft bedeutet für das sittliche und materielle Gedeihen des republikanischen Frankreichs". Wir werden sehen, daß diese paar Sätze tatsächlich die klaren Stichworte für eine außerordentlich bewegte, von der Parteien Haß und Gunst umtobte Laufbahn sind, wie sie abenteuerlicher in einem bürgerlichen Milieu nicht gedacht werden kann.

Der Abgeordnete von Mamers ist als Benjamin unter Schellengeklingel und Tubastößen der Reporter in die Kammer eingezogen, und noch hat er, von der Linken sympathisch angelächelt, von der Rechten argwöhnisch beobachtet, seine Bank nicht warm gesessen, da holt Waldeck-Rousseau den von Begabung funkelnden Strick als Finanzminister in sein Kabinett, das die Linke mit Stolz, die Rechte mit verärgerter Ironie das „große" nennt. „Schade um den begabten

Digitized by Google

jungen Mann", klagt die „Libre Parole". „Bravo!" ruft Gaston Calmette im „Figaro". „Endlich ein Kerl nach soviel Hanswursten. Er oder keiner rettet die Republik, erobert Frankreich im Rate der Völker den ihm gebührenden Platz zurück." Die erste Abstimmung bringt der Regierung eine schwache Mehrheit. Sofort nach Verkündigung des Ergebnisses legt Caillaux seine Steuervorlage auf den Tisch des hohen Hauses nieder. Das Stenogramm der Sitzung vermerkt: „Stimme auf der Rechten: Er ist ein Reaktionär . . . Ein Minister des 16. Mai!" . . . „Er verrät Méline," ruft eine andere Stimme, „wie sein Vater Thiers verraten hat." Die Franzosen denken in Geschlechtern, das macht sie so klug.

Joseph Caillaux zog in die Amtswohnung im Louvre ein, das er nach dem Versailler Schloß als Kind bewohnt, in dessen Garten er mit Riri Rainouard gespielt hatte, einem süßen Mädchen, das die Frau des Literaten Léo Claretie geworden war, weder Riri noch Jo wußten, warum. Sie war ein reiches Mädchen, und Léo Claretie hatte keinen Sou und noch weniger Talent, als sein Onkel Jules, Mitglied der Akademie, also gar keins. Er hatte den Onkel Jules. In der ersten Reihe sitzen in Frankreich die Kinder, in der zweiten die Neffen. Riri war an die zweite Reihe geraten. Später sprang sie in die erste zurück, wohin sie gehörte, an die Seite ihres kleinen Jo. Leider mußte sie sich dabei auf eine Dame setzen, die aus der vierten Reihe in die erste gewechselt war, die Ehefrau Caillaux, geschiedene Gueydan, geborene Dupré. Das bewirkte Verwirrung und Tumult, einen Mord und vielleicht noch größeres Unheil . . .

Das Kabinett Waldeck-Rousseau regierte drei Jahre. Es waren Jahre des Sturms und Drangs. Zweiter Dreyfusprozeß, zweite Verurteilung, Begnadigung durch den Präsidenten der Republik, Laiengesetze, Invalidenversicherung, Wahlen von 1902, die eine entschieden radikal-sozialistische Mehrheit brachten, die Kampftruppe, an deren Spitze Combes treten sollte . . . Caillaux hielt sich zurück. Man fand ihn schüchtern, viel zu bescheiden. Seine Ausführungen zum Budget von 1900 hatten Aufsehn erregt. Sie gipfelten in dem Satz, daß an eine Herabsetzung der Ausgaben nicht zu denken sei, daß es der größten Anstrengungen bedürfe, wollte man bei der vorliegenden Ausgabenziffer stehen bleiben, und selbst dies sei nur erreichbar unter der Bedingung, daß die allgemeine Politik des Landes eine neue Richtung einschlage.

1906 wurde Caillaux Vizepräsident der Kammer, Präsident der

Digitized by Google

„Demokratischen Linken", im gleichen Jahr, unter Clemenceau, Finanzminister, wiederum für drei Jahre. Er heiratete nun Madame Gueydan, mit der er seit 1900 befreundet war. Zwei Jahre darauf ließ Madame Léo Claretie, geborene Marguerite Rainouard, sich scheiden. Riri hatte Jo wiedergefunden.

Die Zeit des Kabinetts Clemenceau war nicht minder bewegt, als die der Regierung Waldeck-Rousseau. Caillaux' Gesicht nahm schärfere Züge an. Am 7. Februar 1907 legte er der Kammer einen neuen Gesetzentwurf über die Einkommensteuer vor, der die ganze Großbourgeoisie aufschreien ließ. Ihre Presse nannte das Gesetz eine skandalöse Herausforderung, den Fehdebrief eines Demagogen und sagte ihm Kampf bis aufs Messer an. Gleichzeitig erkannte sie aber, daß sie den Kampf, wenn er auf das Finanzgebiet beschränkt blieb, verlieren mußte. Nun geschah das allgemeine Aufgebot aller konservativen Kräfte gegen Caillaux. Man wühlte in seiner Vergangenheit bis hinauf zum Urahn, stöberte jeden Zettel, jedes Wort auf, die ihm auf seinem Weg entfallen waren, und das sich gegen ihn ausmünzen ließ, überwachte seinen Kassenschrank und sein Schlafzimmer. An diesem 7. Februar 1907 weihte Joseph Caillaux sich der Todfeindschaft seiner eigenen Klasse.

Mit Recht konnte er später sein Bekenntnis- und Rechtfertigungsbuch „Meine Gefangenschaft" mit der Erinnerung an Mirabeau beginnen, der von dem Haß gesprochen hat, „mit dem die Leute seiner Kaste die Männer bedenken, die aus ihren Reihen hervorgegangen sind und sich nun befleißigen, der großen Sache der Volksansprüche zu dienen. Er hat die Aristokraten gezeigt, wie sie diejenigen, denen sie ihre Abtrünnigkeit vorwerfen, mit unerbittlicher Strenge verfolgen mit der doppelten Absicht, ‚jeden zu entmutigen, der etwa versucht wäre, ihnen zu folgen und durch die Wahl des Opfers Furcht einzuflößen'. Die Großbourgeoisie, die sich zum leeren Platz der Adligen emporgeschwungen, hat sich eine beherrschende Stellung angeeignet, in der sie eine Sicherung für ihre neuen Privilegien zu finden gedachte, die sie in die Form der alten Vorrechte gegossen hatte. Genau wie die Standesgenossen des Grafen von Mirabeau, empfinden die Großbürger des zwanzigsten Jahrhunderts eine instinktive Abneigung gegen alle, die ihnen durch Geburt angehören, die jedoch durch Denkweise, natürlichen Hang, sachliches und unbestochenes Studium der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Tatsachen zur Demokratie hinneigen". Und die Großbourgeoisie hatte mächtige Helfer. Nicht nur ihre

Digitized by Google

Garde im Parlament und die großen Zeitungen, sondern auch allerhand gefährliches Gesindel, das Caillaux im eben genannten Buch folgendermaßen charakterisiert: „Finanzpublizisten, verdächtige Zwischenhändler zwischen der Geschäftswelt einerseits und der Presse andrerseits, Emporkömmlinge, durch schamlose Schliche bei großen nationalen Unternehmungen reich geworden, begierig, ihren üppigen Wohlstand noch weiter zu häufen, all diese Leute, die gewohnt sind, ohne Arbeit, nur durch gesellschaftliche Beziehungen Unsummen zu verdienen, sind hinter den Politikern her, die ihre Machenschaften dulden oder zum mindesten so tun, als merkten sie sie nicht. Nur für solche bezeugen sie eine tätige Sympathie. Gezwungenermaßen ertragen sie — mit wohlwollendem Mitleid — die ehrlichen Leute, die in der Regierung sitzen und sich nicht für ihre Absichten hergeben, aber den Mut nicht haben, sie allzu schmerzhaft vor den Kopf zu stoßen. Wer aber die Stimme erhebt, wer ihnen den Weg versperrt, der wird der Gegenstand der heftigsten und leidenschaftlichsten Kampagnen. Wieviele Tatsachen könnte ich anführen!"

Clemenceau hielt zu seinem Benjamin, den er scherzhaft „Bonaparte" nannte, und die Mehrheit der Kammer folgte ihnen. Das Gesetz wurde angenommen, der öffentliche Anschlag von Caillaux' Rede in allen Gemeinden Frankreichs beschlossen. Doch die Hochburg der Großbourgeoisie erklärte sich für uneinnehmbar: der Senat lehnte das Gesetz ab.

Sie kannten seine Achillesferse! Caillaux war kein „Patriot". Er hatte als Finanzminister im Budget des Kriegsministers gestrichen. Die Notwendigkeit, von der er in der berühmten Begründung seines Budgets gesprochen hatte, die „Notwendigkeit, der allgemeinen Politik des Landes eine neue Richtung zu geben", diese notwendige Voraussetzung des Gedeihens, das war der Friede. Er bekämpfte die Kriegspartei, wo er konnte: im Parlament, in der Regierung, an der Börse.

Nun unterzeichneten nach der Konferenz von Algesiras und dem Zwischenfall der Deserteure von Casablanca Frankreich und Deutschland ein Abkommen, worin es hieß: „die beiden Länder werden sich bemühen, ihre Staatsangehörigen an geschäftlichen Unternehmungen, wofür diese (in Afrika) die Konzession erhalten, gemeinsam teilnehmen zu lassen". Caillaux, der zum drittenmal Finanzminister geworden war, traf Anstalten, diese Klausel in die Praxis zu übertragen. Ein unheimlicher Mensch! Bekam nicht durch diesen stürmisch emporsteigenden Führer, durch die Logik seiner Entwicklung (und nur dadurch)

Digitized by Google

der lange Kampf der Republikaner — von den Gesetzen über die Trennung von Kirche und Staat und die Sozialversicherungen, vom zweiten Dreyfusprozeß bis zum Pakt von Algesiras — allmählich ein ganz andres Gesicht, vor dem selbst solche erschraken, die an den einzelnen Episoden des Kampfes auf der radikalen Seite teilgenommen hatten? Enthüllte sich nicht, was pure Gesinnungspolitik schien, immer deutlicher als eine wirtschaftliche Umwälzung?

Man war, durch Caillaux, am Punkt angelangt, der den langen, erbitterten Streit ins rechte Licht rückte — jetzt, wo der Ausgang nicht mehr zweifelhaft schien. Nicht darum war es gegangen, das Kruzifix aus der Schule zu entfernen, die Diktatur des kleinen Katechismus zu brechen, die geistlichen Orden zu inkommodieren oder gar Christenverfolgung zu spielen. Es galt, eine Romantik zu zerstören, die das Bürgertum in ihrem Zaubergarten gefangen hielt, wo jede Generation, mühsam erwachsen, sich auf Grund des Besitzes dreiprozentiger Staatspapiere, den eine „gute Partie" abrundete, eine Villa kaufte und den lieben Gott einen braven General sein ließ, während ... Während ringsum in Europa und in der Welt die Idylle der Staatsrente und der Fronleichnamsprozession von der hunnischen Völkerwanderung des Industrie- und Finanzkapitals überrannt wurde. Als Viviani, vom Antiklerikalismus berauscht, in seiner an Victor Hugo geschulten Rhetorik ausrief, sie, die im Block der Linken Versammelten, hätten am Himmel Sterne ausgelöscht, die nie wieder leuchten würden, so meinte er in Wirklichkeit, daß der nach vierzig Jahren Sparsamkeit ein Häusel in Clamart erwerbende und im selbstgepflanzten Kohl sich gegen jede Neuerung stemmende Kleinbürger aus dem wirtschaftlichen, aus dem politischen Leben Frankreichs ausgeschieden sei ... Wer Geld erarbeitet hatte, ließ es fortan munter weiter arbeiten, er begrub es nicht im Garten eines Vororts, in der Erziehung seiner Kinder durch fromme Schwestern, im moralischen Beistand einer Zeitung, die den mit der Börse vertrauten Juden Dreyfus, Exempels halber, der Verachtung aller völkischen Kommis preisgegeben hatte.

Allerdings! Dafür brauchte man Frieden. Man brauchte Zeit, sich wirtschaftlich an die höher entwickelte Umgebung anzupassen. Ein Krieg in dieser Periode der Umstellung bedeutete den wirtschaftlichen Tod. Die Lage hat niemand besser bezeichnet, als die erzreaktionäre „Action française", als sie schrieb: „Es ergab sich da ein seltsamer Zustand, der jede Regierung in der Republik beinahe unmöglich machte. Zwei gleich starke Strömungen trafen aufeinander. Eine

Digitized by Google

Politik, die offen alle Hoffnung auf eine Revanche ablehnte, rief den Zorn der Patrioten hervor. Eine andre Politik, die, selbst auf Schleichwegen, Frankreich zum Gedenken an 1870 zurückführte, legte die Vermutung nahe, daß sie den Krieg provozieren werde, und das erregte einen andern großen Teil der Bevölkerung". Der Schriftsteller Paix-Séailles, dessen ausgezeichnetem kleinen Buch „Caillaux et Jaurès" das Zitat entnommen ist, fügt hinzu: „Wenn nun auch die Mehrzahl friedliebend war, die Bourgeoisie und mit ihr alle sozialen Kräfte, darunter die Presse, waren es nicht. Dieser Teil der öffentlichen Meinung, zahlenmäßig weniger groß, aber reich, kompakt, mächtig, trägt die volle Verantwortung für die Fehde gegen die großen Staatsmänner der Republik".

Im Juni 1911 war Caillaux Ministerpräsident. Er übernahm, neben der Präsidentschaft, das Ministerium des Innern, mit seinem Freunde Malvy als Unterstaatssekretär und France Desclaux als Kabinettchef. Sie waren angelangt ... Gipfelgefühle! Die alte Lust der Caillaux am Bauen und Wegbereiten brannte im jüngsten, wie nie. Er wollte regieren. Und sagte es in seiner Regierungserklärung. Er versprach „eine Regierung, die regiert". Im März hatte er sich scheiden lassen, — es war ihm teuer zu stehn gekommen — um diejenige zu heiraten, die für ihn, für die er geschaffen war, die kleine blonde Riri, die eine schöne Dame geworden war, ihm schon lange so tief vermählt, wie zwei Wesen nur sein können. Die häßliche Scheidungsgeschichte lag hinter ihm, ein neues Leben strahlte ihn an, Liebe und Erfüllungswille auf schwer erkämpfter Höhe (die er dennoch, blickte er zurück, wie auf Flügeln erreicht hatte), sein politisches Leben und sein intimes bildeten fortan eins. Kann ein Mann stärker sein? Er genoß es, denn er besaß die für schwache Naturen verhängnisvolle, für starke aber beglückende Gabe, sich leben zu sehen. Die Kammer erklärte ihm mit gewaltiger Mehrheit ihr Vertrauen. Die Presse duckte sich oder begrüßte ihn hymnisch, an der Spitze der Pariser Federhelden Gaston Calmette, der eben noch dem Finanzminister Caillaux, dem „Gegner der großen Gesellschaften", an die Waden gefahren war. Auszusetzen fand er einzig, daß Caillaux „nicht ein Kabinett nach seinem Ebenbilde geschaffen", sich nicht bedeutendere Mitarbeiter ausgesucht habe, „um dieser Kammer eine Politik aufzuzwingen, die die Republik aus dem Dreck zöge" ... Herr Caillaux ist tatsächlich nicht ehrgeizig. Schade für ihn und vielleicht auch für uns.

Digitized by Google

Gaston Calmette war inzwischen vom kleinen Redakteur am „Figaro" zum Schwiegersohn des Vorsitzenden des Aufsichtsrates und zum Direktor aufgerückt. Er bekam Millionen geschenkt, von denen man nur wußte, daß sie nicht vom Schwiegervater und nur zum Teil von einem vertrackten Warenhausbesitzer herrührten . . . Dieses Jahr 1911 ist ein dunkles Kapitel in der Geschichte des „Figaro". Es brachte aber seinem Direktor viel Gewinn.

Was die Mitarbeiter des Ministerpräsidenten Caillaux anlangt, so befand sich darunter ein Herr de Sèlves, dessen Wert allerdings nur darin bestand, daß er ein persönlicher Freund und Schutzbefohlener Clemenceaus war. Der hatte ihn Caillaux als einen ausgezeichneten Minister des Auswärtigen ans Herz gelegt, und der glückliche Präsident hatte nicht gemerkt, welch einen Spion er da in seine Regierung aufnahm, ein Junges des „Tigers", das nur darauf wartete, ihn auf ein Zeichen Clemenceaus von hinten anzuspringen.

Als wäre Kaiser Wilhelm mit im Bund, unternahm am Tag nach Caillauxs' Regierungsantritt vor der Kammer der deutsche Botschafter einen Schritt, über den die Feinde des gestrigen Triumphators sich höllisch freuten. Sie krümmten sich vor Vergnügen. Welch ein Knüppel kam da wie vom Himmel und gerade dem Pazifisten Caillaux zwischen die Beine geflogen!

„Bravo, Guillaume!"

Die Galerie gurgelte vor Lust, und man mußte sich aneinander halten, um die in solchen Fällen gebotene „nationale Einheitsfront" zu bewahren. Es erschien nämlich Herr von Schoen im Ministerium des Auswärtigen und teilte mit, daß Deutschland das Kanonenboot „Panther" nach Agadir schicke, „zum Schutz seiner Staatsangehörigen in Marokko". Herr de Sèlves kannte die Ministersitzung vom 6. Juni 1905, wo der Präsident Rouvier die Möglichkeit eines Waffenganges mit Deutschland ins Auge gefaßt, der Kriegsminister Berteaux aber die Arme in die Höhe gehoben und ausgerufen hatte: „Wir sind ja in keiner Hinsicht bereit". In den sechs Jahren, die seitdem verstrichen waren, hatte sich nichts geändert. Trotzdem wollte de Sèlves hinter dem „Panther" ein französisches Kriegsschiff herschicken. Das ganze Auswärtige Amt warf sich in Kriegsschmuck. Caillaux bremste soweit ab, daß beschlossen wurde, in London anzufragen, was man dort über den Pantersprung denke, und ob man bereit sei, dem französischen Kriegsschiff ein englisches beizugesellen, worauf Clemenceaus Minister des Auswärtigen den Präsidenten der Republik nach Holland begleitete.

Digitized by Google

Die Antwort aus London ließ auf sich warten. Da telegrafierte Caillaux, der in Abwesenheit de Sèlves' das Auswärtige Amt verwaltete, an den französischen Botschafter in London, daß er auf die Entsendung eines Kriegsschiffes nach Agadir verzichtete. Die Herren am Quai d'Orsay legten den Kriegsschmuck nicht ab, sie zogen sich nur ins Gebüsch zurück.

In der Presse setzte eine Kampagne ein, die der „Temps" anführte. Herr Tardieu, der die Artikel schrieb, wurde von den Herren des Auswärtigen Amtes dokumentiert. Tardieu hatte wenigstens einige Sachkenntnis, weil er an Kolonialgeschäften beteiligt war. Seine Nachtreter in der Presse barabarberten von allerhand Unheil, von Schwäche, um nicht zu sagen Feigheit, die das Merkmal der französischen Politik geworden sei, von Fehlern des leitenden Staatsmannes, die an Verrat grenzten — von zweifelhaften persönlichen Geschichten, die sich im Dunkel diplomatischer Aktionen verbargen. Die treffende französische Umschreibung für eine gewisse Art Verleumdung: „Un petit bruit rasant le sol", ein Murmeln, Zischeln, Gesichterschneiden, Scherzen, Sticheln, mit ein paar faustdicken Lügen dazwischen, gleichsam als wandelnde Stützen für das Lügengewebe, das im Gange ist, Lügen, die sich beim Zugriff des Opfers gleich wieder in das leise, sensende Geräusch dicht über dem Boden verwandeln, von allen Formen der Verleumdung die giftigste, hier war sie meisterhaft angewandt. Caillaux aber mußte verhandeln. Hatte keine Zeit, in das Treiben der Dunkelmänner hineinzuleuchten, die Schreibstuben abzuklopfen, von denen das kleine sensende Geräusch auszugehn schien — mußte verhandeln.

Mußte? Wie gern! Er arbeitete leidenschaftlich an diesem Werk, dem Vertrag mit Deutschland, der Frankreich endlich die Bewegungsfreiheit wiedergeben sollte, und der gleichzeitig den Ausgangspunkt seiner weiteren politischen Pläne bildete: Lüftung im Innern durch Abtragen der alten Vauban'schen Wälle, auf denen Déroulèdes wilde verwegene Jagd Sonntags Clairon blies, und Herstellung eines rationellen Luftzuges in Europa. Nicht ein Bündnis mit Deutschland, das der älteren Generation unerträglich gewesen wäre. Verträgliche Nachbarschaft! Vorerst einmal in Afrika, wo Deutschland sich geschäftlich festgesetzt hatte, stark genug, ein international anerkanntes Statut für seine Unternehmungen durchzusetzen. Daran zweifelte nicht einmal Herr de Selves. Wenn schon irgendwo mit Deutschland geteilt werden mußte, dann dort, wo es einem nicht zu nah war,

Digitized by Google

wo man außerdem von seinen unleugbaren Fähigkeiten profitieren konnte, ohne Gefahr, in absehbarer Zeit ins Hintertreffen zu geraten, in Afrika also, dessen wichtigste Küste Frankreich mit großen Machtmitteln beherrschte — und so, daß man nicht draußen, sondern in möglichst vorteilhafter Positur mit im Unternehmen drin stand. Was sonst denn? Krieg? Ein Wahnsinn. Jeder Krieg zwischen den europäischen Großmächten wäre lediglich ein Selbstmordversuch, ohne daß man wüßte, ob und wann die Überlebenden sich erholten.

Caillaux verhandelte. Aber wie! Im eigenen Kabinett von Feinden umringt, über die deutsche Botschaft, deren höhere Beamten wacker gegen einander spielten. Über den Botschafter Cambon in Berlin, der mit einem nassen und einem heitern Auge feststellte, daß die Herren in der Wilhelmstraße sich ebenso sportlich betätigten wie daheim die Messieurs am Quai d'Orsay. Als ob dies Spiel am Abgrund hin eine Tennispartie wäre! Dazu kam die Sorge um den Kaiser, dessen eines Ohr dem Pariser Botschaftsrat von Lanken, das andre dem Staatssekretär Kiderlen-Wächter gehörte.

Es ging den ganzen Sommer hindurch hin und her. Den ganzen Sommer hindurch verstummte nicht das leise sensende Geräusch. Mehr war es nicht. Denn niemand hätte ernstlich gewagt, den Abschluß des Vertrags mit Deutschland zu verhindern. Zwar standen in den Kulissen die Nachfolger Caillaux' schon bereit, und ihr Chef hieß Poincaré. Aber natürlich wollten sie erst auftreten, wenn Caillaux den Vertrag unterschrieben hätte. Kammer und Senat würden ihn ratifizieren, auch das verstand sich von selbst. Auf dem Weg zwischen Kammer und Senat aber sollte Caillaux zu Fall kommen. Dann bestiege die Mannschaft Poincaré die Staatsmaschine, mit der Aufgabe, rückwärts zu dampfen, so schnell es ginge. Alles das war abgemacht, als Caillaux am 4. November den Vertrag unterschrieb.

Die Feder war noch nicht trocken, die im Namen Frankreichs geschrieben hatte, da wuchs, von der gewohnten zur Extraausgabe der Zeitung, das leise sensende Geräusch zum Sturme an. Frankreich verraten. Frankreich verkauft. Eine Niederlage, ärger als Sedan, und dies, ohne daß ein Flintenschuß gefallen. „Nieder mit Caillaux!" Endlich kam die Straße in Bewegung. Die Alten, die die Einkommensteuer haßten, . . . die Jungen, die davon träumten, die dreiprozentigen Staatspapiere zu erben, um darauf zu leben, wie ihre Väter das Leben geliebt hatten, oder aber sich berufen wähnten, Frankreichs bourbonische, napoleonische Größe wiederherzustellen, . . . die vom unbequemen

Digitized by Google

Finanzminister genierten Geldleute im Haupt- oder Nebenberuf ... die Industriellen, die die deutsche Konkurrenz mehr fürchteten, als den Teufel, der ihre Söhne auf dem Schlachtfeld holen sollte, .. ihre Presse, ... die Lakaien der Reichen, ... die politischen Romantiker, selbstlos und tapfer wie Don Quichotte, ... alle warfen sich in die Lawine, um sie zu vergrößern. „Nieder mit Caillaux!"

Diesmal „hatten sie ihn". Nach der Abstimmung in der Kammer, die für Caillaux eine noch stärkere Mehrheit ergab, als bei seinem Regierungsantritt — nur sechsunddreißig Abgeordnete stimmten dagegen, hunderteinundvierzig enthielten sich ... — stießen sie ein „Uff!" aus und: „Was wollen Sie? Nachdem der eitle Simpel einmal angefangen hatte zu verhandeln, mußten wir tun, als ob — und das Ding hinunterschlucken. Jetzt aber kommt er daran. Kennen Sie die grünen Depeschen? Ein Rattengift für unsern Mann!"

Mit den grünen Depeschen — so genannt nach den grünen Telegrammformularen, die die Gesandtschaften benützen — hatte es folgende Bewandtnis. Als die Verhandlungen zwischen Deutschland und Frankreich soweit gediehen waren, daß man auf einen günstigen Ausgang hoffen durfte, berichtete Herr von Schön darüber nach Berlin. Er kündigte die sofortige Abreise seines Botschaftsrats zur mündlichen Berichterstattung an, nahm aber trotzdem in seiner Depesche das Wichtigste vorweg und benützte dafür einen Schlüssel, der, wie die Pariser Botschaft wußte, am Quai d'Orsay bekannt war. Der Schlüssel war, mit Grund, schon längst nicht mehr benutzt worden und ist auch nach dieser Depesche nicht wieder verwandt worden. Durch die Telegramme, die am Quai d'Orsay prompt entziffert wurden, erfuhren die Herren, daß der Regierungschef, wie es sein Recht war, sich persönlich um die Angelegenheit bemühte und um so eifriger, je mehr sie selbst quertrieben und verschleppten. Sofort brachten sie die Telegramme in mehr oder minder getreuer Übersetzung in Umlauf. Zum Beispiel waren im Text, der Clemenceau in die Hände gespielt wurde, nach den Worten: „... alle Differenzen regeln" die folgenden: „die in letzter Zeit zwischen uns entstanden sind" unterdrückt worden. So daß es den Anschein hatte, als ob Caillaux die Annektion Elsaß-Lothringens und den Frankfurter Frieden ausdrücklich anerkennen wollte. Ein Hauptintrigant unterm Befehl des Herrn de Sèlves setzte nach einer Unterredung mit dem Botschaftsrat von Lancken ein Caillaux belastendes Protokoll auf, das er später mit andrer Tinte ergänzte. (Merkwürdig genug, sind es immer, wie

Digitized by Google

wir weiter sehn werden, einseitige „Protokolle" untergeordneter Beamten und Telegramme deutscher Diplomaten, mit denen man Caillaux zu fangen versucht.)

Von der Kammer ging der Vertrag zum Senat. Dort lauerte, im Winkel einer Kommission, die auf Betreiben von Caillaux' Nachfolgern eingesetzt worden war, und der es oblag, die Vorgeschichte des Vertrags aufzuklären, Clemenceau: der Gönner des jungen Caillaux, gestern noch sein Freund. Der Tiger machte es kurz, und sein Junges zögerte nicht zu springen, wie ihm befohlen war. Er fragte, ob der Ministerpräsident von geschäftlichen Verhandlungen mit Deutschen wisse, die bereits während der Regierung Monis, von Mitgliedern dieser Regierung, aber außerhalb der diplomatischen Verhandlungen aufgenommen worden seien. „Ich gebe mein Ehrenwort," erklärte Caillaux, „daß ich niemals in irgendwelche finanzielle Transaktion außerhalb der offiziellen diplomatischen Verhandlungen verwickelt gewesen bin." Clemenceau wandte sich an de Sèlves: „Können Sie die Erklärung des Ministerpräsidenten bestätigen?" Der Figurant, der eine Hauptrolle zu spielen glaubte, schob eine Kunstpause ein, während deren er mit der Antwort zu zögern schien. Dann schöpfte er Atem und sagte: „Ich stehe zwischen zwei Pflichten, derjenigen, der Kommission die Wahrheit zu sagen und derjenigen, die Solidarität des Kabinetts zu wahren. Ich kann also nicht antworten." Darauf gab er, mit einer schlichten Handbewegung, seine Demission.

Recht oder schlecht, der Streich war gespielt. Caillaux, dem plötzlich die Schuppen von den Augen fielen, fuhr auf. „Herr de Sèlves, was wollen Sie damit sagen?" Herr de Sèlves sah Clemenceau an, der mit dem Daumen im Rockärmel dasaß und sein Opfer verdaute. „Sie haben demissioniert, Herr de Sèlves, Sie sind von jeder Verpflichtung mir und meinen Kollegen gegenüber entbunden — sprechen Sie!" Du lieber Himmel! Was sollte er denn sagen, wo seine Rolle zu Ende war und jedes weitere Wort dem vorhergegangenen, vernichtenden nur Abbruch getan hätte? Also zuckte er nur mit der Achsel und hüllte sich in Schweigen, den Blick immer auf Clemenceau gerichtet, der ihn aber nichts mehr zu fragen hatte. Der Vorsitzende schlug vor, die Sitzung aufzuheben. Nach einem raschen Rundblick auf die siebenundzwanzig Mitglieder der Kommission, die plötzlich um Clemenceau herumsaßen, wie Junge um das Muttertier — es waren aber lauter Kaninchen — verlangte Caillaux, daß der Zwischenfall nicht im

Digitized by Google

Protokoll der Sitzung vermerkt werde, weil die ehrenrührige Erklärung des Herrn de Sèlves, der die unmittelbar darauf erfolgte Demission in Ermangelung eines Beweises ein sensationelles Relief gebe, zum mindesten der Diskussion bedürfe. Die Erklärung des Herrn de Sèlves sei unwahr. Hier stehe zum mindesten Behauptung gegen Behauptung. Es läge aber nahe, daß die Öffentlichkeit die Behauptung des Herrn de Sèlves, weil scheinbar durch ein persönliches Opfer bekräftigt, für einen Beweis ansehe, wo es doch offenbar sei, daß Herr de Sèlves nicht einmal versuche, seine Behauptung irgendwie zu rechtfertigen . . Er wandte sich zu Herrn de Sèlves. Herr de Sèlves sah Clemenceau an und lächelte. „Aber gewiß doch," warf der leicht hin. „Ziehen Sie Ihre Behauptung zurück, daß keine offiziöse Verhandlungen stattgefungen haben, so kann die Erklärung des Herrn de Sèlves ebenfalls wegfallen, das versteht sich von selbst." „Pardon, ich habe gesagt, daß ich in keine geschäftliche Transaktionen verwickelt gewesen bin, das heißt, daß ich keinerlei persönliche Interessen . . ." „Aber ja. Gewiß. Darüber unterhalten sich die Herren — Kopfbewegung von Caillaux zu de Sèlves — vielleicht später. Wir hier können nicht einen Satz streichen, der völlig sinnlos wäre, ohne den vorhergegangenen." „Gut," sagte Caillaux. Der Präsident der Kommission hob die Sitzung auf. De Sèlves setzte sich hin und schrieb den Abschiedsbrief — nicht, wie üblich, an den Ministerpräsidenten, sondern an den Präsidenten der Republik. Die Öffentlichkeit hörte von einem Theatercoup im Senat, der plötzlichen Demission des Außenministers und daß der also entblößte Ministerpräsident gebeten habe, über die näheren Umstände Stillschweigen zu bewahren. Aha! Royalistische Banden rückten aus dem Lateinischen Viertel auf die großen Boulevards und schrieen: „Nieder mit Caillaux!" Die Polizei trieb sie auseinander. Im Parlament aber traten die Nachfolger vor die Rampe. Die Mehrheit, vom langen Kampf ermüdet, beugte das Haupt. Poincaré war immerhin ein zuverlässiger Republikaner. Sie ließen den Philister über sich kommen. Der Lothringer übernahm die Regierung.

Um den gestern noch beschimpften und tödlich bedrohten Urheber des deutsch-französischen Vertrages wurde es still. Als Poincaré den Vertrag dem Senat zur Ratifizierung unterbreitete, entledigte er sich jeder möglichen Opposition mit dem Hinweis, daß „Herr Caillaux in der Kammer die nötigen Erklärungen abgeben werde", um gleich darauf Caillaux zu beschwören, diese Erklärungen in der Kammer

Digitized by Google

nicht abzugeben. Poincaré erkaufte sich das Schweigen Caillaux' mit der Verpflichtung, seinen Vorgänger vor der Kammer bedingungslos zu decken, was er denn auch in feierlicher Form tat. Vergeblich rief Jaurès Caillaux in einer großen Rede an zu sprechen, einer der schönsten, die er je gehalten. Antwort: „Je parlerai à mon jour et à mon heure". An meinem Tag, zu meiner Stunde . . . Der Senat nahm den Vertrag an mit zweihundertzwölf Stimmen gegen zweiundvierzig. Clemenceau stimmte dagegen.

Im Januar 1913 wurde Poincaré zum Präsidenten der Republik gewählt. Briand übernahm die Regierung, stürzte im Senat über der Frage der Vertretung der Minderheiten in der Verhältniswahl, und Poincaré konnte einen seiner Prätorianer vorschicken: Barthou, dem es auch dank dem Säbelgerassel Wilhelm II. und der Bestürzung der Kammermehrheit gelang, die dreijährige Dienstzeit durchzudrücken.

Im Herbst wählte der Kongreß der radikalen und radikal-sozialistischen Partei in Pau Caillaux zum Vorsitzenden des Vollzugsausschusses. Die größte Partei des Parlaments bekam einen Führer, der begabteste bürgerliche Politiker starke und sichere Truppen.

Die „demokratische Linke", bei der er eingeschrieben war, schrie Zeter und Mordio über den „Überläufer" — nachdem diese „seine" Partei ihn bei jedem Schritt im Stich gelassen und verraten hatte, am schamlosesten, als er ihr Vorsitzender gewesen war. So sind sie! Sie hätten gewünscht, daß er ihr Gefangener bleibe. Um diesen Preis hätten sie vielleicht sogar einige Opfer gebracht. Nun hatte Caillaux bisher auf die Parteibezeichnung nicht viel mehr Wert gelegt, als auf den Text seines Wahlprogramms. Jedermann wußte ja, wer er war, und was er wollte. Vieles mochte man ihm vorwerfen, zu jenen rückgratlosen, schwankenden Gestalten, wie sie am meisten in der „demokratischen Linken", aber auch bei den Radikalen zu finden waren, gehörte er gewiß nicht. Im Parlament saß ein einziger, der sich als gerader, heller Kämpfer und Verwalter eigener politischer Gedanken mit ihm vergleichen durfte: Jaurès. Deshalb war es eine Ungerechtigkeit, wenn auch eine der geringsten, die der teuflisch verfolgte Mann erfuhr, wenn wieder einmal an den Vater erinnert wurde. Der hatte an Parteien geglaubt, wie ein Geldgeber an seine Aktiengesellschaft. Nie war dem Sohn ähnliches beigefallen. Er brachte seine eigenen Gedanken mit, er entwickelte sich mit ihnen, durch sie, viel mehr, als er mit ihnen fortschritt: nicht er war es, der aufsteigend seine politischen Ideen hinter sich herschleppte, sie

Digitized by Google

waren es, die ihn zogen. Er „adaptierte" nicht, wie Briand, die Ideen an seine Laufbahn. Er war es, der sich ihnen anpaßte. Sie führten ihn folgerichtig immer weiter nach links. Daß er den Mut besaß, ihnen zu folgen, das ist es ja, was ihn so verhaßt machte. Seinen persönlichen Ehrgeiz hätte er ebenso leicht und angenehm befriedigan können, wie die Millerand, Barthou, Briand. Er hätte nur an ihrer Seite sitzen zu bleiben brauchen.

An freundlichen Einladungen in diesem Sinne hat es nicht gefehlt, selbst noch nach dem Kongreß von Pau. So richteten um diese Zeit gemeinsame Freunde ein Abendessen, bei dem Briand, der sich selbst einen „Professionellen der Ministerpräsidentschaft" nennt, beim Dessert folgende kleine Ansprache an Caillaux richtete: „Es gibt nur drei ernsthafte Kandidaten für die Ministerpräsidentschaft, Sie, Barthou und ich. Wechseln wir miteinander ab! Der Turnus beginnt damit, daß Barthou freiwillig zurücktritt. Dann kommen Sie. Ich selbst will noch warten". Das englische Parteiensystem, von Briand „angepaßt". Caillaux lehnte entrüstet ab, zur Enttäuschung seiner Frau, die dem Essen beiwohnte. Die Arme war der ewigen Hetze gegen ihren Mann müde. Auch wußte sie seit seiner Scheidungsgeschichte nur zu gut, daß einem Politiker nicht einmal die intimsten Empfindungen allein gehören. Die Spitzel krochen bis unter die Betten, die Erpresser sprangen aus dem Kleiderschrank . . .

Er lehnte ab und stürzte mit seiner Partei die Regierung Barthou. Denn jetzt, ja, jetzt war er ein Parteimann. Fanatisch. „Wir verlangen vor allem eine Parteipolitik," so rief er in einer öffentlichen Rede aus. Führer und Truppen wußten Bescheid: Treue gegen Treue, Vertrauen, auch wenn gegen die Sonne gekämpft werden muß, Disziplin — das allein konnte das Land vor der schleichenden Reaktion retten, die sich allerorts bemerkbar machte. Er ging weiter. Er bereitete das Bündnis seiner Partei mit der Jaurès-Partei vor. Jaurès seinerseits bemühte sich den inneren Zusammenhalt seiner Partei zu verstärken, um ihre Stoßkraft zu erhöhen. Deshalb setzte er sich für die Verhältniswahl ein, in der er das beste Mittel sah, die sozialistische Partei endgültig zu einigen. Der Schriftsteller Paix-Séailles brachte die beiden Führer persönlich zusammen, denn, so unwahrscheinlich es klingt, sie waren trotz jahrzehntelangen Zusammensitzens in der Kammer einander nie näher getreten. Caillaux wollte den Block der Linken, wie er zu Combes' Zeiten bestanden hatte, wiederherstellen. Nur, daß es diesmal um anderes ging, als um die

Digitized by Google

Trennung von Kirche und Staat und die Laiengesetze. Es ging um die großen Sozialreformen, es ging um den Weltfrieden ...

Im Juni 1914 hatten Caillaux und Jaurès eine lange Unterredung auf einem der Sofas in der Wandelhalle der Kammer. Caillaux sagte, daß man möglichst rasch ein großes Linksministerium bilden müsse mit einem Programm für die auswärtige Politik, das die Grundlage einer europäischen Verständigung abgäbe ... „Was mich betrifft," fügte er hinzu, „so könnte ich die Verantwortung als Ministerpräsident nur übernehmen, wenn Sie als Minister des Auswärtigen in das Kabinett einträten." Jaurès erhob allerhand Einwände und wies besonders auf die Amsterdamer Beschlüsse hin, erkannte aber schließlich an, daß es „angesichts der großen drohenden Gefahr angebracht sei, die Parteischolastik auszuschalten". Es war ihre letzte Unterredung. Als die „Parteischolastik" dann tatsächlich beiseite geschoben wurde, war Krieg. Die nächsten Freunde des ermordeten Jaurès traten als Bürgen für die Disziplin der Massen in die Regierung ein ...

In den vierzehn Monaten, die zwischen dem aktiven Wiederauftreten Caillaux' in der Kammer und dem Krieg liegen, hat Caillaux Eigenschaften als Führer entwickelt, die selbst seine Freunde überraschten. Trotz der tragischen Umstände, in die er sich durch die Ermordung Calmettes versetzt sah, blieb er in jeder Stunde vor seiner Partei, wofür sie ihn bestellt hatte: der Führer. Er rang unablässig, mit einer schier übermenschlichen Kraft. Er war sicher zu siegen. Denn Frankreich hatte eine Mehrheit in die Kammer geschickt mit dem doppelten Auftrag, die Republik sozial auszubauen und den Frieden zu wahren. Die Mehrheit war geschlossen wie noch nie, sie hatte den besten Führer. Er hätte gesiegt .. Umsonst beauftragte Poincaré nach dem Sturze Barthous nicht, wie es sich gehört hätte, Caillaux, sondern Doumergue mit der Bildung des neuen Kabinetts. Das Kabinett Doumergue, in das er als Finanzminister eintrat, war in Wirklichkeit ein Kabinett Caillaux und ein reines Linksministerium. Der Satansmensch, zum mindesten zweimal erschlagen und eingescharrt, kam nun in dritter Gestalt wieder. Nach dem Mann der Einkommensteuer, dem Mann von Agadir — der Mann des Linksblocks, von dem die Partei der Herren Poincaré und Barthou und auch Briand selbst ausgeschlossen waren. Seit dem Tode Félix Berteaux' hatten sie diese Gefahr für beschworen gehalten. Nun stand sie leibhaftig droben auf der Tribüne und befahl. Wieder einmal wurde zur Jagd geblasen. Die Fehde gegen Caillaux, für die

Digitized by Google

es schon einen Haufen Professioneller gab, wurde hemmungslos. Ein Ritter von schwankendster Gestalt, Gaston Calmette vom „Figaro", ritt als Pikör an der Spitze, wie 1911 Tardieu — mit wieviel mehr Vornehmheit, trotz alledem, mit wieviel mehr politischem Verstand! — im „Temps". In der Kammer bekämpften ihn Barthou und Briand, Seite an Seite. Briand nach seiner Art zurückhaltend, Barthou in wilder Wut. „So oft," scherzte Jaurès grausam, „im Programm der Regierung ein Punkt verdirbt, eilen die Herren Briand und Barthou herbei wie die Mücken, die sich auf faulende Dinge niederlassen." Hatte Caillaux in einer Rede von den „Einschläfern der Befriedigungspolitik im Innern" gesprochen, so gab Briand ihm den „dämagogischen Plutokraten" zurück. Aber wiederum war klar, daß Caillaux mit sachlichen Argumenten auf politischem Gebiet nicht zu schlagen wäre. Zuviel von dem Pulver war schon vergeblich verschossen. Wohl ging Herr Barthou mit einem Protokoll des Generalprokurators Favre in der Tasche herum, das Caillaux der ungesetzlichen Beeinflussung eines Justizbeamten überführen sollte. Mehrere Abgeordnete kannten es. Es war als Verleumdung im Verkehr. Auch Caillaux hatte davon gehört. Er fürchtete weder Herrn Favre, noch sein Protokoll. Ein Skandal, eine halb oder ganz verlogene Sache mehr, der er mit Beweisen entgegenträte — füllte das nicht seit Jahr und Tag einen Teil seines Lebens aus!

Wieder begann man und mit wachsender Bestimmtheit von intimen Briefen zu sprechen, von Frauenbriefen, die Calmette veröffentlichen werde. Frau Caillaux, in den Salons darauf angesprochen, schüttelte sich vor Entsetzen. Der Gatte stöhnte: „Ist es möglich?!" Sie wußten, daß die Briefe existierten. Die geschiedene Frau Caillaux hatte sie gestohlen, dann bei einer Aussöhnung der Gatten vor einem Zeugen verbrannt, nicht aber, ohne sie vorher photographiert zu haben .. „Ist es möglich?!" Freunde wußten Stellen daraus zu zitieren . .

Am 13. März 1914 morgens brachte der „Figaro" das Faksimile eines Briefes, der „Dein Jo" unterzeichnet war. Am 16. folgte ein „Komisches Intermezzo". Der Titel sagte genug: die Kampagne ging weiter. Was aber konnte noch folgen — wenn nicht jene Briefe?!

Abends, nach 6 Uhr, kam der Kabinettchef des Finanzministers in dessen Arbeitszimmer gestürzt und rief ihm zu, seine Frau habe soeben Gaston Calmette erschossen. Als sie auf die Straße traten, riefen die Camelots bereits Extrablätter aus. „Der Direktor des Figaro von der Frau des Finanzministers ermordet!"

Digitized by Google

Alle Oppositionsblätter schrieben, daß der Skandal das Regime erledige. Viele zitierten das Wort Thiers', die Republik werde im Blut ersaufen.

Irgendwo fand zur selben Stunde eine Versammlung der Sektionen der „Action Française" statt. Ein Redakteur des Blattes trat auf die Bühne und verkündete die Nachricht von der Ermordung Calmettes. Sofort setzten sich sechzig junge Leute Schulter an Schulter in Bewegung und schrien: „Caillaux, assassin! Caillaux, assassin!" Sie zogen den Pöbel hinter sich her und erschienen, also verstärkt, auf den großen Boulevards. Fenster öffneten sich, auch aus den Fenstern wurde mitgeschrien. Die Gruppe stieß auf eine andre, die von der Oper herkam. Nun waren es dreitausend Menschen, die die Boulevards entlang marschierten und brüllten „Caillaux, assassin!" Sie überrannten die Kette der Polizisten vor der Oper und strömten auf den Platz vor dem Finanzministerium. Hier gelang es der Polizei, sie zu zerstreuen. Aber der Ruf: „Caillaux, assassin!" setzte sich fort bis in die Nacht.

Als der „Figaro" eine Woche später zum erstenmal wieder ohne Trauerrand erschien, sagte eine redaktionelle Notiz:

„Gaston Calmette hat die französische Politik von Caillaux befreit."

Dies erwies sich als ein Irrtum. Caillaux wurde im Frühjahr wieder in die Kammer gewählt. Geheul der Hölle. Eine Gruppe von Teufeln zeichnete sich dadurch aus, daß sie Tränen über die Blindheit der Zeitgenossen weinte. Alle aber, ob schreiend oder weinend, verdoppelten die Anstrengungen, den bevorstehenden Mordprozeß gegen Frau Caillaux in eine rechte Kriegsgemeinde entarten zu lassen, die, vom Schrecken regiert, den Radikalen Caillaux, die herrschende Partei und die Republik selbst mit einem Streich fällte. Um so fester hielt die Partei zusammen. Alle Mann unterwegs. „A corsaire, corsaire et demi." Wie du mir, so und doppelt ich dir. Die Freunde bereiteten mit jenen Mitteln, wie sie sich seit den ältesten Bürgerkriegen nicht geändert haben, den Prozeß, das war: den Waffengang zwischen den heutigen Herren und denen von gestern (und vielleicht von morgen) aufs peinlichste vor, scheuten sich auch nicht, die Geheimpolizei und gewisse Banden kräftig gebauter Kerle in Anspruch zu nehmen, und so kam der 21. Juli heran. Der Schwurgerichtssaal des Justizpalastes enthielt lauter Kriegsvolk: Richter, Geschworene, Anwälte, Publikum. Da war keiner, der nicht die Hand an der Waffe gehabt hätte. Draußen in der Vorhalle, auf dem Platz, die Seine

Digitized by Google

entlang standen die uniformierten Garden, nach ihrem Gefühl, ihrem heimlichen Willen gespalten wie die Zivilisten im Innern, halb nur noch in der Hand ihrer Gebieter, um deren Schicksal jetzt gespielt wurde, ungewiß, ob nicht der dicke laute Daudet, der, von schönen Jünglingen umgeben, die Treppe des Justizpalastes hinaufeilte, der Feind heute und von jenen, auf die sie bei Krawallen draufschlugen, übermorgen ihr Brotgeber wäre und von denen, die sie mit ihrem Leben zu schützen hätten. Alle Revolutionsmorgen sind also schwankend, voll quälenden Zwielichts für die gemeine Kreatur.

Nach Mittag erfuhr Paris, was Frau Caillaux gefrühstückt hatte: Eier in Gelee, Hammelkotelett, dazu eine halbe Flasche Evianer Wasser und gleichzeitig, was sie zu Abend essen würde: Seezunge blau, frische Bohnen, Kompott. Vier Tage darnach las dasselbe Paris, aber nicht an so auffallender Stelle der Zeitung: am Vorabend, sechs Uhr habe der österreichisch-ungarische Gesandte in Belgrad der serbischen Regierung ein Ultimatum überreicht des Inhalts . . . Interessanter war die Mitteilung im gleichen Blatt, daß Frau Caillaux heute gegen acht Uhr aufgestanden sei, nach dem Lesen ihrer umfangreichen Post belegte Brötchen und Kaffee zu sich genommen und sich darnach einige Augenblicke im Gefängnishof ergangen habe. Als im Gerichtssaal ein Kampf darum tobte, ob Liebesbriefe Caillaux' verlesen werden sollten, und die erste Frau sich unter einer raffinierten Regie anschickte, der zweiten mit einer „edlen Geste" den Garaus zu machen, wurde in Rußland die drohende Kriegsgefahr verkündet, fuhr der deutsche Kaiser von Bergen eiligst nach Hause, schlug man in Österreich-Ungarn die Mobilmachung an, begann in ganz Mitteleuropa der Sturm auf die Sparkassen. Das Publikum des Schwurgerichts war nicht dumm, und es brach ein Tumult los, den der Präsident nur beschwichtigen konnte, indem er die Sitzung aufhob. Im Senat wurde über die Unzulänglichkeit der Landesverteidigung diskutiert. Ein französisches Geschwader, darin die „France" mit Poincaré an Bord, beeilte sich, die russischen Gewässer zu verlassen. Der Prozeß konnte nicht zu Ende kommen, die Zuhörer spielten zu leidenschaftlich mit. Er dauerte sechs Tage, während deren Europa in Flammen aufging. Maître Labori und Maître Chenu rieben ihre Florettklingen mit einer heißwangigen Gentilezza aneinander, daß die jungen Anwälte in echtes Fieber fielen und den Tritt der österreichischen und serbischen Divisionen nicht hörten, unter dem die Zivilisation abzublättern begann wie eine Stuckfassade. Als Frauen der Gesellschaft

Digitized by Google

einander Schimpfworte zuriefen, weil eine von ihnen, Frau Caillaux, in Ohnmacht fiel, die andern aber an die Ohnmacht nicht glauben wollten, da begegnete ein deutsches Torpedoboot, dessen Nummer nicht erkannt wurde, in der Entfernung einer Meile dem heimkehrenden französischen Geschwader und grüßte die Präsidentenflagge mit einundzwanzig Kanonenschüssen. Die „Jean Bart" erwiderte den Gruß.

Am 28. Juli abends wurde Frau Caillaux freigesprochen. Der Sitzungssaal mußte mit Gewalt geräumt werden. Vor dem Justizpalast lieferten die beiden Parteien einander ein Treffen, an dem die Preisboxer der Brigade centrale und die berittene Garde wahllos teilnahmen. Sie wollten die Ordnung herstellen. Wie hätten sie, da alle einander in den Haaren lagen, feststellen sollen, wer sie störte? Sie schlugen und ritten drauflos, bis auf dem Platz und den Seinekais niemand außer ihnen mehr im Besitz seiner Beine war. Frau Caillaux entschlüpfte durch eine Hintertür in eine Droschke, in der ihr Gatte und Ceccaldi sie erwarteten. Der Kutscher peitschte, kaum, daß die Türe zugeschlagen war, seine Gäule in Galopp, denn er wußte, er fuhr Cäsar und sein Glück. Manchmal, wenn er in eine belebte Straße einbog, empfing ihn der Ruf: „Caillaux, assassin!" und das Schrillen von Polizistenpfeifen. Dann zog er an den Zügeln und fuhr langsam, um nicht aufzufallen.

Andern Tags, es war der 29. Juli, traf Poincaré in Paris ein. Die Halle des Nordbahnhofs erzitterte unter den: „Vive Poincaré! Vive l'Alliance! . . . Vive la France!" Maurice Barrès, Präsident der Patriotenliga, hatte seine Parteigänger aufgefordert, „den Präsidenten würdig zu empfangen". Von Volk umjubelt, schwebte der Lothringer über den Boulevard Magenta, die Rue Lafayette, die großen Boulevards, den Opernplatz, die Champs-Elysees. Die Kürassiere, die noch kein Gas gerochen hatten, hielten, Säbel in der Faust, ihre Pferde an, höflich zu sein mit diesen Demonstranten, und dann, als das Kielwasser verlaufen war, hatte die Polizei zu tun, um die ausgeschlafenen Haifische des Caillaux-Prozesses zu hindern, als heraldische Delphine den Weg nach dem Elysee zu markieren.

Caillaux bestellte bei seinem Schneider die Uniform eines Generalzahlmeisters. Darin hatte er, so stand geschrieben, dem Feind zu begegnen . . .

Wir schreiben 1924. Die „Kammer des Sieges" besteht nicht mehr. Ein neues Stück beginnt. Es wird lebhaft werden! Die Musikanten

Digitized by Google

stimmen ihre Instrumente, und sie verfahren dabei recht kräftig auf der einen, mit Umsicht auf der andern Seite, und beide Orchester warten nur auf das Zeichen ihres Dirigenten, um mit einem Fortissimo-Satz anzuheben. Herriot hat eine Amnestie erlassen, Caillaux schüttelt die Ferien ab und greift nach dem Fahrplan. Er ist also noch immer nicht tot, der Unglückliche. Man bedenke, daß er totgeschlagen wird, seitdem er im politischen Leben steht! Sein erster Schritt rief die Philister über ihn! Sein langer Widerstand hat nur ihren zweifellos gerechten Zorn bis zur Raserei gesteigert, zu einer Raserei, die an die patriotischen Demonstrationen erinnert, womit Sansculotten die Karren mit den Verurteilten den festlichen Weg zur Guillotine geleiteten.

Aber Caillaux lebt. Er soll sogar recht lebendig sein. Der Staatsgerichtshof sprach ihn 1920 von der gegen ihn erhobenen Anklage des Hoch- und Landesverrats frei und schob dafür in letzter Minute eine Anklage unter, über die gar nicht verhandelt worden war, weil sie nämlich zum erstenmal im Urteil auftauchte! Auf Grund eines Paragraphen, der „Beziehungen" mit Strafe bedroht, „die, ohne daß sie als Verrat bezeichnet werden können, dennoch das Ergebnis gehabt haben, dem Feinde Nachrichten zu vermitteln, die militärisch oder politisch Frankreich und seinen Verbündeten schaden können". Ein angenehmer Paragraph!

Gegen ein Urteil des Obersten Gerichtshofes gibt es keinen Einspruch. Dafür ist der Oberste Gerichtshof da. Mochte die Pariser Anwaltskammer in ihrer Sitzung vom 12. Dezember 1920 das Urteil für rechtswidrig erklären, es bestand und konnte nicht revidiert werden. Das Urteil entfernte Caillaux aus der Politik. Sollte er alt genug werden, seine Verbannung zu überleben, so würde er bis dahin vergessen sein. Die Toten reiten schnell! Das war ebenso wohltuend, wie für Mörder, die aus irgendwelchen Gründen straflos ausgehn, daß man den Ermordeten nicht wieder lebendig machen kann. Das Gespenst saß in Mamers. Man konnte leben und sterben, ohne Mamers berührt zu haben.

„In der Politik gibt es keine Gerechtigkeit," hat Clemenceau gesagt. Er muß es wissen. Aber kommt nicht, der von Rechts wegen das Pariser Pflaster nicht mehr betreten sollte, Herr Joseph Caillaux, dort über die Konkordienbrücke: schlank, lebhaften Tritts, den Blick auf die blinde Fassade des Palais Bourbon gerichtet?

Digitized by Google

SPANISCHE PERSPEKTIVEN

von

ERNST ROBERT CURTIUS

Wer heute das Kräftespiel des europäischen Geistes beobachtet, wird — mit Überraschung vielleicht und jedenfalls mit Interesse — feststellen, daß Spanien begonnen hat, neue Energien des Gedankens auszusenden. In England, in Frankreich übersetzt und bespricht man die neue spanische Literatur, in Italien haben die Arbeiten von Asín Palacios der Danteforschung ganz neue Wege gewiesen, bei uns sind die spanischen Studien bisher fast* ausschließlich eine Angelegenheit der Fachleute und der wirtschaftlichen Interessenten geblieben und werden unter der Rubrik Auslandskunde gepflegt, entsprechend unserer Neigung, die Kenntnisnahme fremder Kulturen dem philologischen und dem ökonomischen Spezialismus zu überantworten. Aber die Tatsache der geistigen Expansion Spaniens wird jedenfalls auch darüber hinaus bei uns Interesse erwecken. Sie ist ja ein Teilausdruck des geschichtlichen Prozesses, der unsere Ära bestimmt: der gegenseitigen Befruchtung und des Ausgleichs der nationalen Kulturen — dieses Integrationsprozesses, der seine Analogie in der Kulturmischung der römischen Kaiserzeit hat und der in dem kosmopolitischen Wesen des deutschen Geistes einen vorbestimmten Träger findet. Die Totalisierung (nicht Nivellierung!) des europäischen Geistes, deren Zeichen wir heute sehen, hat eines ihrer Kraftzentren in der gedanklichen und künstlerischen Bewegung, die von einer intellektuellen Elite Spaniens getragen wird.

Für uns Deutsche ist dieser Vorgang aber noch aus anderen Gründen interessant. Wir brauchen die Berührung mit romanischem Wesen. Wir suchen sie zumeist in Frankreich, seltener in Italien. Spanien nun zeigt uns die lateinische Form von einer ganz anderen Seite. Es vermittelt uns mediterranen Geist und Kulturwillen in einer höchst eigenartigen Prägung, die uns in manchem vielleicht verwandter ist als französische oder italienische Art. Es erweitert und ergänzt unsern Begriff vom Romanentum. Es zeigt uns innerhalb der romanischen Lebenssubstanz Strukturunterschiede, die unsere Anschauung berichtigen

* Die interessanten Ausführungen von Willy Haas über Unamuno sind den Lesern dieser Zeitschrift in Erinnerung.

Digitized by Google

und befreien können. Nichts interessanter als etwa zu beobachten, wie sich Frankreich im spanischen Denken spiegelt — Frankreich, mit dem Spanien sich ja wie wir seit Jahrhunderten auseinandersetzen muß, nur daß die geistigen Spannungen dort im großen und ganzen ohne kriegerische Gewaltproben verlaufen sind. Und noch ein wesentliches Moment bringt uns Spanien nahe: eine Analogie historischen Schicksals, die durch den Ausgang des Weltkrieges bewirkt worden ist. Was uns heute beansprucht: volkliche und geistige Erneuerung nach äußerem Zusammenbruch, das hat, wenn auch in viel kleinerem Maßstabe und auf Grund einer ganz anderen Vorgeschichte, das Lebensproblem Spaniens seit einem Vierteljahrhundert gebildet.

Um das heutige Spanien zu verstehen, muß man auf die Katastrophe von 1898 zurückgehen. Sie bildet die Wende zweier Epochen. Vor 1898 war Spanien in selbstzufriedene Apathie versunken, und vereinzelte Warner wurden nicht gehört. Die Niederlage von Santiago de Cuba brachte eine völlige Wandlung des öffentlichen Geistes. Man sah in dem Verlust des letzten Kolonialbesitzes die Schlußetappe eines dreihundertjährigen Verfallsprozesses. Ein tiefer Pessimismus bemächtigte sich der Geister. Aber in einer Elite löste er neue Energien aus. Eine neue Generation, die „Generation von 1898", trat auf den Plan. Sie setzte sich die kulturelle Erneuerung des Landes zum Ziel. Sie suchte das Schicksal und das Wesen der spanischen Seele zu ergründen. Man sagt oft von uns Deutschen, wir seien das einzige Volk, das stets auf der Suche nach seiner Definition sei. Genau dasselbe gilt aber von jener Generation der „regeneradores". Schon vor dem Zusammenbruch, 1897, hatte Angel Ganivet sein „Idearium español" veröffentlicht. Alle führenden Geister Spaniens haben sich seit jener Zeit um die Bestimmung des nationalen Genius bemüht. Sie forderten Besinnung auf seine Mission und seine Tradition, sie durchleuchteten sein Kulturerbe, sie deuteten die Mythen, die er sich in seiner klassischen Dichtung geschaffen hatte, sie vermittelten ihm die Nähr- und Reizstoffe der modernen Weltliteratur: Nietzsche, Ibsen, Tolstoi. Als Publizist trat Joaquin Costa († 1911) für „Rekonstitution und Europäisirung" Spaniens ein. Francisco Giner de los Rios arbeitete an der Reform der Erziehung. Unamuno und Ganivet erörterten die Probleme der spanischen Zukunft („El porvenir de España"). Azorín (Pseudonym von José Martinez Ruiz) hat als Dichter, als Kritiker, als Kulturpsycholog der Wiedergeburt des spanischen Geistes gedient. Auch das umfangreiche Werk von Pio Baroja empfängt seine Einheit

Digitized by Google

durch die Probleme der spanischen Kulturkritik. Noch viele andere Namen wären hier zu nennen.

Die Tatsache, daß die spanische Literatur der Gegenwart eine Selbsterforschung und Selbstklärung des spanischen Geistes ist, macht sie für den Ausländer doppelt lehrreich. Sie erleichtert ihm das Eindringen. Wenn wir einen der führenden spanischen Autoren lesen, lernen wir nicht nur eine geistige Individualität kennen, sondern wir werden zugleich in die kritischen Probleme des spanischen Lebens eingeführt. Und wie sehr bedürfen wir einer solchen Einführung: ist doch Spanien für uns das unbekannteste Land Europas. Was wir brauchen, ehe wir die geistigen Werte des modernen Spanien würdigen können, ist ein kurzer, klarer Kommentar zur spanischen Geschichte und zur spanischen Gegenwart. Wir brauchen einen Führer, einen Beobachter.

Er bietet sich uns dar in José Ortega y Gasset. Ortega ist der Begründer und Leiter der ausgezeichneten „Revista de Occidente"*, die sich schnell einen Platz unter den lebendigsten und intelligentesten europäischen Zeitschriften erobert hat; er ist Professor der Philosophie an der Universität Madrid; er ist der Verfasser einer Reihe von Essay-Bänden**, die ihn als glänzenden, universalen Kritiker zeigen. Die Originalität dieser Kritik liegt in der so seltenen Verbindung von sprühender Vitalität und organisatorischer Denkkraft. Zwischen ionischer Naturphilosophie und kubistischer Malerei scheint es nichts zu geben, was diesen Kritiker nicht leidenschaftlich interessierte. Seine intellektuelle Wißbegier ist so groß wie die eines Remy de Gourmont, wenn nicht größer. Aber sein Geist ist unendlich viel elastischer als der des letzten Enzyklopädisten. Diese Biegsamkeit des Intellekts führt jedoch nicht etwa zu einem anarchischen Impressionismus, denn sie wird gelenkt von einem philosophischen Bauwillen. Philosophisch — so könnte man ja auch die Kritik eines Thibaudet nennen. Aber bei Thibaudet ist das Philosophieren doch nur eine Würze des Genusses, es ist das attische Salz seiner Geschmackskultur. Bei Ortega ist Philosophie nicht Ironie und Humanismus, sondern Ordnungsstreben, Weg zur Hierarchie der Werte, Konstruktivismus.

Ein weiterer Zug seiner Originalität liegt in der Art, wie er

---

* Vgl. meine Notiz im „Neuen Merkur", Januar 1924.

** „Meditaciones del Quijote", 1914; „El Espectador", drei Bände (1916, 1917, 1921); „España invertebrada" (1922); „El Tema de nuestro Tiempo" (1923).

Digitized by Google

deutsche und französische Kultur verarbeitet und zusammenführt. Ich wüßte keinen Kritiker in Europa, der mit derselben Sympathie und demselben Verständnis über Madame de Noailles und Simmel, über Marcel Proust und Max Scheler zu schreiben vermöchte. Ortega kann es, tut es. Und er tut es in einer glanzvoll pointierten, nervigklaren, sensitiven und unrhetorischen Sprache. Er kennt und übersieht die ganze bedeutsame Entfaltung der deutschen Geisteswissenschaften. Mommsen und Eduard Meyer, Max Weber und Dilthey, Cohen und Rickert, Wölfflin und Worringer – alle diese Namen sind ihm ebenso vertraut wie uns. Es dürfte wenige Ausländer geben, welche die Erkenntnisarbeit unserer Historiker und Philosophen so genau kennen und so sorgsam verfolgen wie Ortega. Aber dazu tritt nun die ästhetisch-literarische Kultur des französischen neunzehnten Jahrhunderts und der französischen Gegenwart. So kreuzen sich in Ortega das Frankreich der „Nouvelle Revue Française" (um es kurz zu sagen) und das Deutschland nicht der Dichter (der gegenwärtigen Dichter), sondern der Denker. Und das eine berichtigt, erweitert, ergänzt das andere. Was bei uns manchmal fachlich eng und amusisch ist, was bei den Franzosen geistig begrenzt, spielerisch, selbstgefällig ist – das muß sich in solcher Synthese gegenseitig neutralisieren.

Ich wüßte keine bessere Einführung in die Probleme des spanischen Geistes als Ortegas Schrift „España invertebrada", wörtlich: „das seiner Wirbel, seines Knochensystemes beraubte Spanien" – dem Sinne nach: „die spanische Zersetzung".

Die Broschüre erschien 1922. Sie ist ein Versuch zur Diagnose der spanischen Krankheit. Ortega wehrt sich gegen den Vorwurf des Pessimismus. Was zunächst in Spanien nottut, ist klare Einsicht. Es wird unausgesetzt in Spanien über die eigenen Zustände debattiert, aber es fehlt die Gesamtperspektive, die erst das einzelne an seinen Platz rückt. Der Blick des Spaniers wird dadurch getrübt, daß er sich eine übertriebene Vorstellung von Spaniens Bedeutung in der Vergangenheit macht. Über unerfreuliche Ereignisse der Gegenwart tröstet er sich mit dem Gedanken, daß es doch einen Cid gegeben hat. Das aber ist der eigentliche Pessimismus: die Vorstellung, daß Spanien eine Zeitlang die vollkommenste Nation war und daß es sich seither im Verfall befindet. Seiner Diagnose des modernen Spanien schickt Ortega eine geschichtliche Anamnese voraus. An Mommsens Römische Geschichte anknüpfend, sieht er in der Staatenbildung einen Integrationsprozeß (Synoikismos), der aus zunächst isolierten Elementen

Digitized by Google

immer umfassendere Einheitssysteme schafft, ohne doch das Eigenleben jener ersten Elemente zu vernichten. So führt der Weg Roms vom Septimontium zum latinischen Bund, zur italischen Einheit, zum Kolonial-Imperium. Aber die Geschichte einer Nation umfaßt nicht nur Bildung und Aufstieg, sondern auch Zerfall und Abstieg. Dekadenz ist Disintegration und ist als solche Wesensbestandteil des nationalen Lebensprozesses und seiner Dynamik. Worauf beruht nun eine solche nationale Entfaltung? Das Vermögen eine Nation zu bilden, ist eine schöpferische Begabung wie die künstlerische und die religiöse Veranlagung. Sie hat Athen gefehlt, sie war Rom und Kastilien, den geistig viel geringer begabten, verliehen. Sie beruht nicht auf bloßer Macht oder bloßem Machtstreben, sonst müßten Timur und Dschingis Khan die größten Staatengründer gewesen sein. Neben der Macht gehört zur Staatenbildung die Tendenz zu einer Lebensgemeinschaft, „un proyecto sugestivo de vida en común". Rom bedeutete für die unterworfenen Stämme das Programm einer universalen Lebensgestaltung. Es war im Besitz einer überlegenen Rechtsprechung und Verwaltung und einer von den Griechen geschaffenen Kultur, die das menschliche Dasein erhöhte. Nicht daß sie eine Vergangenheit, sondern daß sie ein Lebensschema für die Zukunft hat, ist das Entscheidende für eine Nation. Sie lebt davon, daß sie ein Programm für morgen hat. Das staatenbildende Element in Spanien ist von jeher Kastilien und nur Kastilien gewesen. Kastilien verstand zu befehlen, sich und anderen. Der kastilische Geist war von Anfang auf große Unternehmungen gerichtet. Er erfand die Idee der spanischen Einheit im Kampf mit den Mauren, und als sie sich verwirklichte, setzte er ihr sofort neue, umfassendere Ziele: Ausbreitung der spanischen Energie über die Welt. Kastilien und Aragon taten sich zusammen, um eine Weltpolitik zu betreiben. Macchiavell hat diesem Vorgang die größte Aufmerksamkeit gewidmet. Sein Buch vom Fürsten ist eine Meditation über die Taten Ferdinands des Katholischen und Cesare Borgias. Was wir Macchiavellismus nennen, ist der intellektuelle Kommentar eines Italieners zu den Taten zweier Spanier. Bis um 1580 ist der spanische Lebensprozeß Integration, d. h. Verdichtung und Anhäufung von Energien. Seit jener Zeit beginnt die umgekehrte Entwicklung. Der Auflösungsprozeß vollzieht sich streng gesetzmäßig vom Rande her zum Mittelpunkt. Zunächst fallen die Niederlande ab und Mailand geht verloren, und das setzt sich dann fort, bis um 1900 der spanische Körper zu seiner Halbinselgestalt zurückgekehrt ist. In diesem Augen-

Digitized by Google

blick beginnt ein neuer Zersetzungsprozeß innerhalb der Halbinsel: der Partikularismus. So erst versteht man die baskische und die katalanische Bewegung. Bilbao und Barcelona sind die ökonomischen Kraftzentren der Halbinsel, deswegen konnte des Regionalismus und Separatismus dort angriffslustig werden. Aber wahrscheinlich ist er psychologisch vorbereitet auch in Galicien, Asturien, Aragon, Valencia. Partikularistische Tendenzen können sich aber nur auswirken, wenn die zentrale Macht innerhalb einer Gesellschaft selbst vom Partikularismus ergriffen ist, und das ist in Spanien geschehen. Im Zeitalter Philipps III. beginnt der Lebensprozeß Kastiliens zu stagnieren. Es wird mißtrauisch, eng, konservativ. Drei Jahrhunderte lang ist die spanische Geschichte Schlaf, Verblödung, Egoismus. Monarchie und Kirche setzen ihre Privatinteressen an Stelle der nationalen. Ist es ein Wunder, wenn die Elemente des spanischen Nationalverbandes sich fragen: warum leben wir zusammen? Und zu diesem regionalen Partikularismus tritt der Partikularismus der sozialen Klassen. Zu kraftvollem nationalen Leben gehört soziale Elastizität, d. h. Intensivierung des individuellen Lebens durch Teilnahme am Leben der Gesamtheit. Darunter ist nicht Gleichheit der Bedürfnisse und der Ideen zu verstehen, sondern ein Voneinander-Wissen, ein möglichst vielfältiges Sich-Berühren der Interessensphären und der Bevölkerungsschichten. Nur eine in diesem Sinne elastische Nation wird in dem entscheidenden Augenblick ihres Daseins über geschichtliche Elastizität verfügen. Im heutigen Spanien aber ist diese Elastizität völlig geschwunden. Die Politiker kümmern sich nicht um das Land, das Land kümmert sich nicht um die Politiker. Der Soldat, der Industrielle, der Intellektuelle, der Landwirt, der Arbeiter, der Aristokrat — jeder lebt ein hermetisch abgeschlossenes Dasein und zeigt nicht das geringste Interesse für das der übrigen. Nach dem spanisch-amerikanischen Krieg verlangte die öffentliche Meinung einstimmig und entschlossen den Verzicht auf jede künftige kriegerische Unternehmung. Sie verlor damit natürlich jedes Interesse am Heer. Die Armee fühlte sich isoliert vom Leben der Nation und wurde ihrerseits mißtrauisch gegen die Politiker. Sie lebte ihr Leben für sich. 1909 wurde eine militärische Aktion in Marokko nötig. Die Bevölkerung lief auf die Bahnhöfe, um den Abtransport der Soldaten zu verhindern. Aber Marokko gab der Seele des spanischen Heeres ihre innere Geschlossenheit wieder und füllte sie mit Energie. Wie sollte diese Energie sich entladen? Sie wandte sich gegen die Nation selbst. Das Heer eroberte die Nation.

Digitized by Google

Der Partikularismus des Heeres führte notwendig zur „action directe". Jeder Partikularismus muß dazu führen: er erzeugt notwendig eine Abneigung gegen die staatlichen Einrichtungen. Sie pflegt sich zu äußern als Anti-Parlamentarismus. Allen Schichten der spanischen Gesellschaft, allen sozialen Klassen ist die Abneigung gegen die Politiker gemeinsam. Der psychologische Grund dieser Abneigung liegt darin: die staatlichen Einrichtungen symbolisieren für jede Klasse die Notwendigkeit, mit den übrigen zu rechnen.

Man hört heutzutage in Spanien immer wieder die Klage: es sind keine Männer da. Aber man übersieht, daß ein Mann niemals durch seine persönlichen Eigenschaften sozial wirksam wird, sondern durch die soziale Energie, welche die Masse in ihm niederlegt. Seine persönlichen Talente sind nur der Anlaß dafür, daß sich der soziale Dynamismus in ihm kondensiert. In den Zeiten geschichtlichen Aufstiegs fühlen sich die Massen als Massen, das heißt als anonyme Kollektivität, die sich ein Symbol für ihre eigene Einheit in führenden Persönlichkeiten schafft, denen sie ihren Enthusiasmus schenkt. Dann sagt man, daß Männer da sind. Wenn aber die Masse der leitenden Minorität die Gefolgschaft verweigert, zersetzt sich Nation und Gesellschaft. Das heutige Spanien ist ein extremer Fall solcher „Invertebration". Die Krankheit Spaniens besteht nicht in der Korruption von Justiz und Verwaltung. Daß eine Gesellschaft Unsittlichkeit enthält, mag schlimm sein; aber viel schlimmer ist es, wenn eine Gesellschaft keine Gesellschaft ist. Das ist der Fall Spaniens. Weder in staatlichen noch in geistigen Dingen wird eine Hierarchie anerkannt. Die Schlechten empören sich überall gegen die Besten.

In der Geschichte wechseln zwei Arten von Epochen in beständigem Rhythmus miteinander ab. In der einen bildet sich eine Aristokratie und mit ihr eine Gesellschaft; in der andern zerfällt jene Aristokratie und löst sich damit die Gesellschaft auf. Kitra- und Kali-Epochen nennt sie die indische Weisheit.* In den Kali-Epochen entartet das Kastensystem. Die unteren Kasten steigen auf, weil Brahma in Schlaf verfallen ist. Dann nimmt Wischnu die schreckliche Form des Schiwa an und zerstört die existierenden Gestaltungen. Die Götterdämmerung bricht an. Endlich erwacht Brahma, schafft die Welt neu und läßt eine neue Kitra-Epoche aufgehen.

* Cf. Max Weber, Religionssoziologie, Bd. 2.

Digitized by Google

Wir stehen am Ende einer Kali-Epoche. In solchen Zeiten wird das Kastensystem als unerträglich empfunden. Und doch gehören Organisation und Hierarchie zum Begriff der Gesellschaft. Aber die demokratische Ideologie hat uns daran gewöhnt zu fragen: was soll Gesellschaft sein? anstatt zu fragen: was macht eine Gesellschaft aus? Der Begriff des Sein-Sollenden hat seit dem achtzehnten Jahrhundert die Analyse der sozialen Wirklichkeit getrübt. Und doch bedarf es zu ihrer Erkenntnis nur einer elementaren Anschauung. Das Grundgesetz jeder Gesellschaftsbildung wirkt sich aus, sowie nur ein paar Menschen zusammen sind. Wenn einer von ihnen eine ausdrucksvollere Gebärde, einen scharfsinnigeren Gedanken, eine reichere Gefühlsreaktion angesichts eines Geschehnisses findet, so werden die andern den spontanen Wunsch empfinden, auch so zu sein. Es handelt sich dabei nicht um Nachahmung. Wenn wir jemandem nachahmen, sind wir uns bewußt, daß wir ihm nicht gleichen, sondern daß wir eine solche Gleichheit vortäuschen. Hier aber handelt es sich um den Wunsch, eine fremde Seinsweise uns innerlich und wirklich anzueignen. Die überlegene Persönlichkeit wirkt exemplarisch und erweckt in uns andern den Wunsch, uns nach ihr zu formen. In der Seinsweise eines Menschen wird ein höherer Lebenstypus empfunden; sie vermittelt die Anschauung von Werten, die wir bisher übersahen. Nach diesem Typus vollzieht sich die Gliederung und Organisation einer Gesellschaft und die Ausbildung einer Hierarchie. Jede echte Aristokratie ist gegründet auf die Wirkungen einer solchen seelischen Anziehungskraft. Die Gesellschaft ist demgemäß von Natur ein Werkzeug der Vervollkommnung. Wenn ein Volk hinter den andern zurückbleibt, so ist es immer deswegen, weil die vorbildlichen Männer fehlen oder weil die Massen sich nicht mehr nach ihnen formen. Im schlimmsten Falle trifft beides zusammen. So ist es in Spanien. Auf Grund einer tragischen Perversion der Instinkte verabscheut das spanische Volk seit Jahrhunderten den vorbildlichen Menschentypus: die spanische Krankheit ist Aristophobie. Spanien und Rußland gleichen sich darin, daß beide an einem offenkundigen und andauernden Mangel hervorragender Individuen leiden. In Spanien hat immer das Volk alles gemacht, und was das Volk nicht machen konnte, ist nicht gemacht worden. Die spanische Kunst zeigt einen wunderbaren Reichtum in ihren volkstümlich-anonymen Formen: im Lied, im Tanz, in der Keramik. Aber sie ist arm an persönlichen Leistungen. Manchmal erstand ein genialer Künstler, dessen Werk

Digitized by Google

dann aber isoliert blieb; aber auch diese seltenen Genien sind immer zur Hälfte Volk gewesen. Die spanische Baukunst erreicht ihr Höchstes in Kirchen und öffentlichen Gebäuden. Die Privatbauten sind fast durchweg ärmlich und bescheiden. Die Schaffung eines persönlichen Stiles ist ganz selten. Immer und auf allen Gebieten fehlt es in Spanien an einer ausreichenden Elite. Man pflegt gewöhnlich einen Vorzug darin zu sehen, daß es in Spanien keinen Feudalismus gegeben hat. In Wirklichkeit war das ein folgenschweres Unglück. An sich besitzt Spanien dieselbe geschichtliche Struktur wie Frankreich, England und Italien. Alle diese Nationen haben sich — wenn auch auf sehr verschiedenem Wege — aus drei Elementen gebildet: aus dem autochthonen Volkstum, dem römischen Kulturerbe und der germanischen Einwanderung. Der römische Faktor ist gleichsam das neutrale Element in der Entstehung der europäischen Nationen. Das jeweilige Volkstum ist ein Stoff, der durch das germanische Element entscheidend geformt wird. Der Unterschied zwischen Frankreich und Spanien beruht nicht auf dem Unterschied zwischen gallischem und iberischem Volkstum, sondern auf dem zwischen Franken und Westgoten. In der Skala der geschichtlichen Vitalität stand der Franke viel höher als der Westgote. Die Westgoten waren ein älterer germanischer Stamm. Sie hatten noch die Lebensgemeinschaft des verfallenden Imperiums geteilt. Sie waren zivilisiert, aber eben dadurch entartet. Sie waren gleichsam alkoholisiert durch den Romanismus, so daß sie die Lebensformen des germanischen Geistes nicht mehr kraftvoll verwirklichen konnten. Der römische Geist begreift Gemeinschaftsleben nur in der Form des Staates, der Civitas. Für den germanischen Geist besteht das Volk aus ein paar kraftvollen Führern, die ihre Gefolgschaft als Eroberer zu Herren fremder Länder machten. Der Römer ist nicht Herr seiner Scholle, sondern ihr Knecht. Er ist Ackerbauer. Der Germane hat sich erst spät zum Ackerbau gewandt. Römisches Recht und germanisches Herrentum sind äußerste Gegensätze, obwohl sie beide mit demselben Bewußtsein moralischer Bindung verbunden sind. Es sind verschiedene Formen des Rechtsempfindens. Der germanische Sinn geht nicht auf Eigentum, sondern auf Herrschaft. Er will nicht verdienen, sondern befehlen, richten und Gefolgsmannen haben. Für sein Gefühl muß Recht erworben und verteidigt, nicht ererbt werden. Die Nationen des modernen Europa haben sich nicht aus einem Stadt-Staat entwickelt wie Rom, sondern sind durch germanisches Herrentum geformt. Es ist deshalb ein

Digitized by Google

Unglück und nicht ein Vorzug, daß sich in Spanien das Feudalwesen so schwach ausbildete. Spanien wurde auf diese Weise der führenden Adelsminorität beraubt. Das zeigt sich auch in der sogenannten „Reconquista", der acht Jahrhunderte dauernden Zurückeroberung der maurischen Landesteile: kann man etwas, was acht Jahrhunderte braucht, eine Eroberung nennen und darauf stolz sein? Hätte es in Spanien Feudalismus gegeben, so hätte es wahrscheinlich eine wirkliche Eroberung gegeben, wie in andern Ländern Kreuzzüge.

Die spanische Geschichte ist in ihrem ganzen Verlauf so anormal, daß man nach Gründen suchen muß. Noch vor dreißig Jahren meinte man, daß der Verfall der Nation erst vor einigen Jahrzehnten eingesetzt habe. Costa und seine Generation begriff dann, daß der Verfall schon vor zwei Jahrhunderten begonnen hatte. Ortega selbst vertritt die paradoxe Anschauung, daß die spanische Dekadenz schon im Mittelalter nicht weniger ausgeprägt war als in der Neuzeit. Gewiß hat es Momente scheinbarer Kraftfülle gegeben, sogar Stunden des Glanzes und des Weltruhms. Aber aufs Ganze gesehen hat sich Spanien niemals einer normalen Gesundheit erfreut. Darum kann man auch eigentlich nicht von Verfall reden, sondern nur von angeborenen Konstitutionsfehlern. Schon von Anfang an haben in der spanischen Geschichte die Aristoi gefehlt. Das bestätigt sich nur, wenn man den Ursachen der spanischen Kraftentfaltung und Größe zwischen 1480 und 1600 nachgeht. Was hat sich in Spanien zwischen 1450 und 1500 so entscheidend verändert? Man trifft in dieser Zeit nur auf eine Tatsache von Bedeutung, die Einigung der Halbinsel. Spanien war die erste Nation, die alle ihre Fähigkeiten und Kräfte in der Faust eines Königs vereinigte. Während die Kraft Frankreichs, Englands und Deutschlands in viele Einzelherrschaften zerspalten war, während Italien sich in kleinen Stadtmächten atomisierte, gestaltete sich Spanien zu einem elastischen einigen Körper. Aber ebenso plötzlich wie der Aufstieg von 1500 vollzog sich der Abstieg von 1600. Die Einheit bedeutete eben nur eine künstliche Lebensfülle; sie war ja nur dadurch zustande gekommen, daß in Spanien ein starker feudaler Pluralismus fehlte. Die frühe Vereinigung muß als Zeichen geringer Lebenskraft angesehen werden.

Spaniens wahre Größe liegt in der Kolonisierung Amerikas. Diese war ein Werk des Volkes, nicht von führenden Minderheiten, wie das von den englischen Kolonien gilt. Das spanische Volk erzeugte neue Völker, aber es konnte ihnen das nicht geben, was es selbst

Digitized by Google

nicht besaß: Disziplin und Kulturziele. Spanien ist bis heute ein bäuerliches Volk. Es hat die Stagnation der Bauernländer. Es ist niemals ein modernes Volk gewesen. Aber heutzutage, wo die moderne Ära zu Ende geht, wird man das nicht zu bedauern brauchen. In dem neuen historischen Klima, das sich heute überall ankündigt, werden andere Werte gelten, als in der sogenannten Moderne. Moderne Tendenzen sind Rationalismus, Demokratismus, Mechanisierung, Industrialismus, Kapitalismus. Frankreich, England und zum Teil Deutschland haben diese Tendenzen intensiv verwirklicht, Spanien nicht. Aber wenn die Fruchtbarkeit dieser Tendenzen erschöpft sein sollte, würde für die kleinen Nationen, die bisher im Hintergrunde standen oder zurückgeblieben waren, sich eine neue historische Chance bieten. Dieselben Erscheinungen des spanischen Lebens, die man bisher als Krankheitssymptome deutete, müßten also eine optimistische Perspektive begründen. Die Übel, an denen Spanien leidet, lassen sich in drei Schichten ordnen. Die oberste Schicht würde die Mißstände der Politik und der Verwaltung, den religiösen Fanatismus und die sogenannte Unkultur umfassen. Sie haben in der Pathologie Spaniens nicht die große Bedeutung, die man ihnen gewöhnlich zuschreibt. In der zweiten Schicht liegen dann die Zersetzungsphänomene, die seit Jahrhunderten ununterbrochen fortschreiten und sich heute als Partikularismus und „action directe" zeigen. Das sind gewiß schwere Übelstände, aber sie sind Resultate, nicht Ursachen. Ihre Wurzel liegt in der Seele des spanischen Volkes selbst, in jener radikalen Perversion, die sich im Haß gegen alle Formen der Überlegenheit ausdrückt, in der störrischen Apathie der Massen, die sich keiner Führung unterwerfen wollen. Diesem Grundübel ist es zuzuschreiben, daß sich der Typus des spanischen Menschen im Laufe der Geschichte verschlechtert anstatt erhöht hat. Die gefühlsmäßige Rebellion der Massen, der Haß gegen die Besten und die geringe Zahl überlegener Naturen — das sind die wahren Gründe des spanischen Schicksals. Können sich solche wertezerstörenden Tendenzen der Volksseele jemals ändern? Sie können es, wenn sie sich ganz ausgelebt haben, wenn sie zur Einsicht in die Natur ihrer Wirkung gelangen. Es sind Zeichen vorhanden, spärliche und schwache Zeichen, daß in den spanischen Massen ein solches Gefühl auftaucht. Ob sie sich verstärken und die Oberhand gewinnen, davon hängt die Möglichkeit eines spanischen Aufstiegs ab. Das wichtigste Gebot der Stunde ist die Arbeit an einem neuen entbürgerlichten Menschentypus.

Digitized by Google

Ortegas Schrift gehört in jene Gattung soziologisch-intellektueller Analyse, die in Frankreich so reich vertreten ist (Taine, Renan, Barrès, Maurras sind die bezeichnenden Namen), die auch in Italien gepflegt wird (ich denke zum Beispiel an Prezzolinis „Cultura italiana"), und die bei uns nur wenig ausgebildet ist. Am nächsten kommt ihr vielleicht ein Buch wie Schelers „Ursachen des Deutschenhasses". Im allgemeinen aber ist diese romanische Form produktiver Kritik bei uns selten.* Sie wird niedergehalten durch unser Ideal von Fachlichkeit uud Sachlichkeit, das wie alle Ideale neben der positiven, leistungssteigernden, auch eine negative, suspendierende Wirkung hat. Wir teilen die geistigen Probleme unter Fachleute auf, bei denen die Ehrfurcht vor der Wissenschaft zur Scheu vor einer Grenzüberschreitung wird und synthetische Schlußfolgerungen verhindert. Daher fehlen bei uns allen Parteien die suggestiven Formeln, die einleuchtenden Programme, die überzeugenden Ideologien. Daher sind bei uns die Demokraten verschämt, die Nationalisten grobschlächtig. Niemand kann ein gewinnendes System vorzeigen. Es ist unglaublich aber wahr, daß Deutschland heute in seiner schwersten geschichtlichen Krise keine nationale Ideologie besitzt, welche die führende Elite einigen könnte. Natürlich ist daran nicht nur der Spezialismus schuld, sondern ebenso der wildwuchernde Individualismus des deutschen Menschen, der Partikularismus der Stämme, der Konfessionen, der Bildungsschichten und der weltanschaulich festgelegten „Kreise". Aber diese Gründe sind keine Entschuldigung. Das spanische Beispiel sollte uns zu denken geben. Manche sagen, wir seien so tief, daß wir uns nicht definieren könnten. Darauf kann man nur sagen: was sich keinen Ausdruck schafft, existiert nicht wirklich. Es gibt eine falsche Innerlichkeit, die nur Mangel an Formkraft und Verwirklichungskraft ist. Was wir für Deutschland fühlen, müssen wir in die Sprache des Geistes übersetzen, wenn es kinetische Energie werden soll.

Aber wenn wir das bisher nur so unvollkommen vermochten, so liegt das vielleicht an einer Spannung zwischen Vitalität und Kultur, die eine Gleichgewichtsstörung nicht nur des deutschen, sondern des europäischen Zeitgeistes ist. Dies ist der Grundgedanke des wichtigsten Buches von Ortega y Gasset, das sich „El Tema de nuestro tiempo" (die Aufgabe unserer Zeit) betitelt.

* Das nie wieder erreichte Vorbild für die deutsche Form solcher Kritik bleiben Adam Müllers Vorlesungen, auf die immer wieder hingewiesen werden muß.

Digitized by Google

Unsere Zeit — das ist für Ortega die Epoche, an deren Anfang wir stehen. Als streitbarer Philosoph unternimmt er es, ihre Tendenzen zu klären durch eine Kritik der heute zu Ende gehenden Geschichts- und Denkepoche. Er sucht den historischen Imperativ unserer Generation zu formulieren. Die Kampfstellungen der Vergangenheit haben für diese Generation keinen Sinn mehr. Das Dilemma etwa zwischen Fortschritt und Reaktion besteht für sie nicht mehr. Was in unserer Zeit nach Ausdruck ringt, was ihr inneres Gesetz ist, erkennen wir am besten im Bezirk des reinen Gedankens, in den neuen Formen des wissenschaftlichen und des philosophischen Erkennens. Der zarte Stoff der Erkenntnis reagiert auf die leisesten Schwingungen des Lebensgefühls. In der Wissenschaft erlangt jede Epoche ihr Bewußtsein. Das heißt nicht, daß alle wissenschaftliche Wahrheit relativ wäre — solcher Relativismus war eine typische Denkform des neunzehnten Jahrhunderts. Wir dürfen nicht in ihn zurückfallen. Relativismus ist Skepsis, und Skepsis als endgültige Haltung ist Selbstmord des Geistes. Der Relativismus ist wertvoll nur als Versuch, der Mannigfaltigkeit und dem steten Fluß des Lebendigen gerecht zu werden; aber es ist ein mißlungener Versuch, denn er opfert dem Leben die Wahrheit. Der Rationalismus andrerseits, der maßgebende europäische Denkstil seit der Renaissance, entsagt dem Leben, um die Wahrheit zu retten. Er ist unfähig, in den bunten Gestaltungen der Geschichte einen Sinn zu sehen. Sie ist für ihn das Verzeichnis der menschlichen Irrtümer. Er will das Leben nach Prinzipien regeln. So stehen sich gegenüber ein Absolutismus der Vernunft, der das Leben ertötet, und ein Relativismus des Lebens, der die Vernunft zersetzt. Beide Geisteshaltungen sind für uns gleich unmöglich geworden. Denken und Leben vertragen es nicht, in Gegensatz gebracht zu werden. Sie bedingen sich, sie sind aufeinander angewiesen. Denken ist eine Lebensfunktion wie Atmung und Blutkreislauf. Das denkende Bewußtsein ist ein Werkzeug des Lebens und zugleich hat es die Funktion, uns die Gegenstände so, wie sie wirklich sind, zu zeigen. Es gehorcht also einerseits der Lebensnotwendigkeit des Individuums und seinem subjektiven Nutzen. Es besteht andrerseits in einer Anpassung an die Dinge, in der Unterwerfung unter die objektive Wahrheit. Und so verhält es sich auch mit dem Willen. Jeder Willensakt ist Ausdruck einer organischen Energie, aber zugleich Anerkennung einer objektiven Norm, vermöge deren wir einen höheren Wert vorziehen. Diesen Doppelcharakter

Digitized by Google

des geistigen Lebens findet sich auf allen Gebieten wieder. Das subjektive und das objektive Element bedingen sich gegenseitig. Ich kann nicht biologisch nützlich denken, wenn ich nicht die Wahrheit denke. Das Leben besitzt eine transzendente Dimension, in der es über sich selbst hinausgeht, um an etwas teilzunehmen, was nicht mehr Leben ist. Leben ist, wie Simmel sagte, immer zugleich mehr als Leben. Die Lebensfunktionen, die objektive Gesetze verwirklichen, nennen wir Kultur. Das menschliche Lebensphänomen hat also zwei Seiten: die biologische und die geistige. In der Kulturbewegung müssen beide Seiten ihren Ausdruck finden. Es ergibt sich so ein doppelter Imperativ: das Leben soll Kultur sein, aber die Kultur soll auch Leben sein. Unkultiviertes Leben ist Barbarei, entvitalisierte Kultur ist Byzantinismus. Die Kultur unserer Zeit ist eine ungelebte Kultur. Unser Rationalismus hat kein Vertrauen zur Vernunft mehr. So ist es auch mit unserer Moral. Eine Moral, die sachlich korrekt ist, aber uns kalt läßt, uns nicht zum Handeln antreibt, ist subjektiv unmoralisch. Wir haben eine Systematik der Kultur, aber es fehlen uns die entsprechenden vitalen Impulse. Was man in England „cant" nennt, ist nur eine Form der allgemeinen europäischen Kulturheuchelei. Die Ereignisse der letzten zehn Jahre haben Europa genötigt, sein Verhältnis zu den Kulturwerten nachzuprüfen. Es ergab sich, daß es an seine eigene Kultur nicht glaubte. Diese Entdeckung hat man Kulturkrisis genannt. Was wir brauchen, ist ein neuer Ausgleich zwischen Kultur und Lebensgefühl, eine Neuordnung ihrer gegenseitigen Beziehungen. Die europäische Geschichte ist die Geschichte einer fortschreitenden Differenzierung zwischen Kultur und Leben, die schließlich mit einer völligen Trennung und Entgegensetzung endet. Das ist Glück und Schmerz Europas. Es ist die spezifisch europäische Erfahrung, die Asien nie gekannt hat. Es ist eine Entwicklung, die mit jenem Tage begann, als Sokrates auf den Plätzen von Athen die Vernunft entdeckte. Von Sokrates bis heute hat unsere Geistesgeschichte den einen Sinn gehabt, das spontane Leben durch die Vernunftgebilde zu ersetzen. Heute vollzieht sich die Umkehr dieser Bewegung. Sokrates entdeckte die Linie, an der die Macht der Vernunft beginnt, wir sind an die Grenze gelangt, wo sie endet. Wir haben den Zyklus der Rationalität durchlaufen und die Spontaneität wieder entdeckt. Wir stehen vor der Aufgabe, die Kultur wieder in das Leben einzugliedern. Erst seit Nietzsche hat der europäische Mensch die Autonomie der Lebenswerte entdeckt. Sie waren

Digitized by Google

bis dahin immer verdeckt gewesen durch ein ideales Jenseits: zuerst durch das religiöse Jenseits des Christentums, sodann seit dem achtzehnten Jahrhundert durch das kulturelle Jenseits von Philosophie und Wissenschaft. Der Kulturalismus ist ein Christentum ohne Gott, denn das Reich der Kultur ist der Wirklichkeit des Lebens gegenüber nicht weniger transzendent als die Seligkeit des Christen. Die Wissenschaft ist etwas, was sich in diesem Leben nie vollenden kann. Die Werte der Erkenntnis und der Sittlichkeit sind auch in einem unendlichen Geschichtsprozeß nicht vollendbar. Für den Kulturalismus liegt der Sinn des Lebens immer in einem bessern Morgen. Unser wirkliches Dasein hat für ihn nur die Bedeutung eines Durchgangs zu einer utopischen Zukunft. Der Fortschrittsgedanke des französischen achtzehnten Jahrhunderts ist die Vorform für den Kulturgedanken des deutschen neunzehnten Jahrhunderts. Dieser Kulturalismus ist eine Form des Illusionismus. Er schafft eine künstliche Trennung zwischen dem, was nur verbunden existieren kann: Wissenschaft und Atmung, Sittlichkeit und Geschlechtlichkeit, Gerechtigkeit und endokrinen Prozessen. Die aseptische Kulturphilosophie erscheint uns heute wie eine Heuchelei gegenüber dem Leben. Das Wertungssystem, das noch vor dreißig Jahren das europäische Dasein beherrschte, hat seine Anziehungskraft und seine Formungskraft verloren. Noch vor dreißig Jahren lebten die Menschen für die Kultur. Wissenschaft, Kunst, Gerechtigkeit waren unbestrittene Selbstzwecke. Sie allein verliehen dem menschlichen Dasein kulturelle Legitimität. Heute empfinden wir anders. Die Wandlung des europäischen Lebensgefühls läßt sich am besten ablesen an der jungen Kunst unserer Tage. In allen Ländern Europas erzeugt heute die jüngste Generation in überraschender Einmütigkeit und wie auf Verabredung eine Kunst, die die Älteren skandalisiert und die auch von den gutwilligen Kritikern nicht verstanden wird, so daß sie vor einer riesigen Farce zu stehen glauben, die wie eine Verschwörung ganz Europa und Amerika überzieht. Begreiflich genug! In allen bisherigen Stilwandlungen der Kunst waren es nur die ästhetischen Gegenstände, welche wechselten. Neue Formen der Schönheit wurden entdeckt, aber durch diese Wandlung hindurch blieb das Verhältnis des Menschen zur Kunst dasselbe. Heute erleben wir eine viel radikalere Veränderung, eine Veränderung nicht nur der Gegenstände, sondern der subjektiven Einstellung gegenüber der Kunst. Die Kunst wird sozusagen nicht mehr ernst genommen. Das religiöse Pathos, mit dem sich der

Digitized by Google

ästhetische Genuß seit zwei Jahrhunderten umgeben hatte, ist geschwunden. Als Lebensbasis, als Schwerpunkt der Existenz erscheint die Kunst der heutigen Generation unmöglich. Für das neue Lebensgefühl besitzt die Kunst nur dann ihre Grazie und ihren Zauber, wenn sie Spiel und nur Spiel ist. Diese Akzentverschiebung im Ästhetischen entspricht dem neuen freudigen und festlichen Lebensgefühl, das sich dem Arbeitsethos des neunzehnten Jahrhunderts entgegenstellt. Der Kulturalismus wertete das menschliche Tun nach seinen Ergebnissen. Seine Perspektive war ökonomisch und utilitarisch. Heute bevorzugen wir unter den Leistungswerten diejenigen vom Typus des Sports, die reiner Luxus sind, reine Äußerung von Energie; und dieselbe anti-ökonomische Haltung werten wir auf viel höherer Ebene im geistigen Schaffen, im staatlichen und sittlichen Heldentum, in der religiösen Heiligkeit. Die traurige Gebärde der Arbeit und die pathetischen Betrachtungen über die menschlichen Pflichten und die Heiligkeit des Kulturwerkes haben ihre Überzeugungskraft verloren. Das neunzehnte Jahrhundert empfand das Dasein als harten Werktag. Die heutige Jugend scheint dem Leben in einer Art von Ferienstimmung gegenüberzustehen. Auch in der Politik hat sich ein entsprechender Wandel vollzogen. Eine Baisse-Bewegung hat hier eingesetzt. Es wird weniger Politik gemacht als um 1900. Niemand erwartet mehr von der Politik das Heil. Daß man in Großväterzeiten Barrikadenkämpfe ausfocht wegen konstitutioneller Formeln, verstehen wir nicht mehr recht. Freiheit ist für uns nicht mehr ein berauschendes Wort. Ortega glaubt deswegen, daß die Ära der Revolutionen abgeschlossen sei. Die politischen Utopien üben keine Anziehungskraft mehr aus. Wir durchschauen ihren chimärischen Charakter. Die Politik der Ideen wird von einer Politik der Sachen und der Männer abgelöst. Vor allem aber verschwindet die Politik aus dem Vordergrund der menschlichen Interessen. Sie wird ein Handwerk wie ein anderes, unentbehrlich, aber ohne pathetische Affektbetonung. Man stirbt nicht mehr für politische Ideen. — Die Kulturwerte, so ergibt sich, sind nicht tot, aber sie haben Rang und Platz gewechselt. Ihr Anspruch auf Alleingültigkeit ist erloschen. Vielleicht wird eben dadurch die Antinomie zwischen Kultur und Leben, zwischen Rationalismus und Relativismus lösbar. Beide Positionen sind in Wirklichkeit unhaltbar. Das Subjekt ist kein transparentes Medium, kein unveränderliches reines Ich, aber ebensowenig trifft es zu, daß die Aufnahme der Wirklichkeit seitens des Subjekts eine

Digitized by Google

Verfälschung dieser Wirklichkeit bedeutete. Wenn man ein Sieb in eine Strömung einschaltet, so läßt es einiges durch und hält anderes zurück. Es vollzieht eine Auswahl, eine Selektion, aber keine Deformation. Genau so verhält sich der Mensch vor der Weltwirklichkeit. Wie Auge und Ohr eine Auswahl unter den Ätherschwingungen vollziehen, so die Seele jedes einzelnen unter den Wahrheiten, und ebenso die Seele jedes Volkes und jeder Epoche. Alle Völker, alle Epochen haben ihren vollen Anteil an der Wahrheit. Jede Kollektiv- und Einzelseele erfaßt die Wirklichkeit von einem Blickpunkt, der nur ihr zugänglich ist. Wenn verschiedene Menschen dieselbe Landschaft von verschiedenen Punkten aus betrachten, so bedeutet das nicht, daß alle diese Blicke illusionär sind, sondern daß jeder legitim ist. „Die kosmische Wirklichkeit ist so beschaffen, daß sie nur unter einer bestimmten Perspektive erblickt werden kann. Perspektive ist eine der Komponenten der Wirklichkeit. Weit davon entfernt, die Wirklichkeit zu entstellen, organisiert sie sie vielmehr ... Die species aeternitatis des Spinoza existiert nicht. Sie ist ein fiktiver und abstrakter Gesichtspunkt ... Diese Denkweise führt zu einer radikalen Reform der Philosophie und, was wichtiger ist, unseres Weltgefühls. Die Individualität jedes Subjekts war die unausschaltbare Störung, welche die intellektuelle Tradition der Vergangenheit antraf bei dem Versuch, den Anspruch der Erkenntnis auf Erreichung der Wahrheit zu rechtfertigen ... Jetzt sehen wir, daß der Unterschied der Welten zweier Subjekte nicht die Falschheit einer dieser Welten bedingt; im Gegenteil, grade deswegen, weil das, was jeder sieht, eine Wirklichkeit und keine Fiktion ist, muß sich sein Aspekt von dem unterscheiden, den der andere wahrnimmt. Dieser Unterschied ist nicht ein Widerspruch, sondern eine Ergänzung ... Jedes Leben ist ein Blickpunkt auf das Universum.“ Falsch ist nur die Perspektive, die sich für die einzige hält. Wenn jeder Standpunkt Wahrheit gibt, so heißt das, daß jede Wahrheit an einen Ort gebunden ist, von dem aus sie verstanden wird. Jede Wahrheit ist also gebunden an eine Stelle im Raum oder in der Zeit. Die raum-zeitliche Lokalisierung ist also eine conditio sine qua non der Wahrheit. Sie ist nicht bloße Anschauungsform, sondern sie gehört zum Wesen der Wirklichkeit. Der größte Irrtum, den die Erkenntnis begehen kann, ist daher, eine Wahrheit zu suchen, die an keinen Ort gebunden ist. Das ist Utopie in jedem Sinne. Etwas sehen wollen, aber es nicht von einem bestimmten Ort aus sehen wollen, ist immer utopisch

Digitized by Google

und uchronisch gewesen. Jedes System beansprucht für alle Zeiten und für alle Menschen zu gelten. Wir empfinden das heute als primitiv in demselben Sinne, wie es die Malerei des Quattrocento ist. Die großen Philosophien sind nicht Weltbilder, sondern Horizontlinien. Sie bestimmen den Horizont ihrer Schöpfer. Nur wenn man alle diese Einzelperspektiven nebeneinander hielte, würde man die absolute Wahrheit in ihrer unendlichen Vielfalt besitzen. Diese Summe aller Perspektiven ist die Allwissenheit, ist Gott.

Das sind die Grundzüge von Ortegas „Pespektivismus". Er selbst erblickt in dieser Denkweise eine philosophische Analogie zur Einsteinschen Physik. Wie dem auch sein mag, eines scheint mir sicher: daß dieser Perspektivismus in der Tat der angemessene und überzeugende Ausdruck für die neue Geisteshaltung unserer Zeit ist. Er ist das Ordnungsschema für die Bewußtseinsform des zwanzigsten Jahrhunderts. Er stellt, wie ich glaube, die einzige Möglichkeit und das einzige Werkzeug dar, mit dem es uns und unsern Nachkommen gelingen wird, die Mannigfaltigkeit der Lebensinhalte und Kulturgüter zu bewältigen, die der geistige Synkretismus der Epoche uns zuträgt. Wir werden gar nicht anders können als perspektivisch denken. Wir tun es schon heute, auch ohne uns dessen bewußt zu sein. Aber wir haben nur dabei zu gewinnen, wenn wir diesen Prozeß ins Bewußtsein erheben. Diese Bewußtmachung vollzieht sich in vielen Ansätzen, an vielen Stellen, von verschiedenen Ausgangspunkten aus gleichzeitig. Die Kunst eines Proust, die Philosophie eines Keyserling, die Weltanschauungs- und Typenforschung im Sinne Schelers, Jaspers, Sprangers — so disparat diese Dinge scheinen, sie haben in der gewußten oder ungewußten Richtung auf den Perspektivismus eine gemeinsame Orientierung. Von diesem Blickpunkt aus rückt vieles von der Geistesgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts in neues Licht. Im Universalismus Emersons, im Relativismus Sainte-Beuves, in Nietzsches Psychologie („Jeder Trieb hat . . . seine Perspektive . . .") zeigen sich uns Keime der heute bewußt gewordenen Denkhaltung. Es ist nicht möglich, diese Zusammenhänge hier weiter zu verfolgen oder anzudeuten, was für unausgesprochene Möglichkeiten und Folgerungen der Perspektivismus in sich trägt. Es kam mir nur darauf an, einige Verbindungslinien zwischen Ortegas Ideologie und unserer geistigen Umwelt zu ziehen. Wie alle geistigen Entdeckungen, so hat auch der Perspektivismus eine Polygenese. Aber klar gesehen, gekenn-

Digitized by Google

zeichnet und bekannt gemacht hat ihn erst der spanische Philosoph. Er hat ihm das positive Vorzeichen des modernen Lebensgefühls gegeben.

Daß der Perspektivismus von einem Spanier zuerst formuliert wurde, könnte zunächst überraschen. Aber bei näherer Überlegung gewinnt die Tatsache ihren historischen Sinn. Spanien ist geographisch und geistig das exzentrische Land. Es ist ein vorzüglicher Beobachtungsposten für einen Betrachter Europas. Ungetrübt durch Rivalität, durch Haß oder durch Egozentrismus wird er die Bewegung der verschiedenen Volksgeister klarer erfassen, als sie es selbst vermögen. Dabei aber wird er immer das Bewußtsein seiner Sonderart haben. Er gehört einer Rasse an, deren künstlerische Begabung ihr Höchstes in der Schilderung des konkreten Menschen erreicht, im psychologischen Realismus des Porträts. Er ist gebildet durch eine Literatur, deren Meisterwerke das Nebeneinander verschiedener Lebensperspektiven vorführen: Traum und Leben — so Calderon; Don Quijote und Sancho Pansa. Er besitzt in der Malerei des Greco das grandiose Beispiel einer phantastischen Steigerung der Wirklichkeit durch die perspektivische Verschiebung eines genialen Geistes und Auges. Der Perspektivismus ist vielleicht die notwendige Perspektive Spaniens.

Und so wäre er denn selbst nur eine Perspektive unter anderen? Diese letzte Konsequenz hat Ortega nicht gezogen. Sie drängt sich aber unvermeidlich auf. Ich sehe in ihr keine Negation, sondern ein Stimulans, das uns weiter führen wird. Ortega selbst hat uns ja noch lange nicht sein letztes Wort gesagt. Ich schließe diese Betrachtung mit den Versen, die Antonio Machado ihm gewidmet hat („Al joven meditador José Ortega Gasset", in „Poesias completas", 1917) — mögen sie dem Leser zugleich etwas von der kastilischen Würde und der strengen Musik dieses Dichters vermitteln:

A ti laurel y yedra
corónente, dilecto
de Sofía, arquitecto.
Cincel, martillo y piedra
y masones te sirvan; las montañas
de Guadarrama frío
te brinden el azul de sus entrañas,
meditador de otro Escorial sombrío;

Digitized by Google

y que Felipe austero,
al borde de su regia sepultura,
asome a ver la nueva arquitectura,
y bendiga la prole de Lutero.*

DIE AUSSÄTZIGE MAGD

Novelle von

HERMANN VON BOETTICHER

Es war im Herbst des Jahres 1921, in dem alle Dinge in Europa noch flüssig waren von der mächtigen Erschütterung, welche den Erdteil zerrissen hatte, als ein Wanderer mit bleichem Gesicht den Aufstieg durch eines der Gebirgstäler unternahm, die das Wiener Tiefland von den Kalkalpen trennen.

In der Frühdämmerung war er noch vom Nord- zum Südbahnhof durch die Häuserreihen der Stadt geeilt, die grau, kalt und gespenstisch auf ihn aus ihren erblindeten Fensteraugen heruntersahen. Feuchter Schmutz machte das Pflaster glitschig; die Armut und Hungrigkeit der Bewohner blickte aus den leeren Läden, den schief sitzenden unausgebesserten Türen und Fensterläden. Selbst die wenigen Hunde und Katzen, die bei dem hallenden Schritt von den Kehrrichteimern und düstren Torbogen flüchteten, zeigten in ihren mageren Gestalten und struppigen Fellen die Atmosphäre eines von menschlichen Selbstmorden angefüllten, zerfallenden Kosmos.

Das Aussehen der Stadt hatte auch auf den Wanderer seinen Eindruck ausgeübt; in seinem Gesicht kämpften deutlich die Dämonen der Auflösung mit den Kräften des standhaltenden Geistes. Es glich vom Kinn bis zu den dichten dunkelblonden Haaren einem zerrütteten, bleichdüstern Gestirne, durch das mit verzweifeltem Mute immer erneut Nase, Kiefer und Stirn wie feste Gesteine brachen; was jedoch

* Zu deutsch in Prosa: „Mögen Lorbeer und Efeu dich krönen, Liebling der Weisheit, du Baumeister. Meißel, Hammer und Stein und Maurer mögen dir dienen; die Berge des kalten Guadarrama mögen das Blau ihres Innern dir darbieten, der du einen anderen schattigen Escorial entwirfst; und der strenge Philipp erscheine am Rande seines königlichen Grabes, um den neuen Bau zu betrachten, und segne den Sproß Luthers."

Digitized by Google

in diesem untergehenden Gesichte zuversichtlicher wirkte als der Kampf der Gebeine, war ein in den Lippen und hinter der Stirn sitzendes erschütterndes Lächeln.

Es kam und ging wie eine Musik des Himmels, die von unendlich fern, nicht mehr denk- noch meßbar, ihren Ursprung nahm, obwohl sie nicht von außen, vielmehr nur von dem Innern des Wanderers aufbrechen konnte.

Die Musik dieses Lächelns war von so geheimnisvoller Gewalt, daß ein Mann und zwei Frauen, die seines Weges um die elfte Stunde daherkamen, stehen blieben, den Kopf wandten und sich dreimal über Stirn, Mund und Brust bekreuzten. Es war das anonyme Lächeln Gottes, dem die drei Landleute begegnet waren.

Manchesmal blieb der Wanderer stehen, als wenn er sich auf etwas besänne. Er sah sich um, hob den Kopf und sprach mit jemanden, der nicht zu sehen war. Er sagte zum Beispiel: „Warum hast du heute das schwarze Tuch um die Schultern?“ Und flüsterte dann: „Komm nicht wieder. Komm nicht wieder!“ gleichsam als Antwort, zu sich selbst. Im nächsten Dorfe machte er nicht Halt, er ging immer geradeaus mit leicht vorwärts geneigtem Haupte, in der knochigen rechten Hand eine Esche.

Es war feucht und kühl in dem Tale. Dorfkinder riefen hinter ihm her, die Säge einer Holzmühle schnarrte, Bierwagenpferde klirrten, die Fesseln reibend, an der Kette; Hunde von Bastarden bellten das Echo aus den Schluchten der Bergbäche. Auf den nassen Weg fielen gelbe, schwarzfleckige Ahorn- und bräunliche Vogelbeerblätter. Die roten Beeren funkelten oben im Sonnenlicht am Baume, oder lagen unten als blutige Flecke am Boden.

Mit der Annäherung an die Paßhöhe machte sich das Leben stärker bemerkbar. Kühne Viadukte überquerten mehrmalig die Straße; die großen Züge der Südbahn, die über den Paß zum Adriatischen Meere hinunter mußten, rollten donnernd über seinen Häupten.

Gegen Mittag kamen mit den breit durch das Gebirge schleifenden Serpentinen offene Wagen mit fremdländisch aussehenden Herren und Damen dahergefahren. Er hörte ganz nah an seinem Ohr Ausrufe in romanischer, angelsächsischer und slawischer Sprache. Die Damen hatten schon Pelze über den noch hellen Herbstkleidern; sie sahen über die tiefen Täler in die dampfenden Flanken der Berge und sprachen von den Korsos in Rom, Paris und den Kanälen Venedigs. Die Herren hörte er schwer und kränklich atmen.

Digitized by Google

Bald reihten sich Hotels an Hotels, einige waren groß wie kleine Stadtviertel, Bazare mit bunten Sportartikeln und zierlichen Nipsen flankierten die Straße, und mit den Bauten tauchten zahlreiche Spaziergänger auf, die sein Gesicht im Vorbeigehen, ohne es anzublicken, mit seltsamen Parfümen bewölkten. An dem Geländer der Straße, welches Menschen und Fuhrwerke vor dem Absturz in die Tiefe schützen sollte, standen jugendliche Erscheinungen in nachlässiger Haltung und ließen sich von der letzten Herbstsonne bestrahlen. Ein zartes Mädchen in weißflockigem Wollkleide sprach zu einem olivenhäutigen hüstelnden Mann von ihrem Hause in Kairo, daß es dort schön und warm sei, und bei diesen Worten hatte sie in ihren braunen Augen ein stilles Lächeln. Als der Wanderer vorbeiging und ihr Blick sich mit dem seinen kreuzte, griff sie nach dem Arm einer verschleierten schwarzen Dame, die neben ihr stand, und man hörte einen leichten Schrei des instinktiven Erschreckens.

Der Wanderer flüsterte etwas, was niemand verstehen konnte, vor sich hin und nahm im Weiterschreiten wie einen Gruß seine Mütze vom Kopfe.

Die Menschen wandten die Köpfe, die Kutscher mit ihren Wagen riefen Obacht und knallten mit der Peitsche, der Wald und die Straße hallte wieder, — die Tannen sandten stumm den Duft ihrer Nadeln über die Menschenhäupter.

Ein schmaler Pfad bog jetzt von der großen Straße ab an eingezäunten Waldparks vorbei, hinter denen rosenwangige Kinder wie Rehe mit großen künstlichen Pilzen spielten, dann wurde es lautlos zwischen den dunklen Stämmen.

Es kam eine Wiese mit mattgrünen Abhängen hinter dem Wald, die vor Feuchtigkeit leise in ihren absterbenden Gräsern und Moosen wie eine klagende Vogelbrust ziepte, während ein zarter Rauch von ihr aufstieg, der einer verschleierten Frau gleich in der gelben Nachmittagssonne stand. Über die Wiese ging der Wanderer erneut herab in ein Tal, das kalt die Luft der sonnenlosen Eingeweide des anwachsenden Gebirges ausatmete. Schon kreuzten vom Winde gestürzte Fichtenstämme, halb wieder eingegraben mit ihren abgebrochenen Ästen und Zweigen in die lockere weißsteinige Erde, den Pfad. Dunkelgrüne Moose überzogen hervorspringende Felsen mit dichter Hand, so daß die Gesteine verwitterten Riesengesichtern und -leibern im aufsteigenden Walde glichen. An abgestorbenen hohen Stämmen pochte, ein Finger der Ewigkeit, der Specht, Gezweige knackten und brachen, und,

Digitized by Google

schnelle Schatten, durchsprangen die Tiere des Waldes, Hirsch- und Rehwild, den Forst. Das Dunkel der Bäume an der Nordwand des Berges lichtete sich und durch eine steil abfallende Schlucht blickte freundlich und hell ein zweites Tal. Ein kleines Dorf mit weißgelben Häusern, roten und grauen Dächern und sterbenden Obstgärten lag schlankgestreckt an der Straße. Junge Pferde standen unter den Bäumen, schnupperten im Gras und glänzten mit braunem Fell in der Sonne. Aber hinter dem menschlichen Dorf und seinen Gärten begann das Bergmassiv, dessen Fels und Schneegipfel als erster Vorposten des Hochgebirgs die Höhenzüge des Vorlandes überragte.

Der Wanderer stand eine Weile am Ausgang der Schlucht still, um das drohende Massiv des Berges zu überschauen, das er vor anbrechender Nacht noch besteigen wollte. Er sah nach dem Zifferblatt am spitzen Glockenturm der Dorfkirche. Es war vier Uhr. Er hatte nur noch drei Stunden Zeit, um vor dem Dunkel die gefährlichen Felsabhänge unter dem Gipfel zu erreichen und in der Steinwüste des Hochplateaus die Schutzhütte vor gänzlicher Nacht zu finden. Einem Zimmermann gleich, der den Bau eines Hauses abmißt, überprüfte er mit weitem, dunklen Blick die Gliederungen des Berges, und die Möglichkeiten des Aufstiegs. Noch lag Süd- und Westseite des Gebirgs bis herab zum Höhental und dem Dorf in der Sonne. Mit jeder fallenden Stunde würde die Sonne tiefer sinken und die Schatten der Nacht wie Schatten des Todes von der Talsohle am Gebirge aufwärts steigen. Er sah langsam und schnell. Hinter dem Dorf wölbten sich leuchtendgrüne Wiesenhügel an dem Fuße des Berges. Über die Wiesen zogen aufwärts die letzten Tannenwälder. Dreimal setzten sie in breiten, blaugrünen Wellen an, dreimal wurden sie vom Felsen zurückgeschlagen. Immer schmaler wurden die Wellen und lichter die Scharen der kämpfenden Bäume. Nach dem dritten Absatz, tief eingetafelt im Eingeweide des Gebirgs, zogen sie nur noch einzeln bergan, mit zerfetzten grauen Leibern, kahlen Armen und gestäupten vom Sturm gebrochenen Häuptern. Die lohenden Fackeln der Lärchen, die rotbuschigen Köpfe der Eichen blieben schon vor dem dritten Absatz im bläulichen Schatten der Nadelhölzer stehen, bis zuletzt, hinter den obersten einsamen, schon zu Zwergen verkrüppelten Fichten, Buschkiefern, mehr schwärzlichem Wurzelwerk ähnlich als Bäumen, an den Felswänden hochkrochen. Dann hörte auch dies luziferische Gewächs auf und — kalt, grau und unerbittlich stürzten die nackten Felswände bergnieder. Jetzt glänzten sie metallenen

Digitized by Google

Schilden gleich in der Sonne. Unter einer ihrer steilabschießenden Wände erschien ein kleiner Pfad, der, blinkend wie ein silbernes Seil an einem Geländer, in eine Schlucht führte. Der schluchtige Mund der Gebirgswand tat sich anfangs breit auf, um in schwindlichter Steilheit zwischen den Stirnen des Felsens immer enger zu werden, bis er hochoben den Bezwinger auf die Steinöde des Gebirges gleichsam ausspie, welche dort den ungefährlichen ruhigen Gipfel umgab. Hier stand auch das kleine Schutzhaus gleich einem gespenstischen Gebirgstraum mit gleißenden Fensterscheiben in der Abendsonne.

„Dies wird der Weg. Vor Dunkelheit muß ich das Haus erreichen!“ murmelte der Fremde, blickte noch einmal über das Tal hinweg auf das gesamte Bild und eilte dann mit großen schütternden Schritten abwärts zum Dorf.

In einem kleinen Gasthaus nahm er Platz und ließ sich einen Imbiß geben. Blankgescheuerte Holztische und Stühle mit einem ausgeschnittenen Herz in der Lehne standen auf dem weißgescheuerten Boden. Die Wände waren braun in naturfarbenem Holze getäfelt, kleine Blumen mit roten Köpfen blickten aus Tontöpfen im Gesimse der Fenster. Die Wirtin, eine volle Frau, kam herein, stellte den Imbiß auf den Tisch, wobei sie schwer unter der drückenden Last ihres Körpers seufzte.

„Nichts zu trinken?“ fragte sie matt und bekümmert und blickte dabei aus dem Fenster.

„Einen Schluck Wein, wenn ich bitten darf,“ sagte der Gast, und man sah ihm an, wie schwer es ihm war, den Mund zum Sprechen zu bewegen.

Der Wirt mit einem runden Gesicht, einem grün gestickten schwarzen Käppi auf dem Kopf und einem verbundenen hinkenden Fuße stand in der Tür zum hinteren Zimmer.

„Einen Viertel Wein,“ sagte die Wirtin, und trat ganz ans Fenster, um auf der Straße nach einem ankommenden Holzfuhrwerk zu blicken, das draußen knirschte und klirrte.

„Roten oder weißen?“ fragte der Wirt.

„Es ist gleich,“ sagte der Wanderer abwesend und doch freundlich, als ob er sich wegen seiner Antwort entschuldigen müsse.

Jetzt trat der Fuhrknecht ein.

„Wo wollt Ihr hin, Sepp?“ fragte die Wirtin den Hinzugekommenen, der sich den Schweiß mit dem Rücken der rechten Hand, in der er die Mütze hielt, von der Stirn wischte, während er mit den

Digitized by Google

Augen einen Platz für die Peitsche suchte, die in seiner linken Hand wippte.

„Nach Peierbach," sagte er dabei und setzte sich dann schwer querlings auf einen Holzstuhl etwas abseits vom Tische.

„Wollt Ihr einen Wein?" fragte die Wirtin auch ihn.

„Einen weißen," sagte der Fuhrknecht und betrachtete mit seinen von der Seuche des Jahrhunderts zerfressenen Augenlidern den ersten Gast in der Ecke.

„Warum schwitzt Ihr? Es ist doch nicht heiß draußen?" fragte die Frau den syphilitischen Fuhrmann.

„Die Straßen sind feucht. Mein Fuhrwerk hat auf der abschüssigen Straße vor dem Dorf ein Rad gebrochen," antwortete der Fuhrmann und gähnte.

Der Wirt hinkte heran und stellte den Wein auf die Platte.

„So. Ich habe roten gebracht. Er ist heuer besser als der weiße," sagte er, und stützte sich auf den nächsten Stuhl, als wenn er weiter etwas Wichtiges sagen wolle.

Der Fremde schenkte sich langsam den Wein ein und trank, ohne scheinbar die Absicht des Wirtes zu bemerken, erst eines, dann ein zweites Glas aus. So mußte der Wirt ohne Aufmunterung weiter fragen.

„Wollt Ihr noch ins Gebirge hinauf? —" begann er und setzte, als nicht gleich eine Antwort kam, mit einem Blick auf den Anzug des Fremden hinzu: „Ihr scheint schon einen langen Weg hinter Euch zu haben. Ihr solltet besser unten übernachten. Oder soll's wirklich heute noch hinauf?"

„Ja, heute," sagte leise und bestimmt der Fremdling.

„Am Vormittag wär' die Zeit besser gewählt, — zumal's heuer schon vor dem Plateau verschneit und vereist ist. — Es wird dunkel werden, eh Ihr hinaufkommt, und auch gesunde Steiger — —," er hielt ein.

Der Wanderer war aufgestanden, um die Zeche zu bezahlen.

„Neunhundert Kronen," sagte die Wirtin zum Wirt, ohne sich zu wenden. Nach einem Moment aber meinte sie, während sie wieder zum Fenster hinaussah:

„Wenn der Herr ins Gebirge noch aufsteigt, wird er ja wohl im Schutzhaus zur Nacht bleiben."

„Ja, und? Was hat's mit deiner Frage auf sich?" fiel ihr hier der Wirt in die Rede, während der Gast zur Tür ging und der verseuchte Fuhrmann, den Stuhl rückend, ihm Platz machte.

Digitized by Google

„Auf sich? Nichts. Ich meinte nur, wo bei der kalten Witterung heuer noch wenige dort hinauf kommen, könnte der Herr dem Mädchen, der Anna —“

Weiter konnte sie nicht sprechen.

„Schweig —“ sagte hier der Wirt, indem er die Frau zum zweitenmal unterbrach, während in seinem runden Gesicht rote Flecke erschienen, die mehr von einem aufsteigenden Kummer als Zorn herzurühren schienen — „was willst du den Herrn mit deinen Angelegenheiten belästigen?!“

„Der Sepp will auch einen Wein, aber weißen,“ sagte hierauf die Wirtin als Antwort und Fortsetzung von dem, was sie eigentlich aussprechen wollte und, erst als der Gast aus der Stube war und schon aus der Flurtür trat, rief sie gleichgültig „Grüß Gott“ als Dank für seinen Abschied hinter ihm her.

Vor dem Wirtshaus standen Ahorn- und Lindenbäume; ihre gelben Blätter lagen und fielen in der schon schräger stehenden Sonne unaufhörlich auf den feuchten Boden. Die ganze kleine Steintreppe war von ihnen bedeckt, selbst das Holzfuhrwerk und die breitrückigen, dampfenden Pferde vor ihm, die sich mit hängenden Köpfen ausruhten, hatten Geschirr und Fell von den leuchtenden herzrunden und gezackten Blättern gesprenkelt.

Des Fremden bleiches Gesicht hielt einen Augenblick in ihrem gleichmütigen Niederfallen still, es schien eine Gestalt vor sich zu sehen oder eine Stimme zu vernehmen. Er horchte und flüsterte wie am Vormittag im tiefen Tal leise und traurig vor sich hin, sein Antlitz brach ganz auf wie ein Acker, den ein schmerzhafter Pflug zerreißt, dann schloß es sich wieder sterbend und das Lächeln trat auf die Stirne.

„Ich muß heute oben schlafen, ganz oben, über den Menschen,“ flüsterte er noch einmal, als wenn er ein Seil in der Hand hielte, um an einer unsichtbaren, rettenden Glocke zu läuten.

Er ging die kleine Steintreppe des Wirtshauses herab und unentwegt aufwärts im Dorfe. Über den Zäunen hingen rot-weiß und blau-weiß karierte Bettzeuge, einmal war ein tiefrotes darunter wie eine dunkel leuchtende Blutlache im Grünen. Dicht vor den letzten Häusern bog er seitwärts in ein schmales Gäßchen ein, das auf die gewölbten Wiesenabhänge pfadlos verlief, und damit begann das steile vornübergebeugte Steigen. — Nach einem mühseligen Weg in hohler, steiniger, von Haselstauden umstandenen Rinne, der über eine Stunde

Digitized by Google

währte, begann der alte Bergwald um ihn zu atmen. Die Erde näherte sich seinem Gesicht mit den kühlen Gerüchen der Alpenkräuter, welche den Rissen des steinigen Bodens entwuchsen; er pflückte im Gehen eine zartlila Herbstzeitlose von einem Stück steil abschießender Wiese und berührte mit den Lippen ihren Kelch wie ein Sakrament, als ein todessüßer Duft dem sakralen Gewebe entschwebte. Die Fichten atmeten hörbar, als er unter ihren Zweigen auf rötlichen, vom Tode verbrannten Nadeln aufwärts schritt. Zarte Lärchen mit der Farbe blonder Mädchen in den Kronen standen scheu und stolz an grauen Felsenspalten und griffen mit dem Gesang von Äolsharfen nach seinen Haaren, wenn er über wild hingeworfene Baumriesen und feuchte Quellbrüche stürzte. Nach einer Weile wurde der Wald lichter. Die grünen Almabhänge warfen purpurne Mäntel über; Wiesen, Felsen und Bäume umsäumten sich mit dem bronzenen Widerschein der abendlichen Räume. Es kam die Stunde zwischen Abend und Nacht, in der das ganze obere Erdreich noch einmal in erzenem Glanze aufsteht, indes aus der Tiefe die Täler der Erde wie dunkle Gebete rauchen. An einer letzten, von Sturm und Lawinen entkleideten Eiche, die ihre nackten Arme von der Farbe des menschlichen Totengebeins in das glühende Firmament ausbreitete, um das Zeichen des Kreuzes zwischen Himmel und Erde aufzurichten, machte der Wanderer halt. Seine buchenfarbenen Haare flatterten, dämonische Kinder, im vornächtlichen Wind, als die wagrechten Strahlen der Sonne durch eine Gebirgspforte in die Flanken der Berge brachen und den zurückgeworfenen Kopf des Menschen mit einem Pfeilbündel am Stamm des Baumes festnagelten. Dann sank das Gestirn des Tages und mit den purpurnen Hängen und letzten Bäumen die menschliche Gestalt von den Knien aufwärts ins Dunkel. Der Wanderer seufzte mit den Schauern des in Schatten gesunkenen Gebirgswaldes unter ihm auf, löste sich von dem Baum und stieg höher dem letzten Schein nach im Norden. Mit den nächtigen Schatten wandelte sich das Gesicht des Gebirges und sein Laut. Das Schauern der Bäume wurde zum klagenden Ächzen, der Atem der Felsen zum Stöhnen des Tods im Gestein. Als der immer Steigende die Region der Bäume hinter sich hatte und nur noch die schlangengewächsigen Zwergkiefern um seine Füße über die Felsblöcke krochen, sah er vor sich ein Tal, das blaugrün im Strahl der Nacht glänzte. Kein Laut stieg von ihm auf, das silberne Band eines Flusses teilte es in zwei Hälften, bis an seinem oberen Ende der Mund des Gebirges senkrecht

Digitized by Google

zwischen den Stirnen der Felswände aufstieg. Beim ersten Anblick begann der Wandrer zu frösteln. Er stand einen Moment still und schüttelte sich. Er hob die Arme, wie um über das magische Tal und die Schlucht hinweg auf den Gipfel des Berges in Einem zu fliegen, aber da dies nicht ging, eilte er, das Gesicht aufwärts, mit fliehenden Schritten über Bergkiefern, Felsblöcke und Gebirgsfluß in die opalene Senkung. Eine Art orphische Berauschtheit war über sein Blut gekommen, — wie inmitten der Prüfungen des Grauens Oasen der Schönheit das menschliche Herz bevölkern, — so durcheilte er das Tal.

Es mochte schon in der dritten Stunde seines Aufbruchs vom Wirtshause sein, als er erst gewahr wurde, daß er sich mitten im aufsteigenden Mund des Gebirges befand. Nichts war um ihn als Fels. Nackt und jäh schlugen über und unter ihm die hohlen Gaumen der Felsabhänge zusammen. Sein suchender Fuß hatte keinen sicheren Pfad unter den Sohlen, nur ein schmales Gesims, das sich an den steinernen Wänden der Säulen höher schraubte. Rückwärts blickend, sah er die Tiefen unter sich wie schwarzen Achat, indes ein entferntes Gebirgswasser, vom Sternenglanz erhellt, mit dem grünen Schein von Chrysopasen in die Unterwelt stürzte. Die violetten Steinwände zu seinen Seiten waren von dunklem Amethyst; sie atmeten kristallene Dämpfe aus und strömten eine kalte Luft, welche die bleichkühlen Wangen ihm streifte, an den Abgründen entlang. Die Schwindel des Nichts griffen erneut nach seinem Geiste und mit seiner kreisenden Phantasie stürzten noch einmal die menschlichen Zusammenhänge in den Schlund unter ihm hinab. Und als wenn es gälte, den letzten bittersüßen Besitz der entgötterten Welt vor dem Abstürzen ins Nichts zu retten, griff er in einem Fieber- oder Wahnanfall plötzlich ins Leere, hockte nieder am gefahrvollsten Abhang auf eine vorspringende Felsenkante, um ein Phantom des schattenden Winds für die Geliebte zu halten. Er umfaßte die Erscheinung, bettete sie wie etwas Wirkliches auf seinen Knien, streichelte die hohle Luft und drückte sie schließlich an die Brust, um, über sie gebeugt, die vermeintliche Gestalt mit leiser schluchzender Stimme zu küssen: „Geliebte", flüsterte er, „wir müssen aufstehn. Es ist Nacht. Noch ist sie nicht tief, aber sie wächst schnell wie ein Tier. Wenn wir nicht schneller machen, wird es uns verschlingen, ehe der kühle Morgen erwacht. Komm, richte dich auf. Schon steigt sie höher herauf. Leg deine kleinen Lippen auf meinen Mund und fürchte dich nicht. Ich halte dich."

Digitized by Google

In dieser Weise delirierte der vom Schwindel erfaßte wohl das Viertel einer Stunde hindurch, bis er im Schweigen des Gebirges, welches nur der entfernte metallene Ton des Wasserfalls teilte, zum Bewußtsein seiner Lage erwachte. Noch im Wahnzustand richtete er sich auf, lehnte sich rückwärts an die Felsenwand und verharrte so mit aufwärts geworfenem Gesicht einige Minuten. Die Sterne leuchteten wie kleine Sonnen im gläsernen Mantel der Nacht und fielen einer nach dem andern nieder in seine suchenden Augen. Immer mehr stürzten, der Himmel glich einem brechenden Ozeane voll Gold, aber je mehr stürzten, je mehr entzündeten sich an der sichtbaren Brust des Firmaments zu neuem Strahlen. Der Fremde setzte den Fuß auf und stieg wieder höher. Nur kleine Steine, die abwärts polterten, verrieten, daß ein lebendiges Wesen noch in der Nacht an den Felswänden heraufkam.

Nach einer Stunde tauchte in dem lautlosen magischen Treiben jäh das graue Steinhaus vor den Augen des Wanderers auf. Es stand da über seinem Kopf am Rand des Gebirges wie ein Alb, steinern, kalt, grau. Seine Fenster waren blaßschwarz, ohne Licht. Das Dach schräg und spitz. Er klomm vollends über den Rand des Felsens hinauf, mußte sich aber an einer Steinkante festhalten, um nicht rückwärts geschleudert zu werden, woher er kam. Ein Stoß wie von einer Faust, kam von vorn der Höhenwind, rotschwarz glühte im Norden das Firmament, bleichhäuptig standen im Kreis um das Hochplateau die ewigen Berge.

Der Wanderer tastete eilig mit flachen Händen ans Haus. Er ging einmal ganz um den Bau herum, bis seine Finger die Türklinke faßten. Als er im dunklen Flur stand, hörte er eine alte Frauenstimme aus einem Zimmer, scheinbar der Küche, fragen, ‚ob jemand gekommen sei', und als er antwortete „ja", rief dieselbe Stimme:

„Anna, wo steckst du? Es ist noch jemand gekommen. Die Tür war auf. Schließe das Haus."

Dann wurde am Ende des Flures eine Tür aufgetan und im Lichtschein einer Lampe erschien eine kleine, gebückte Gestalt, um ihn zum Gastzimmer zu weisen. Auf die Frage des Fremden, ob er nicht in die Küche eintreten dürfe, aus der neben dem Schein der Lampe der warme, rötliche eines Herdfeuers kam, antwortete die Alte kurz: ‚Nein, die Küche sei nicht das Haus'. So ging der Wanderer in das Schenkzimmer hinein. Er nahm langsam die Mütze vom Haar und die Brottasche aus Leinen von der Schulter, legte sie auf eine Bank,

Digitized by Google

stellte die junge Esche dazu und setzte sich dann neben seine Habe vor den Tisch.

Als jemand eintrat, fragte er, ob er Licht haben könne und Feuer.

„Es wird angemacht," sagte die eingetretene Gestalt. Sie sagte das mit einer Stimme, in der etwas Bittendes und Lauerndes zugleich lag. Dabei kniete sie am Ofen hin und zündete ein Streichholz an. Es erwies sich hierbei, daß sie schon ein Bündel Holz und Reiser mitgebracht hatte, jedoch keine Lampe.

Der Fremde sah zu ihr hin; sie kniete, ein undeutlicher mächtiger Schatten, am Boden: er war von ihrer Stimme berührt worden wie von einem Schlag.

Sie sagte etwas.

‚Ob er von dem Dorf K . . . aufgestiegen sei?'

„Ja".

‚Ob er in dem Gasthaus „Zum . . " eingekehrt sei?'

„Ja", und „ob sie etwa Anna heiße", setzte er seinerseits nun dazu.

Sie antwortete schwer, ohne Staunen: „Anna, ja."

„Sie sind die Magd?"

„Ja." —

Als sie zur Tür ging, fragte sie:

‚Ob sonst noch etwas herzurichten sei?'

Er bestellte heißen Tee mit etwas Wein.

Dann war er wieder im dunklen Zimmer allein.

Es war schmal wie ein Sarg. Kalte Grabesluft wehte aus Boden und Wänden. Noch schienen die vermoderten Gerüche von letzten, längst abgezogenen Gästen in ihm gleich toten Wesen zu sein. Die Holzplanken waren satt vom verwesten Rauch bitterer Zigarren. Die schwarzen kleinen Fenster sahen aus ihrem Gefängnis voll blinder Angst in die gähnende Nacht des Gebirges. Irr hub er den Kopf und sah an den erblindeten Fenstern entlang. Und plötzlich ließ er die Stirn auf den Tisch fallen, grub die Hände als Schutzwall gegen die Außenwelt um den Kopf, stöhnte aus zerrissener Brust und betete: „Herr meiner Seele, warum schicktest du mich in dieses Haus? Laß das Grauen zu Ende sein! Willst du mich mit der Nacht des Wahnsinns umfangen? Erscheint mir, Hohnreicher, deine Güte in dieser Gestalt? Warum ließest du mich in dieses Gebirge hinauf? Warum scheuchtest du mich aus dem Kreis deiner fühlenden Geschöpfe, wenn ich hier vor Angst und Zagen an deiner Stummheit vergehen soll?!" Und nun flüsterte er leidenschaftlicher, wilder: „Cherubim, süßer

Digitized by Google

Cherubim des Lichts, nahe dich mir! Ich vergehe hier vor dem Angesichte deines und meines Herrn. O, lächelnder Cherubim, warum wurde ich dir zu schwer, — warum verließest du mich?" Aus welchen Worten zu schließen war, daß der Fremde sich wieder mit seinem abwesenden Gebilde umfing. Sein ganzes Gesicht leuchtete während dieses schluchzenden Gebetes durchsichtig und weiß, als wenn es flüssig zu werden drohte. Er stand auf, zitternd vor äußerem Grauen und innerer Bewegung, schellte an dem kleinen weißen Knopf der elektrischen Klingel und sagte zu der wieder im Dunkel kaum sichtbar eintretenden Gestalt: ‚er wolle gleich auf sein Zimmer gehen; er bäte sehr, die Mühe des vergeblichen Einheizens zu entschuldigen, aber er brauche notwendiger als ein Kind das Bett und den Schlaf'. Bei welchen Worten die Eingetretene schwer, und scheinbar von seinem Wesen betroffen, stehen blieb, schließlich nachdenklich und langsam sagte, ‚sie wolle ihm vorangehen, er möge ihr folgen'.

Es ging eine kleine knarrende Holztreppe hinauf. Sie schritt vor ihm, langsam, ruhig. Im flackernden Licht des nächtlichen Hauses mehr ein großer Schatten als eine menschliche Gestalt. Ihr ganzer Körper schien nachzudenken oder in einem düsteren Nachdenken befangen zu sein. Jede Bewegung, das Heben der Füße und Knie, die Biegung des Rückens, die Haltung des Kopfes, des Halses, der Schultern war von geheimem, dunklem Leben erbaut. Im Gang des oberen Flures stieß sie mit dem Knie eine Tür auf und ließ den Fremden hinein. Dann folgte sie und schlug die Tür mit einer Wendung des Ellbogens zu.

Das Schlafzimmer war wie das Schenkzimmer schmal. Eisige, eingeschlossene Luft schlug den Eingetretenen von den kahlen, grauhölzernen Wänden entgegen, geradeaus im Rechteck des Zimmers war das Fenster. Klein, dunkel, halbblind mit bleichweißem Kreuz sah es ihn an. Er befühlte das Bett. Es war kalt und feucht wie das Laken einer Totenbahre.

„Ich werde hier nicht allein schlafen," flüsterte er.

Die Magd setzte statt einer Antwort das Licht auf den Stuhl am Bett. Das Fenster und die Tür sprangen gleicherweise, — sei es durch einen stärkeren Windstoß im Gebirge, sei es durch einen Luftzug der nicht ganz geschlossenen Tür, — auf. Es wurde dunkel, das Licht war aus.

Eine Zeitlang sprach keiner ein Wort. Der Hauch des Windes

Digitized by Google

ging, eine Gestalt, durch das Zimmer. Dazwischen hörte der Mann die Magd atmen. Als sie eine Bewegung machte, die er nicht verstand, hob er die Hand in der Richtung ihres Arms:

„Zünden Sie das Licht noch nicht an," sagte er leise, „ich glaube, es ist jemand außer uns beiden im Raum."

Die Magd antwortete nicht, aber es war ihm einen Augenblick, als wenn sie oder etwas in ihr lachte.

„Sie müssen wissen," fuhr er leise fort, „ich geh dem Untergang zu. Aber Sie sind jung und stark und bringen mir das Leben zurück."

Die Magd antwortete wieder nicht, und es war ihm zum zweitenmal, als wenn etwas in ihr sich dumpf über seine Worte lustig mache.

„Diese Nacht ist eine Prüfung für mich," sprach er immer im gleichen leisen und feierlichen Ton. „Vielleicht ist es auch eine für dich. Ich werde in ihr sterben oder zu neuem Leben auferstehen. Willst du mir helfen?"

Die Magd antwortete auch diesesmal nicht, aber ihm war es dennoch, als hätte sie jetzt nicht gelacht, sondern leise und deutlich: „Ja!" gesagt.

„Schließe jetzt Fenster und Türe und geh. Aber wenn alles schlafen gegangen ist, und du kommen willst, so komme," sagte er nun und wartete dann eine Weile.

Als es ihm schien, daß nach dem Fenster auch die Türe geschlossen und die Magd aus dem Zimmer war, entbrannte er langsam ein Streichholz und zündete die Kerze an. Er fürchtete sich anfangs vor seinem Gesicht, wie vor etwas Zweideutigen im Raum.

Er saß nun auf dem Bett und fröstelte in und außer sich. Schließlich schüttelte er sich und beschloß die Furcht vor dem Sarggeruch des Bettes, der grabartigen Atmosphäre des Zimmers und mehr noch vor sich selbst abzulegen und sogleich schlafen zu gehen. Er stand vom Bettrand auf und zog die Windjacke aus. Als er beim weiteren Entkleiden nach einem Haken für Wäsche und Zeug an den Wänden suchte, stand an der Tür die Magd. Ihre rechte Hand hing bloß und schwer an ihrem Körper herab, die andere lag gleich bloß und schwer auf der Klinke. Ihr Gesicht war mit einem hilflosen Lächeln ihm zugewandt; es glühte im unsicher flackernden Kerzenlicht wie etwas Flüssiges im Schattentanze des Raumes. Er ging, ohne etwas zu sagen, langsam auf sie zu, blieb vor ihr stehen und schälte mit

Digitized by Google

beiden Händen behutsam und ernst ihre Brüste aus Hemd und Bluse. Die beiden Hügel waren hart und hoch und drohten vor Blutandrang zu zerspringen. Die Hände des Fremden umspannten sie wie seltsame mächtige Äpfel, in denen die Gewalt des Lebens schlummerte. Seine gelblichen, verarbeiteten Finger glitten über die festen Spitzen und einen Augenblick schien es ihm, als wenn sie von Holz oder Stein seien.

Es war jetzt finster zwischen beiden Gesichtern. Die Kerze war abgedeckt von seinem Rücken. Als seine suchenden Hände von der Brust abgleitend in die Nähe der Hüften kamen, öffnete die Magd den Mund und atmete laut, ihr Leib fing an zu zittern und schien aus seiner Hülle zu springen.

„Warum sind Sie noch hier?" fragte der Fremde jetzt und ließ die Magd los.

„Ich schlafe mit der Frau in der Kammer. Der alte Mensch schläft vor morgen nicht ein," sagte das Mädchen.

Der Fremde schüttelte den Kopf:

„In der Nacht muß es sein. Ich brauche den gemeinsamen Schlaf."

Er hatte bei diesen Worten einen Schritt zurück getan und sah jetzt im ungewissen Licht die in das Kleid gleich zwei lebendigen Türmen zurücktretenden Festungen der Brust.

Die Magd sagte nur:

„Lasset die Tür offen."

Sie ging, ohne einen Gutenachtwunsch hinzuzufügen, langsam und schwer heraus, so wie sie dagestanden hatte und wie sie hereingekommen war.

Als die Tür hinter ihr geschlossen war, ging der Fremde zum Bett, sprach ein kurzes Gebet, legte sich hin und schlief ein.

Es mochte ungefähr um Mitternacht sein, als es dem Schlafenden schien, daß ihn eine leise Stimme weckte. Es war ihm auch, als sähe er zwischen Schlaf und Erwachen noch vom Kopfende des Bettes her ein weißes, unendlich mildes, mehr himmlisches als irdisches Gesicht wie im Gebet über seine Stirn geneigt; aber als er sich aufrichtete, war nichts im Zimmer als ein zarter, heller Schein, der vom Fenster her kam, hinter dem die von Sternen erhellte Gebirgsnacht lag.

Er wandte sich wieder um und versank zum zweiten Male in Schlaf. Er mochte in diesem an die zwei Stunden gelegen haben, als ihn ein Traum aufnahm. Der Schauplatz war in dem kleinen

Digitized by Google

Wirtshaus unten im Dorf. Der hinkende, traurige Wirt, die müde, schweratmende Wirtin und der syphilitische Fuhrmann waren da. Es schien ihm, als wenn er selbst draußen vor dem niederen, quadratförmigen Fenster stand und in das Zimmer blickte. Aber wie er so hinsah, trat auf einmal die Magd aus dem Gebirgshause ein. Sie hatte das Gesicht zur Hälfte mit einem Tuche verhüllt und schien einen unerbittlichen Kummer in ihr Tuch auszuweinen. Nun ging der kranke Fuhrmann, den Hut in das zerstörte Gesicht drückend, mit einem „Gut Nacht allerseits" hinaus, während der Wirt und die Wirtin die Magd in die Kammer zum Schlafen schickten. Dann rückten sie beide um den Tisch in der Ecke näher beisammen und besprachen halblaut etwas, was die Hinausgegangenen betraf. Aus dem Gespräch ging hervor, daß die Magd Anna ihre Tochter war, daß an ihr irgend etwas zu verheimlichen sei, und daß sie deshalb hinauf in das Gebirgshaus sollte.

Gleich darauf sah der Träumende den Schauplatz sich verwandeln. Er wurde zur Küche des Berghauses. Es war wieder Abend, und beim gelben Licht einer Petroleumlampe saßen auf niederen Schemeln am Herd die alte Frau und die Magd. Beide schälten Kartoffeln. Das Gesicht der Frau war ganz stumm wie verschütterter Stein, das Gesicht der jungen Magd aber glühte und war in schwerem, dumpfem Nachdenken nach vorne gebeugt. Aber wie jetzt der Träumende sah, rührte die Glut von einer brennend schwärenden Haut her, die in dem festen Gesicht aufspringen wollte. Die Augenlider waren entzündet und rot, das Weiße der Augen trüb und gewässert, was aber bitterer als das war: ihre blühenden vollen Magdlippen waren an verschiedenen Stellen von kleinen Geschwüren angefressen und aufgebrochen.

Sie schien diese glühende Zerstörung in ihrem Gesicht selber immer zu sehen, darunter kaum mehr atmen zu können, und doch immer auf irgend etwas, ein Wunder etwa, das von außen käme und ihren Zustand mit einem Schlage änderte, zu warten. Sie horchte auf alle Geräusche, die das Heraufsteigen eines Fremden im Gebirge anzeigen konnten. Und nach einer Weile sah er sie auch unruhig werden, den Kopf wenden und sich erheben. Die alte Frau bewegte gleichfalls den Kopf. Bergsteiger schienen im Schutzhaus angekommen zu sein.

Nun verwandelte sich der Schauplatz zum drittenmal. In einer Schlafkammer stand die Magd vor einem Fremden, den der Träumende nicht kannte. Bloß, mit halb herunterhängenden, halb auf die Tür-

Digitized by Google

klinke gelegten Armen, das Fleisch ihrer Brust, ihres Leibes und ihrer Hüften war tuchweiß und stand hart und fest vor lauter Kraft und Gesundheit im Raum, aber die Spitzen ihrer Brüste schienen abgefressen zu sein. An der Stelle, wo das Herz unter der linken Brust saß, war auf der hellen Haut ein dunkler Fleck; hatte die Form eines geöffneten Mundes, war glühend rot und im Zentrum vom inneren Feuer gelb; der Schatten ihres von mächtigen Hüften verborgenen Schoßes war verschorft und durch eine Neigung ihres Leibes in demütiger Scham versteckt. Sie stand vor lauter Warten und Hilflosigkeit wie entseelt im kalten Raum, und schließlich wandte sie sich, als der Unbekannte nicht sprach, ja sogar durch eine Bewegung seine Abwendung anzudeuten schien, mit frierendem Lächeln, welches die ganze Tiefe ihrer dumpfen, gemarterten Seele aufdeckte, um und ging zur Türe heraus.

Hierbei erwachte der Träumende. Aber während er noch mit dem entschwundenen Bilde rang, stieg vör seinem noch im Unterbewußtsein gefangenen — oder eigentlich befreiten — Geiste das gesammelte Bild der Magd auf, wie es einen Sommer und einen Herbst hindurch von Ankömmling zu Ankömmling auf die Freisprechung und Erlösung von dem Aussatze gehofft hatte, um immer tiefer in die Schwere der Hoffnungslosigkeit hinabzusinken. Ja, es war ihm, als wenn er in ihrem halb dumpfen, halb lauernden Blick und Wesen auf einmal das Geständnis ihres Volksglaubens läse: von dem Aussatze geheilt zu sein, wenn ein anderer, nichtsahnend, ihn von ihr nahm.

Es war noch dunkel im Zimmer, als der Fremde von diesen im Traum aufgesprungenen Gedanken erwachte. Er sah, den Kopf wendend, den weißaufsteigenden Schneegipfel des Bergmassivs durch das Fenster im Licht der Sterne.

Er blieb eine Weile so, still horchend, rückwärts im Bette sitzen, dann legte er sich vor Kälte fröstelnd wieder zurück, bemüht, den im Dunkel entschwundenen Traum wieder zu finden und so im Halbwachen den Tag zu erwarten.

Das Suchen seiner Gedanken ließ ihn jedoch, wie mehr noch eine Art Unruhe im Geist, weder still liegen noch schlafen; so daß er schließlich aufsprang und ohne weiteres Besinnen, aber immer mit dem Blick auf den weißen Gipfel im Fenster, sich ankleidete. In tiefem, wie schlummernden Empfinden ging er die Treppe im Dunkel hinab und durch den gleich finsteren Flur, ohne irgendwie anzustoßen, aus dem Haus.

Digitized by Google

Draußen war tiefe Sternennacht. Kein Wind wehte mehr. Es war in dem ganzen unermeßlichen Raum kein Laut. Langsam stieg er bergan. Sein Schritt fing an, gläserne Klopflaute in die Stille zu verteilen. Er horchte. Das Geräusch hörte auf. Das Gürtelbild des Orion strahlte klar vom Himmel, so klar, daß es ihm deuchte, einen leichten Schatten seiner Gestalt über das bläuliche Schneefeld zu werfen. Während er höher stieg, zählte er mit den Augen die Sterne. Als er wieder zum tieferen Horizont blickte, begann eine Helle von weißviolettem Lichte an das östliche Firmament zu pochen. Seitlich von dem vor ihm ruhig und breit aufsteigenden Gipfel trat in dunklem Lila Spitze an Spitze aus dem nächtlichen Gebirge. Es war, als wenn das Gebirge Augen bekäme, um mit Felsblicken statt eines Mundes zu sprechen. Mit jedem Schritt wurden der Spitzen mehr. Es war ihm nicht anders zumute, als wenn er in einem unendlichen Traume marschierte, der nicht aufhörte. Er mußte jetzt eine Zeitlang über Felsblöcke springen, oder durch sie hindurch wie durch die dämmerigen Gänge und Gewölbe eines immer wachsenden Reiches höher steigen, während die Gebirge an zu rauchen fingen und die Gewölke des beginnenden Morgens auf- und niederstiegen. Rotes, blaues, weißes, schwarzes und violettes Licht bevölkerte die zwischen den Bergspitzen in Bewegung geratenden Nebelheere; schon glänzte unter seinen Füßen der Saphir und Smaragd des Gletschers im Schein der Rose. Seine Schritte wurden schneller. Die Luft wurde eisig und klar und stieß gegen seine Stirn wie Kristall: von allen Seiten tönten die Trompeten des erwachenden Gebirges, er beugte sich vor und stand auf dem Gipfel des Bergs.

Ein breiter Schein hämmerte gegen das Firmament im Osten; violette und blutrote Striche liefen über die ergoldende Schale, aber wie die Strahlen einer Krone brachen feurige Finger aus der glühenden Esse und überschütteten die Gebirgswelt mit einem flammenden Glanz. Zinne auf Zinne erglühte. Unermeßlichen Heeren gleich lagen die dunklen Gebirge um ihre aufblitzenden Gipfel gebreitet; die Nebel, zusammengeballt, fielen herab, bis sie, ein festes graues Meer, vom Lichte besiegt, in tausend Meter Tiefe wogten.

Das Firmament begann zu zittern. Die versammelten Reiche der Luft und der Erde wurden eine einzige, vom Licht erfüllte, donnernde Stätte. Immer gewaltiger brachen die rosenausschüttenden Strahlen aus der brechenden Schale im Osten, bis auf einmal, einem Posaunenschrei gleich, das Gestirn des Tages jäh, mit milder schrecklicher Ge-

Digitized by Google

walt aus den Toren des Himmels trat. Das ganze Gebirge, Gletscher, Kuppel, Zinnen, Abstürze und Nebelmeer schrie tiefrot und gleich darauf, alle Farbe lassend, weiß auf, und mit ihm der Mensch: Der Tag war da.

Der dem erschütternden Schauspiel beiwohnende Fremde hatte sich auf das Gesicht geworfen. Er hielt mit Brust und Armen in schrecklicher Liebe den Gipfel des Gebirges umklammert, während das Herz seines Innern schluchzte und die Gewalten in seiner Brust gleich den Wolken unter ihm auf- und niederstampften. Die zu Purpur entflammten Haare seines Kopfes rissen an seiner aufbrechenden Stirn im Morgenwind, aus seinen stahlgrau gewordenen Augen stürzten mit den Gletscherbächen des tauenden Gebirges die untergründigen Ströme der Tränen hervor, um mit jenen vereint in die irdischen Täler zu fließen.

Als mit der Endschlacht des Lichts sich der Schrei seiner Brust gelegt hatte, stand er auf und sah mit gefülltem Gesicht auf Gebirge und Himmel. Er griff zum Eschenstamm und stieg den Gipfel herab. Noch lag das Berghaus im Schatten. Er war hungrig geworden und ging schnell. Das Gesicht voran, setzte er vorsichtig und ernst den Fuß auf Fels oder Eis, — er dachte nicht mehr an die Magd.

Als er im schweigenden Bau und dem kalten Zimmer, in das immer noch nicht die Sonne, nur die Dämmerung des Morgens einbrach, ankam, war er müde und legte sich rücklings aufs Bett.

Die aussätzige Magd hatte inzwischen eine gleichfalls seltsame Nacht. Nachdem sie am Abend den Fremden verlassen hatte, war eine Unruhe und Ahnung in sie gekommen, die sie nicht schlafen ließ. Es war ihr, als wenn ihre Prüfung dem Ende nahe sei. Die ferne Kraft ging von einem Eindruck auf der Netzhaut ihrer Augen aus; sie stieg in die Brust herab und wollte sich ihres Herzens bemächtigen, das dort tot und stumm wie in einem Grab, nein tiefer, wie weit unter der Erde lag. Ein heller Fleck wie ein Stern stand vor ihren Augen, die mit geschlossenen Wimpern ins Dunkle starrten; eine Erscheinung, die sich bewegte, auf ihr Gesicht fiel und dann immer tiefer herab in sie bis zu ihrem Mittelpunkt sank. Der Lichtfleck war außerhalb ihr zart und kühl, wurde aber in ihrem Innern brennend heiß. Es kam ihr die Vorstellung des glühenden Keiles, den man in das hohle Innere eines Bügeleisens einführt, um den kalten Körper von innen aus zu durchbrennen, bis er heiß genug war, die zusammen-

Digitized by Google

gedrückte Wäsche glatt und neu wie am ersten Tag zu plätten. Jedoch glitt der glühende Pfeil zweimal aus ihrem Innern, das er wie eine unterirdische Gebirgswelt durchleuchtet hatte, zurück und war wieder ein kühler heller Schein vor ihren Augen im Raum. Sie konnte nicht erfassen, von welch einer Art diese Erscheinung im Zimmer sei und sagte vor Angst, ohne die Augen zu öffnen, zum andern Bett herüber, wo die Alte schlief:

„Frau, ich sehe immer einen weißen Fleck in der Kammer."

Die Alte sagte zuerst:

„Wo siehst du den Fleck?"

„Mitten im Zimmer, er tanzt!" antwortete die Magd.

Die Alte blickte zu der Stelle in der Wand, wo das Fenster saß, welches sie diese Nacht wie alle Nächte vorm Schlafengehen dicht verhängt hatte, damit nicht die bösen Geister des Gebirges, die mit dem Mond und dem Wasser in Verbindung standen, in die Kammer eindringen konnten, — aber sie erblickte nichts, alles war schwarz vor ihren Augen, kein heller Schein kam durch einen vielleicht offen gelassenen Spalt.

„Ich will für dich beten," sagte sie, zündete eine Kerze an und schlug im Gebetbuch auf dem Betstuhl nach einer Stelle, die ihr passend für den augenblicklichen Fall schien; denn sie glaubte, daß die Krankheit der Magd nun in das Hirn getreten sei.

Sie las lautmurmelnd die Worte:

„Du wirst deinen Heiligen nicht zu sehen geben die Verwesung" aus dem sechzehnten Psalm.

Als die Alte glaubte genug gelesen zu haben und die drei Kreuze der Beschwörung gegen alles Böse in der Luft geschlagen hatte, löschte sie das Licht wieder aus.

Es war eine Weile still, dann seufzte die Magd. Der helle Schein war, kaum daß die betende Stimme verhallt war, wieder erschienen. Diesmal griff sie darnach. Da war es ihr, als wenn er fest und von Form sei. Er fühlte sich zart und kühl wie ein Stoff an. Und während sie jetzt die Augen immer dichter schloß, um den hellen Schein in den Augen nun gänzlich zu verlieren oder ganz zu gewinnen, verwandelte er sich in das Gesicht des Fremden, der zu ihr am Abend die merkwürdigen Worte gesprochen hatte.

Die Gesichter andrer Männer waren rot oder braun, gelb oder grau, und die der Fuhrleute über Nacht, wenn sie ihr unten im Dorf die Brust geküßt hatten, schwarz. Dieses war weiß. ‚Wie das

Digitized by Google

eines Engels oder einer ernsten Frau', dachte sie; aber seine Hände, als sie ihre Brust aus dem Mieder geschält hatten, waren sicherer als die irgendeines Mannes gewesen, den sie je gekannt hatte. Und wieder seufzte sie, in einen tiefen Zwiespalt, wie in ein grundloses Gewässer gestoßen, auf. Die Unruhe wurde nun so groß in ihr, daß sie zweimal aufstand, um zur Tür zu gehen. Aber beide Male hinderte sie die alte Frau daran, die noch nicht gänzlich entschlafen war und, sich im Bette aufrichtend, jedesmal fragte:

„Wohin willst du gehen, Anna?"

Beidemal antwortete die Magd nicht, sondern ging in ihre Stelle zurück und stöhnte vor Kummer dumpf. Es war ihr, als wenn die alte Frau ihre Feindin sei, die sie töten müsse.

Vor Angst, die Stunde zu versäumen, in der die Alte nichts mehr hörte und die vor Morgen kam, schlief sie nicht ein. Sie lag still jetzt, grade ausgestreckt auf dem Rücken, das Gesicht zur Decke, die frierenden Füße fest an der unteren Lade. Eine Art Traum fiel in sie ein. Das weiße Gesicht des Fremden wurde wieder zum hellen magischen Schein, aber es senkte sich jetzt nicht auf ihre Augen, sondern auf ihre Lippen und fiel durch ihren Mund in ihr Inneres wie durch ein Sieb. Es mußte in Wahrheit ein glühendes Eisen sein, denn es brannte unsagbar heiß in ihren innersten Eingeweiden, rieb sich an ihnen, drückte sie, stieß, wurde immer glühender und brach schließlich aus ihrem Körper in weißgelben Flammen hervor. Die Flammen wurden größer und dunkler, es kam Rauch, und endlich konnte sie vor lauter Feuerschein nichts mehr sehen.

„Mein Heiland!"

Schrie sie auf und wurde wieder ganz wach. Sie lag noch wie zu Beginn des Schlummerzustandes ausgestreckt in ihren feuchtheißen Laken. Etwas pochte gewaltig in ihr, und als sie dem neuen Geräusch lauschte, gewahrte sie voll Schrecken, daß es ihr Herz war. Es lebte. Es schlug heftig gegen ihre Brust, zitterte und bebte wie ein lebendiges Wesen in einem eingeschlossenen Raum. Deutlich hörte sie sein lebendiges Pochen wie die Schläge eines Uhrwerkes in der kleinen Kammer. Sie wagte sich nicht zu rühren. Ihre Hände, die teils auf ihrer zerfressenen Brust, teils auf ihrem verschorften Schoß geschlafen hatten, mußte sie von ihrem Leibe tun und abwärts, getrennt voneinander, an der Bettlade halten. Sie wollte sie in dem Hohlraum zwischen Bettdecke und Brust zusammenführen zum Gebet, — aber sie vermochte es nicht. Alle ihre Glieder sträubten

Digitized by Google

sich wie voneinander geschiedene Reiche. Zitternd lagen die beiden Hände, zwei Wesen für sich, an den beiden Bettladen und atmeten die düsteren Handgriffe und bösen Geister der Erde aus. Sie bebten in Wirklichkeit wie die äußersten Zweige eines in den Wurzeln vom Sturm des Geistes geschüttelten Baumes. — Sie wußte jetzt genau, daß die Nacht ihrer Heilung gekommen war.

Als das Leben und Zittern ihres Herzens, das Schütteln ihrer Hände und das Auf- und Niederschlagen ihres Körpers sich gemäßigt hatte, stand sie auf. Vor dem Bette der Alten hielt sie einen Augenblick ein, wie der Körper der Frau sich drehte und im Schlaf leise stöhnte. Sie war bereit, sich auf die ächzende Frau zu stürzen und sie zu erwürgen, wenn sie sie zum drittenmal vom Verlassen der Kammer zurückhalten sollte.

Während sie durch das Haus stieg, hörte das lebendige Zittern ihres Herzens auf und machte einem anderen, mehr körperlichen Beben der Aufregung Platz. Zweimal wollte sie umkehren, — es war ihr, als wenn sie im Begriffe sei, etwas Falsches zu tun, welches mit ihrer wirklichen Heilung nichts zu tun hatte. Vor der Tür des Fremden wurde das körperliche Beben in ihr so stark, daß sie sich eine Weile am Außenpfosten halten mußte, dann stieß sie mit dem Knie die nur angelehnte Tür auf und stand gleich darauf, wie schon zehnmal in vorangegangenen und immer mit Schande geendeten Fällen, im Raum.

Sie versuchte zu lauschen, ob ein Aufrichten im Bett, ein Anrufen oder ein lautes Atmen kam, vermochte jedoch nichts zu hören vor dem Dröhnen der Furcht in ihrem Herz. Sie stand so lange still, eine Hand auf dem bebenden Mund, in den zitternden Hüften halb zur Tür, halb zum Bette gewandt, — bis sie fror; dann machte sie einen zweiten Schritt zur Bettstelle hin und rief bebend, dumpf:

„Ich bin da.“

Bei diesen Worten setzte der letzte der lebendigen Schläge ihres Herzens aus. Es schien ihr, als wäre sie eben nicht da und als ob ihre soeben gesprochenen Worte gerade das Gegenteil von dem gesagt hätten, was wahr sei. Und halb verzweifelt und dumpf rief sie noch einmal gegen ihre Ahnung, daß sie nicht mehr da sei, aus:

„Ich bin da!“

Keine Antwort kam. Sie wartete eine zweite Stunde im leeren Raum. Sie hörte jetzt jeden Laut. Durch das Fenster von draußen das Wasser und den seltsamen Ton des Gebirgs-schweigens; durch die Tür das Stöhnen des Hauses und das entfernte Ächzen der alten Frau.

Digitized by Google

Sie wußte nun genau: der Fremde war nicht im Raum. Und plötzlich stieg eine schreckhafte Wut in ihr auf. Ein kurzes und wildes Lachen brach aus ihrem Mund.

„Ha!“ sie lachte noch einmal. Dann war es ihr, als fiel sie zurück — bergetief — in den Tod.

Die zehrende Wut war wie ein Geschwür der Verwesung in ihren kaum begonnenen Zustand der Genesung hineingebrochen.

„Du Hund!“ murmelte sie tot vor Kummer. Und: „Seh ich dich wieder, ich werde dich krank machen, daß du zum Aas wirst wie ich!“ setzte sie hinzu.

Ihre Zähne knirschten aufeinander. Es war kalt. Als sie aus der Schlafkammer ging, begann es zu dämmern. Nachdem sie in der Küche Feuer gemacht und Wasser auf den Herd gestellt hatte, hockte sie vor die Ofentür und starrte in das aufqualmende Holz und die beginnende Glut. Je mehr Scheite im Feuer aufgingen, desto erbarmungsloser wuchs die Kälte in ihr. Sie hatte die mächtigen Ellenbogen auf die breit gespannten Knie gestützt und das brennende Gesicht in die blauangelaufenen Hände. Alle zwei bis drei Minuten lachte sie wie in der leeren Kammer kurz und gefährlich auf. Ihre Schultern zitterten vor Frösteln, ihre Zähne hörten nicht auf im Klappern. Als fremdartige Pochlaute an die kalte Stille des Morgens klopften, horchte sie. Es waren die Schritte des Fremden, der vom Gipfel herunterkam. Sie klangen wie metallene Glockenzeichen durch das Gebirge. Das Haus hörte sie, jede Kammer, die alte Frau wachte davon auf.

Als der Schatten des Fremden übergroß in die Küche fiel, blickte sie hoch: grade ging er am Fenster, mit den Knien den ganzen Rahmen füllend, da das Haus tief lag, vorüber.

Ihr Rücken spannte sich. Ihre Augen blitzten. Das Klappern ihrer Zähne setzte aus. Sie hörte, wie der Fremde in das Haus hereinkam, die Treppe hoch schritt und in sein Zimmer trat.

Sie stand auf. Mit ein paar raschen, wütend bewußtlosen Griffen hatte sie einen Teil ihrer unteren Kleider von sich gerissen und in den Ofen gestopft. Nur in Oberrock und Hemd schlich sie leise die Treppe hinauf. Die Tür des Gastzimmers war nicht mehr angelehnt, sondern geschlossen. Sie wartete einen Moment, ob der Fremde hinter ihr eingeschlafen war, und drückte, als sie nichts hörte, mit Hand und Knie die Tür zu gleicher Zeit auf.

Der Fremde lag wirklich auf dem Bette und schlief. Sie sah ihn

Digitized by Google

von der Türe des Zimmers aus genau. Er atmete ruhig und tief, sein Gesicht war weiß, die Augenlider geschweift, der Mund zart und ernst wie der eines Knaben oder einer Frau.

„Betrüger!“ Sie ballte die Hände zur Faust. Ihre mächtige Brust begann zu keuchen. „Ich werde dir dein schlafendes Rosenmaul zerreißen!“

Sie krümmte sich und war bereit, über ihn zu stürzen und ihm die Lippen zu zerfleischen.

Hiervon wachte der Fremde auf. Er öffnete die Augen, ohne aufzustehen, und sah sie an.

„Was willst du?“ fragte er ruhig und ernst.

„Als ob du es nicht weißt!“ sagte die Magd.

Der Fremde setzte sich im Bette auf und sah sie tiefer an.

„Was blickst du mich so wisserisch an? Meinst du, daß ich krank bin, du — Heiliger?!“ Die Magd bleckte ihm die Zähne ins Gesicht knirschend und laut.

Der Fremde schüttelte den Kopf, er schien zu träumen, als er sprach:

„Warum siehst du in deinem Gesicht die Geschwüre des Aussatzes hausen? Deine Augenlider sind rot, deine Lippen von Wunden zerteilt.“

„Siehst du es endlich?“ lachte die Magd.

„Fürchte dich nicht,“ sagte der Fremde. „Ich sah dich schon so heute nacht, aber ich sah dich anders hernach, in einem neuen Gesicht und in einem neuen Kleid. Warum bist du zurückgeworden, was du warst?“

Die Magd wich vor dem großen Blick des Fremden einen Schritt zurück.

„Kann ich mich selber verwandeln? Ich war schon einmal hier, aber du warst nicht da. Jetzt ist es Morgen.“

Der Fremde stand ganz auf.

„Es ist wahr,“ sagte er, „ich war nicht da, als du kamst, ich war in das Gebirge hinauf. Eine Stimme kam in der Nacht und schickte mich hier heraus. Willst du mir verzeihen?“

„Verzeihen?“ wiederholte flüsternd die Magd. „Ich habe dich schon verflucht.“ Und sie zog sich vor Angst, Grauen und Kummer vor den schrecklichen Worten des Fremden und vor seinem stillen und ernsten Gesichte, das ihr noch weit schrecklicher als seine Worte dünkte, in den Raum zurück, bis sie wieder frierend und hilf-

Digitized by Google

los an der Türe stand, die eine Hand auf der Klinke, die andere herabhängend an ihrem Körper, wie das erstemal.

„Fröstele nicht, glaube!“

Der Fremde hatte diese Worte gesprochen ohne die Lippen zu bewegen; — leise, lautlos — wie Lichtzeichen standen die Worte im Raum.

„Glaube —?!“ — Die Magd schrie auf.

Ihre Schultern begannen zu zittern, ihre Lippen bebten. Das Gesicht des Fremden wurde durchsichtig weiß, es leuchtete schmerzlich auf, und auf einmal beugte er sich tief, seine Stirne sank schwer auf die Stirne der Aussätzigen herab, seine Haare fielen über ihr Gesicht und sein Mund küßte lange den zerfressenen Mund der Magd.

Dann löste er sich los und ging gebeugt und wie von einem Schlage erschöpft zur Türe hinaus.

Die Magd stand aufrecht im Raum. Sie stand so, sie wußte es nicht, waren es Stunden — der Fremde war lange hinaus.

Es wurde seltsam in ihr. Es war erschreckend: ein erst leises, dann immer lauteres Summen und Brausen, ein Dröhnen und Stoßen, ein gewaltiges, fast schmerzendes Wachsen hub in ihr an. Wieder war es tief in ihr drinnen, in der Brust, im Herzen, hinter der Brust, unter dem Herzen, hinter dem letzten Grund ihres Seins: es teilte sich all ihren Gliedern mit, es stieg in dem Halse herauf, durch die Wangen in die Augen, in die Stirn. Eine selige, schmerzhafte, brennende Glut klopfte, stieß und riß an ihrer Haut. Sie mußte an die späten Frühlingsnächte in ihrem Tal denken, wenn nach brausenden Gewitterstürzen die trockene Erde anfing zu sieden, die hartkantigen Risse stöhnend sich schlossen und das feuchte Gras sich sichtbar aufrichtete und sproß. Ihre Brust, ihr Leib fingen an, auf- und niederzuwogen wie in der Nacht, ihre Glieder schlugen zitternd aneinander wie stürzende Türme, und als sie die Hände in Angst vor dem Kommenden zum Gesicht führte, um die ausbrechende Glut wie die Scham über ihre noch vor wenigen Minuten gehabten Verwesungsgedanken festzuhalten, spürte sie, wie die Blattern auf den Geschwüren gleich Blättern eines Baumes im Feuer kräuselten, lautlos absprangen und ihr in die hohle Hand fielen. Sie warf die Arme jäh in die Höhe und brach aus in einen rasenden Schrei von langanhaltender Gewalt.

„Ich bin von Christus geküßt!“

Digitized by Google

Der Schrei zerriß tönend das kleine Zimmer. Das Fenster sprang auf und zitterte, das Echo des Gebirges erschrak aufhorchend und hallte wie ein Signal minutenlang.

Das Holzhaus bebte von dem Toben und Auf- und Niederschlagen der Magd.

Als die alte Frau, von dem Aufruhr der Elemente geschreckt, die Magd suchte und fand und sie fragte, was geschehen sei, schrie die Magd nur dieselben Worte:

„Ich bin von Christus geküßt."

Sie blieb am Boden liegen, mit schluchzendem Körper, das Gesicht in den Armen, von Tränenstürzen bis auf die Brust gebadet. Die Alte wollte im ersten Augenblick des Schreckens vor dem Bilde, das sich ihr bot, Zimmer und Haus verlassen, nichts anderes glaubend, als daß die Krankheit der Magd nun wirklich in das Stadium des Wahnsinns eingetreten sei. Dann aber schlug sie dreimal drei Kreuze über sich und über die am Boden Liegende, holte das Gebetbuch und die Psalter und kniete auf der Schwelle der Kammer nieder, um zu beten. Ihr fiel diesmal „Das Bußgebet um Erledigung von der schweren Sündenlast" des 38. Psalms in die Hände; sie las laut murmelnd die Verse:

„Herr, strafe mich nicht in deinem Zorn und züchtige mich nicht in deinem Grimme,

Denn deine Pfeile stecken in mir, und deine Hand drücket mich.

Es ist nichts Gesundes an meinem Leibe vor deinem Drohen, und ist kein Friede in meinen Gebeinen vor meiner Sünde.

Denn meine Sünden gehen über mein Haupt, wie eine schwere Last sind sie mir zu schwer geworden.

Meine Wunden stinken und eitern vor meiner Torheit."

Hier unterbrach sie die plötzliche Stille der Magd.

„Was betet Sie?" schrie die Magd im Zustand des rasenden Lebens, welches sie durchbebte, einen ungeahnten Sprachreichtum gewinnend und das Schriftdeutsch mit dem Dialekt ihres Dorfes vermischend auf: „Was betet Sie, Frau? Ich bin nicht krank! Ich eitere nicht mehr. Ich bin geheilt. Christus ist heut morgen in leibhaftiger Gestalt zu mir gekommen und hat mich geheilt!"

„Christus?" sagte die Alte tief. „Christus? Unselige Sie! Der heilige Herr küßt keine aussätzige Magd. Auf solch eine Art kommt bloß der — Gott sei bei uns —" und sie schlug ein besonderes Kreuz in den Raum.

Digitized by Google

„Es wird der Teufel gewesen sein, dem es nicht genug war, deinen Leib zuschanden zu machen, er mußte nun kommen, deine Seele zu holen, um mit ihr abzufahren in sein Höllenreich. Gott helf uns allen!“ Und dringender betete sie, in ihrem Psalm fortfahrend, auf der Schwelle des Zimmers kniend, während der Morgenwind des Gebirges, zum Fenster herein- und zur Türe hinausfahrend, die Bettlaken und Kleider der beiden Frauen ins Wirbeln brachte.

Die Magd hatte zuerst, aufs neue sprachlos werdend, den Worten der Frau und ihren Beschwörungen gelauscht. Dann fing sie an, die Arme merkwürdig hin- und herzuschütteln und die Lippen unaufhörlich zu bewegen: es schien, als hielte ihr lange gequälter Geist den Eindrücken nicht mehr Stand.

„Bei der Mutter Maria, bei Gott und den heiligen Sakramenten! — Höre Sie auf!“ stöhnte die Magd. „Ich sage Ihr, Christus war leibhaftig und wahrhaft da und hat mich geküßt.“

Die Alte schlug ernster ihr Kreuz:

„Wenn Sie den feinen Herrn mit Christus meint, so mag Gott Ihrer Seele gnädig sein! Der Teufel weiß wohl, in was für eine Gestalt er kriechen muß, um einem verlorenen Geschöpf den Rest zu geben.“

Die Magd schrie auf:

„Sag Sie das nicht noch einmal, Frau! Es war der Herr!!“

Sie schluchzte, bebte, zitterte und schrie:

„Der Teufel bin ich, der Teufel ist Sie! Der Teufel sind alle, alle, — hört Sie mich, Frau?!“

Sie ging auf ihren Knien zu der Alten hin und würgte sie, die nicht aufhören wollte, zu beten. Sie schüttelte sie an Schultern und Kehle und schlug auf den lallenden Mund der Frau mit der flachen Faust.

„Ich bin der Teufel, ich, ich!“

Sie heulte. Das Fenster zitterte.

„Das Luder ist in mir! Aber es soll heraus, sage ich Ihr! Ich bin in seiner Kammer gewesen und wollte ihm den Tod an den Leib setzen, — und Sie sagt, es war der Teufel, der mich geküßt hat, Sie Teufelin?! Sie ist der Teufel selbst mit Ihren Gebeten und vielleicht auch der, der mir gestern mit seinen Fingern die Brüste aus dem Leib schälte, als wären es Äpfel, gut genug zum Besehn und Essen, — aber der mich heute früh geküßt hat, war Christus, der Herr!“

Digitized by Google

Die Alte betete laut:

„Höre sie nicht, großer Gott, in deinem Zorn!“

Die Magd schrie wilder:

„Ende jetzt mit deinem lächerlichen Psalm! Er hat hier nichts mehr zu suchen. Ich sage Ihr, ich schmeiße mich deinem Gott an die Brust, daß es ihm hell vor den Augen wird. Ich will ein Feuer anmachen nun, das soll alles verbrennen. Ein Feuer, von dem sollen die Menschen sprechen im Tal und im Dorf: ‚Die Anna war krank, die Anna war schlecht und wir sind es gewesen, die sie schlecht gemacht haben. Aber die Anna hat ein Feuer angesteckt und hat alles verbrannt. Der heilige Herr ist zur Anna gekommen und hat ihren zerfressenen Mund geküßt und die Anna hat davon ein Feuer angezündet, das hat sie sauber gewaschen, daß sie neu strahlte wie die liebe Sonn' am ersten Tag.‘“

Die Magd, die alle diese Worte zwischen Schriftdeutsch und heimatlichem Dialekt gesprochen hatte, ließ jetzt von der Alten ab. Mit glühendem Gesicht, immer noch von Tränen und aufbrechenden Geschwüren feucht, sprang sie an der halb ohnmächtigen Frau vorbei, die Treppe herunter durch das Haus, nahm ein brennendes Scheit aus dem Küchenherd und zündete das Haus in allen Zimmern an.

„Ich bin von Christus geküßt“, beteuerte sie dabei, als das Feuer wütend in die hölzernen Balken sprang.

„Ich bin von Christus geküßt. Alles ist Glut jetzt in mir. Hört Sie, Frau! Alles ist Glut in mir nun. Nun ist alles bald Glut, innen und außen.“

Die Gebete der alten Frau waren bald von Flammen, berstenden Balken und Rauch erstickt. Sie konnte sich vor Entsetzen nicht von der Schwelle rühren und wimmerte nur noch die letzten lateinischen Gebetsformeln des ‚Ora pro nobis‘ und ‚Miserere‘, die sie von ihrem Sohn, der Priester geworden war, noch in Erinnerung hatte, zwischen den dünnen Lippen. Die Magd aber lief mit ihrem mächtigen Leibe immer noch ungeschwächt in dem brennenden Hause herum.

„Ihr kalten Menschen! Ihr kalten Menschen!“ rief sie in schluchzendem Wahnsinn.

„Meinen Leib habt ihr mir verdreckt, aber meine Seel', meine Seel' kriegt ihr nicht. Die ist Glut, nichts als Glut, die hat Christus, Jesus Christus, geküßt.“

Sie weinte unter Tränen glückselig und wild, während ihre Glieder immer glühender brannten und ihre Kleider und Haare Stück für Stück, zur Asche geworden, zu Boden fielen.

Digitized by Google

Die Glut des Hauses hatte längst die letzten Zerstörungszeichen der Krankheit von ihrem Körper gefressen, alle Geschwüre und Narben waren von den Flammen weggezehrt und nur die im tiefsten Herzen Gottes gedachte Gestalt des Menschen wuchs in den Farben der mächtigen weißen Lilie eines weiblichen Leibes auf, um immer dunkler in der Gestalt der feuerfarbenen Gebirgslilie zu sterben.

Kein einziger Klagelaut brach über die Lippen der bis zum Rande mit tödlichem Leben gefüllten Kreatur, als sie endlich von Schmerzen ermattet im Feuer hinsank und mit einem letzten seligen Schrei Geist und Seele aufgab.

Das im Morgenlicht auf dem Bergmassiv verbrennende Haus leuchtete fahl in die Ferne. Das ruhige Weiß der Sonne sog den Feuerschein fast vollständig auf, und als der Fremde, über den Rücken der Gebirge hinziehend, sich umwandte und hinter einem Gipfel den ungewöhnlichen Feuerschein und Rauch sah, ließ er nach kurzem tiefen Besinnen das Feuer als ein Ereignis, dessen er nicht mehr Herr war, vorüberziehen an seinem ruhiggewordenen Geiste.

DER GEIST DES NATURALISTISCHEN ZEITALTERS

von

ALFRED DÖBLIN

Zu den lästigsten Vorstellungen gehört die Unterscheidung: Kultur gegen Zivilisation, auf die man bei jedem Schritt stößt. Eine aufdringliche Sentimentalität steckt dahinter. Schon immer wird der Vergangenheit nachgejammert. Die Vergangenheit ist ein geeignetes und nachgiebiges Objekt für wehmütige Dichtungen. Man kommt leicht dazu: die Gegenwart sieht man genau mit Einzelheiten, die Vergangenheit als Riesenblock, an dem sich nur Grobes, Allgemeines unterscheiden läßt. Man sieht nicht den Kleinkram von damals, der das Leben dem heutigen sehr ähnlich machte. Das Jetzt miskroskopiert man, die Vergangenheit sieht man mit dem Fernrohr: die Ergebnisse will man vergleichen. Es gibt keine Zeit, die nicht sich bejammert hätte und eine frühere verhimmelt. Man soll sich durch

Digitized by Google

schwächliche Minderwertigkeitsgefühle nicht verblüffen lassen, auch dann nicht, wenn sie als Historie auftreten.

Die Mißachtung: heute Zivilisation, früher Kultur hat ihren Hauptgrund in der Unfähigkeit dieser sentimentalen Historiker, die Gegenwart zu erfassen. Man weiß, daß bei aller Geschichtschreibung, bei allen noch so abstrakten Theorien, großartigen Philosophien einfache Grundeinstellungen mitwirken. Wer kundig ist, merkt bald, aus welchem Hause einer ist. Zur Zeit ist die stärkste Scheuklappe, die ein westlicher Kopf mitbekommt, die scholastisch-humanistische Schulbildung. Die wenigsten, die davon genossen haben, finden sich mehr heraus. Plato, Sophokles, die Klassizität sind chronische Übel, die kein Salvarsan heilt. Das sieht nicht, was um einen vorgeht, ist wie ein Paranoiker, der die Vorgänge auf sich, auf seinen Komplex bezieht und sie nicht mehr für sich betrachten kann. Scholastik-Humanismus ist solch Komplex, der die Gegenwart falsch macht. Die „Civilisation" ist durch das Erbe der Vergangenheit verdorben, um die Selbstachtung gebracht. Ich habe vor, zu zeigen, was diese Epoche, außerhalb des humanistischen Gesichtskreises, ist.

Lange Zeit wurden die Menschen und das Leben in Europa bestimmt durch die Vorstellung eines realen, höchst wirksamen Jenseits. Die Wirksamkeit dieses Jenseits zeigte sich sogleich darin, daß es der Sitz eines Gottes, des einzigen Gottes dieser Periode, war. Es bestand kein Glauben im heutigen Sinne an dieses Jenseits, sondern konkretes Wissen. Die Wissenschaft dieser Zeit war Wissenschaft vom Jenseits, Theologie. Das auf andre Weise bekannte Diesseits konnte vom Wissenschaftler und auch vom Praktiker vernachlässigt werden. Auch das Leben war nur ein Leben für das Jenseits. In welcher Beziehung die Welt zu dem Gott und dem Jenseits stand, ihre Entwicklung aus dem Jenseits wurde nicht ernsthaft verfolgt und brauchte, angesichts viel wichtigerer Aufgaben, nicht ernsthaft verfolgt werden. Vom Jenseits, vom Gott in ihm, war die Welt geschaffen, „geschaffen" wie man mit einem bildlichen und sehr unbestimmten Ausdruck sagte. Das Wie blieb im Dunkeln, man beantwortete nur ethisch: wozu und warum.

Daß der Schwerpunkt der gesamten weltlichen Existenz im Jenseits lag, war ein Gedanke von tiefer Demut. Und das produktive Elementargefühl dieser metaphysischen Periode konnte nur ein Minderwertigkeitsgefühl, ein Gefühl vom eigenen Nichts sein. Anders ge-

Digitized by Google

sehen aber war es eine naiv hochmütige, höchstmütige Epoche. Denn ihr Jenseits und ihr Gott war ein Gott für diese Menschen. Andere Wesen oder gar die physikalische Natur kam für das Jenseits nicht in Frage. Und da war es ja ein beispielloser Aufwand: ein ganzes Jenseits und ein Gott für die gläubigen Menschen Europas. Gleichzeitig Demut und Hochmut. Aber der metaphysische Stolz überwog. Die Epoche war übrigens vollkommen praktisch. Die Wissenschaft vom Jenseits, die Theologie, war nur da, um das Praktische zu fundieren und sicher zu stellen.

Aus dem Winkel des Beobachters kam die Wendung. Beobachter waren die Männer, die sich vom Handeln abzogen und so, uninteressiert an ihrem eigenen Geschick, ihr Augenmerk richteten auf die mißachtete, bloß schlecht und recht geschaffene Aschenbrödelwelt. Diese Neigung, die belanglose Welt zu beobachten, mußte als unsittlich gelten, und wurde bald mehr als unsittlich, nämlich gefährlich. Aber sie gewann an Boden. Es kam die lange Übergangsperiode, die Periode der Kämpfe der Praktiker und Sittlichen gegen die Beobachter, Einzel- und Massenkämpfe. Dies ragt noch in unsere Gegenwart hinein. Jahrhunderte hindurch ist der Kampf gegangen zwischen der langsam ermattenden metaphysischen Gewalt und der neuen, die erst nur bei Beobachtern lag. Ein neuer Impuls entwickelte sich.

Die junge siegreiche Kraft, die das transzendentale Wissen und ihre Praxis ablöste, ist der naturalistische Geist, der zunächst noch nicht der Geist von „Praktikern" im alten Sinne ist. Er ist es, der jetzt in der europäisch-amerikanischen Welt arbeitet. Mit dem Erscheinen der Technik um die Mitte des vorigen Jahrhunderts tritt dieser Geist an die Oberfläche. Wir stehen im Beginn des naturalistischen Zeitalters. Im Anfang prägt dieser Periode die Technik ihr Merkmal auf. Es ist zurzeit ein Durcheinander, das Durcheinanderschieben zweier Epochen. Ruinen, Rohstoff, alte und neue Energie sind da. Das Bild muß sein Barbarei, Unsicherheit und Pessimismus, — ein Anblick, der wenigen Freude bietet. Aber der Lebende muß wissen, wohin die Fahrt geht.

Ich spreche von einer neuen „Kraft", wie auch andere tun, vom humanistischen „Geist", vom mönchischen, naturalistischen. Was ist das biologisch gesehen?

Das ist nichts als eine besondere Einstellung der Menschengruppe unter der Einwirkung des Gesellschaftstriebes. Der Gesellschaftstrieb

Digitized by Google

benutzt die kleinen Verbände, die er früher und in unteren Schichten gebildet hat, als Material für immer größere Verbände. Familien, Stämme sind solche alten festen Verbände, Notverbände: denn sie haben es mit den vitalsten Dingen zu tun. Der Trieb zu solchen festen Verbänden ist jetzt schon so stark, daß er als Instinkt auftritt. Hier hat der Gesellschaftstrieb ganze Arbeit gemacht. Die größeren Verbände aber, die viele Einzelgruppen zusammenschließen, sind dauernd in Gefahr zu zerfallen. Der Gesellschaftstrieb ist aber unerhört lebendig, er hat sich als tüchtig erwiesen in der Tiergeschichte, hat Wesentliches an der Tierart Mensch geschaffen; nun arbeitet und wuchert er weiter. Er schafft die wechselnden großen neuen Verbände und ihren Geist, die Völker und Kulturen. Biologisch sind das Versuche, zu Variationen zu gelangen, neue Menschentypen zu bilden. Die Tierart Mensch will nicht stehen bleiben. „Kulturen" sind fast stimmungsmäßige, jedenfalls sehr labile Versuche des Kollektivwesens zu variieren. Man wird biologisch nicht zu hoch von der einzelnen „Kultur" denken, so reich sie auch ist. Ihr Reichtum zeigt nur die Größe und das Gewaltige der Natur auch im Kleinen. Aber es ist doch Mikroskopie. Was ist Humanismus, metaphysische Epoche, Naturalismus in der Geschichte der Menschheit? Fünfhundert bis eintausend Jahre gegen dreihunderttausend. Es sind Schwankungen im Typus, die in prähistorischen Zeiten tausendmal unbeobachtet vorkamen und resultatlos verschwanden. Wir betrachten diese kleinen Abschnitte aber, weil ihr Zeitmaß unseres ist und weil wir uns an ihnen bestimmen.

Wie kommt es zu solcher „Kultur", wie variiert das Kollektivwesen, das Gruppentier? Wann und warum hat es im Einzelfall den Drang oder Zwang zu variieren? Man bemerke, daß manche Kulturen einseitig bestimmte Organsysteme ausbilden, bestimmte Gehirnteile entwickeln, andere vernachlässigen. Die Energien wechseln, nachdem sie ihre Möglichkeiten erschöpft haben auf einem Gebiet, auf ein anderes hinüber. Es wird, wie im Einzelleben, so in dem des Gruppentiers auch ganze Rückschläge auf frühere Epochen geben. Maßgebend für die Entwicklung, für den Wechsel der Kulturen, für den Antrieb zu neuer Variation sind besondere kraftvolle Menschen. Das sind die, in denen sich zuerst und am deutlichsten eine Variation vollzieht. Sie drängen, wie man auch historisch sieht, die Epoche im Sinne ihrer Variation weiter.

Dies ist eine der Brücken von der Naturwissenschaft zur Historie.

Digitized by Google

Charakteristisch für die jetzige Epoche muß sein das Kleinheitsgefühl, stammend aus der Einsicht von der verlorenen zentralen Stellung in der Welt und das der Einsicht in die Belanglosigkeit des tierisch-menschlichen Einzelwesens. Daneben steht das Freiheits- und Unabhängigkeitsgefühl, stammend aus der Gewißheit, nicht für ein Jenseits zu leben und alles von sich aus leisten zu müssen. Mit dem Freiheitsgefühl verbindet sich und aus ihm wächst sofort der Antrieb zu kräftigster Aktivität. Es kommt ganz und gar nicht zur Verzweiflung nach dem Schwinden der Jenseitsgläubigkeit. Es wird so: der bestirnte Himmel über mir und die Eisenbahnschienen unter mir.

Der naturalistische Impuls tritt im ersten Stoß technisch auf. Genauer: kommt technisch an die Oberfläche. Seine Geistigkeit, die von heute, ist unentwickelt, das heißt materialistisch oder wüst mystisch oder Restweisheit von früher oder anderswo.

Warum ist der durchbrechende naturalistische Impuls zuerst technisch? Er ist so reaktiv gegen die frühere Epoche, die nur einen kleinen speziellen Teil der menschlichen Energien gepflegt hatte und den andern hatte atrophieren, verwahrlosen lassen. Physiologisch werden in der neuen Epoche andere Organsysteme und Gehirnteile beschäftigt. Die ermüdeten alten Teile erholen sich. Muskeln, Augen, Ohren und ihre nervös-psychischen Projektionen treten jetzt in den Vordergrund. Man will sich fortbewegen, sehen, hören. Man hatte vorher seine Kraft nur gelegentlich in Kriegen entladen; jetzt kommt es zur Technik: das ist Dauerkrieg, permanente Eroberung der Welt, die ja grenzenlos ist.

Gegenüber den vorher herrschenden passiven und rezeptiven Gefühlen treten männlich aktive hervor. Ich zeichne roh andeutend auf Umfang und Wesen des technischen Geistes, den Niederschlag dieses Geistes, — nun nicht in Kulturen, Denkmälern, Religionsformen, Dichtungen, Kunstwerken, sondern in Erfindungen, Arbeitsgebieten.

Manche sind der Meinung, daß das, wovon hier die Rede ist, überhaupt kein besonderer Geist, keine plastisch wirkende Kraft sei, sondern nur eine mit Wissenschaft verbrämte Handfertigkeit. Man sieht nicht, erstens daß die Technik schon etwas ist, wenn auch nur Symptom von etwas anderem, und dann daß sie etwas Anfängliches ist. Man sieht gegenüber der Vergangenheit Entseelung und nicht den schweren langsamen Prozeß der Umseelung. Man meint, wir seien geschickt, aber eine Handvoll Patente sei keine neue Epoche. Blind

Digitized by Google

ist immer die Zeit gegen das Neue, das dürftig erscheint. Es ist grotesk, aber begreiflich, daß sogar Funktionäre des neuen Geistes ihn für materialistisch halten. Sie haben ein schlechtes Gewissen. Man kennt die fabelhafte Hochachtung vor der alten Bildung, die für die eigentliche Bildung gehalten wird. Man kann sehr tüchtige Väter finden, die sich vor ihren klavierspielenden Töchtern genieren. Drei Takte Schumann macht sie rot. Das Urteil „materialistisch" stammt aus der alten, kulturell hoch gediehenen mönchischen und humanistischen Welt, ist eine Kampfhandlung des alten Geistes, wie ein Schimpfwort eine Kampfhandlung ist. Es existiert freilich fort diese hohe alte Bildung mit ihren Klassikern und wird gepflegt. Aber sichtlich ist das meiste jetzt schief geworden und hat keinen rechten Klang. Man pflegt sie noch, die Wichtigkeiten der Leute aus dem zwölften bis achtzehnten Jahrhundert. Soll ich nur spotten, daß die alte Bildung, die einzige, die ist, bejahrtes Dörrgemüse ist? Der Ton liegt darauf, daß sie die einzige, noch die einzige Bildung ist, und sicher wird der neue naturalistische Impuls seinen Geist nicht finden ohne Mithilfe des alten. Die alte Bildung füllt ein Vakuum, liefert Baustoff zu einer neuen Bildung. Es ist freilich schon heute ein Unfug, eine Säule von Phidias anhimmeln zu lassen und die Untergrundbahn ein bloßes Verkehrsmittel zu nennen. Keine höhere Schlosserei ist die Technik, sondern vom Blut dieser Epoche. Technik und Naturwissenschaft bewältigen auf ihre Weise die Welt, auf die Weise heller und kraftvoller Menschen. In ihrem Drang ist keine alte Frömmigkeit. Diese Menschen sagen wirklich statt Gott Kattun. Aber Kattun ist ihnen so wenig ein Spaß wie den früheren ihr Gott. Archäologen und ihre Freunde, nur auf Mumien geeicht, werden das nicht verstehen.

Was treiben die Menschen von heute, die Großstädter, was bewegt sie, wozu werden sie bewegt? Ein Mensch von früher wird etwa die Frage stellen: was tun die von heute oder haben sie getan mit den Dingen, die die Humanisten getrieben haben, was ist aus den Fragen und Problemen philosophischer, religiöser, ästhetischer Art geworden, die sie aufgeworfen haben? Die Antwort: die von heute haben alle Probleme gelöst, auf die einfachste Weise: sie haben sie liegen gelassen. Es sind neue Probleme gekommen. Man hat die Größe und Wichtigkeit der alten Probleme respektvoll anerkannt und sich dann mit der Herstellung von Zahnpasta beschäftigt.

Ich greife einiges beliebig heraus.

Digitized by Google

Es gibt die Chemie und ihre Technologie. Ein Kapitel sind die Legierungen. Die Darstellung aus Metallen durch Kompression von Metallpulver, durch Zementation, in Öfen. Die Herstellung von Spezialstählen. Man studiert Ferrosilizium, Ferrovanadium, Nickel, Molybdän, Chrommolybdän, die Veredelung der Legierungen. Das besondere Studium der Ternär- und Quaternärstähle.

Die Farbstoffe: ein Kontinent für sich. Die organischen Farbstoffe, Xanton, Flavon, Indol. Die Nitro- und Azzofarbstoffe. Die Erdfarben, Mineralfarbstoffe.

Die Gerberei. Das ging bisher nur den Schuster an. Jetzt wirft sich geradezu eine Theologie auf sie, das prüft und versucht die Zurichtung des Leders, die Trocknung, Walkung der Häute, das Enthaaren. Alles wird mit einer ganz besonderen Aufmerksamkeit betrieben, mit einer ganz charakteristischen Intensität. Diese Dinge waren vorher gar nicht angefaßt worden. Jetzt tritt ihr Herr an sie. Die Herstellung künstlicher Seiden. Wir haben doch Seide genug: aber dieser Einwand wird gar nicht gemacht. Man muß versuchen, künstliche herzustellen. Wir müssen es können und werden es können. Es wird die Methode gefunden, Zellulose aufzulösen, die zähe Flüssigkeit unter Druck auszuspritzen, die dann erstarrt. Dann ist zu unterscheiden und zu beobachten, wie man naß spinnt, trocken spinnt, die Fäden verzwirnt, sie mit Formaldehyd härtet.

Das weite Gährungsgewerbe. Die Reinzucht der Hefe, die Verwendung der Schimmelpilze. Die Herstellung der Seifen, des Spiritus. Jeder Handgriff, jede Anordnung ist das Resultat der Arbeit von vielen sehr geduldigen und speziell erfahrenen Menschen. Und ist nie das letzte Resultat. Die Konservierung der Lebensmittel. Dann die Textilchemie und die Gespinstfasern. Glas, es ist in jedem Fenster; die Rohmaterialien sind zu durchdenken, besondere Studien dazu sind zu machen. Hochöfen werden eingerichtet, die Tageswannen; man beobachtet die subtile Herstellung der Glaswalzen, der Spezialgläser. Es gibt die Photographie. Man kommt zu lichtempfindlichen Films, Entwicklern, Abschwächern und Verstärkern. Die Fixiermittel, Präparate zur Tonung. Das gleitet von einer Hand zur anderen und blitzt nur so von Geist, von Geist besonderer Art. Etwas anderes. Die elektrischen Glühlampen, ihre Grundidee, gewissermaßen die innere Glühlampe. Dann die Arbeit um die Details: das Studium des Strumpfmaterials, die Art des Strickens, das Imprägnieren mit den Substanzen: Osmium, Tantal, Zirkon, Wolfram. Die Begleiterfindungen, das Auspumpen, Zuführen von Gasen.

Digitized by Google

Die Ausnutzung der Wasserkräfte. Die Wasserfälle haben aufgehört für sich zu bestehen. Es widerstrebt denen von heute, sie sich selbst zu überlassen. Die Menschen sind gewissermaßen Generalvormund aller Naturobjekte geworden. Die Menschen, wie sie sich an die Natur werfen, scheinen wie verhungert danach.

Die Riesenkapitel der Elektrizität, der Kraftübertragung, der Dynamomaschine. Das Fernsprechwesen. Die Baukonstruktionen, die Eisenbetonbauten. Eisenbahnanlagen mit ihren Ober- und Unterbauten, ihrem Signalwesen, den Brückenkonstruktionen. Das Heben und Verschieben von Bauwerken, die Tauchapparate, Motorboote, Kraftwagen. Alles gewonnen und immer Weiteres gewonnen aus der Zusammenarbeit und der Spezialisierung vieler, sehr vieler. Ungeheure und besondere Äußerungen Leistungen des Gesellschaftstriebes. Unzweifelhaft ist der Kölner Dom die Äußerung eines starken bestimmten Geistes. Die Dynamomaschine kann es mit dem Kölner Dom aufnehmen. Die spezifische Energie, die besondere Intuition, die Emil Fischer bei der Synthese des Traubenzuckers führte, hält den stärksten humanistischen Leistungen die Wage.

Wie entstand dies Neue, besser: wie setzte es sich in Bewegung? Da laufen seit Jahrhunderten die naturalistischen Regungen namenlos und unterdrückt neben den herrschenden gegnerischen einher, sind vorhanden wie diese. Sie gewinnen erstens Kraft daraus, daß die gegnerische Richtung von sich aus Kraft verliert. Dann aber kommt es zu den technischen Erfindungen, die sich aus den Naturbeobachtungen ergaben. Nun setzt ein technischer Schwall ein. Es läppert sich unscheinbar zusammen, diese und diese Erfindung, die Beobachtungen werden sogar allmählich diesen praktischen Zwecken untergeordnet, der technische Sproß macht sich autonom, so daß jetzt da ist: Technik, naturalistisch beflügelte Praxis, heftiger aktiver Drang, der sich gar nicht um die alte feindliche Gegenseite kümmert. Scheinbar pausiert jetzt das Geistige. Aber hinterrücks treibt die Technik, dieser Sproß des naturalistischen Impulses, das Geistige weiter, kämpft gegen das Alte, ohne es anzuführen. Die Erzeugnisse der Technik wirken so. Eisenbahnen, Dynamos, diese, wie es scheint, bloß äußerlichen Dinge, haben enorme geistige Konsequenzen.

Der geistige Charakter der neuen Kraft zeigt sich schon jetzt in ihrer großen Ausbreitung, Fruchtbarkeit. Die Masse der Techniken, die Masse

Digitized by Google

der beteiligten Menschen. Eine frühere Epoche etwa hatte als Prinzip der Organisation, als Pfeiler der Gliederung das Gebet, die Kirche. Dieser Katholizismus bemühte sich auch alle Menschen zu erfassen, aber drang nicht sehr tief in den Alltag ein, mußte sehr vieles privat sein lassen. In diesen privaten Rest teilten sich kleinere ordnende Kräfte, der Staat, das Heer, die Familie. Aber das lag alles außerhalb des Brennpunktes; es war keine genügende Intensität im Aufbau. Der naturalistische Geist, diese neue Bemühung des Gesellschaftstriebes auf Variation der Menschentypen, zieht einmal andere Menschen auf und dann enorm viel mehr. Man kann sich davon täglich überzeugen beim Beobachten des morgendlichen Aufbruchs der Massen zur Fabrikarbeit, zu den Bureaus und Geschäften. Hier wird ein sehr umfangreiches technisch industrielles Kollektivwesen geschaffen.

Die alten Städte und Großstädte werden durch die neue Kraft Schritt um Schritt verändert und neu vereinheitlicht. Der neue Geist macht die Städte zu seinem Leib und Instrument. Die Städte, besonders die Großstädte, sind daher Gegenstände der romantischen Abneigung. Schon lange wird Land und Stadt konfrontiert, die Stadt mit einem Odium belegt. Das erbt sich durch Generationen fort und bildet verkapselt den Kern mancher Philosophie, Geschichte. Tatsächlich sind Dörfer, Städte, Großstädte verschiedene Arten menschlichen Siedelns. Man kann sie nicht werten gegeneinander. Sie entspringen natürlichen Anpassungen an bestimmte Verhältnisse. Städte stehen da in derselben Reihe wie Höhlen, das Wabenwerk der Bienen, Termitenbauten. Seit wann ist aber die Tigerspinne, die einzeln webt, darum mehr als der Hering, der in Schwärmen zieht, oder die Affen, die in Rudeln hausen. Städte sind sehr deutliche Äußerungen des menschlichen Gesellschaftstriebs, der eine elementare Kraft, ein Urinstinkt der jetzigen Art Mensch ist, und zwar, wie man an Buschmännern sieht, schon bei wilden Stämmen voll ausgeprägt ist. Die Menschen der Urzeit mußten zusammen leben, dann konnten sie zusammen leben, dann wollten sie zusammen leben.

Städte, auch Großstädte sind nicht immer ein und dasselbe. Sie dienen als Zentren und Organe im Laufe der Zeiten für Verschiedenes. Sie können dem Schutz dienen und sich um Burgen gruppieren, Wälle und Mauern haben. Sie können sich um Königspaläste versammeln, Pfalzen sein. Dann die Kirche im Mittelpunkt. Dabei jedesmal Zufälliges, Herbeigelaufenes, Angelagertes. Aber derselbe Ort erfährt auch Funktionswechsel. Es bleibt dieselbe Stadt, aber sie dient andern Zwecken. Ein Funktionswechsel, wie ihn etwa unsere Lunge erfahren

Digitized by Google

hat, die aus einem hydrostatischen Apparat der Fische zum Atemorgan geworden ist. So wird aus den Organen der Stadt durch eine neue Gewalt, die über sie fällt, etwas anderes. Jetzt hat sich die neue naturalistische technische Gewalt der Städte bemächtigt, formt ihre Organe um, bildet auch neue Organe.

Warum ist — im Augenblick — der neue naturalistische Geist so eng an die Städte gebunden, enger als der Geist einer früheren Epoche? Weil er sich einen adäquaten Leib in den Städten schafft. Der technische Impuls braucht durchaus zu seiner Verwirklichung großer Kollektivwesen, Massen. Die Städte, besonders die Großstädte, sind technische Arbeitsstätten. Sie zeigen dabei sofort, was charakteristisch für diese Epoche ist, die Monotonie, die Gleichförmigkeit, die spezifische Rationalisierung dieser Epoche. (Jede Epoche hat eine Rationalisierung.) Die Stadt einer anderen Epoche war jeweils ein besonderes Gebilde, das in sich und aus sich lebendig wuchs. Jede Stadt war eigen, sie waren unverwechselbar. Es war ganz natürlich, daß jede Stadt ihren besonderen Heiligen oder Stadtgott hatte. Es gab in Deutschland Frankfurt am Main mit der und der Geschichte, mit dem und dem Gesicht, mit einer besonderen Spielart Menschen, es gab Berlin, München. Es gibt heut nicht mehr Frankfurt oder München oder Berlin, oder sogar Paris, London oder Rom. Es gibt heute nur die technische Stadt, die Großstadt. Sie hat eine örtlich verschieden gefärbte und temperierte Bevölkerung. Wie die Technik Fassungen von Glühbirnen normalisiert, werden die Großstädte normalisiert. Der heut aktive Geist formt Städte, Landschaften, die westliche bewohnte Erde mit derselben Kraft, mit der das alte Rom es tat, als es gleichmäßige Kastelle, Arenen und Wasserleitungen hinsetzte in die Campagna, nach Karthago, an den Rhein, nach Syrien.

Allgemeines über die Städte und Großstädte. Dieselben natürlichen Notwendigkeiten und Antriebe, die die Bildung des Fells, des Geweihs bei Tieren hervorgerufen hat, oder ihre Bildung festgehalten hat, dieselben Notwendigkeiten und Antriebe führen beim Menschen zu Kleidung, Waffen oder zu Putz. Sie führen auch zur Wohnstätte, zur besondern Art der Wohnstätte, nach Gelände und Klima gewählt, zur Hütte mit Schornstein, zum Herd. Diese Dinge sind zwar abgetrennt vom Menschen, aber die Verbindung besteht. Fell und Ge-

Digitized by Google

weih, Gewohnheiten der Tiere ergeben sich nur aus dem Zusammenleben mit der Umgebung, so ergeben sich Hütten, Waffen, Kleidung aus dem Zusammenleben des Menschen mit der bestimmten Umgebung. Sie sind der erweiterte Mensch.

Dazu bewegt die Natur den Einzelmenschen. Der Gesellschaftstrieb aber bringt weiter hervor Siedlungen, Dörfer, Städte, Großstädte. Es kommt zu schützenden Burgen, Wällen, Mauern, Magazinen zur Aufbewahrung von Lebensmitteln, zur Herstellung von Massenartikeln, Fabriken. Das Kollektivwesen Mensch, die Gruppe Mensch bewegt sich, reagiert und produziert in vieler Hinsicht wie ein mächtiger Einzelmensch. In einer gewissen sehr wichtigen Beziehung aber ist das Kollektivwesen Mensch, die Menschengruppe besonders: sie ist — auch in sich — der Weg zu einem anderen, mächtigeren und feineren Tierwesen. Hier ist der Weg zu einer neuen Tierorganisation. Dies ist der biologische Sinn der Staatenbildung, wie schon der kleinsten Gruppenbildung. Unwiderstehlich ist dieser Antrieb wie in zahlreichen anderen Tierarten so beim Menschen. Die Menschengruppe, in sich differenzierend, sucht ihre einzelnen Glieder zu Spezialwesen zu degradieren. Überall besteht der Kampf zwischen dem ganzen Einzelmenschen und dem Trieb der Gruppe ihn zum Träger einer bestimmten Funktion zu machen.

Das Kollektivwesen Mensch stellt als Ganzes erst die überlegene Art Mensch dar. Es wäre unvorsichtig zu sagen, diese gewaltige Kraft, der Gesellschaftstrieb, der das Kollektivwesen formte, wäre ursprünglich eine Not gewesen. Wir sehen nur, daß dieser Trieb vorhanden und von unvergleichlicher Stärke ist.

Die Städte sind Hauptorte und Sitze der Gruppe Mensch. Sie sind der Korallenstock für das Kollektivwesen Mensch. Hat es da einen Sinn, Land und Stadt gegenüberzustellen. Man kann an den Städten manches schwach oder gefährlich finden, man kann in dem Streit der Triebe, die in den Städten arbeiten, Partei ergreifen. Man kann aber nicht die Städte selbst, die Brennpunkte des Gesellschaftstriebes, ablehnen, oder überhaupt bewerten. Naturkräfte dieser Art und ihre Äußerungen stellt man nur fest.

Die technisch naturalistische Kraft hat, wie das Mittelalter seine ecclesia militans, Industrie und Handel entwickelt. Man verkenne die Industrie nicht; es ist oberflächlich zu sagen, der Geist der Industrie sei: zu „verdienen“. Es kommt darauf an, wozu sie das will. Die

Digitized by Google

Anhäufung des Kapitals geschieht, um Futter für den unersättlichen Ausdehnungstrieb zu haben. Hier arbeiten Funktionäre des Geistes, der auf Erschließung der natürlichen Welt, auf ihre Bezwingung und Unterwerfung aus ist. Man sagt auch, man betriebe den Fortschritt. Man kann da von Machtwillen sprechen; aber Machtwillen versteht sich von selbst. Es kommt darauf an, was für ein Machtwillen oder wessen Machtwillen. Und dies hier ist der charakteristische des naturalistischen Zeitalters.

Die weiteren Äußerungen des neuen Impulses. Wie steht es mit dem Land, wie verhalten sich die Bauern? Indem die Industrie mit Propaganda die technischen Produkte auf das Land trägt, ähnelt sie zunehmend das Land den Städten an. Es kann in der technisch-industriellen Zeit von einem gewissen Augenblick an wenig Rede mehr sein von Bauern. Wenn Zeitungen, Telegraphen, Überlandzentralen, Spezialapparate, Motore auf das Land wandern, so erliegt solchem Frontalangriff das Land, wie Peruaner den Spaniern erlegen sind.

Im Politischen: Unterhöhlung der alten Staatenbildung. Diese Staaten sind, wie sie dastehen, von anderen Kräften geschaffen. Hier nun vollbringt der neue Impuls schon mit seiner Vorfrucht, der Technik, eine starke geistige Leistung. Er tut das, ohne Bücher hinzuwerfen und zu begeistern, allein durch das Auswerfen von Eisenbahnschienen. Gegen die vorhandenen geschlossenen Menschengruppen, die Nationen, verhält sich der neue Impuls gleichgültig, steht über und jenseits der Nation. Die Kräfte der Technik wirken gleichmäßig auf alle Grenzlinien, arbeiten wie ein Radiergummi an den Linien und verlöschen sie. Ins Grenzenlose arbeitet dieser Drang. Man sieht hier, daß der neue Impuls eine Kraft für sich ist, die nicht negiert, sondern ändert, nicht zerstört, sondern umseelt.

Imperialismus bringt, wenigstens in diesem Stadium, der neue Impuls mit sich. Das Streben zur Weite, zur Expansion ist eine Äußerung des naturalistischen Geistes; er veranlaßt seine Träger und Funktionäre sich aller natürlichen Objekte zu bemächtigen. Das Streben zur Weite dokumentiert sich sogleich mit dem Legen der unendlichen Eisenbahnschienen, der Telephonkabel. Es sind die neuerweckten Sinnesorgane, die keine Grenze finden. Dies ist ein riesiges Voyeurwesen.

Ich weise bei Gelegenheit dieses Imperialismus auf etwas hin, das für diese anfängliche Periode charakteristisch ist. Die Technik schießt

Digitized by Google

an vielen Orten hoch; sie braucht, um zu wachsen, örtliches Material. Und da gibt es dann nicht den einen Imperialismus des technisch-naturalistischen Geistes, sondern viele, nämlich örtliche Imperialismen. Der Niederschlag einer früheren Kraft, eine ältere Zelle, das Ländliche wird unter der Technik imperialistisch, mehr als es von Haus aus ist. Das Ländliche addiert zu seinem eigenen und ganz besonderen Imperialismus den kolossalen, ins Unendliche gehenden des technischen Impulses. Da geschieht etwas Kurioses, praktisch sehr Gefährliches. Die Technik radiert die Grenzen, und ländlich gebunden verstärkt sie sie, wider ihre Natur. Die Funktionäre der Technik, zugleich Männer ihrer Länder, erscheinen in dieser Zeit in der sonderbarsten Doppelbeleuchtung: die örtlichen Machtmittel zwingen sie national und kriegerisch zu sein, der technische Impuls zwingt sie kriegerisch in anderer Hinsicht, in gewöhnlichem Sinne friedlich und übernational zu sein. Es ist im ganzen unter diesen Umständen unvermeidlich, daß aus der Epoche des jungen naturalistischen technischen Geistes Riesenkriege hervorstürzen.

Sehr stark hat sich der technische Impuls konkret gemacht in Sowjetrußland. Der technisch naturwissenschaftliche Geist hat sich hier des alten vorgefundenen Staatsgebildes bemächtigt und die vorgefundenen Organe teils zerstört, teils mit neuen Funktionen versehen, teils neue geschaffen. Natürlich gibt es hier nur Diener des technischen Impulses und nichts von Unternehmer und Arbeiter. Und ferner: wie in der französischen Revolution Vernunft Gott wurde, so in der russischen der technische naturalistische Geist. Und dies nicht bildlich, sondern real. Kenner dieses Rußlands schildern den Maschinenkult, der hier getrieben wird. Die Technik färbt die Musik, das Theaterbild, bis zum Ballett. Aber die einzelstaatliche Begrenzung, die Festlegung auf eine alte vornaturalistische Form wird doch auch hier als bitter, ja gefahrvoll empfunden. Der technische Impuls will über alle Staaten, alle alte Staatlichkeit hinweg. Dem konsequenten Neurußland bleibt nichts weiter übrig, als sich als Messiasnation zu fühlen und auf die Weltrevolution zu hoffen. Welche Weltrevolution, wie schon ersichtlich ist, aber gar nicht erhofft werden braucht, da sie schon im vollen Gange ist, nämlich im Angriffszug des technisch naturalistischen Geistes. In stärkstem Maße wird dieser revolutionäre Impuls von den sogenannten Bürgern, Unternehmern, Industriellen und durch ihre Methoden vorwärts getrieben. Der eigentliche Feind dieser Revolution

Digitized by Google

ist nicht der Bürger. Kapitalist und Sowjets haben einen gemeinsamen Feind, den Antinaturalisten, Antitechniker, auch Humanisten: Tolstoi.

Die Beeinflussung eines Gesellschaftsgebildes früherer Epochen: die Familie. Die alten patriarchalischen Vorstellungen gehen verloren; sie gehören einer mehr ländlich gebundenen, örtlich beschränkten Periode an. Das männliche Überlegenheitsgefühl wird erschüttert. Denn es strömt einmal das allgemein vorherrschende männliche Gefühl aus der Arbeit, Technik und Wissenschaft auch auf die Frauen dieser Periode über. Aber vornehmlich trägt zu dieser Erschütterung bei das gleichmäßige Arbeiten beider Geschlechter; es gibt bei der Arbeit der neuen Art kaum noch Geschlechter. Arbeiter und Arbeiterinnen erleben sich bei der Arbeit als gleichartige Wesen und Funktionäre derselben Gruppe und Gruppentriebs. Dies wirkt sich auch äußerlich aus, und das Typenbildende, Variantenerzeugende eines solchen Impulses wird deutlich: es ändern sich sekundäre Merkmale des Männlichen und Weiblichen; der vorübergehende Züchtungscharakter einiger anscheinend fest männlicher und fest weiblicher Eigenschaften tritt hervor, Eigenschaften wechseln von einem Geschlecht zum andern herüber. Die Geschlechter ähneln sich an.

Moralische Wertungen und damit im Zusammenhang viele Tatbestände der Seelen sind durch die früheren Kräfte, besonders die im Engen wirkenden familiären geschaffen worden. Es ist nicht klar und noch nicht deutlich, was unter dem Einfluß des neuen Impulses hier vorgehen wird. Die großen historischen, vom Naturalismus eingegebenen Ausblicke Nietzsches sind ein Symptom der auch hier eingetretenen Bewegung. Aber zunächst ist da keine Gefahr. Wie im Geistigen allgemein, so herrscht in der Moral die Neigung zu konservieren vor. Die Moral befindet sich unter der Obhut besonders tiefzelliger, alter, also langsamer und fester Gewalten.

Die Differenzierung der Menschen unter der Einwirkung des technischen Geistes. Es werden Erfinder, Unternehmer, Händler und Kleinarbeiter geschaffen. Die Gliederung der früheren Epoche, die Hierarchie, die ländlichen Stände können sich nicht halten. Die neue Gesellschaft sucht ihr Zentrum und organisiert sich. Da sind die sozialen Fragen, der Kampf der Kleinarbeiter, die zu Arbeitstieren degradiert werden, gegen die Degradation. Diese Schichtung ist nicht

Digitized by Google

fest, die Gesellschaftsbildung ist im Fluß. Übrigens so erbittert Unternehmer und Proletarier kämpfen, niemand denkt an eine Änderung oder Beseitigung des technischen Impulses; niemand geht gegen das Zentrum vor. Beide fühlen sich, wie auch immer, als Organe des neuen Geistes und sind bereit, ihn zur Darstellung zu bringen. Es ist sicher, daß im Augenblick der Proletarierherrschaft dieser Geist eine unerhörte Herrschaft antreten würde: begreiflich, da keine Durchkreuzung durch ältere und andere Impulse in dieser Schicht erfolgt.

Die Wirkung auf Kunst und Literatur. Hier ist, neben den Religionen der eigentliche Sitz der alten Geistigkeit. Künstler gehören zu den schwerfälligsten Wesen. Es gehört zum Wesen der Geistigen, wenig zu beobachten, wenig aufzunehmen, und nur das Alte und Älteres und ganz wenig Neues zu durchkneten, durchzuarbeiten und zu verdauen. Die Vergeistigung von realen Vorgängen ist eine ungemein schwere und langsame Sache. Ich möchte sagen: die wesentlichste Aufgabe der Geistigen ist zu konservieren. Sie leben nicht mit den Praktikern ihrer Zeit in derselben Zeit. Diese ihre Sonderaufgabe ist wichtig, aber sie führt zu merkwürdigen Erscheinungen. Man muß feststellen, daß bei der beschriebenen Sachlage die Geistigen nicht imstande sind, den Praktikern Vorschriften welcher Art auch immer zu machen. Gelegentlich rühmen sie sich, besonders die Künstler, aus den ältesten Quellen zu schöpfen. Aber sie vergessen leicht die Kehrseite davon. Die Ansicht, daß etwas wie ein Zeitgeist, sich gleichmäßig in allen Wesen einer Epoche äußert, ist verkehrt. Es leben immer verschiedene Epochen, Zeitgeister, neben- und miteinander. Ja sogar im einzelnen Menschen ineinander. Das sind Schichtungen unter den Menschen und im Einzelmenschen, Gebilde von der abgeklungenen Tätigkeit des Gesellschaftstriebes. Die Mehrzahl der Künstler und auch der Kunstfreunde schreibt, das ist begreiflich, heute noch 1800 oder 1600. 1900 wird wohl erst um 2100 erscheinen.

Es gehört eine gewisse innere Verdunkelung (sagt einer Verblödung) dazu, Kunstwerke in die Welt zu setzen. Nur so ist es verständlich, daß Deutschland schon 1890 ein stark industrialisiertes Land war, die Künstler aber, Maler und Literaten, noch bei Sonnenaufgängen und Gänsehirten verweilten. Dann wurden in der Literatur einige Leute bewegt, sie wußten nicht wie. Es entstand, in Deutschland stark von außen herangetragen, zum Teil nicht aus dem Leben, sondern auf dem Umwege über fremde Literatur, die naturalistische

Digitized by Google

Welle. Man sah sich um, nunmehr. Vorher hatte man streng darauf geachtet, sich nicht umzusehen. Wenigstens die Blindheit hatten die Dichter von Homer geerbt. Das Poetische einer ganzen Periode bestand darin, daß man schön malte und schön schrieb; aber man vergeistigte damit nichts. Man bewahrte nur auf und nannte sich gebildet. Man war, da man leblos war im Geistigen, roh. Das Gebildete war unzweifelhaft Raffael, der glatte, Einfalt und edle Würde oder, das war noch ehrlicher, Patriotismus mit blanken Kürassierstiefeln. Dem aufkommenden Naturalismus der deutschen Literatur und Malerei blieb nichts übrig, als zunächst einmal heftig mit Dreck zu spritzen. Und da die edle Gesinnung gern mit Pensionsberechtigung verbunden war, ging der Naturalismus gegen die Pensionsberechtigten vor. Es ist übrigens nicht richtig, daß diese technische Periode an sich keine Künstler und keine Kunst erzeugen kann, etwa darum, weil diese Epoche ihre Hauptenergien in die Technik wirft. Jede Geistigkeit ist in solchen anfänglichen Epochen vor ungeheure Aufgaben gestellt. Sondern wie schon bemerkt, die Geistigkeit gerät sehr langsam ins Kochen. Nach der naturalistischen Periode kam die Literatur in rascheren Fluß. Die alberne Jambensprache, der edle Stil, wurde endlich als ekelhaft empfunden: Vehemenz, Frische, auch Dialektisches lockerte die Kunstsprache auf. Einige Literaten zertrümmerten die Syntax selbst; sie waren der nicht unrichtigen Meinung, daß in solchen Formelementen sich Altes verkapsele und die Bewegung störe. Da ihnen die alten Worte über waren, konstruierten sie neue. Nebenbei, wie schwer die Lösung von der früheren Epoche war, zeigten gerade manche Extreme: sie priesen in der befreiten Form gänzlich alte Dinge, wie den Mond, Kanarienvögel und Nachtigallen.

In der Malerlei Liebermann. Später der Futurismus. Der trug deutlich an sich technische Zeichen, Hymnen auf das Auto, das Flugzeug, die Expansion, das Tempo. Die abstrakten Maler darauf waren zu stolz, noch irgend etwas nachzuahmen. Dies scheint Antinaturalismus zu sein, oder Anaturalismus. Aber der Akzent liegt auf der Abhängigkeit; sie wollen selbständig sein; diesseitig und eigenverantwortlich, fast schon neureligiös; sie bilden sich ihre Elementarbestandteile, etwa kubistischer Art. Der Konstruktivismus sieht Schönheit nur in Drähten, Maschinenteilen, geometrischen Formen. Parallel die Musik: Auflösung der alten Syntax und Grammatik, der Formeln und Tonalität. Der Bruch ist am deutlichsten in Schönberg. Die Zeit der ländlich verweilenden oder ländlich heroischen, altgeformten Musik ist vorbei.

Digitized by Google

Dies die mächtige Zeitströmung, die technisch naturalistische, die die Großstädte umbaut, ganze Staaten zu Großstädten macht, das Leben in ihnen auf besondere Art differenziert.

Neben dieser Strömung fließen andere.

Eine Zeit ist immer ein Durcheinander verschiedener Zeitalter, ist große Abschnitte hindurch undurchgoren, schlecht gebacken, trägt Rückstände anderer Kräfte, Keime neuer in sich. Ist eine Symbiose vieler Seelen; die führende sucht sich die andern einzuverleiben. Jetzt ist zuerst da die eigentlich abgelöste Kraft, die Äußerung des letzten Wirkens des Gesellschaftstriebes, das hoch entwickelte Humanistische, Mönchische. Dann das Ländliche. Ich sagte schon, daß vornehmlich das Humanistische und Mönchische wegen seiner hohen Geistigkeit das Vakuum dieser Periode ausfüllt. Die Barbarei dieser Periode hat einen doppelten Ursprung: aus der Inkongruenz von Geistigkeit und Praxis, dann aus der Ungeistigkeit des jungen technischen Triebes selbst. Es gibt da noch die viel ältere Kraft, die aus dem Ländlichen, – dem Nationalen, wie man heute sagt, stammt. Das Ländliche ist aus einer anderen älteren Keimzelle der Gruppe unter dem Gesellschaftstrieb gewachsen. Der technische Impuls, nun durch die Gruppe laufend, berührt den ländlichen, sucht ihn zu verdrängen, zum mindesten zu überschatten. Aber das Ländliche hat, wie das Humanistische und Mönchische, enorme Kraft, eben die des Gewachsenen, auch des Älteren, Bestehenden, die Schwerkraft der Tradition. Es ist in gewisser Hinsicht für den neuen Impuls unerreichbar; denn das Ländliche bewegt sich und lebt in einer anderen Sphäre des Gruppentiers. Welche Kraft der ländliche, jetzt national genannte Impuls hat, sieht jeder; sogar in dem sehr heutigen Amerika bewegt sich der Kuckucksklan. Es gibt die vom Lande kommenden und landwärts laufenden Bewegungen des Rassetums, des Zionismus. Die sehr alten Worte Rasse und Blut beschäftigen die Großstädter. Das sind zwar andere Dinge als eine Seifenfabrik und eine Lokomotive, aber sie haben ihr besonderes Leben, nehmen an der Differenzierung innerhalb des Gruppentiers teil und charakterisieren das Undurchgorene, die Schichtung in ihm.

Der neue eindringende Puls erregt selbst eine Gegenströmung. Die erkennende Naturwissenschaft schiebt das Dunkel unseres Nichtwissens dauernd vor sich, aber das Dunkel bleibt bestehen und tritt bei der Bewegung des Angriffs noch stärker hervor. Mystik ist allemal da; jetzt wird Mystik das, woran die Naturerkenntnis stößt. Das

Digitized by Google

Mystische wird Grenzbegriff der Naturwissenschaft. Fritz Mauthner, der Sprachkritiker, bekennt sich zu einer gottlosen Mystik: „Ich flüchte aus dem Reich der Vernunft in die letzte Einheit, in welcher kein Unterschied mehr besteht zwischen meinem Ich und der übrigen Natur, in welcher ein Tautropfen, eine Tanne, ein Tier und mein Ich nur das gleiche Recht eines Gefühls hat.“ So redet ein Kritiker dem die Erkenntnisse der Forschung vertraut sind.

Gegen den Scheinmaterialismus der technischen Epoche kämpfte schon lange eine religiöse Strömung, die durchaus keine altkonfessionelle war. Zu ihr kommt hinzu ein eigentlich mystischer Drang, der zum Okkulten, der sich seine Argumente gern gerade aus der Naturwissenschaft holt. In der europäischen Malerei von heute ist Mystiker offenbar Chagall. Gustav Mahler musiziert mystisch und altreligiös.

Augenblicklicher Zustand an den Zentren der Verschiebung und Umformung. Die Großstädte sind ein merkwürdiger und kraftvoller Apparat. In ihren Straßen ist fast körperlich zu fühlen der Wirbel von Antrieben und Spannungen, den diese Menschen tragen, den sie ausströmen und der sich ihrer bemächtigt. Nach Beobachtungen an Vögeln sollen diese Tiere gemeinsames Fliegen darum bevorzugen, weil das gleichsinnige Bewegen der Flügel die Nachbarvögel untereinander stützt und ihnen das Fliegen erleichtert. Man hat aus dieser Beobachtung ein bestimmtes Maschinenprinzip gewonnen. Diese Beobachtung gibt die Erklärung für anderes: sie weist an der Nachahmung einen ökonomischen Zweck, die Kraftersparnis; sie erklärt die menschliche Neigung nachzuahmen und die Neigung von Massen sich gleichsinnig zu bewegen. Auf diese Weise werden die Menschen in der Großstadt nun veranlaßt, gleichmäßig das großstädtische Tempo anzunehmen.

Wie der alte bestehende Staat zu der Technik und ihren Erzeugnissen steht, zeigt die Großstadt sofort. Es gibt nichts, was vom Standpunkt der alten Kraft und Gesinnung aus an Herausforderung und naiver Schamlosigkeit den großstädtischen Läden, Schaufenstern, Kaufhäusern gleicht. Jeder Privatmann kann unbelästigt Läden, ganze Warenhäuser aufmachen und Produkte auslegen. Hier wird keine Zensur geübt, wie in dem viel weniger gefährlichen, weil ja konservativen Geistigen der Literatur und Kunst. Der unscheinbare Händler kann seine Waren dekorieren, beleuchten, suggestiv anordnen. Ein Blick zeigt, was hier getrieben wird: Bedürfnisse befriedigt und

Digitized by Google

neue Bedürfnisse gezüchtet. Intensiv praktisch wird hier am Menschen gearbeitet. Der technische Geist geht durch die Straßen, agitiert und bildet. Nicht fern stehen die alten Schulen, Kirchen und Theater. Der alte Staat läßt schon jetzt freies Spiel. Er schützt das, was sich sehr zahm „die Wirtschaft" nennt, und wird bedroht durch diese Wirtschaft.

Hinweis auf Ethisches. Kann die naturalistische Epoche überhaupt zur Ethik sich anders stellen als indifferent und negativ? Die technische Vorperiode jedenfalls ist sichtlich außerordentlich roh und monoman nur von ihrem Impuls getrieben: eine Vertiefung, Vergeistigung des Impulses findet nicht statt. Ethische Indifferenz und Negation liegt aber nicht im Wesen dieses Zeitalters. Eins ist schon beim Vorausblicken deutlich. Die Menschen dieser Epoche fühlen auf neue Art ihren Kollektivcharakter, ihre soziale Natur. Sie sind im Begriff neuartig zusammenzuwachsen. Mehr als in früherer Zeit ist jetzt die Tätigkeit aller Gesellschaftsarbeit. Das Zusammen und die Gleichartigkeit wird erlebt. Schon dies ist ein ethisches Faktum. Man erlebt eine ursprüngliche, über Verträge hinausgehende Verbundenheit. Schon von da kann sich manches ableiten. — Man wird immer mehr und durchaus neu in die Natur eindringen, deren Zeit erst anbricht. Und diese Periode, die keinen jenseitigen regierenden Gott kennt, wird sehen, daß das Wesen, das diese Welt ist und sich in ihr äußert, in viel stärkerem Maße, als man früher glaubte, als man noch humanistisch war, gesellschaftlich grandios und freundschaftlich ist. Diese Periode wird wohl beachten, was bis jetzt noch selten gesehen wird, das Faktum: die Welt baut ein Gesellschaftswesen. Man verstehe, man fühle, was das heißt.

Es sind von der naturalistischen Epoche geistig wichtige Konsequenzen zu ziehen. Die Naturwissenschaften von heute ziehen sie noch nicht und können sie nicht ziehen, da alles noch sehr am Anfang ist. Es muß noch viel mit der Vergangenheit gekämpft werden. Die Welt ist nicht auf Anhieb neu zu erleben. Früher drehte sich die Welt um einen abstrakten Punkt, um Gott; was wird aus ihr, wenn sie sich um die Sonne dreht? Dies ist jetzt die Generalfrage. Die seelischen Konsequenzen des Kopernikus sind noch nicht gezogen. Die Natur ist im ersten Abschnitt dieser Periode nur unbekannt und wird leidenschaftlich erforscht; später wird sie Geheimnis. Dies Geheimnis zu fühlen und auf ihre Weise auszusprechen ist die große geistige Aufgabe dieser Periode.

Digitized by Google

GERHART HAUPTMANNS NEUER ROMAN

von

ARTHUR ELOESSER

Es gehört zu Gerhart Hauptmanns Lieblingserinnerungen, daß ihm einmal der Kuckuck, noch dazu auf griechisch, hundertmal gerufen habe. Wer hundert Jahre alt werden soll, wird mit sechzig eine neue Jugend anfangen müssen. Ich finde es beispiellos, und man hat es vielleicht noch gar nicht genügend gewürdigt, aus welchem unverbrauchten Organismus und immer wieder erneuten Säften sich der Dichter des „Ketzers von Soana" und des Liebesgedichts „Anna" verjüngt hat. Hauptmann ist der richtige Seidenwurm, Dichten ist ihm so selbstverständlich wie anderen Leuten das Atmen, und seine Stoffe wachsen ihm sozusagen am Leibe. Manchen Schriftstellern, und nicht unbeträchtlichen, wird jedes Werk zu einer ärgerlichen Aufgabe, die sie mit einer gewissen feindseligen Anspannung bewältigen müssen. Bei Hauptmann hat man den Eindruck, daß der Lebensstrom durch einen allzeit empfänglichen und durchaus sinnlich tätigen Organismus gleich sanft, gleich befruchtend hindurchzieht, und daß er mit unverminderter Wärme wieder zutage tritt. Der Golfstrom bringt auch in unseren nördlichen Breiten eine üppigere und fast exotische Vegetation hervor. Besonders, seitdem der Erzähler den Dramatiker abgelöst hat, scheint sich sein Gesicht von den nordischen Phantomen mehr der Sonne, dem Süden und dem natürlichen, an den hundert Brüsten der Urmutter Isis unschuldig genährten Menschen zugekehrt zu haben. Der junge Gerhart Hauptmann, der einmal sagt, daß Schmerzempfindungen ihm das erste Bewußtsein des Lebens gegeben haben, war ein Anwalt der Armen, und er ist es so erschöpfend gewesen, daß im Grunde nach seinen „Webern", nach seinem „Hannele" und „Emanuel Quint" etwas Neues nicht mehr kommen konnte. Obgleich unsere jungen Dichter die ganze Revolution, die er ankündigte, recht vorsätzlich zu Papier, aber wirklich nur zu Papier gemacht haben. Dann kam der Weltkrieg, der wahrscheinlich als Hauptwerk seinen „Till Eulenspiegel" hinterlassen wird, so wie wir dem Dreißigjährigen Krieg für den „Simplicissimus" unseres Grimmelshausen schließlich noch dankbar sein müssen. Es wird für einen Menschen, der im Sinne von Emerson gar kein Original ist, sondern ein mit allen Sinnen Empfangender und bei tiefster Ruhe mit allen

Digitized by Google

Armen Sammelnder, es wird für einen Dichter, dessen Schicksal immer mehr das der Volksgemeinschaft wurde, nicht leicht gefallen sein, die große Katastrophe zu überstehen und er wird in manchem Sinne auf seine bloße Rettung, die auch die unsere ist, bedacht gewesen sein müssen. Da er aber überlebt hat, wird er sich wie ein Geretteter aus einem großen Schiffbruch vorkommen, wie ein bedeutungsvoll Verschonter und Aufgesparter, und er wird sich nicht ohne ein leises Schwindelgefühl gesagt haben: Siehe da, wir sind immer noch da, das ist aber wirklich ein Wunder. „Er war voll Weisheit, aber er war ein Mensch," sagt Anatole France von seinem Professor Bergeret, der an einem Tage den Mars für einen kalten, lebensfeindlichen Stern hält und der ihn am andern Tage mit schönen, blühenden Wesen bevölkert, weil er gerade eine gute Nachricht empfangen hat. Gerhart Hauptmanns Weisheit hat etwas von Übermut bekommen als eines Menschen, dem das Leben neu geschenkt wurde, und der uns darum neu beschenkt.

Der neue Roman „Die Insel der großen Mutter" oder „Das Wunder von Île des Dames" (S. Fischer Verlag) ist natürlich keine neue Erfindung, sondern einer von den vielen Stoffen, die sich von dem zeugenden Ingenium noch nicht ganz loslösten und die auf die glückliche Stunde warteten. Hauptmann hat wirklich noch vierzig Jahre zu tun, und darum wird der Kuckuck recht behalten, um alle die angefangenen Gewebe eines überreichen Vorrats fertig zu spinnen. Wir wissen nicht, wie weit dieser Einfall zurück liegt, wir dürfen uns des Mutes und des Übermutes freuen, der ihn gerade jetzt wieder aufgegriffen und lustvoll zu Ende gespielt hat. Eine Geschichte aus dem utopischen Archipelagus! Irgendwo auf der Fahrt von Hongkong nach San Franzisco ist der „Cormoran", ein großer Dampfer, der die ganze europäisch-amerikanische Zivilisation an Bord trug, zugrunde gegangen. Nur die Frauen sind in einigen Booten gerettet worden; die Männer, von denen weiter nicht die Rede ist, müssen sich also ausgezeichnet benommen haben. Es sind eigentlich weniger Frauen, die an der unbekannten Insel landen, sondern vielmehr Damen, die recht plötzlich von der großen Ernährungszeremonie des abendlichen Dinners aufstehen mußten. Damen in Samt und Seide und Brokat, frisiert und gepudert, mit Brillanten besteckt und mit Perlenketten behängt. Verwöhnte des materiellen und auch des spirituellen Luxus aller modernen Kulturen. Es ist das erstemal, daß wir den Vater der Rose Bernd und der Griselda in feiner Gesellschaft treffen, und

Digitized by Google

wir sind überrascht von der Kennerschaft eines galanten, aber auch sehr erfahrenen und darum ironischen Weltmannes. Eine deutsche Malerin ernennt er zur Präsidentin der Frauenrepublik, weil sie die Häßlichste und obgleich sie die Klügste ist. Wir erquicken uns an ihren kräftigen Zynismen, an den geistreichen Repliken einer glasharten Schriftstellerin deutsch-französischer Abkunft und an dem warmen Frauenwesen einer „kuhäugigen" Anglo-Holländerin, die Gerhart Hauptmann mit allen Süßigkeiten letzter voller Frauenreife beschwert hat. Es ist ein liebenswürdig neckender Umgang des Dichters mit diesen Damen, die uns einigermaßen bekannt vorkommen; es scheint, daß er sich für einige interessante Begegnungen in seinem Leben bedanken wollte. Wenn ein Maler einer schönen oder interessanten Frau begegnet, wo wird er sie porträtiren; man kann das von der Seite des Schriftstellers nicht anders auffassen, der die Gebelaune des Lebens mit den Schenkungen seiner Kunst erwidert.

Die Damen haben sich auf eine sehr glückliche Insel gerettet, die weder von wilden Menschen, noch von wilden Tieren bewohnt wird, die ihnen in schier liederlicher Fülle Bananen und Melonen und Feigen und Datteln und Kokosnüsse liefert, also alles, was bisher wenigstens zum Nachtisch ihrer Dinners gehört hat. Die Damen befinden sich plötzlich in der Natur, in einer höchst gütigen Natur, die aber auch noch gewaltig und erschreckend sein kann, wenn man gar nichts anderes um sich hat. Der erste Sonnenuntergang, wenn dunkle Vorhänge alle die eben entdeckten Herrlichkeiten wieder zudecken, überkommt sie wie eine Todesdrohung, so daß sie wie angstvolle Vögel kreischen. Die Einsamkeit, die Ausgesetztheit, der Tod einer Gefährtin, das alles verbreitet hysterische Zustände mit Weinkrämpfen und Lachkrämpfen, aber der Dichter besänftigt bald diese Nervenzustände des Übergangs, schon um die Selbstverständlichkeiten einer Robinsonade loszuwerden; er lullt die Frauen mit den Wundern dieser „molligen Gewürzinsel" ein, und die streichelnde Magie seiner Worte läßt uns wohlig mit genießen. Ich atme utopische Luft und ich finde, daß sie nach Bananen schmeckt. Die Frauen fangen an zu vergessen, werden ganz Gegenwart und die reine Gegenwart ist ja schon an sich ein Zauber, der sich dem bewußten, dem denkenden, dem mit Erinnerungen belasteten, dem von Zwecken geleiteten Kulturmenschen versagt. Die Frauen auf Îsle des Dames vegetieren in einen Zustand hinein, den man „schwummerig" nennen könnte.

Das Wunder auf Îsle des Dames! es wird meisterhaft eingeführt.

Digitized by Google

Die klugen Frauen des obersten Rats, die mit der Hysterie fertig geworden sind, die nun die drohende Verdummung süßer Animalität durch Denk- und Schreibübungen, kunstgewerbliche Unternehmungen, staatliche Einrichtungen und sonstiges in ihrer „kitschigen Frauenrepublik" aufzuhalten suchen, beplaudern nicht ohne verärgerte Überlegenheit die Munkeleien um eine liebe, herzige, mit geringem Geistwiderstand in den Buddhismus eingetauchte Frauensperson, die von einer göttlichen Mannsperson oder wenigstens von ihrer Inkarnierung beschattet zu sein behauptet. Unbekümmert um alle Ironie der Regierenden kommt die kleine, ganz Empfänglichkeit, ganz heilige Erwartung gewordene Frau aus mystischer Einsamkeit als glückliche Mutter mit einem wohlgeratenen kleinen Jungen zurück. Die klugen Frauen nehmen die unleugbare Tatsache an, lassen den Mythus gewähren, dessen Erklärung dahingestellt bleiben muß, aber die anderen rasen in einer ansteckenden, rivalisierenden Ekstase und mit dem Resultat, daß die frauenhaftesten, die ergebensten, die mütterlichsten, die sich selig auflösen können, in diesen zaubervollen, berauschenden Nächten von demselben Wunder begnadet werden. Die Zeit auf dieser glücklichen Insel, die nur einen Sommer hat, ist schnell dahingegangen. Die Frauen haben es kaum beachtet, daß der einzige mit ihnen gerettete Junge nun schon in das Alter des Stimmwechsels gelangt ist. Aber aus dem jungen Phaon bekommen sie nichts heraus, und seine Unschuld scheint besonders verbürgt, da sie durch die starkknochige Moral einer englischen Nurse bewacht wurde. Die Frauen, die sich heilige Mütter nennen, spreizen sich in überheblicher Selbstanbetung, da sie den Mann, auch wo er früher unentbehrlich schien, nicht mehr brauchen; der große Bengel, der in mütterlicher Entbehrung zuerst verwöhnte, wird eine plumpe Ausnahme, ein störendes Ärgernis in ihrem Amazonenstaat. Die Frauen haben ein neues Kapitel der Weltgeschichte angefangen, und die Seite, die Europa hieß oder Mannesherrschaft oder Finstermannland, wie sie jetzt verächtlich sagen, aus dem veralteten Buche der Menschheit herausgerissen. Immerhin die vom Geist Beschatteten unter ihnen bringen sowohl Jungen wie Mädchen zur Welt und man steht, namentlich unter der Autorität einer in Zürich approbierten Ärztin, die viel zu tun bekommt, sehr nahe vor grausamen Entschlüssen, damit das Matriarchat sich nicht künftige gewalttätige Herren großzieht. Mit einer milderen Entschließung wird der Frauenstaat die gefährliche Brut und den Phaon auf einmal los, indem dieser die heranwachsen-

Digitized by Google

den Jungen übernimmt und mit ihnen in einem weniger zugänglichen, weniger milden Teil der Insel die Kolonie „Wildermannland" gründet. Eine neue Sezession der Plebejer. Der Frauenstaat ist gerettet, aber seine Zukunft scheint bald gefährdet, da nach der Entfernung Phaons die so regelmäßig gewordene Begnadung oder bürgerlich gesprochen die Fortpflanzung aufhört.

Bis hierher geht das reine Märchen, das nun einen lehrhaften Zug annimmt und sich dem Typus eines allerdings noch genügend phantastischen Staatsromans nähert, oder vielmehr des Romans zweier Staaten, die in Wesen und Wert untereinander verglichen werden. Eine Deputation der Frauen, besorgt um die Zukunft ihres Reiches, begibt sich in das gemiedene und fast vergessene Finstermannland, und soweit sie als Frauenrechtlerinnen wie die approbierte Ärztin nicht hoffnungslos verknöcherten, müssen sie sich zugeben, daß die Männer ihnen in produktiven Leistungen weit über sind, während sie es doch nur zu etwas Religion und Kunstgewerbe gebracht haben. Hauptmann hat hier auf den Spuren von Wilhelm Meisters Wanderjahren eine Art pädagogischer Provinz begründet, indem er alle Künste und Wissenschaften noch einmal aus dem Handwerk entstehen läßt, indem er die vergeistigte Hand als das älteste und immer noch entscheidende Handwerkszeug des Homo sapiens zum heiligen Symbol aller Kultur erhebt. Mannswesen und Weibswesen wird so geistreich wie gerecht aneinander gemessen. Jeder bekommt das Seine. Aber dieses Wildermannland muß in künstlerischer Hinsicht notwendig hinter dem Frauenstaat zurückstehen, weil es nicht komisch, nicht paradox, nicht märchenhaft sein kann, weil es in seinem logischen und praktischen Aufbau aus dem ersten Bedürfnis bis zu den Wolkenbildungen von Kunst und Philosophie unserer eigenen alten Manneskultur entsprechen muß. Hauptmann ergeht sich auch etwas auf den Spuren von Goethes Märchen, wenn er die weiteren Schicksale Phaons sehr bildhaft, sehr symbolisch, wie auf einem kunstvollen Teppichmuster anlegt, wenn er über dem Wunder der Insel ein zweites Wunder schafft, eine Landschaft wie aus Kristall oder wie im Spiegel gesehen, eine vielbedeutende Landschaft der Fabel, die wohl ein Einhorn, vielleicht mit silbernen Füßen, hervorbringen darf. Darauf sitzt eins von den wunderbar erzeugten Mädchen, das ohne Erfolg hinter dem starken und schönen, sehr milde und weise gewordenen, vor allem aber immer diskreten Phaon her ist. Der Herrscher oder vielmehr der Lehrer über die pädagogische Provinz von Wildermannland kann

Digitized by Google

und will, was kommen muß, nicht aufhalten. Da sich die beiden Staaten über eine allen vorsichtig bemessene Lieferung von männlichem Ver sacrum nicht einigen können, brechen die jungen Wildmänner in die Republik der Frauen ein, und es genügt eine bacchantische Nacht, um die Jungfrauen um alle Erziehung, um die heiligen Mütter um alle Autorität zu bringen. Nach dem großen Bacchanal wird eine blutrote Flagge gehißt als Zeichen des Sieges, auf der das Wort Mann steht, und so beginnt auf der Insel der großen Mutter die Weltgeschichte wieder da, wo sie durch ein entzückendes Paradox unterbrochen wurde.

Mann und Frau sind wieder ein Volk, und wir dürfen wohl annehmen, daß es das Volk Phaons ist, der reichlich das Seinige getan hat und der das Reich seiner Kinder einer heilsamen Krise vertrauend überläßt. Phaon, dem es im Augenblick der ausbrechenden Wildheit vielleicht noch schlecht gegangen wäre, rettet sich auf ein in langen Mühen gezimmertes Boot, aber er nimmt die jungfräuliche Dagmar-Diodata mit, das einzige junge Mädchen, das er immer geliebt hat, das einzige auch, das kurz nach dem Schiffbruch und ohne göttliche Hilfe noch auf ganz gewöhnliche Weise zur Welt kam. Wir glauben den Grund dieses Grundes zu verstehen, wenn wir auch weniger genau wissen, wohin Phaon flieht und welche Eroberung diese seine Flucht bedeutet. Sein Segel ist von Hoffnung geschwellt. Geht es weiter in ein noch ferneres Utopien oder wieder zurück in dasjenige, welches nicht weiter liegt, als die Kraft des Mannes reicht, der Anspruch seines Mutes und die verwegene Lust seiner Einbildung? Wir wissen nur, wovor er flieht, und daß der Mann frei sein muß, frei auch gegen das getane Werk. Gerhart Hauptmann gibt seinem Phaon die schwere Einsicht mit, die ein Leben kostet, aber auch ein Leben wert ist: daß wir gerade von unseren allerliebsten Geschöpfen auf ewig getrennt bleiben und daß wir fliehen müssen, um diesen Trennungsschmerz zu mildern. —

Das aber ist das Schicksal des Mannes.

Digitized by Google

POLITISCHE CHRONIK

von

SAMUEL SAENGER

I

Wird der Leichenstein auf Ludo Moritz Hartmanns Grab auch den Tod des Anschlußgedankens bezeugen? Hartmanns romantisches, aus geschichtlicher Rückschau sich nährendes Temperament ruhte auf Wissen, Glauben und Hoffen; und er fuhr offenbar zu glauben und zu hoffen fort, nachdem seine Mission in Berlin gescheitert und Österreichs gesondertes Schattendaein Tatsache geworden war. Die marxistische Schulung hatte die irrationalen Wurzeln seines glühenden deutschen Nationalbewußtseins nie berührt. Oder, genauer ausgedrückt, sie hatte nur Hilfsdienste geleistet, insofern als sie die nationale Zusammenfassung der europäischen Völkergruppen als geschichtlich notwendige Vorarbeit vor Umbau und Erneuerung der Gesellschaftsstruktur zuließ und, im atavistisch konstruierten Habsburgerreich, geradezu forderte. Der Deutsche und der Historiker in ihm empfanden daher, den Sozialdemokraten übertönend und zurückdrängend, die schwarz-gelbe Umrahmung, je mehr man sich dem Wirbel von 1914 näherte, als unnatürliche Fesseln, die abzuwerfen seien, damit die ganze deutsche Familie sich als Staatsnation zusammenschließen könne. Das dynastische Interesse der Habsburger sah er, dem sein Vater das großdeutsche Ideal als Mitgift in die Wiege gelegt hatte, den Ungarn und den der Verjüngung und Verselbständigung unaufhaltsam zustrebenden Slawenvölkern sich deutlich zuneigen, und mehr als die marxistische Denkerziehung trieb diesen leidenschaftlichen Großdeutschen das schwarzgelbe, anationale Byzantinertum der österreichischen Bourgeoisie ins republikanisch-sozialdemokratische Lager. Bei aller Trauer über die namenlosen Greuel des Krieges und seine Orgien der Verwüstung und Zerstörung ging es, als schließlich der Zusammenbruch erfolgte, wie ein Leuchten der Befreiung über seine Züge, in all den Sinnlosigkeiten lag also doch ein Sinn, das Selbstbestimmungsrecht der Völker als Konstruktionsprinzip eines neuen Europa müßte ja auch allen Teilen seines Volkes den Weg zur Vereinheitlichung freigeben und den blutigen Umweg hinterher heiligen ... Aus diesem Gedankenstrom heraus packte Hartmann beinahe monomanisch die Anschlußidee an, die Sorgen seiner Genossen Adler, Renner, Bauer (um nur die Führer

Digitized by Google

zu nennen) um die unbeschreibliche Demobilisierungsnot und das Hungerelend ließen diesen gütigen und warmen Menschen beinahe kalt, er wollte in der heißen Flut und Glut der Ereignisse den Anschluß bewerkstelligen und durch das Gewicht vollendeter Tatsachen den westlichen Fälschungs- und Verstümmelungsabsichten zuvorkommen. Die Genossen standen ihm ehrlich bei. Aber die allgemeine Ermüdungspsychose legte sich wie ein Leichentuch auf alle nationale Begeisterungsfähigkeit, im unterernährten Gebein des Volkes wühlten andere ‚Ideen', die Würgengel des Hungertodes hatten sich in Spartakus den Sachwalter einer viel näher gerichteten Realpolitik erkoren, und die bürgerlichen Intellektuellen, die mitmachten, aber ohne die bisherigen obrigkeitlichen Stützen und Peitschen keinen wahrhaftigen Schwung und aufrüttelnden Willen aufzubringen vermochten, liefen wie lahme Gäule den Anschlußweg entlang. Seien wir wenigstens hinterher ehrlich und gestehen wir's zu, daß die warme, hingerissene Teilnahme der Volksmassen zwischen Rhein und Donau fehlte, daß die Anschlußfrage später auch in Weimar, wo nach Abschüttelung der gekrönten Stammeshäupter erst der republikanische Gesamtrahmen der Nation geschaffen werden mußte, fast kalt wie ein Vernunftproblem behandelt wurde, während von Paris her über die unbarmherzigen Formulierungen der Friedensdiktatoren täglich neue Schreckensnachrichten einliefen . .

Man kann heute schon feststellen, daß aus der unvermeidlichen Negativität des damaligen Geschehens der positive Gedanke des Anschlusses nicht hervorgehen konnte, und daß bei der damaligen Lage, die alle geschichtliche Aktivität den Westmächten zuschob, der Glaube Hartmanns zunächst eine Utopie bleiben mußte. Die Enttäuschung des edlen Mannes war bitter, als Bekenner einer keuschen Vaterlands- und Menschenliebe verschloß er den Schmerz über den in Versailles und Saint Germain kommandierten Verzicht auf den Anschluß der — nach seiner Auffassung — staaten- und heimatlos gewordenen Deutschösterreicher an die Mutternation als ein persönliches Leid in seine Brust. Er mochte sich auch durch die Entwicklung der Verhältnisse im Reiche schließlich überzeugt haben, daß seine Abberufung von dem Berliner Gesandtenposten, nachdem die anschlußflauen Christlichsozialen die Regierung in Wien übernommen hatten, ihn von einer Mission entbürdeten, die für die Lösung noch längst nicht reif sei. Ich weiß, Hartmann hat mir fast bis zum Augenblick seiner Abberufung verübelt, daß ich den Nachdruck auf dieses ‚längst' legte, er glaubte und wollte eben mit einer Heftigkeit, die seine Ein-

Digitized by Google

sicht als Politiker fast lähmte. Aber mit der Zeit gingen ihm die Voraussetzungen eines ohne neue Gewitter sich vollziehenden Anschlusses ein, er begriff, daß er von der inneren psychologischen Reife der beteiligten Volksteile abhängig und der Augenblick erst erfüllt sei, wenn im Reiche die Wirtschaft sich konsolidiert, die Republik als Staatsform sich befestigt und ausgebaut habe und ihre Eingliederung als Großmacht in den europäischen Völkerverband in der Form einer Friedensgarantie sich vollzogen haben werde. Die Wahrheit, die auszusprechen die sich heute wieder übernational gebärdenden Blätter im Reich Bedenken tragen, ist einfach die: daß wohl die Arbeiterschaft, nicht aber das Bürgertum für den Anschluß in den Tagen des Niederbruchs und während der Jahre des Schuttwegräumens wirklich reif war und diese Reife erst gegeben sein wird, nachdem das nationale Selbstgefühl der Deutschen ohne dynastische Stützen und obrigkeitliche Machtmittel wie ein natürliches Gewächs des Bodens in die Erscheinung getreten sein wird. Dann erst, nicht eher, wird das Reich für die Österreicher ein Attraktionszentrum geworden sein. Und dann erst werden frische Blumen auf dem Grabe Ludo Moritz Hartmanns sprießen.

2

Diese, scheint mir, sonnenklaren Zusammenhänge, die tief in die moralisch-politische Unfertigkeit unseres Zustandes weisen, stellen Aufgaben, die je nach dem Wahlausfall ihrer Lösung entgegengeführt oder von ihr abgedrängt werden können. In den Fängen des aus dem alten régime in die neue Zeit hinübergeschleppten Machtwillens, wie er in den Vertretern des nur ganz unvollkommen beiseite geschobenen Klassen- und Kastenstaats lebt und wieder zur Herrschaft strebt, wird auch der Anschlußgedanke in der geschichtlich allein noch gerechtfertigten und möglichen Form der Verwirklichung gemordet. Siegte er und behielten die nationalliberalen Zwitterhaftigkeiten mit ihren unausrottbaren Bürgerblockgelüsten recht, gelänge es, die Arena für den Klassenkampf von oben freizumachen, die Fabrik zu entkonstitutionalisieren, das Proletariat politisch in die Untertanenjacke zu zwängen, so würde die deutsche Arbeiterschaft zwangsgemäß entnationalisiert: und mit der großen, allumfassenden deutschen Staatsnation wäre es für immer aus. Für immer. Denn sie ist nur noch in der Gestalt eines Volksstaates erreichbar, und es war darum kein Zufall, daß im österreichischen Zwerggebilde und in den in großen Entwicklungslinien denkenden und wollenden ‚Marxisten' die Triebkräfte zur Anschlußidee sich am stärksten regten.

Digitized by Google

Ganz übel und — unverdient — klingt darum das Lob, das die reaktionäre Presse dem Sprößling des großdeutsch fühlenden böhmischen Juden Moritz Hartmann spendet. Noch heute können diese Überpatrioten aller reaktionären Färbungen, die ins monarchische Gehäuse zurückkriechen möchten: noch heute können sie nicht fassen, daß der Begriff der Demokratie auf dem Grundsatz der nach innen freien, nach außen unabhängigen Nationalität ruht, — fast in dem von Ferdinand Lassalle während des italienischen Krieges 1859 gelehrten Sinne (vgl. Onckens Biographie, S. 147 ff.). Er sah schärfer als irgendeiner seiner deutschen Zeitgenossen, daß die deutsche Einheit durch nichts anderes als durch den Dualismus zwischen Preußen und Österreich verhindert würde; daß ein deutsches Volksparlament nicht möglich sei, solange die habsburgische Weltmacht mit ihren (damals) 26 Millionen nichtdeutschen Einwohnern, mit ihren Sonderbestrebungen und Sonderansprüchen noch fortbestehe, die, um sich zur Geltung zu bringen, naturgemäß antideutsch sein mußten. Zerfetzt sie, zerstückt und zermalmt sie, Ihr, die Ihr Deutsche sein wollt, rief dieser prophetische Feuergeist; wollet doch endlich begreifen, daß an dem Tage, wo diese Italiener, die Napoleon aus welchen Motiven immer zu befreien im Begriffe ist, wo diese Ungarn und — hätte er als unser Wegweiser statt der Wilhelm, der Bülow, der Bethmänner vor dem August 14 hinzugefügt — diese West- und Südslawen dem Leibe des disparaten Donaureiches entrissen werden, die deutsche Einheit konstituiert und Österreich eine deutsche Provinz sein wird ... Der Geschichtsverlauf hat sich zunächst, durch und in Bismarcks Werk, in anderer Richtung vollzogen, jetzt endlich scheint er in das von Lassalle erspähte Geleise einlenken zu wollen. Doch ist alles umsonst, wenn das deutsche Bürgertum das Gesicht nicht endgültig dem Zukünftigen zuwendet und sich für den Augenblick reif macht, anstatt (mit Lassalle zu reden) wieder einmal alle reaktionären Kombinationen zu erschöpfen.

3

Die englischen Wahlen haben mit einem die übertriebensten Erwartungen bestätigenden Sieg der um die bürgerlichen Realitäten und die bürgerliche Anschauungswelt Bangenden geendet. Die konservative Partei ist ihr Behälter geworden, mit einem Programm, das fast nur im Negativen, in der radikalen Abwehrstellung gegen die sozialistische Arbeiterpartei, so etwas wie ein Gesinnungsbekenntnis ausspricht.

Digitized by Google

Sonst aber wiederholt es nur die bekannten unionistischen Punkte in unbestimmter Form, insbesondere was die Methoden des organisatorischen Aus- und Umbaus des Imperiums betrifft. Die Rücksicht auf die Dominions, auf Indien und Ägypten, aber auch auf das enge Treuverhältnis zu den Vereinigten Staaten, in das die angelsächsischen Gemeinschaftsgefühle hineinzuwachsen trachten, wird hier die politische Richtung vorschreiben; die Erhaltung des Imperiums in einer noch gesuchten Gestalt stellt Aufgaben von gigantischer Größe. Alles übrige wird der anschmiegsamen Praxis und der Einzelarbeit überlassen. Die liberale Partei hat das Vertrauen des Volkes verloren. Ihre Führung war in den letzten Jahren von beschämender Mattheit. Männer an der Spitze, wie der ausgebrannte Formalist Asquith (der ein leeres und blindes Buch über die Kriegsursachen veröffentlicht hat) oder das charakterlose Energiezentrum Lloyd George, konnten ihre Umwandlung zu der großen sozialen Reformpartei, die die mit dilettantischen Mitteln nicht mehr zu beschwörenden Strukturveränderungen der Gesellschaft wie des Gesamtreiches zu betreuen hätte, nicht bewerkstelligen, ihre Gruppe ist zwischen der konservativen und der Arbeiterpartei hoffnungslos eingeklemmt. Der tödlichen Gesinnungsverlumpung durch à la longue charakterlos machende Koalitionen, die Macdonald stets beklagt hat, und deren Dauer nach seiner Überzeugung das parlamentarische System unterminiert hätte, haben diese Wahlen ein Ende gemacht. Das Zweiparteien-Parlament scheint wiederhergestellt und die Opposition stellt hinfort, mit der Aussicht, die Alternativregierung zu bilden, die Arbeiterpartei. Die Ära der bürgerlichen Reform ist für England ein für allemal beschlossen: eine umwälzende Folge des Krieges. Da ist, für die objektive Betrachtung, Wahrheit und Klarheit. Es ist unsagbar törichtes Blindekuhspiel, wenn unsere Konservativen — das heißt: die gemischte Gesellschaft, die sich so zu nennen beliebt — aus dem englischen Vorgang Hoffnungen schöpfen, Unvergleichbares übertragen und das Gesetz der Entwicklung beschwatzen möchten, mit jenen geistigen und moralischen Kräften den Neuaufbau des deutschen Reiches zu versuchen, die jetzt in endlosen Anklage- und Rechtfertigungsschriften ihr Genie des politischen Unvermögens offenbaren.

4

Die Pariser Zeitschrift „Europe" leistet mutige europäische Aufklärungsarbeit: wir sind ihr dafür dankbar, daß sie Seelen, die in dem Morast der Boulevardpresse und der politischen Gedankenlosig-

Digitized by Google

keiten unterzugehen drohen, zu retten sucht. Ein kurzer Aufenthalt in Paris überzeugte mich, daß ihr Geist sich auszubreiten, ihre Denkgesinnung sich in neues Wollen und Wirken umzusetzen anfängt. Wohin ihr Weg geht, zeigt nun der diesem Geist aller Orten und in allen Sprachzonen verstopften Öffentlichkeit die von ihr abgedruckten Tagebuchaufzeichnungen des französischen Botschafters am Zarenhofe, George Louis, der, weil Anhänger des Friedensgedankens und von der Möglichkeit der Friedenserhaltung beseelt, 1913 auf Betreiben Iswolskis aus Petersburg abberufen und durch den famosen Paléologue, eine wahre Hundeseele von Diplomaten, ersetzt wurde. Poincaré, seit 1912 Staatspräsident, half mit, schwerer noch als durch Iswolskis Aktenmaterial wird er nun durch Louis' Tagebuchaufzeichnungen bloßgestellt. Als er den Mund öffnete, um sich reinzuwaschen, rief ihm eine Pariser Zeitung zu: Wenn die Toten zu reden beginnen, dürfen die Lebendigen sich freuen. Ein kostbares Wort. Aber gilt es nur von den Missetätern jenseits des Rheins, die im Gefühl ehrlicher Vaterlandsliebe (und subjektiv meist im besten Glauben) ihr Volk zu betreuen glaubten? Doch sehen wir die Dinge allgemeiner: kann es irgendwo in Europa besser werden, solange Memoirenschreiber aus dem Totenhaus sich ins Leben drängen und Gefolgschaften, die nach Millionen zählen, ihrer Teufelsbotschaft noch göttliche Ehren erweisen? Es gehören starke Nerven dazu, den Modergeruch dieser Literatur, zu der ich natürlich auch Tirpitzens Erinnerungen und sein Dokumentenbuch rechne (eine geschichtsklitternde Orgie ohnegleichen), zu ertragen, in der Hoffnung, die Erkenntnis der wahren Kriegsursachen zu fördern. Ach, diesem ‚wissenschaftlichen' Geschäft obliegen die wissenschaftlichen Vormünder der Nationen, während einem der tapfersten, stolzesten, edelsten und geistvollsten Europäer, der dem geschundenen Erdteil die Fahne zukünftiger Lebensreinigung und Lebensheiligung vorantrug, — während J. D. Morel das Grab geschaufelt wurde. Ein mannhafter Mann, in dessen Werk von der Bloßstellung der Greuel im belgischen Kongo bis zur Anklage der für die Europaean atrocities verantwortlichen Meister keine Lücke klafft, über dessen Haltung in all den Jahren, wo das schwarze Gespenst unter uns umging, nicht ein einziger Schwächeanfall einen Schatten warf. Wehe, wenn wir sein Vermächtnis untergehen ließen!

Digitized by Google

EUROPÄISCHE RUNDSCHAU

Ein König

Das letzte Heft der *Nouvelle Revue Française* leitet Albert Thibaudet mit einem Nachruf auf Anatole France ein. Er ist weniger aus dem Drang nach einer Fixierung des literarischen Ortes, nach Darstellung und Wertung eines dichterischen Werkes geschrieben, sondern aus den Bedürfnissen des Herzens. Thibaudet versucht dabei ganz trocken zu sein, auf die Gefahr hin zu mißfallen. Dieser Tod ist ja nicht plötzlich und niederschmetternd wie der Tod von Barrès, der plötzlich aufforderte zu sprechen und auszudrücken, was man erst viel später glaubte sagen zu müssen. Drei Tatsachen sind es nur, an die Thibaudet erinnern möchte.

„Dies die erste. Wer soeben nahe dem Pont des Tours, den die Denkmäler von Descartes und Rabelais bewachen, gestorben ist, fast im gleichen Alter wie Hugo und Tolstoi, ist ausgelöscht in der Sonne des Ruhms und auf dem Paradebett einer literarischen Monarchie oder mindestens eines Patriarchen. Wie bei Hugo und Tolstoi hat man überall das Gefühl gehabt, daß der von der Mehrzahl aller, die lesen und wissen, als der erste Schriftsteller des Planeten verehrte Mann ohne Bruch, ohne Tragödie verschwand und durch einen unvermeidlichen Stoß, nachdem ein Schicksal unverstümmelt sich erfüllt hatte, nachdem ein müder und freigebiger Baum alle Früchte gegeben hatte, die man von seinem Genie erwartete. Als er sich in Bergeret verkörperte, wurde das seine Art, von diesem Leben an den Leichenwagen der Armen zu kosten. Literatur! Aber wenn Barrès uns unwiderstehlich die Idee eines Prinzen von Blut, eines großen Condé der Kunst predigte, so war Anatole France wohl der Meister, oder, wie man im siebzehnten Jahrhundert sagte, der König.

Zweitens. Dieser König der Kunst glänzte in einem kalten Licht. Er war den neuen literarischen Generationen fast fremd geworden. Durch die riesige Hochachtung, mit der man ihn umgab, gewannen (im Gegensatz zu Victor Hugo, der im Jahre 1885 noch mit seinem Schatten die Dichtung beherrschte) weder seine Schüler, eine wunderliche Welt, über die man lächelt, noch seine Nachahmer, entnervte und kalte Schatten, noch sogar seine Gegner, deren Polemiken wenig Aufmerksamkeit erweckten. —

Drittens. Da er dieses Königtum nicht gesucht hatte, da sein Einfluß ihm völlig gleichgültig war, konnte sich dieser reine Literat über der Literatur halten, auf sie wie ein Weiser achten, sie beherrschen nahezu so, wie ein Bergson seine Intelligenz benutzt, um die Intelligenz zu beherrschen. Er war wie einer, der von oben sieht oder mindestens von oben zu sehen versucht. Was wir im nationalen Sinne Barrès verdanken, verdanken wir im planetarischen Sinne im gleichen Maße ohne Zweifel Anatole France. Aber der eine und der andere dieser Söhne des großen neunzehnten Jahrhunderts, der Politiker und der Bibliothekar tragen das Zeichen von Chateaubriand, nehmen teil an der Genie-Literatur, teilen sich auf eine unvermutete und an Schlichen reiche Weise dieses Reich Alexanders... Chateaubriand ist gestorben mitten in der Revolution von 1848. Der kleine Anatole Thibaut, welcher damals vier Jahre alt war und den er auf dem Quai Malaquais spielen sehen konnte, fand keineswegs, daß die Welt, selbst die literarische, ihrem Ende zustrebte, in diesem Jahre, wo Louis-Philippe Frankreich und Chateaubriand das Leben verließ. Wird es diesmal gut

Digitized by Google

gehen? Die literarische Kette hat schon stärkere Stöße gesehen. Seien wir inzwischen ruhig über Anatole France ... Wenn er nicht der letzte der Klassiker ist, werden seine Bücher sich als eine heilige Flamme fortpflanzen. Wenn er der letzte ist, so bleiben sie auf äußerste und vollkommene Art von der Kultur geehrt. Aber diese beiden Ausdrücke der Verlegenheit sind nur Abstraktionen, und wir wissen wohl, daß zwischen ihnen das Leben wie gewöhnlich einen unvorhergesehenen mittleren Ausdruck annehmen wird."

Deutsche Literatur in Frankreich

Die geistige Abrüstung schreitet erfreulich fort. Deutsche Bücher fangen wieder an, sich in Frankreich durchzusetzen, und Gestalten und Probleme deutscher Geistigkeit werden in den Revuen viel diskutiert. Umgekehrt dringt die neue französische Literatur in Deutschland ein. Der Berliner Verlag „Die Schmiede" widmet sich ihr besonders und bereitet sogar eine Ausgabe der Werke von Marcel Proust vor.

Einer der wichtigsten Schrittmacher für die deutschen Dichter in Frankreich ist Félix Bertaux. Von ihm stammen die Übersetzungen verschiedener deutscher Autoren und essayistische Würdigungen ihres Wesens. Im letzten Heft von *La Revue Européenne* gibt Bertaux eine Darstellung Heinrich Manns. Sie ist auch für uns wichtig: als französisches Bild eines heutigen deutschen Dichters, mit Perspektiven in die deutsche Situation. Einiges sei zitiert.

„Wie Goethe von seiner Mutter Grazie und rheinisches Lachen geerbt hatte, hat Mann durch seinen Vater etwas von der Kälte des Nordens, eine Kälte, die nichts mit preußischem Wesen gemein hat: die Lübecker Rasse besteht weder aus Junkern noch Unteroffizieren; sie hat keine Kommandierstimme angenommen, aber viel eher hört sie zu, hält sich zurück, dann handelt sie mit dem Phlegma der Sachsen, die von den nahen Küsten nach England auszogen. Und Lübeck, Mann betont das, ist eine alte freie Stadt. Die reichen Kaufleute, die Patrizier, die wie sein Vater im Senat saßen, waren von anderem Schlage als die Emporkömmlinge des Reiches; selbständig, Meister aus eigener Kraft wie ihre Firmen und Bewahrer einer Tradition kluger Oligarchie in der republikanischen Stadt. Man darf diese Familienerinnerungen bei Heinrich Mann nicht vergessen: sie helfen, in seiner heftigen Satire des kaiserlichen Regimes etwas anderes zu sehen als eine „Bespeiung Deutschlands", wie ihm albernerweise vorgeworfen wurde. Er hat nicht Deutschland bespien, sondern einfach versucht, Siegfried zu korrigieren, den Tölpel, häßliche, im Taumel eines ersten Sieges angenommene Gewohnheiten, und an seine Stelle einen Menschen in die zeitgenössische Gesellschaft zu stellen.

Die Leidenschaft, die er mit einem Tropfen kreolisches Blut geerbt hat, verschlingt ihn, wie seinen Bruder, nicht, in der Art einer Sehnsucht, die bürgerliche Reaktionen erwecken würde. Die Länder der Sonne haben ihn angezogen, Italien hat ihn festgehalten, aber er hat sich von seinem Ursprung nie mit besonderer Heftigkeit abgekehrt; der Süden, die lateinische Kultur, wovon seine Großmütter ihm eine dunkle Erinnerung vermacht hatten, machten allein aus dem Mann des Nordens einen üblichen Menschen, und ihre Beziehungen integrierten sich ganz natürlich zu seinem Wesen. Nicht daß er die Widerstreite, die die Dualität der Abkunft hervorruft, nicht gekannt hätte. Sein Roman „Zwischen den Rassen" malt in ziemlich deutlicher Art, bei einer weiblichen Gestalt, die innere Unstimmigkeit, die Heinrich Mann erlitten hat,

Digitized by Google

dadurch, daß er sich zwischen zwei Rassen fühlte, das Leiden, in der Schule durch einen Kameraden mit dem Finger bezeichnet zu werden, mit einem sicheren Instinkt für Unterscheidung, der einem erklärt: du bist international und, als er größer war, überall eine Art Isolierung zu spüren, sich nicht teilhaftig des moralischen Klimas zu fühlen, wo man in vollkommener Anpassung leben könnte. Aber welch schönes Problem für einen Schriftsteller: einen solchen Konflikt durch die Kunst, durch den Gedanken zu lösen, so wenig von Ort, von Milieu zu entdecken, daß es ihm helfen wird, wenn er Kraft genug hat, sich von den geographischen Zufällen zu befreien, daß es ihn den allgemeinen Begriff der Menschheit wieder finden lassen wird. —

Nicht nur weil er die Sitten gemalt hat und die Charaktere seiner Zeit analysiert hat, ist er Moralist; er verdient diesen Titel auch wegen seiner Kühnheit, den Menschen neu zu schaffen, die Würde der Person der Willkür der Macht entgegenzusetzen. Der Essay „Macht und Mensch" und die anderen, die seitdem erschienen, besonders „Europa" und „Deutschland und Frankreich", die er soeben in dem Buch „Diktatur der Vernunft" vereinigt hat, haben ihn in die erste Reihe der politischen Schriftsteller Deutschlands gerückt. Wie vorher sein Bruder Thomas Mann entschied er sich für die Republik und hat nicht wenig dazu beigetragen, auch zahlreiche Unentschlossene zu bestimmen, die, jenseits des Rheins mehr als bei uns, das Bedürfnis haben, daß eine bekannte Persönlichkeit die Bedeutung einer Idee garantiert . . . In einem Land, wo es ehemals kaum ein politisches Gefühl gab, beginnt eine öffentliche Meinung; der einstimmige Gehorsam begann der Reflexion und kritischen Prüfung Platz zu machen, als die Ereignisse des Jahres 1923 einen leidenschaftlichen Umschwung der Massen ermöglichte, die aufs neue, blind von Furcht und Haß, sich gegen Westen kehrten. Nichtsdestoweniger bleibt ein Teil des Resultats und ist Heinrich Mann zu verdanken, dessen Aufrufe wie die Zolas in Frankreich zur Dreyfus-Zeit gehört worden sind. Durch ihn, mehr als durch exilierte Publizisten wie Grelling, gibt es in Deutschland eine öffentliche, eine moralische Angelegenheit. Und es dürfte uns nicht gleichgültig lassen, daß sie sich durch einen von französischen Ideen genährten Schriftsteller entsponnen hat, der, sei es im Theater in Stücken wie „Madame Legros", sei es in seinen Romanen oder politischen Essays etwas von dem Atem durch Deutschland gehen ließ, der unsere Großväter begeisterte."

Die Jugend und die deutschen Wahlen

Der deutsche romantische Hang zum Extremismus scheint, wenn nicht doch überwunden, so doch in eine deutliche Krisis geraten zu sein. Gerade hierfür werden die kommenden Wahlen aufschlußreich sein. Schwer ist es, die Stellungnahme der Jugend zu durchschauen, die ja besonders gefühlsbetont ist und deshalb dem Extremismus sich zuneigt. Sehr aufschlußreich, gerade auch in Hinsicht auf das europäische Problem, ist hierfür ein Aufsatz „Die Jugend vor den Wahlen" von Walther Koch in den *Sozialistischen Monatsheften*. Koch spricht von der Müdigkeit gegenüber der kleinlich egoistischen Parteipolitik und von der Sehnsucht der Jugend nach der Verwirklichung des nationalen Ziels einer Volksgemeinschaft. Psychologische Gründe dieser Müdigkeit sind die Einflußlosigkeit der Jugend, in den Parteien das Mißtrauen gegen die Intellektuellen, die engstirnige Dogmatik, die allgemeine Erstarrung des parteipolitischen Lebens. Desto mehr erwächst in der republikanischen Jugend

Digitized by Google

die Erkenntnis der Notwendigkeit positiver Politik, jenseits der Interessen und Dogmen. Hierfür führt Koch diese Beispielen an:

„Die Aufgabe Europas steht auch vor der Jugend der verschiedenen Lager gleich dringlich. Sowohl im Jungdeutschen Rundbrief wie in der Bundeszeitschrift der Wanderscharen, Landfahrer und Freien proletarischen Jugend ist sie in letzter Zeit eingehend behandelt worden. So sagt der Jungdeutsche Rogowski in klarer Erkenntnis des Tatbestands: ‚Das Schicksal Europas wird heute bestimmt durch das Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich.' Freilich sieht er, darin der in Deutschland allgemein verbreiteten Ansicht folgend, das Hindernis für die Verständigung auf französischer Seite. Er meint, den Franzosen sei ‚der Gegensatz zwischen Deutschland und Frankreich ein Naturgesetz, für das es eine friedliche Lösung nicht gibt'. Aber kann man ihm aus dieser grundlegenden Verkennung der Sachlage einen Vorwurf machen? Gerade den Gutgläubigen unter den deutschen Geistigen wird durch eine skrupellos fälschende Presse ein Bild der Strebungen der französischen Politik, ja der ganzen französischen Psyche, suggeriert, das die Wahrheit auf den Kopf stellt, die wahre Gestalt Frankreichs dem ehrlich suchenden Auge verbirgt. Trotz dieser Irreführung bleibt sich der genannte Jungdeutsche dessen bewußt, daß der von ihm angenommene ‚deutsch-französische Antagonismus' das Schicksal Europas entscheidet. Wie unumgänglich muß die deutsch-französische Kooperation sein, wenn auch ein Jungdeutscher offen ausspricht: ‚Europa droht auf die Schattenseite des Weltgeschehens gedrängt zu werden; will es dem noch entgehen, so muß ein Zustand rasch beseitigt werden, der die reichen Kräfte Deutschlands und Frankreichs wechselseitig bindet und unfruchtbar macht. Ob dies möglich ist: die Beantwortung hängt davon ab, ob man die Vernunft oder das Pathos der Völker als das Stärkere ansieht.' Eine solche Stimme nicht nur der Vernuft, sondern auch europäischen Geistes will der Aufsatz Max Barths ‚Für Europa' in der Bundeszeitschrift der Wanderscharen, Landfahrer und Freien Proletarischen Jugend sein. ‚Europa' sagt Barth klar und treffend ‚wird in dem Augenblick eine Tatsache sein, da Frankreich und Deutschland, auf Hader und Feindseligkeit verzichtend, ihre Aufgabe erkennen: gemeinsam der Kultur und dem Wohl der Menschheit zu dienen.' Auf dem Bundestag dieser Bünde Pfingsten 1924 auf der Boyneburg spielte der kontinentaleuropäische Gedanke eine Rolle. Freilich wird der wirtschaftliche Begriff Europas, der Rußland und England ihre eigenen Bahnen weist, noch nicht klar erfaßt. Sehen wir uns mit den Augen eines der bestehenden großen Weltreiche, etwa Amerikas, so wirkt ja all unser nationaler Hader in Europa lächerlich wie Zänkereien von Kleingartenbesitzern, die erst etwas Ordentliches schaffen können, wenn all die vielen kleinen Schrebergärtchen sich zu einer großen, planmäßig bewirtschafteten Laubenkolonie zusammenschließen.

Ob wir uns diesem europäischen Zusammenschluß nähern oder ihn gefährden, hängt nicht zum mindesten davon ab, ob sich auf Grund der bevorstehenden Wahlen eine arbeitsfähige Regierung bilden läßt, die an den Neuaufbau unserer Wirtschaft mit Zusammenfassung aller willigen Kräfte herangeht und sich zugleich in den europäischen Zusammenhang als die notwendige Stufe zu einer Verwirklichung der wahren Gesellschaft der Nationen eingliedert. An die Parteien ergeht der Ruf der Jugend verantwortungsbewußte Führerpersönlichkeiten aufzustellen, die diesen Zielen zustreben." Rudolf Kayser

Digitized by Google

ANMERKUNGEN

Lujo Brentano

Zu seinem 80. Geburtstag am 18. Dezember

Die helle Stimme vom Katheder erzählte, was die Menschen in vergangenen Jahrhunderten über den Handel gedacht haben, und was wir heute darüber denken. Mir schienen die vergangenen Zeiten gar nicht lebendig zu werden, und auch die Mannigfaltigkeit der gegenwärtigen Verhältnisse trat nicht plastisch hervor; aber die in allen Zeiten sich gleichbleibende Logik, die unausweichliche Konsequenz der wirtschaftlichen Vorgänge wurde mir offenbar. Nicht an die Anschauung, nicht an die Fantasie appellierte die helle Stimme, sondern an den Verstand.

Das war mein erster Eindruck, als ich, der Studierende des Maschinenbaufaches, den Zeichensaal der Technischen Hochschule München für einige Stunden verlassen hatte, um den berühmten Nationalökonomen der Universität zu hören.

Lächelnd warf er einige Sätze hin, die so selbstverständlich schienen, daß die Studenten, die das Auditorium Maximum füllten, sich kaum die Mühe gaben, den Wortlaut zu notieren. Aber aus den selbstverständlichen Sätzen zog Brentano logische Folgerungen, die den Dingen eine ganz neue Beleuchtung gaben. Ein Satz nach dem anderen entsprang so als notwendige Konsequenz dem vorher Festgestellten, und jeder neue Satz legte Zusammenhänge bloß, auf die wir bis dahin kaum geachtet hatten. Man vergaß völlig, daß es sich um blutige politische Streitfragen handelte, um dieselben handelspolitischen Fragen, die damals in der Presse und im Parlament mit Haß und Intrigen behandelt wurden. Regte sich aber etwa in den Mienen der Hörer etwas, das an den leidenschaftlichen Widerspruch der Interessen erinnerte, dann zog ein spöttischer Zug um Brentanos Lippen: „Ist es folgerichtig oder haben Sie einen logischen Fehler bemerkt?" Niemand hatte einen logischen Fehler bemerkt. — Ein Kunstwerk von Gedanken erhob sich so vor uns, und wie wußte die wandelfähige Stimme des Redners die Wirkung zu unterstützen. Ein Erstrahlen oder ein Dämpfen der Stimme wies jedem Satz seinen Rang an, so daß die Fülle der Gedanken nichts Verwirrendes für die jugendlichen Hörer hatte. Seltsam aber war, daß diese Kunstwerke des Redners fast stets einen kriegerischen Zug hatten. Fast stets endete der logische Aufbau mit einem Ergebnis, das sich messerscharf gegen irgendeine wohlbekannte politische oder wissenschaftliche Meinung richtete. In solchem Augenblick, da alle gebannt lauschten, erblaßte die Stimme Brentanos zu einem Ausdruck gespannter Erwartung und wie ein Hauch kam der packende Schlußsatz von seinen Lippen. — So bestrickte er die Jugend, die nach München kam, um ihn zu hören.

Einige Wochen später fand ich in der Technischen Hochschule auf

Digitized by Google

meinem Reißbrett ein scherzhaft mahnendes Wort des Dozenten der Maschinenbaulehre: „Haben Sie das Handwerk aufgegeben?" — Ja, ich hatte das Handwerk aufgegeben und las von früh bis spät nationalökonomische Werke, um in Brentanos Seminar Aufnahme zu finden.

Wöchentlich hielt Brentano Seminarübungen ab. An einem hufeisenförmigen Tisch saßen etwa 30 Studenten. Jedesmal referierte einer von diesen Anfängern über seine wissenschaftliche Arbeit, während die anderen zuhörten oder so taten, als ob sie zuhörten. Dann meldeten sich einige besonders strebsame Jünglinge zum Wort, um ihre junge Weisheit über das Referat auszugießen. Zuletzt aber sprach Brentano. Da wurden alle wach, denn das empfand auch der Jüngste, daß sich jetzt hohe pädagogische Kunst offenbarte: wie er das ganze Gefüge der vorgetragenen Arbeit bloßlegte, wie er die mangelnde Festigkeit des Zusammenhanges nachwies, wie er den schiefen Aufbau grell beleuchtete, und mit welcher Liebe und Liebenswürdigkeit er dann dem erschreckten Kandidaten zeigte, auf welche Weise er sein Werklein ins Lot bekommen könne, und wie Brentano gleich selbst Hand anlegte und einige Befestigungen anbrachte, und wie er immer wärmer wurde, als handele es sich um sein eigenstes Werk und als gäbe es nichts auf der Erde, das ihn lebhafter interessiere. Staunend lauschten wir und beobachteten, wie durch Brentanos Zauberwort aus dem armseligen Unternehmen des Studenten etwas herauswuchs, das bedeutende Umrisse zeigte, und freudig ging der kritisierte Student heim, um jetzt mit ganzer Seele die Umrisse auszufüllen, die Brentano hatte aufleuchten lassen.

Mit besonders gespitzten Ohren und kugelrunden Augen versammelten wir grünen Jungen uns im Seminar, wenn Brentano zufällig vorher etwas in der Presse „losgelassen" hatte. Natürlich hatten wir dann alle vor uns die Nummer der großen demokratischen Zeitung, in der Brentano seine Erklärungen und Artikel zu veröffentlichen pflegte. — Würde er im Seminar davon sprechen? Man konnte es nicht wissen, denn zu den berechenbaren Menschen gehörte er wirklich nicht. Manchmal blieb er ganz verschlossen, tat, als ob er leichte Anspielungen, die in der Diskussion gewagt wurden, gar nicht höre, und machte ein Gesicht, als ob er kein Wässerlein trüben könne. Manchmal aber ergriff er mit pfiffigem Lächeln die erste Gelegenheit, um die ganze Unterhaltung auf die große politische Streitfrage hinüber zu bugsieren, und dann zeigte er uns, was in seinem vielbesprochenen Artikel „eigentlich" stand, „ich meine zwischen den Zeilen, denn das ist die Hauptsache".

Wer eine so große Kunst besitzt, Seelen zu fangen, den mußte es treiben, Kämpfer heranzubilden, die niemals ermüden sollten für das einzutreten, was ihm, dem Meister, heilig schien. An geistigen Waffen stellte er uns sein großes Arsenal zur Verfügung und lehrte uns die Waffen führen. Ich sehe ihn vor mir mit dem fröhlich-grimmigen Ausdruck, wenn seine Augen strahlten, wenn einer seiner Schüler einen schneidigen Hieb tat. Und denke ich daran, wie er mit Feuer und mit hinreißender Liebe darauf bedacht war, uns alle zu seinen Waffengefährten zu erziehen, dann verstehe ich, wie wehe es ihm tun mußte, wenn einer seiner Knappen die festgeschlossenen Reihen verließ, um öffentlich eine eigene, von Brentano abweichende Meinung zu vertreten. Dann freilich kannte Brentano nicht die Toleranz, die in der Vertretung wissenschaftlich fundierter Meinungen eigentlich selbstverständlich sein sollte, dann verschwand der

Digitized by Google

Gelehrte hinter dem Politiker, dann betrachtete er die Abweichung von der „festgestellten" Ansicht als Untreue, als Fahnenflucht, ging dem angeblich Ertappten mit maßloser Heftigkeit zu Leibe und verlor in solchem Streit gänzlich seine eigene Überlegenheit.

Sein politisches Temperament reizte ihn, die pädagogische Kunst weit über den Kreis seiner eigentlichen Schüler auszudehnen und mancher Politiker, der nie in seinem Seminar gesessen hat, darf sich mit Fug einen Schüler Brentanos nennen. So erinnere ich mich, wie Friedrich Naumann mir einst sagte: „Eigentlich bin ich auch Brentanos Schüler". — Das war in der Zeit, als in Friedrich Naumann eine merkwürdige Wandlung vorging. Anfangs, das heißt in den neunziger Jahren und noch einige Jahre später, war Friedrich Naumann der politische Seher. Wenn er sprach, erfuhren die Menschen, was in ihren eigenen Seelen vorging und wie aus seelischen Vorgängen politische Bewegungen wurden. Tief hinein blickte Naumann in das Gefüge politischen Werdens; er sah die verborgenen Wurzeln heranwachsender politischer Ereignisse. Um dieser seherischen Kraft willen liebten wir Jungen ihn. — Die erfahrenen Politiker aber sagten: „Friedrich Naumann ist uns zu unklar, er hat kein Programm, er ist nicht Sozialist und nicht freisinniger Demokrat und nicht Nationalist, er paßt in keine Partei." Anfangs lächelte Friedrich Naumann über solche Reden. Aber allmählich wurde er unsicher. Seine Sehergabe trug ihn nicht mehr, weil er zu zweifeln begann. — In dieser Zeit der inneren Unsicherheit, des Suchens nach festerem Halt, kam Friedrich Naumann in Berührung mit Lujo Brentano. Ganz leise führte Brentano, der an Schärfe des Denkens weit Überlegene, den unsicher gewordenen Naumann auf die Bahn der politischen Zielbewußtheit; ganz allmählich wurde aus Friedrich Naumann, dem politischen Seher, ein Parteipolitiker.

Jedoch man mag zu Brentano politisch stehen wie man will, mag sein Wirken jubelnd bewundern oder ängstlich bestaunen oder feindselig bedauern. Über eines werden alle einig sein, die jemals seine Schüler waren: Brentano ist nicht nur der Forscher, den die Welt kennt, sondern er ist auch ein Lehrer von ganz ungewöhnlicher Bedeutung. Er ist der deutschen Nationalökonomen Fechtmeister, der den Stoß so zu führen versteht, als wolle er den Gegner mit der Degenspitze liebkosen.

Ludwig Bernhard

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Rudolf Kayser.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin, Leipzig.

Digitized by Google

HERBST-NOVITÄTEN 1924

Almanach 1925
S. Fischer Verlag

Mit zahlreichen in sich geschlossenen Beiträgen unserer Autoren und deren Bildnissen
Gebunden 2 Gm.

Ein lebendiges und wie wir glauben ein willkommenes Lesebuch!
Welchen Anteil unser Verlag als Mittler des deutschen literarischen Lebens überhaupt zu beanspruchen hat, wird der Leser aus dem Katalog am Schlusse des Almanachs ersehen, der seit längerer Zeit zum erstenmal wieder ein vollständiges Verzeichnis unserer Bücher bietet.

Gerhart Hauptmann

DIE INSEL DER GROSSEN MUTTER

ODER DAS WUNDER VON ÎLE DES DAMES

Eine Geschichte aus dem utopischen Archipelagus

1. bis 25. AUFLAGE. Auf holzfreiem Papier. Geh. 4.50 Gm., gebunden mit farbiger Einbandzeichnung 6 Gm., in Ganzleinen 6.50 Gm.

VORZUGSAUSGABE in 300 Exemplaren auf bestem Büttenpapier, numeriert und vom Dichter signiert, in Ganzpergament 40 Gm.

Einbände von E. R. Weiß

In der Geschichte eines Staates von seinen notvollen Anfängen bis zu revolutionärer Überreife gibt Hauptmann in genialer Synthese ein Doppeltes: mit gläubig lächelnder Ironie einen großen Roman der Menschlichkeit, mit dem Ernste der Ehrfurcht ein Epos der Menschheit, welches den ganzen Kreis unserer ewigen Fragen und Antworten durchschreitet. Die Szene der Ereignisse ist eine von Paradiesesfarben funkelnde und mit tiefsinniger Anschauung gedeutete Südseeinsel in ihrer schöpferisch gewaltigen Urgestalt.

Digitized by Google

HERBST-NOVITÄTEN 1924

Laurids Bruun

Festausgabe zum 60. Geburtstag des Verfassers der bisher in 284 000 Exemplaren gedruckten Romane

„Van Zantens glückliche Zeit" und „Insel der Verheißung"

Zwei Bände in gemeinsamer, künstlerisch ausgeführter Kassette.
Auf holzfreiem Papier gedruckt. Die Einbände beider Romane sind mit mehrfarbigen Reproduktionen nach Bildern von Max Pechstein geschmückt.
Gebunden 6.50 Gm., in Ganzleinen 8.50 Gm.

Otto Flake / *Der gute Weg*

Roman. 1. bis 5. Auflage. Auf holzfreiem Papier gedruckt.
Geheftet 4.50 Gm., in Ganzleinen 6 Gm.

Der neue Roman Flakes ist ein sprühend lebendiges Bild unserer Zeit. Ihre Gedanken und seelischen Strömungen kommen darin in geisthellen Dialogen zu einem menschlich unmittelbar erregenden und dennoch künstlerisch gehaltenen Ausdruck. Die Reihe der Frauengestalten Flakes und seiner männlichen Lebensgestalter wird um ihre vielleicht einprägsamsten Figuren vermehrt.

Hugo von Hofmannsthal / *Gesammelte Werke*

Zweite Reihe in drei Bänden

Auf holzfreiem Papier. In künstlerischen Pappbänden 25 Gm., in Halbpergament 35 Gm.

Mit diesen drei Bänden, die Hugo von Hofmannsthals Lustspiele und Dramen enthalten, außer denen, welche nach ihrer Natur den lyrischen Gedichten in der ersten Reihe angeschlossen sind, wird die Sammlung der bisherigen Werke des Dichters vollständig. Schon die Weite seines Blicks und die Vielfältigkeit seiner dramatischen Themen, die vom entrückt Mythischen bis in das volkstümlich Gegenwärtige reichen, machen Hofmannsthals Bühne zum Welttheater, mehr aber der Geist, der überall das Positive und Dauernde, die durch Reinheit und Schönheit entscheidende Idee spürt und zauberhaft in die Erlebnisse der Menschen hinabgetaucht zeigt.

Im Anfang dieses Jahres erschien die

Erste Reihe in drei Bänden

Auf holzfreiem Papier. In künstlerischen Pappbänden 20 Gm., in Halbpergament 30 Gm.

Band I: Gedichte. Lyrische Dramen. Band II: Erzählungen. Erfundene Gespräche und Briefe. Band III: Reden und Aufsätze.

Die erste Reihe der „Gesammelten Werke" Hugo von Hofmannsthals gibt die Dichtungen seiner Jugend und die Erzählungen und Essays bis heute, da er ein Fünfziger ist. Ohne das Vorspiel der Verheißung begann der Dichter mit reichen Erfüllungen seine Bahn, und was einstmals sofort hinriß, empfängt jetzt eine neue Vertiefung, Deutung und Bestätigung aus dem Klange der Lebensreife.

1 Goldmark = 10/42 Dollar, für das Ausland = 1.25 Schweizer Franken — Preisänderungen vorbehalten

Digitized by Google

HERBST-NOVITÄTEN 1924

Arthur Holitscher / *Lebensgeschichte eines Rebellen*

Meine Erinnerungen

1. bis 5. Auflage. Auf holzfreiem Papier gedruckt. Mit einem Bildnis des Verfassers. Geheftet 4 Gm., in Halbleinen 5.50 Gm.

Diese Selbstbiographie ist das Zeugnis eines von Anbeginn intensiv gelebten Lebens. Ein eingeborener hoher Begriff von Menschenfreiheit führte den Dichter auf viele Wege der Sehnsucht und Tatkraft und ebenso der Enttäuschung und Einsamkeit. Seine Wanderschaft machte ihn zum Rebellen aus Verantwortungsgefühl vor seinem Gewissen und seiner Wahrheit, aber sie zeigte ihm dabei ein gewaltiges Stück der äußeren und inneren Welt.

Aage Madelung / *Das unsterbliche Wild*

Auf holzfreiem Papier gedruckt. Mit einer lithograph. Einbandzeich. v. Eduard Saltoft. Geheftet 4 Gm., in Halbleinen 5.50 Gm.

INHALT: *Die ersten Jagden, *Tops, **Der Brauthengst, **Der Sterlet, ***Das unsterbliche Wild.

**Aus „Jagd auf Tiere und Menschen" **Aus „Sterlet" ***Bisher unveröffentlicht*

Madelungs Novellen zeigen als ihr Grundwesen eine Erlebniskraft von ungeheurer Spannung, aus der die Kunstkraft wie etwas Selbstverständliches heraustritt. Der Dichter gehört zu den Urwissenden: Tiere sind ihm so vertraut wie Menschen, Menschen erscheinen so dumpf und triebhaft wie die Tiere, und alle seine Kreaturen haben eine dämonische Vitalität in sich.

Thomas Mann / *Der Zauberberg*

Roman in zwei starken Bänden von etwa 1300 Seiten. 1. bis 10. Auflage. Auf holzfreiem Papier gedruckt. Geheftet etwa 15 Gm., in Halbleinen etwa 19 Gm., in Ganzleinen etwa 20 Gm., in Halbleder etwa 24 Gm.

(Siehe auch Thomas Mann, Gesammelte Werke auf S. 8 des Prospektes)

Der langerhoffte Roman Thomas Manns liegt vor. So Großes die Gemeinde des Dichters erwartet haben mag, sie wird überrascht sein von dem kühnen Wagnis des Planes und der Meisterschaft seiner Verwirklichung. Das Thema des Werkes ist der Zeitbegriff selbst, dieses Urrätsel, das jedem Erlebnis der Welt zugrunde liegt. Ein lungenkranker junger Mann weilt lange in einem Sanatorium auf der Davoser Höhe, und diese abgeschlossene Höhe wird ihm zum Zauberberge über der offenen Welt draußen, denn für ihn und seine Umgebung — Leidende aus allen Ländern der Erde — hat die Krankheit Wert, Verlauf und Verbrauch der Zeit von Grund aus geändert. Der Held macht in den ihm dadurch gewährten Einblicken, Steigerungen, Abenteuern, unterstützt von unvergeßlich reich und eindringlich gezeichneten Gefährten, eine hohe Schule des Gefühls und der Gesinnung durch; er erfährt in ahnungsvoller Kritik an der Welt seine Gewissensstellung zu Pflicht und Freiheit, Schmerz und Glück, Leidenschaft und Klarheit, und ringt sich zu verantwortlich regierender Lebensfreundlichkeit auf.

In Vorbereitung befindet sich

Thomas Mann / *Herr und Hund*

Mit 15 Illustrationen und handkoloriertem Einband von Georg Walther Rößner

1 Goldmark = 10/42 Dollar, für das Ausland = 1.25 Schweizer Franken — Preisänderungen vorbehalten

Digitized by Google

HERBST-NOVITÄTEN 1924

Arthur Schnitzler / *Komödie der Verführung*

In drei Akten. 1. bis 4. Auflage. Auf holzfreiem Papier gedruckt. Geheftet 4 Gm., gebunden 5 Gm.

Aus dem Duft des entschwundenen Wien formt der Dichter dieses Spiel, in dem Eros zwischen mannigfaltigen Typen der Geschlechter seine Rätsel webt, im Schatten einer drohenden Schicksalswolke.

Bernard Shaw / *Die heilige Johanna*

Dramatische Chronik in 6 Szenen und einem Epilog. Nebst einem 77 Seiten starken Vorwort. Deutsch von Siegfried Trebitsch. 1. bis 5. Auflage. Auf holzfreiem Papier gedruckt Geheftet 3 Gm., gebunden 4 Gm.

Dieses um die Gestalt der Jeanne d'Arc gruppierte weltgeschichtliche Schauspiel, das in London einen außergewöhnlichen Erfolg hatte, bedeutet einen neuen Höhepunkt für das Schaffen Shaws und für das historische Drama überhaupt. Politische und private Hoheit und Schwäche haben darin aufgehört, zweierlei zu sein, ihr Maß ist die Menschlichkeit, ihr Gericht die Wahrheit.

Bernard Shaw / *Der Boxkampf*

Burleske in drei Akten. Deutsch von Siegfried Trebitsch. 1. und 2. Auflage. Auf holzfreiem Papier gedruckt. Geheftet 1 Gm.

Diese Burleske, Bernard Shaws einziges Stück, das in Versen abgefaßt ist, enthält die burleske Geschichte eines Meisterboxers und travestiert durch sie die englische Gesellschaft und in ihr das System der europäischen Zivilisation in glänzender Weise.

Der neueste Band der Wendekreis-Folge (siehe auch Seite 113 des Prospektes)

Jakob Wassermann / *Faber oder Die verlorenen Jahre*

Roman. 1. bis 10. Auflage. Auf holzfreiem Papier gedruckt. Geheftet 3.50 Gm., in Halbleinen 5 Gm., in Halbleder 7.50 Gm.

Wassermann führt in einem Werke voll ergreifender Hellsicht seinen Plan einer umfassenden epischen Darstellung unserer Weltwendezeit weiter. Der Krieg hat eine vom Zufall glücklich gefügte Ehe auf viele Jahre unterbrochen, er hat die Gatten auf ihre Selbständigkeit und Selbstverantwortlichkeit von Grund aus verwiesen, ihre Verbindung droht daran zu zerbrechen. Aber die Erweckung der früheren Schlafwandler verheißt ihnen eine neue, ernstere, kraftvolle Gemeinsamkeit in der Welt, wie sie ist.

Alfred Weber

Deutschland und die europäische Kulturkrise

1. und 2. Auflage. Geheftet 2 Gm.

Außer dem Titelaufsatz enthält diese Schrift folgende Arbeiten des berühmten Heidelberger Kulturphilosophen: Frankreich und Europa / Deutschland und der Osten.

1 Goldmark = 10/42 Dollar, für das Ausland = 1.25 Schweizer Franken — Preisänderungen vorbehalten

Digitized by Google

NEUE BÜCHER

Hermann Bahr / *Selbstbildnis*

4. Auflage. Mit einem Porträt des Dichters. Auf holzfreiem Papier gedruckt. Geheftet 4 Gm., in Halbleinen 6 Gm.

München-Augsburger Abendzeitung: Zugleich mit der Darstellung seines bedeutenden und wechselvollen Lebens gibt Bahr einen Durchschnitt seiner Zeit und ihrer literarischen und geistigen Entwicklung, als deren Spiegelung seine eigene erkennbar wird, oft jener vorauseilend, oft sogar richtunggebend.

Hermann von Boetticher / *Das Bild*

Novelle. 3. Auflage. Auf holzfreiem Papier gedruckt. Geheftet 2 Gm., gebunden 3 Gm.

Nürnberg-Fürther 8 Uhr-Abendblatt: ... die prachtvolle Art der dichterischen und menschlich vertieften Ausgestaltung.

Richard Dehmel

Ausgewählte Briefe aus den Jahren 1883 bis 1902

6. Auflage. 480 Seiten. Mit 6 Bildern. Auf holzfreiem Papier gedruckt. In Halbleinen 7.50 Gm.

Ausgewählte Briefe aus den Jahren 1902 bis 1920

4. Aufl. 560 Seiten. Mit 6 Bildtafeln u. einem Faksimile. Auf holzfreiem Papier gedruckt. In Halbleinen 8.50 Gm. — Beide Bände in gemeinsamer Kassette in Halbleinen 15.50 Gm.

Berliner Tageblatt: Dies Buch ist spannend wie ein Roman. Es ist die Geschichte eines Menschen, der sich durchringt aus qualvoller Wirrnis zu seliger Klarheit, eines so reichen Menschen, wie nicht viele sich in deutscher Sprache bezeugt haben.

Alfred Döblin / *Berge Meere und Giganten*

Roman. 590 Seiten. 9. Auflage. Auf holzfreiem Papier gedruckt. Geheftet 6.50 Gm., in Halbleinen 8.50 Gm.

Vossische Zeitung: Wie hier von den Müttern her die Kräfte in Bewegung gesetzt werden, wie es aus den Quellen des Lebens selbst strömt und rauscht, das hat in aller phantastischen Literatur nicht seinesgleichen. Eine Menschheit wird vorweggedacht, der mit Erfindungen und Entdeckungen alle Kräfte der Natur in die Hände gegeben sind, ja die Urkraft selber praktikabel zur Verfügung steht.

Frank Harris / *Oscar Wilde*

Eine Lebensbeichte. 10. Aufl. Mit einem Schlußkapitel von Bernard Shaw und 3 Abbildungen. 468 Seiten. Auf holzfreiem Papier gedruckt. Geh. 5 Gm., in Halbleinen 7 Gm.

Berliner Tageblatt: Wir kennen längst den Weg der Freude und des Leidens, der Höhe, der Tiefe und des Versinkens, den Wilde, der „zu spät geborene Grieche", geschritten ist. Aber wir „verschlingen" das Buch nun doch mit dem phosphoreszierenden Glanz, den es aus Wildes Leben zu sich selbst hinübergenommen hat.

1 Goldmark = 10/42 Dollar, für das Ausland = 1.25 Schweizer Franken — Preisänderungen vorbehalten

Digitized by Google

NEUE BÜCHER

Gerhart Hauptmann / *Ausblicke*

353 Seiten Groß-Oktav auf holzfreiem Papier gedruckt.
Geheftet 5.50 Gm., in Halbleinen 7.50 Gm.

Dieser Band enthält bisher in einer Einzelausgabe noch nicht abgedruckte Gedichte, Erzählungen und Dramatisches aus den verschiedenen Schaffenszeiten und Formensphären des Dichters.

Moritz Heimann / *Wintergespinst*

Zehn Novellen, zugleich der Prosaischen Schriften 4. Band. Auf holzfreiem Papier gedruckt. Geheftet 3 Gm., gebunden 4.50 Gm.

Neues Wiener Abendblatt: Hier gibt es ausnahmslos Novellen im Goetheschen Sinn.

Hermann Hesse / *Siddhartha*

Eine indische Dichtung. 14. Auflage. Auf holzfreiem Papier gedruckt.
Geheftet 3.50 Gm., in Ganzleinen 5.50 Gm., in Halbpergament 8 Gm.

Vossische Zeitung: Dieses Werk ist von einer gleichmäßigen Schönheit, einer Lückenlosigkeit und einer starken, eindringlichen Charakterisierungsfülle. „Siddhartha" hat Hesse noch sichtbarer zu den größten Dichtern emporgehoben, die das heutige Deutschland besitzt.

Felix Hollaender / *Der Tänzer*

Roman. 30. Auflage. Auf holzfreiem Papier gedruckt.
Geheftet 4 Gm., in Ganzleinen 6 Gm.

Tägliche Rundschau: Der ästhetische Reiz des Buches liegt im Rhythmischen, in der innerlichen Beschwingtheit. Es hat durchaus etwas Musikalisches, und der Tänzer, dieser amoralische Abenteurer, dieser Hochstapler, hat in der Leichtigkeit und Freiheit seiner Bewegung etwas von der Schönheit eines Gebildes antiker Plastik, eines Ringers oder Läufers. Dieses Buch hat Melodie, und man gibt sich gern ihrer Bezauberung. Die Gestalt des Abenteurers aber erreicht, jenseits des Psychologischen, etwas von der unendlichen Bedeutung des dichterischen Symbols.

Johannes V. Jensen / *Kolumbus*

Roman. 6. Auflage. Geheftet 3 Gm., in Halbleinen 5 Gm.

Mannheimer Tageblatt: Jensens Buch ist mehr als ein Roman: es ist einer der wertvollsten Beiträge zur Völkerpsychologie, mit denen das letzte Jahrzehnt die einschlägige Literatur bereichert hat. Nicht weniger bedeutend ist aber auch die Charakterzeichnung des Titelhelden, der als Titan über die vom Aberglauben geknechtete Schiffsmannschaft hinauswächst. Die Wirkung des mit stilistischer Meisterschaft geschriebenen Buches ist bei aller psychologischen Schärfe des Beobachters künstlerisch und dichterisch gleich groß.

1 Goldmark = 10/42 Dollar, für das Ausland = 1.25 Schweizer Franken — Preisänderungen vorbehalten

Digitized by Google

NEUE BÜCHER

Bernhard Kellermann / *Schwedenklees Erlebnis*

Roman. 10. Auflage. Geheftet 2.50 Gm., gebunden 4 Gm.

Berl. Tageblatt: Die Geschichte ist vortrefflich erzählt mit überlegenem Lächeln, mit weltkundiger Skepsis, mit satten Hauptfarben, mit feinen Nebenfarben. Mit einem Geflimmer unschuldiger und unverbohrter Mystik gleich einem leisen Dunst über kräftiger Wirklichkeit.

Alfred Kerr / *O Spanien!*

6. Auflage. Auf holzfreiem Papier gedruckt. Geheftet 3 Gm., gebunden 4.50 Gm.

Hans Bethge: Ein humorvolles, funkelndes, beschwingtes, vibrierendes, von Mondschein und Sonnenglut durchleuchtetes, von Weinduft durchatmetes Buch, niedergeschrieben von einem helläugigen Menschen, der nicht nur das Thema liebt, über das er schreibt, sondern auch vor allem die Wonne des Daseins.

Eugene G. O'Neill / *Der haarige Affe*

Ein Schauspiel alten und neuen Lebens.
Auf holzfreiem Papier gedruckt. Steif geheftet 2 Gm.

Eugene G. O'Neill / *Unterm karibischen Mond*

Dramatische Studie. Auf holzfreiem Papier gedruckt. Steif geheftet 1.50 Gm.

Der amerikanische Dramatiker Eugene G. O'Neill ist eine der bedeutendsten Erscheinungen unter den jüngeren Schriftstellern seiner Heimat. Seine Kunst der Vereinfachung, die monologisch sich steigernde Kraft seines dramatischen Stils, der, Ausdruck seiner Rasse, dennoch sein persönlichstes Eigentum ist, tritt in diesen beiden konzentrierten Arbeiten überzeugend in die Erscheinung.

Walther Rathenau / *Gesammelte Reden*

4. Aufl. Auf holzfreiem Papier gedruckt. Einband wie bei den „Gesammelten Schriften". Geheftet 6 Gm., in Halbleinen 8 Gm., in Halbleder 10 Gm.

In diesen Reden wirken der ernste reine Mensch und der bedeutende Staatsmann Rathenau zusammen zu einem großen Vermächtnis an die deutsche Zukunft. Ihr Weltbild reicht vom engsten Freundeskreis bis über die Völker Europas.

Alexei Remisow / *In blauem Felde*

4. Auflage. Auf holzfreiem Papier gedruckt. Geheftet 3 Gm., in Halbleinen 4 Gm.

Der Dichter schöpft aus einem ungeheuren Erinnerungsschatze mit seiner quellfrischen Erzählergabe, mit der Anmut, Hingenommenheit und dem gütigen Humor eines Menschen, dessen Freude an den Erscheinungen des Daseins, gleichviel, was es bringe, durch nichts zu erschüttern ist.

1 Goldmark = 10/42 Dollar, für das Ausland = 1.25 Schweizer Franken — Preisänderungen vorbehalten

Digitized by Google

Thomas Mann

GESAMMELTE WERKE

Jeder Band der „Gesammelten Werke" Thomas Manns ist einzeln käuflich und nicht numeriert. Die Werke sind in der alten Unger-Fraktur auf schönem holzfreien Papier gedruckt und einheitlich ausgestattet. Einbandentwurf von K. E. Mende.

Bisher sind erschienen

Buddenbrooks

Verfall einer Familie. 145. Auflage. Zwei Bände.
Geheftet 9.50 Gm., in Halbleinen 13.— Gm.,
in Ganzleinen 14.— Gm., in Halbleder 18 Gm.

Königliche Hoheit

Roman. 77. Auflage.
Geheftet 4.50 Gm., in Halbleinen 6.50 Gm.,
in Ganzleinen 7 Gm., in Halbleder 9 Gm.

Betrachtungen eines Unpolitischen

24. Auflage. Geheftet 6 Gm., in Halbleinen 8 Gm.,
in Ganzleinen 8.50 Gm., in Halbleder 10 Gm.

Rede und Antwort

Gesammelte Abhandlungen und kleine Aufsätze. 16. Auflage.
Geheftet 4.50 Gm., in Halbleinen 6.50 Gm.,
in Ganzleinen 7 Gm., in Halbleder 9 Gm.

Novellen

Zwei Bände. 10. Auflage. Jeder Band geheftet 4.50 Gm.,
in Halbleinen 6.50 Gm., in Ganzleinen 7 Gm., in Halbleder 9 Gm.

NOVITÄT

Der Zauberberg

Roman. Zwei starke Bände von etwa 1300 Seiten. 1.—10. Auflage.
Geheftet etwa 15 Gm., in Halbleinen etwa 19 Gm.,
in Ganzleinen etwa 20 Gm., in Halbleder etwa 24 Gm.

EINZELAUSGABEN

Fiorenza

Drei Akte 10. Auflage. Geheftet 2 Gm., gebunden 3 Gm.

Der Tod in Venedig

Novelle. 58. Auflage.
Geheftet 3 Gm., in Ganzleinen 5 Gm., in Halbleder 7 Gm
Liebhaber-Ausgabe in Großquart-Format
In Künstlerpappband 12 Gm., in Halbpergament 15 Gm.

Herr und Hund
Gesang vom Kindchen

Zwei Idyllen 20. Auflage Geheftet 2.50 Gm., gebunden 4 Gm.

Von deutscher Republik

6. Auflage. Geheftet 1 Gm.

Tonio Kröger

Novelle. 43. Auflage. (Fischers Illustrierte Bücher)
Mit 18 Illustrationen und handkoloriertem Umschlag
von E. M. Simon.
Geheftet 1 Gm., gebunden 2 Gm.

Der kleine Herr Friedemann

Novellen. 88. Auflage. (Der Wohlfeile Gute Roman)
Geheftet 0.80 Gm., gebunden 1.50 Gm.

Das Wunderkind

Novellen. 64. Auflage. (Der Wohlfeile Gute Roman)
Geheftet 0.80 Gm., gebunden 1.50 Gm.

Friedrich und die große Koalition

41. Auflage. Text der Gesammelten Werke.
Geheftet 1.50 Gm., gebunden 2.25 Gm

1 Goldmark = 10/42 Dollar, für das Ausland = 1.25 Schweizer Franken — Preisänderungen vorbehalten

Digitized by Google

Jakob Wassermann
GESAMMELTE WERKE

Jeder Band der „Gesammelten Werke" von Jakob Wassermann ist einzeln käuflich und nicht numeriert. Die Werke sind auf schönem holzfreien Papier gedruckt und einheitlich ausgestattet. Einbandentwurf von Prof. E. R. Weiß.

Bisher erschienen

Historische Erzählungen

Alexander in Babylon. Roman. 13. Auflage.
Die Schwestern. Drei Novellen. 14. Auflage.
Geheftet 4.50 Gm., in Ganzleinen 6.50 Gm., in Halbleder 8.50 Gm.

Caspar Hauser oder Die Trägheit des Herzens

Roman. 29. Auflage. Geheftet 6 Gm., in Ganzleinen 8 Gm., in Halbleder 10 Gm.

Das Gänsemännchen

Roman. 82. Auflage. Geheftet 6 Gm., in Ganzleinen 8 Gm., in Halbleder 10 Gm.

Es werden folgen

Fränkische Erzählungen

Die Juden von Zirndorf. Roman
Der niegeküßte Mund. Erzählungen

Die Geschichte der jung. Renate Fuchs

Roman

Der goldene Spiegel

Erzählungen in einem Rahmen

Die Lebensalter

Die Masken Erwin Reiners. Roman
Der Mann von vierzig Jahren. Roman

Christian Wahnschaffe

Roman in zwei Bänden

EINZELAUSGABEN

Von den Romanen und Erzählungen von Jakob Wassermann sind die folgenden Werke in den bisherigen Ausgaben bis zum Erscheinen im Rahmen der Gesamt-Ausgabe lieferbar

Die Juden von Zirndorf

Roman. 20. Auflage. Geheftet 3 Gm., gebunden 4.50 Gm.

Die Geschichte der jung. Renate Fuchs

Roman. 26. Auflage. In Halbleinen 7 Gm.

Der Moloch

Roman. 15. Auflage. Geheftet 4 Gm., in Halbleinen 5.50 Gm.

Die Schwestern

Drei Novellen. 9. Auflage. Geheftet 3 Gm., gebunden 4 Gm.

Die Masken Erwin Reiners

Roman. 18. Auflage. Geheftet 4 Gm., in Halbleinen 5.50 Gm.

Der goldene Spiegel

Erzählungen in einem Rahmen. 20. Auflage.
Geheftet 4 Gm., gebunden 5.50 Gm., in Halbleder 8 Gm.

Der Mann von vierzig Jahren

Roman. 17. Auflage. Geheftet 4 Gm., gebunden 5 Gm.

Christian Wahnschaffe

Roman in zwei Bänden. 51. Auflage.
Geheftet 9 Gm., in Halbleinen 13 Gm., in Halbleder 18 Gm.

Der niegeküßte Mund

Erzählungen. (Der Wohlfeile Gute Roman)
71. Auflage. Geheftet 0.80 Gm., gebunden 1.50 Gm.

DER WENDEKREIS

Der unbekannte Gast

Novellen. 30. Auflage.
Geh. 3.50 Gm., in Halbleinen 5 Gm., in Halbleder 8 Gm.

Oberlins drei Stufen

Novellen. 20. Auflage.
Geh. 3.50 Gm., in Halbleinen 5 Gm., in Halbleder 8 Gm.

Ulrike Woytich

Roman. 20. Auflage.
Geh. 5 Gm., in Halbleinen 7 Gm., in Halbleder 9 Gm.

NOVITÄT

Faber oder Die verlorenen Jahre

Roman. 1. bis 10. Auflage.
Geh. 3.50 Gm., in Halbleinen 5 Gm., in Halbleder 7.50 Gm.

1 Goldmark = 10/42 Dollar, für das Ausland = 1.25 Schweizer Franken — Preisänderungen vorbehalten

Digitized by Google

BÜCHER FÜR DEN WEIHNACHTSTISCH

Peter Altenberg
Märchen des Lebens
8. Auflage. Geheftet 4 Gm., in Halblein. 5.50 Gm.

Vita ipsa
12 Auflage. Geh. 4 Gm., in Halbleinen 5.50 Gm.

Was der Tag mir zuträgt
Studien. 13. Aufl. Geh. 4.50 Gm., in Halblein. 6 Gm.

Raoul Auernheimer
Der Geheimniskrämer
Novelle. 4. Auflage. Geh. 2.50 Gm., geb. 3.50 Gm.

Hermann Bahr
O Mensch!
Roman. 12. Aufl. Geh. 4 Gm., in Halblein. 5.50 Gm.

Herman Bang
Die Vaterlandslosen
Roman. 26. Auflage. Geh. 3 Gm., geb. 4.50 Gm.

Richard Beer-Hofmann
Jaákobs Traum
Drama. 22. Auflage. Geh. 2.50 Gm., geb. 3.50 Gm.

Der Graf von Charolais
Trauerspiel. 11. Aufl. Geh. 3.50 Gm., geb. 5 Gm.

Alice Berend
Die Bräutigame der Babette Bomberling
Roman. 6. Auflage. Mit 54 Bildern im Text und 8 farbigen Tafeln von Karl Arnold. Geh. 5 Gm., geb. 7 Gm., in Halbleder 8 Gm.

Oskar Bie
Die Oper
10. Auflage. Mit 137 Abbildungen und 11 handkolorierten Tafeln. In Halbleinen 25 Gm., in Halbleder 35 Gm.

Robert Browning und Elizabeth Barrett-Barrett
Briefe
10. Aufl. Mit 2 Bildnissen. In Halbleinen 6 Gm.

Iwan Bunin
Der Herr aus San Francisco
Novellen. 4. Auflage. Geh. 3 Gm., geb. 4. Gm.

Richard Dehmel
Hundert ausgewählte Gedichte
43. Auflage. Geheftet 4 Gm., geb. 5 Gm., in Ganzleinen 6 Gm.

Richard Dehmel
Schöne wilde Welt
Neue Gedichte. 12. Auflage. Geheftet 4 Gm., geb. 5 Gm., in Ganzlein. 6 Gm., in Halbled. 8 Gm.

Zwei Menschen
Roman in Romanzen. 75. Auflage. Geheftet 4 Gm., geb. 5 Gm., in Ganzlein. 6 Gm., in Halbled. 8 Gm.

Alfred Döblin
Die drei Sprünge des Wang-lun
Chinesischer Roman. 12. Auflage
Geheftet 5 Gm., in Halbleinen 7 Gm.

Wallenstein
Roman. 8. Auflage. 2 Bände
Geheftet 8 Gm., in Halbleinen 11 Gm.

Albert Ehrenstein
Zaubermärchen
4. Auflage. Geheftet 1 Gm., gebunden 1.80 Gm.

Otto Flake
Das Logbuch
27. Auflage. Geheftet 3 Gm., in Halblein. 4.50 Gm.

Theodor Fontane
Der Stechlin
Roman. 68. Auflage. Geheftet 5 Gm., in Halbleinen 7 Gm., in Halbleder 9 Gm.

Effi Briest
Roman. 83. Auflage. Geh. 4 Gm., geb. 5.50 Gm.

Irrungen Wirrungen
Roman. 148. Auflage
Geheftet 3 Gm., in Halbleinen 4.50 Gm.

Frau Jenny Treibel
Roman. 92. Auflage
Geheftet 3 Gm., in Halbleinen 4.50 Gm.

Gerhart Hauptmann
Der Narr in Christo Emanuel Quint
Roman. 64. Auflage
Geheftet 6 Gm.,
in Ganzleinen 8.50 Gm., in Halbleder 10 Gm.

Atlantis
Roman. 49. Auflage. Geheftet 4 Gm., in Halbleinen 5.50 Gm., in Ganzleinen 6 Gm., in Halbleder 9 Gm.

1 Goldmark = 10/42 Dollar, für das Ausland = 1.25 Schweizer Franken — Preisänderungen vorbehalten

Digitized by Google

BÜCHER FÜR DEN WEIHNACHTSTISCH

Gerhart Hauptmann

Der Ketzer von Soana

124. Auflage. Geheftet 4 Gm., in Halbleinen 6 Gm., in Halbleder 8 Gm. Liebhaber-Ausgabe in Großquart-Format. In Künstlerpappband 12 Gm., in Halbperg. 15 Gm.

Griechischer Frühling

15. Auflage. Geh. 4 Gm., in Halblein. 5.50 Gm., in Ganzleinen 6 Gm., in Halbleder 8 Gm.

Hermann Hesse

Demian

Die Geschichte von Emil Sinclairs Jugend. 62. Aufl. Geh. 4 Gm., in Ganzleinen 6 Gm., in Halbleder 8 Gm.

Wanderung

Aufzeichnungen. Mit farbigen Bildern vom Verfasser 0. Auflage. Geb. 10 Gm., in Halbpergmt. 13 Gm.

Klingsors letzter Sommer

Erzählungen. 19. Auflage
Geheftet 3 Gm., in Halbleinen 4.50 Gm.

Ausgewählte Gedichte

3. Auflage. Geheftet 2 Gm., in Ganzleinen 3 Gm.

Arthur Holitscher

Reise durch das jüdische Palästina

10. Auflage. Mit 15 Abbildungen und einer Karte
Geheftet 2 Gm., gebunden 3 Gm.

Amerika heute und morgen

Reiseerlebnisse. 14. Auflage. Mit 63 Abbildungen
Geheftet 6 Gm., in Halbleinen 8 Gm.

Norbert Jacques

Auf dem chinesischen Fluß

Reisebuch. Mit 24 Bildern nach Aufnahmen des Verfassers. 9. Aufl. Geh. 4 Gm., in Halblein. 6 Gm.

Johannes V. Jensen

Der Gletscher

Roman. 26. Aufl. Geh. 3 Gm., in Halblein. 4.50 Gm.

Der junge Kainz

Briefe an seine Eltern

7. Auflage. Mit 9 Porträten und einem Faksimile
In Halbleinen 5 Gm.

Bernhard Kellermann

Das Meer

Roman. 87. Auflage. Geheftet 4 Gm., in Halbleinen 5.50 Gm.

Bernhard Kellermann

Ingeborg

Roman. 115. Auflage. Geheftet 4 Gm., in Halbleinen 5.50 Gm., in Ganzleinen 6 Gm., in Halbleder 8 Gm.

Der Tunnel

Roman. 233. Auflage. Geheftet 4.50 Gm., in Halbleinen 6.50 Gm., in Ganzleinen 7 Gm., in Halbleder 9 Gm.

Ellen Key

Das Jahrhundert des Kindes

Studien. 33. Aufl. Geh. 4 Gm., in Halblein. 5.50 Gm.

Über Liebe und Ehe

Essays. 35. Auflage
Geheftet 4 Gm., in Halbleinen 5.50 Gm.

Annette Kolb

Das Exemplar

Roman. 8. Aufl. Geh. 3.50 Gm., in Halblein. 5 Gm.

Der Lindenbaum

Deutsche Volkslieder

9. Aufl. Geheftet 2 Gm., in Ganzleinen 3.50 Gm.

Oskar Loerke

Der Prinz und der Tiger

Erzählung. 3. Auflage. Geh. 3 Gm., geb. 4 Gm.

Gedichte

Geheftet 3 Gm., gebunden 4.50 Gm.

Wanderschaft

Gedichte. Geheftet 3 Gm., gebunden 4.50 Gm.

Die heimliche Stadt

Gedichte. Geheftet 3 Gm., gebunden 4.50 Gm.

Emil Ludwig

Die Reise nach Afrika

3. Auflage. Mit einer Karte und 42 Abbildungen
Geheftet 3.50 Gm., gebunden 5 Gm.

Aage Madelung

Jagd auf Tiere und Menschen

8. Auflage. Geheftet 3.50 Gm., gebunden 5 Gm.

Robert Musil

Die Verwirrungen des Zöglings Törleß

3. Auflage. Geheftet 3 Gm., gebunden 4.50 Gm.

1 Goldmark = 10/42 Dollar, für das Ausland = 1.25 Schweizer Franken — Preisänderungen vorbehalten

Digitized by Google

BÜCHER FÜR DEN WEIHNACHTSTISCH

Gustavus Myers
Geschichte der großen amerikanischen Vermögen
7. Aufl. 2 Bände. Geh. 11 Gm., in Halbleln. 15 Gm.

Eugene G. O'Neill
Kaiser Jones
Schauspiel. 2. Auflage. Steif broschiert 1 Gm.

Walther Rathenau
Zur Kritik der Zeit
20. Auflage. Geheftet 4 Gm., gebunden 5.50 Gm.

Von kommenden Dingen
72. Auflage. Geheftet 4 Gm., in Halblein. 5.50 Gm.

Hans Reisiger
Maria Marleen
Roman. 2. Auflage. Geh. 2.50 Gm., geb. 3.50 Gm.

Gabriele Reuter
Aus guter Familie
Leidensgeschichte eines Mädchens. 26. Auflage
Geheftet 4 Gm., geb. 5.50 Gm., Ganzleinen 6 Gm.

Die Jugend eines Idealisten
Roman. 14. Auflage. Geh. 3 Gm., geb. 4.50 Gm., in Ganzleinen 5 Gm.

Vom Kinde zum Menschen
Die Geschichte meiner Jugend. 6. Auflage
Geheftet 3.50 Gm., in Halbleinen 5 Gm.

Carl Ludwig Schleich
Vom Schaltwerk der Gedanken
Essays. 43. Aufl. Geh. 3.50 Gm., in Halblein. 5 Gm.

Paul Schlenther
Gerhart Hauptmann
Leben und Werk. 13. Auflage
Geheftet 3.50 Gm., in Halbleinen 5 Gm.

Paul Schlesinger
Stefan und Elsa Hirrlinger
Ein Roman aus der Zeit vor dem Kriege. 4. Aufl.
Geheftet 2.50 Gm., gebunden 4 Gm.

Justus Schmidel
Die harte Schule
Erlebnisse in Amerika. 5. Auflage
Geheftet 4 Gm., in Halbleinen 5.50 Gm.

Arthur Schnitzler
Dämmerseelen
Novellen. 18. Aufl. Geh. 2 Gm., geb. 3.50 Gm.

Arthur Schnitzler
Der Weg ins Freie
Roman. 45. Auflage
Geh. 5 Gm., in Ganzlein. 7 Gm., in Halbled. 9 Gm.

Casanovas Heimfahrt
Novelle. 40. Auflage. Gebunden 2.50 Gm.
Illustrierte Ausgabe. Mit 5 Steinzeichnungen von Hans Meid. 4. Auflage. In Halbleinen 8.50 Gm.

Reinhard Sorge
Der Bettler
Eine dramatische Sendung. Geh. 2 Gm., geb. 3 Gm.

Richard Specht
Arthur Schnitzler
Der Dichter und sein Werk. Eine Studie
3. Auflage. Geh. 3.50 Gm., in Halblein. 5 Gm.

Emil Strauß
Freund Hein
Eine Lebensgeschichte. 31. Auflage
Geh. 4 Gm., geb. 5 Gm., in Ganzlein. 6 Gm.

Menschenwege
Erzählungen. 4. Aufl. Geh. 2.50 Gm., geb. 3.50 Gm.

Der nackte Mann
Roman. 11. Auflage. Geh. 3 Gm., geb. 4 Gm.

Siegfried Trebitsch
Tagwandler
Novellen. Geheftet 1.50 Gm., gebunden 2.50 Gm.

Walt Whitman
Grashalme
Liebhaber-Ausgabe in Großquart-Format
In Künstlerpappband 12 Gm., in Halbpergmt. 15 Gm.

Oscar Wilde
De Profundis
Aufzeichnungen und Briefe aus dem Zuchthaus in Reading. 33. Aufl. Geh. 4 Gm., in Halblein. 6 Gm.

Alfred Wolfenstein
Menschlicher Kämpfer
Ein Buch ausgewählter Gedichte
Geheftet 2.50 Gm., gebunden 3.50 Gm.

Paul Zifferer
Die Kaiserstadt
Roman. 5. Auflage. Geh. 3.50 Gm., geb. 5 Gm.

1 Goldmark = 10/42 Dollar, für das Ausland = 1.25 Schweizer Franken — Preisänderungen vorbehalten

Digitized by Google

GESAMTAUSGABEN

Herman Bang

GESAMMELTE WERKE IN 4 BÄNDEN
Gebunden 20 Gm.

Björnstjerne Björnson

GESAMMELTE WERKE IN 5 BÄNDEN
In Ganzleinen 30 Gm.

Richard Dehmel

GESAMMELTE WERKE IN 3 BÄNDEN
In Halbleinen 18 Gm., in Halbleder 27 Gm.

Theodor Fontane

GESAMMELTE WERKE
Erste Reihe in 5 Bänden:
ERZÄHLENDE WERKE
In Halbleinen 30 Gm.

Otto Erich Hartleben

AUSGEWÄHLTE WERKE IN 3 BÄNDEN
Gebunden 15 Gm.

Gerhart Hauptmann

GESAMMELTE WERKE IN 8 BÄNDEN
In Halbleinen 50 Gm., in Ganzleinen 60 Gm.

Moritz Heimann

PROSAISCHE SCHRIFTEN IN 3 BÄNDEN
Gebunden 16.50 Gm.
4. Band: WINTERGESPINST. Zehn Novellen
Geheftet 3 Gm., gebunden 4.50 Gm.

Hugo von Hofmannsthal

GESAMMELTE WERKE
Erste Reihe in drei Bänden
In Pappbänden 20 Gm., in Halbpergament 30 Gm.
Zweite Reihe in drei Bänden
In Pappbänden 25 Gm., in Halbpergament 35 Gm.

Henrik Ibsen

SÄMTLICHE WERKE IN 5 BÄNDEN
In Ganzleinen 35 Gm., in Halbleder 50 Gm.

Alfred Kerr

GESAMMELTE SCHRIFTEN
Erste Reihe in fünf Bänden:
DIE WELT IM DRAMA
In Halbleinen 25 Gm., in Halbleder 45 Gm.
Zweite Reihe in zwei Bänden:
DIE WELT IM LICHT
In Halbleinen 12 Gm., in Halbleder 20 Gm.

E. von Keyserling

GESAMMELTE ERZÄHLUNGEN IN 4 BÄNDEN
Gebunden 16 Gm., in Ganzleinen 20 Gm.

Peter Nansen

AUSGEWÄHLTE WERKE IN 3 BÄNDEN
Gebunden 15 Gm.

Gustav Sack

GESAMMELTE WERKE IN 2 BÄNDEN
Geheftet 7 Gm., gebunden 10 Gm., in Halbleinen 11 Gm.

Arthur Schnitzler

GESAMMELTE WERKE
IN ZWEI ABTEILUNGEN
Erste Abteilung:
ERZÄHLENDE SCHRIFTEN IN 4 BÄNDEN
In Halbleinen 24 Gm., in Ganzleinen 28 Gm., in Halbleder 40 Gm.
Zweite Abteilung:
THEATERSTÜCKE IN 5 BÄNDEN
In Halbleinen 30 Gm., in Ganzleinen 35 Gm., in Halbleder 50 Gm.

Bernard Shaw

DRAMATISCHE WERKE IN 6 BÄNDEN
In Halbleinen 36 Gm., in Halbleder 60 Gm.

Walt Whitmans Werk

IN ZWEI BÄNDEN
Herausgegeben und eingeleitet von Hans Reisiger
Geheftet 10 Gm., in Halbleinen 14 Gm.

1 Goldmark = 10/42 Dollar, für das Ausland = 1.25 Schweizer Franken — Preisänderungen vorbehalten

Digitized by Google

DER WOHLFEILE GUTE ROMAN

Eine Auswahl der besten Erzählungsliteratur in geschmackvoller Ausstattung

Jeder Band geheftet 0.80 Gm., gebunden 1.50 Gm.

Herman Bang
AM WEGE
71. Auflage
DIE VIER TEUFEL
66. Auflage

Alice Berend
FRAU HEMPELS TOCHTER
124. Tausend
DIE REISE DES HERRN SEBASTIAN WENZEL
116. Auflage

Björnstjerne Björnson
MARY
75. Auflage

Laurids Bruun
VAN ZANTENS GLÜCKLICHE ZEIT
163. Tausend
VAN ZANTENS INSEL DER VERHEISSUNG
115. Tausend
DIE FREUDLOSE WITWE
85. Tausend
HEIMWÀRTS
60. Auflage

Otto Flake
DAS KLEINE LOGBUCH
10. Auflage
DIE SIMONA
8. Auflage

Theodor Fontane
STINE
53. Tausend
MATHILDE MÖHRING
64. Auflage
CECILE
72. Auflage
DIE POGGENPUHLS
47. Auflage
SCHACH VON WUTHENOW
41. Auflage

Irene Forbes-Mosse
BERBERITZCHEN
7. Auflage

Gust. af Geijerstam
FRAUENMACHT
53. Auflage

Gust. af Geijerstam
DIE BRÜDER MÖRK
38. Auflage
THORA
69. Auflage

Knut Hamsun
PAN
57. Auflage
REDAKTEUR LYNGE
40. Auflage

Otto Erich Hartleben
DIE SERENYI
61. Auflage

Hermann Hesse
SCHÖN IST DIE JUGEND
83. Auflage

Arthur Holitscher
SCHLAFWANDLER
20. Auflage

Felix Hollaender
DAS LETZTE GLÜCK
69. Auflage
FRAU ELLIN RÖTE
37. Auflage

Friedrich Huch
GESCHWISTER
70. Auflage
MAO
48. Auflage
WANDLUNGEN
44. Auflage

Norbert Jacques
SIEBENSCHMERZ
8. Auflage

Johannes V. Jensen
DOLORES
52. Auflage

Bernhard Kellermann
YESTER UND LI
157. Tausend

E. von Keyserling
BEATE UND MAREILE
63. Auflage
AM SÜDHANG
51. Auflage
IM STILLEN WINKEL
32. Auflage

Selma Lagerlöf
HERRN ARNES SCHATZ
66. Auflage

Otto Lecher
DER ABGEORDNETE
15. Auflage

Jonas Lie
AUF IRRWEGEN
46. Auflage
EINE EHE
82. Auflage

Thomas Mann
DER KLEINE HERR FRIEDEMANN
88. Auflage
DAS WUNDERKIND
64. Auflage

Peter Nansen
JULIES TAGEBUCH
73. Auflage
EINE GLÜCKLICHE EHE
56. Auflage

Gabriele Reuter
ELLEN VON DER WEIDEN
62. Auflage
FRAUENSEELEN
48. Auflage
DER AMERIKANER
40. Auflage

Jakob Schaffner
GROBSCHMIEDE
46. Auflage

Arthur Schnitzler
FRAU BERTA GARLAN
77. Auflage
DIE GRIECHISCHE TÄNZERIN
61. Auflage

Emil Strauß
DER ENGELWIRT
63. Auflage

Leo Tolstoi
CHADSCHI MURAT
48. Auflage

Siegfried Trebitsch
DAS HAUS AM ABHANG
5. Auflage

Jakob Wassermann
DER NIEGEKÜSSTE MUND
71. Auflage

1 Goldmark = 10/42 Dollar, für das Ausland = 1.25 Schweizer Franken — Preisänderungen vorbehalten

Digitized by Google

PANTHEON-AUSGABE

Die sowohl wegen ihrer sorgfältigen Textgestaltung als wegen ihres handlichen Formats beliebten Klassiker-Taschenausgaben sind jetzt wieder auf holzfreiem Papier gedruckt und in Ganzleder gebunden. Jeder Band mit einem Dichterporträt 6 Gm.

Droste-Hülshoff *Gedichte*	Eichendorff *Gedichte*	Goethe *Torquato Tasso*	Goethe *Werthers Leiden*
Goethe *Hermann u. Dorothea*	Goethe *Faust I/II* 2 Bände	Goethe *Gedichte I/II* 2 Bände	Goethe *Westöstlicher Diwan*
Hebbel *Gedichte*	Heine *Atta Troll / Deutschland*	Heine *Buch der Lieder*	Lenau *Gedichte*
Mörike *Gedichte*	Schiller *Gedichte*	Uhland *Gedichte*	

Ferner erschienen

Goethe *Gedichte* Bd. I und II in einem Bande / 10 Gm.	Goethe *Italienische Reise* 3 Bände / 24 Gm.

FISCHERS ILLUSTRIERTE BÜCHER

Jeder Band geheftet 1 Gm., gebunden 2 Gm.

Erschienen sind

Hermann Hesse / *In der alten Sonne*

Erzählung. 27. Auflage. Mit 16 Illustrationen und handkoloriertem Umschlag von Wilhelm Schulz

Weserzeitung, Bremen: Ein feiner Humor verklärt die Darstellung dieses eigenartigen Stückes Leben. Nicht lautes Lachen wird geweckt, sondern stilles, sinnendes Lächeln.

Bernhard Kellermann / *Die Heiligen*

12. Auflage. Mit 12 Illustrationen und handkoloriertem Umschlag von Magnus Zeller

Berliner Tageblatt: In einem sehr schlanken Bande gibt Kellermann Atmosphäre einer Anstalt für Nervenleidende. Da sind Momente des Abseitsirrens in scheinbar lebhaftem Gespräche, legendenhaft wie japanisch leuchtende Bildchen vor den Augen dieser armen, seligen Heiligen.

E. von Keyserling / *Harmonie*

Novelle. 20. Auflage. Mit 18 Illustrationen und handkoloriertem Umschlag von Karl Walser

Baseler Nachrichten: Ein Gesellschaftsbild, in dem hinter der gelassenen Haltung, die bis in den Stil hinein gewahrt ist, das warme Mitleid des Verfassers zu spüren ist.

Thomas Mann / *Tonio Kröger*

Novelle. 43. Auflage. Mit 18 Illustrationen und handkoloriertem Umschlag von E. M. Simon

Die Ähre, Zürich: Der „Tonio Kröger" ist eine künstlerische Konfession. Wer in das Wesen des Dichters Thomas Mann eindringen will, der wird in erster Linie von seinem „Tonio Kröger" ausgehen müssen.

1 Goldmark = 10/42 Dollar, für das Ausland = 1.25 Schweizer Franken — Preisänderungen vorbehalten

Digitized by Google

„Die führende deutsche Monatsschrift!“ (Berliner Tageblatt vom 10. 1. 1922)

DIE NEUE RUNDSCHAU

XXXV. Jahrgang der Freien Bühne

Herausgeber: Oskar Bie, S. Fischer, S. Saenger

Redaktion: Rudolf Kayser

Die „Neue Rundschau“ ist das anerkannt führende Organ für das künstlerische und geistige Schaffen der deutsch sprechenden Länder wie für ihre großen politischen und soziologischen Probleme und in Gesinnung und Einstellung eine wahrhaft europäische Revue. Frei von der Enge der Parteien und dem Pathos der Schlagworte ist die „Neue Rundschau“ eine kritische Tribüne. Wie dem deutschen Leben der Gegenwart wendet sie sich auch dem des Auslandes zu und sucht so die deutsche Gegenwart als Teil einer weltgeschichtlichen Situation zu begreifen. In jedem Heft gibt eine „Europäische Rundschau“ Bericht über das geistige und politische Geschehen des Auslands. So widmet sich die „Neue Rundschau“ kritisch und aufbauend allen Fragen der Wirtschaft, Politik, Literatur, Kunst, Philosophie und den Problemen der Weltanschauung und richtet ihre Aufmerksamkeit und Sorgfalt auf die Fragen und Kräfte, welche alle guten Europäer angehen. Sie läßt es sich besonders angelegen sein, die Kunst der Dichtung in ihren repräsentativen Äußerungen zu pflegen. Ebenso veröffentlicht sie ständig interessante Zeugnisse persönlichen Lebens, wie Reisen, Tagebücher, Briefe und wissenschaftliche Arbeiten der bedeutendsten deutschen und ausländischen Autoren.

Ein Urteil der ausländischen Presse:

Das Lob, das ich über die „Nouvelle Revue Française“ ausstreute, möchte ich mit doppelter Begeisterung der „Neuen Rundschau“ spenden. Wenn die französische Zeitschrift eine eindringliche intellektuelle Macht ausübt, so führt die deutsche ein Schwert des Geistes: sie behandelt, wie es nahezu alle ernsten deutschen Blätter tun, die überwältigende Kraft der religiösen Leidenschaft, welche heute in Deutschland die positiv treibende Macht ist. Ich wünschte, ich könnte etliche Abschnitte dieser Zeitschrift zitieren: sie sind, ich wage es zu sagen, die lebendigsten, prometheischen und wahrhaftigsten Veröffentlichungen in den Annalen heutiger Publizistik...
„Youth“, Zeitschrift der Universität Cambridge

Aus der Reihe unserer Mitarbeiter:

Hermann Bahr, Oskar Bie, Max Brod, Martin Buber, Iwan Bunin, Ernst Cassirer, Alfred Döblin, Otto Flake, Reinhard Goering, Maxim Gorki, Gerhart Hauptmann, Wilhelm Hausenstein, Moritz Heimann, Hermann Hesse, Hugo von Hofmannsthal, Arthur Holitscher, Johannes V. Jensen, Rudolf Kayser, Bernhard Kellermann, Alfred Kerr, Oskar Loerke, Heinrich Mann, Thomas Mann, Leo Matthias, Julius Meier-Graefe, Alfred Mombert, Robert Musil, Eugene G. O'Neill, Alfons Paquet, Hans Reisiger, Jacques Rivière, Albrecht Schaeffer, René Schickele, Arthur Schnitzler, Wilhelm v. Scholz, Bernard Shaw, Emil Strauß, Jakob Wassermann, Alfred Weber, Franz Werfel, Stefan Zweig.

Jeden Monat ein Heft. Preis 2 Gm., Quartalspreis 6 Gm., für das Ausland 7.50 Schweizer Franken

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig

Digitized by Google

Von der im letzten Heft angezeigten

URAUSGABE

DER LEBENSBEICHTE VON

OSCAR WILDE

EPISTOLA

Deutsch von MAX MEYERFELD

Geheftet 7.50 Gm. In Halbleinen 10.— Gm.

erscheint

das erste Tausend

in einer numerierten Ausgabe und zwar

Exemplar Nr. 1—100 in Ganzpergament . . . . 40 Gm.

Exemplar Nr. 101—1000 in Halbpergament . . . 15 Gm.

1 Goldmark = 10/42 Dollar, für das Ausland = 1.25 Schw. Fr.

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN

Digitized by Google

Demnächst erscheint

Die Umschichtung der europäischen Vermögen

von

Dr. Richard Lewinsohn
(Morus)

Geheftet 5.50 Gm., Halbleinen 7.50 Gm.

INHALT:

Geschichte der Inflation / Kriegsgewinne der Industrie / Inflationsgewinne der Industrie / Reparationsverluste der Industrie / Das Finanzkapital / Das Agrarkapital / Die Fürstenvermögen / Beginn der Deflation / Die Nachfolge-Staaten / Sowjet-Rußland / Die Siegerstaaten / Die Neutralen Staaten

Das hier angezeigte Werk über die Umschichtung der europäischen Vermögen ist die erste umfassende Darstellung der ungeheuren Wirtschafts-Umwälzung, die sich im letzten Jahrzehnt in Europa vollzogen hat. Verschont worden ist von diesem Umschichtungsprozeß kein einziges Land, weder die Siegerstaaten noch die Besiegten, weder die Kriegführenden noch die Neutralen. Am schwersten getroffen freilich sind die Inflationsländer Mitteleuropas, und ihnen ist auch der größte Teil der Untersuchung gewidmet. Industriekapital, Finanzkapital und Agrarkapital, die großen Vermögen und der Mittelstand, die Führer und die Massen sind einer genauen Analyse unterzogen. Dr. Richard Lewinsohn, der bekannte Finanzkritiker „MORUS" der „Weltbühne", beleuchtet in dieser Schrift die Verflechtung des internationalen Kapitals, die Verbindungen zwischen Wirtschaft und Politik, das Wachsen großer Konzerne und die führenden Persönlichkeiten der europäischen Wirtschaft.

Ausführliche Prospekte auf Wunsch kostenlos

1 Goldmark = 10/42 Dollar, für das Ausland = 1.25 Schw. Fr.

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN

Digitized by Google

Zwei neue Handpressendrucke der Officina Serpentis

CHARLES DE MONTESQUIEU

Betrachtungen über die Ursachen der Größe und des Verfalls der Römer

Deutsch von Adolf Schill

Der Druck in einem Umfang von 220 Seiten Oktav wurde im Petit-Grade der Elzevir-Antiqua von Genzsch & Heyse in einer Auflage von 125 Exemplaren hergestellt, von denen 100 Exemplare zum Verkauf gelangen.

Preis: kart. Gm. 32.—, in Halbpergament gebd. mit Aufdruck in Gold Gm. 38.—

★

FRANZ HESSEL

Sieben Dialoge

Mit sieben Original-Radierungen von Renée Sintenis

Druckleitung, Initialen und Einband-Entwurf von E. R. Weiß

Einmalige vom Dichter signierte Auflage von 140 Exemplaren

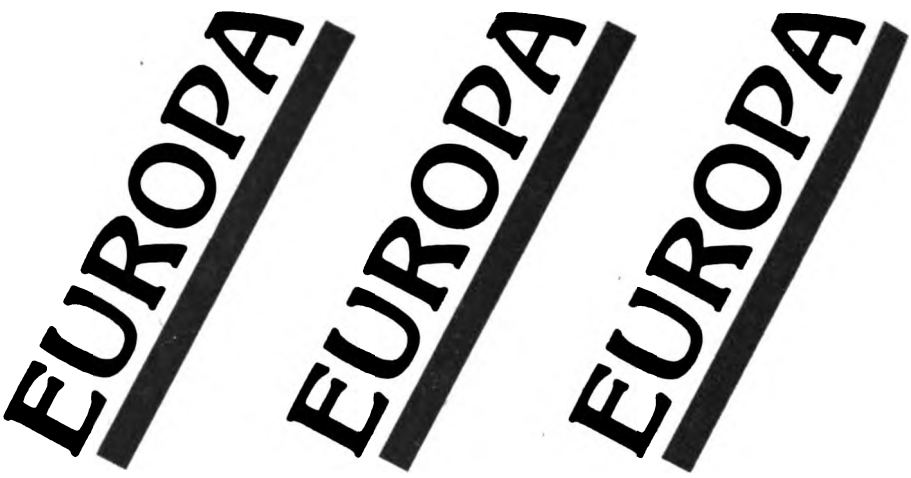
Ausgabe A: Nr. 1—25 auf Zanders-Bütten, alle Radierungen von der Künstlerin signiert, in Ganzpergament gebunden Goldmark 140.—

Ausgabe B: Nr. 26—140 auf Velin, der Druckvermerk ist von der Künstlerin signiert, in Halbpergament gebunden Goldmark 70.—

Ausführliche Einzelprospekte stehen auf Verlangen zur Verfügung

ERNST ROWOHLT VERLAG / BERLIN W 35

Digitized by Google



EIN ALMANACH

Herausgegeben von Carl Einstein und Paul Westheim

Malerei / Literatur / Plastik / Architektur / Musik Bühne / Film / Mode

Mit Originalbeiträgen und Illustrationen von 150 führenden Autoren und Künstlern Deutschlands / Rußlands / Frankreichs / Englands / Italiens / Belgiens / Hollands / Spaniens / Polens / Jugoslaviens / der Tschechoslowakei und der Schweiz

Fünffarbiger Umschlag von Fernand Léger

300 Seiten auf bestem Illustrationsdruckpapier M. 5.—

Eine Manifestation Europäischen Geistes!

Über 100 Abbildungen:

Werke von Kirchner / Nolde / Feininger / Klee / Marc / Kokoschka / Schlichter / Meidner / Groß / Belling / Léger / Picasso / Braque / Delaunay / Cocteau / Pölzig / Oud / Corbusier / u. v. a.

75 literarische Beiträge:

Kaiser / Sternheim / Lasker-Schüler / Becher / Brecht / Toller / Jahnn / Goll / Block Majakowsky / Delteil / Gide / Vitrac / Loerke / Mombert / Kasack / Pound / Ristitsch Groß / Vlaminck / Großmann / Satie / H. Rousseau / u. v. a.

Musik-Beilage:

Eine achtseitige Fuge von Lyonel Feininger

GUSTAV KIEPENHEUER / VERLAG / POTSDAM

Digitized by Google

VERLAG DER „ASIA MAJOR"
LEIPZIG, KURPRINZSTRASSE 14

Soeben erschienen die in der OFFIZIN W. DRUGULIN in Leipzig mustergültig hergestellten

GEDICHTE
AUS DER INDISCHEN LIEBESMYSTIK DES MITTELALTERS
(KRISCHNA UND RĀDHĀ)

herausgegeben von

HERMANN GOETZ UND ROSE ILSE-MUNK

mit elf einfarbigen Miniaturen und einer vierfarbigen, nach altindischen Originalen

I. auf holzfreiem Werkbütten, kartoniert . . . . . M. 12.—

II. auf weißem deutschem Bütten in 100 numerierten Exemplaren, mit Goldschnitt, kartoniert . . . . . M. 25.—

Soeben erschienen die

KABBALISTISCHEN SAGEN

herausgegeben von

CH. BLOCH

Die kabbalistischen Sagen leben in vielen chassidischen Geschichtenbüchern u. auch im Volksmunde der Juden weiter und sie verdienen die Aufmerksamkeit jedes Literaturfreundes.

Die Ausgabe ist in der Offizin W. Drugulin in Leipzig mustergültig hergestellt:

I. auf holzfreiem Werkdruck, kartoniert M. 5.—

II. auf echtem, handgeschöpftem Van Gelder-Bütten in 100 numerierten Exemplaren, kartoniert M. 10.—

VIKTOR VON STRAUSS

LAO-TZE'S TAO-THE-KING

in originalgetreuer Neuausgabe

Wer den alten chinesischen Mystiker Laotze aus einer kongenialen Übersetzung kennen lernen will, muß jene von Viktor v. Strauß zur Hand nehmen. Sie beruht auf gründlichster Kenntnis des chinesischen Originaltextes und ist bislang die geistvollste Übersetzung in deutscher Sprache geblieben. Die Übersetzung sollte deshalb im Hause keines Gebildeten fehlen.

In Ganzleinen gebunden Gm. 16.—

Digitized by Google

DIE ROMANE DES XX. JAHRHUNDERTS

EINE SAMMLUNG DER BESTEN ZEITGENÖSSISCHEN ROMANE DER WELT

BISHER ERSCHIENEN

KAREL ČAPEK

DAS ABSOLUTUM ODER DIE GOTTESFABRIK

Ein utopistischer Roman, der überaus geistreich die Wirkungen der neuen Theorien des Atomzerfalls entwickelt

Pappband M. 3.— Ganzleinen M. 4.—

ALBERT DAUDISTEL

DIE LAHMEN GÖTTER

Ein historisches Dokument aus der Festungszeit der Münchener Räterepublikaner. Das Erstlingswerk eines früheren Matrosen von erschütternder urwüchsiger Kraft. Die erfrischende Probe eines neuen Naturalismus

Pappband M. 4.— Ganzleinen M. 4.50

FRANCIS CARCO

DER GEHETZTE

Ein neuer überaus interessanter Roman des vielgelesenen Buches „Jesus la caille"

Pappband M. 3.— Ganzleinen M. 4.—

FRANZ KAFKA

EIN HUNGERKÜNSTLER

Diese überaus geistreichen Erzählungen des verstorbenen Franz Kafka gehören zu der besten deutschen Prosa. Jede Novelle zeugt von dem starken Können eines großen Dichters

Pappband M. 2.— Ganzleinen M. 2.50

JOSEPH ROTH

HOTEL SAVOY

In diesem Roman verknüpft Roth mit einer an Knut Hamsun erinnernden Meisterschaft die Geschicke der Handelnden im Hotel Savoy mit einer unvermeidlichen, erschütternden Folgerichtigkeit

Pappband M. 3.50 Ganzleinen M. 4.50

DIE REBELLION

In diesem Buch zeigt sich Roth als ein überragender Satyriker. Es wird ein Mensch geschildert, der die Mißstände der modernen Gesellschaft so lange als eine von oben gegebene Weltordnung hinnimmt, bis er durch schreckliche Erlebnisse zur Erkenntnis gelangt

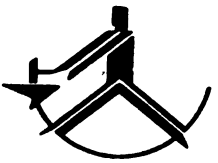
Pappband M. 3.50 Ganzleinen M. 4.50

IN EINIGEN TAGEN ERSCHEINEN

CARCO, An Straßenecken
RADIGUET, Das Fest
KAFKA, Der Prozeß
RADIGUET, Den Teufel im Leib

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Verlangen Sie Sonderprospekte



VERLAG DIE SCHMIEDE / BERLIN W. 35

MAGDEBURGER STRASSE 7 / TELEPHON: LÜTZOW 6167, KURFÜRST 6619

Digitized by Google

AUSSENSEITER DER GESELLSCHAFT

DIE VERBRECHEN
DER GEGENWART

Herausgegeben von Rudolf Leonhard

Die denkwürdigsten Kriminalfälle der letzten Jahre werden in dieser Sammlung von den ersten deutschen und ausländischen Autoren auf Grund des amtlichen Materials bearbeitet. Die Herausgabe geschieht nach den Ideen des französischen Advokaten Pitaval, der eine ähnliche Sammlung schon 1734 herausgab. Kein Geringerer als Schiller hat den Plan einer Neuherausgabe aufgegriffen

Sämtliche Bände sind in der Bodoni-Antiqua auf bestem weißen holzfreien Papier gedruckt und werden alle in Pappe gebunden. Die Einbände sind vornehm gehalten und speziell als Bibliotheksbände gedacht

ZUERST ERSCHIENEN

Band 1

ALFRED DÖBLIN
DIE BEIDEN FREUNDINNEN UND IHR GIFTMORD

Dieser erste Band der Sammlung wird durch seine Vielseitigkeit, sowie durch die vollendete Meisterschaft der Arbeit ungezählte Freunde für die Reihe werben. Eine große Anzahl von Bunttafeln und Schriftproben vervollständigt die Bedeutung dieser vorbildlich klaren Darstellung

Pappband M. 4.60

EDUARD TRAUTNER
DIE ERMORDUNG DES INSPEKTORS BLAU

Aufsehenerregendes Aktenmaterial, interessante Faksimiles erhöhen das Interesse an diesem an sich schon stark interessierenden Sensationsprozeß

Pappband M. 4.60

Band 2

EGON ERWIN KISCH
DER FALL DES GENERALSTABSCHEFS REDL

Kein Schriftsteller war geeigneter als gerade Kisch, diesen Fall, der der Öffentlichkeit heute noch so gut wie unbekannt ist, zu bearbeiten. Die fieberhafte Spionagetätigkeit der Großmächte vor dem Kriege und die damit verbundene Korruption eines der höchsten Offiziere der K. u. K. Armee ist hier von einem Eingeweihten scharf analysiert und genau geschildert

Pappband M. 3.—

ERNST WEISS
DER FALL VUKOBRANKOVICS

Der Prozeß der Wiener Giftmischerin, der Monate lang nicht nur Wien, sondern alle Kulturzentren der Welt in atemloser Spannung hielt

Pappband M. 3.80

IN KÜRZESTER ZEIT ERSCHEINEN BÄNDE VON

HENRI BARBUSSE, MAX BROD, ARNOLT BRONNEN, OTTO FLAKE, IWAN GOLL, WALTER HASENCLEVER, GEORG KAISER, THOMAS MANN, RENÉ SCHIKELE, JAKOB WASSERMANN und vielen anderen

VERLAG DIE SCHMIEDE / BERLIN W. 35

MAGDEBURGER STRASSE 7 / TELEPHON: LÜTZOW 6167, KURFÜRST 6619

Digitized by Google

Nach längerem Fehlen erscheint soeben die 12. bis 14. Auflage von

HENRIK IBSENS DRAMEN

Zwanzig Vorlesungen, gehalten an der Universität in Wien

von

EMIL REICH

554 Seiten auf holzfreiem Papier gedruckt / Geheftet 6 Gm., in Halbleinen 8 Gm.

Unter den ersten, die sich bemühten, dem Publikum das Verständnis für Ibsens Werke zu erschließen, war der Universitäts-Professor EMIL REICH. Zwanzig Vorlesungen, die er über die dramatischen Dichtungen des großen Norwegers gehalten hatte, gab er in Buchform heraus. Das Buch war bei seinem ersten Erscheinen Epoche machend. Es hat auch heut, nachdem das von Reich in Angriff genommene Feld von anderen viel bebaut worden ist, nichts von seinem Wert verloren: Es hat im Gegenteil dadurch gewonnen, daß Reich stets bemüht geblieben ist, das Buch zu vervollständigen und auf Grund neuester Forschungen auszugestalten. *(Hamburger Korrespondent)*

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN

„Ein Standardwerk des Verlags"

so schreibt Fr. Schnack in der „Neuen Badischen Landeszeitung" über die soeben erscheinende Ausgabe von

E. T. A. HOFFMANN

DICHTUNGEN UND SCHRIFTEN

sowie

BRIEFE UND TAGEBÜCHER

Gesamtausgabe in fünfzehn Bänden

Herausgegeben u. mit Nachworten versehen

von

WALTHER HARICH

*

Preis der 15 Bände in schwarzem Büttenpappband mit blauem Rückenschild M. 90.—, in Ganzleinen M. 120.—. 1200 Exemplare wurden auf büttenähnliches Papier abgezogen, in der Presse numeriert und in Halbfranz gebunden. Preis M. 180.—

ERICH LICHTENSTEIN / VERLAG
WEIMAR

Preiswerte Liebhaberdrucke!

Friedr. Nietzsche: Lieder des Zarathustra. Zweifarbig in Tiemann-Antiqua gedruckt, Großquart, Halbleinen, holzfr. Papier GM. 2,50

Aug. v. Platen: Gaselen, letzte Fassung, zweifarbig in Tiemann-Antiqua gedruckt, Büttenumschlag, holzfr. Papier GM. 1,60

Joh. Wolfg. Goethe: Das Buch Suleika, eingeleitet und herausgeg. v. Dr. Hans Wahl, Weimar. Dreifarbig gedruckt in Koch-Antiqua, holzfr. Papier, Halbleinen GM. 2,80

Urteile der führenden Presse:

Der innere Kreis: Eine fabelhafte Leistung nach Papier, Ausstattung und Preis! Ausgewählte Dichtungen in wundervoller Wiedergabe ... Zu einem märchenhaft billigem Preise haben wir Geschenke, die wirklich Feier und Freude, Erhebung und Veredelung in die Häuser tragen.

Der Vorhof: Diese Bände sind Kostbarkeiten der Buchausstattung.

Berliner Tageblatt: Sehr Schönes liefert der Verlag der Reussen-Presse, mit drei überaus reizvoll ausgestatteten Büchern.

Wiener Morgenzeitung: Mit Sorgfalt hergestellt sind die Drucke der Reussen-Presse, vor allem deshalb, da sie durch Schlichtheit und Klarheit wirken.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen, wo nicht erhältlich übernimmt Verlag Lieferung durch Sortiment

VERLAG DER REUSSEN-PRESSE
HEINRICH REINOLD, LEIPZIG

Digitized by Google

Die Neue Reihe

bringt

Romane, Novellen, Erzählungen ausgewählter lebender Dichter

Bisher erschienen:

HELENE VOIGT-DIEDERICHS

REGINE

Ludwig Mathar: Ein warmer Strom verborgenen Seelenlebens

Karl von Perfall: Dieses Werk zeichnet sich durch literarisch würdige Haltung aus

NIKOLAUS SCHWARZKOPF

DIE HÄFNER AUS DEM ERBSENECK

Ludwig Mathar: Volkstum blitzt auf wie Altgold

Karl v. Perfall: Ein Labetrunk ist diese Geschichte — ein wertvolles Stückchen deutscher Kultur

ALBRECHT SCHAEFFER

DIE TREIBJAGD

mit

Das verdoppelte Lebensalter und Regula Kreuzfeind

Deutscher Bücherbericht, München: Schaeffers Erzählungen haben stets einen weisen Sinn, erfassen das Tiefst-Menschliche in einzelnen glühenden Seelen und erheben dies ohne große Geste zur allgemeinen Bedeutung

Buchausstattung von Karl Köster

Alle Bände erschienen in Halbleinen mit Goldprägung zum Preise von je M. 3.50

Der Albrecht Schaeffer-Band erschien auch in Ganzleinen goldgeprägt zum Preise von M. 4.—

HERMANN SCHAFFSTEIN / VERLAG / KÖLN A. RHN

Digitized by Google

Das wohlfeile schöne Buch!

TALIB

Ein Kreis morgenländischer Geschichten von Paul Johs. Arnold

Mit dreizehn ganzseitigen Lithographien von W. A. Renzing

Motto: „Wer von der Welt spricht, meint das Weib." 1001 *Nacht*

Talib, d. h. der Sucher, ist der Mensch, den die Sehnsucht nach dem Wunder des Lebens durch die Welt jagt.

Die phantastische Farbenglut morgenländischer Gestaltungen in lebendigster, scharf pointierter Handlung, wie sie nur der Weiterbau auf der alten orientalischen Meisterkunst der Erzählung zu erreichen vermag, erscheint hier als Gewandung

tiefster rein menschlicher Weisheit und Erkenntnis.

Eine Prosadichtung von unvergleichlichem Adel der Sprache.

Dreizehn Vollbilder nach Lithographien des Hamburger Malers W. A. Renzing geben die gleichgestimmten Begleitakkorde.

In halbleinenem Großoktavband mit echtgoldener Deckenpressung und 5 bis 6 Bogen Text nebst den auf elfenbeingetöntem Papier gedruckten Kunstblättern, Ladenpreis 8 M.

Die dreizehn Original-Lithographien (Blattgröße 26:34 cm) allein in Mappe ohne den Text, jede vom Zeichner handschriftlich signiert, erschienen als Sonderausgabe in nur 50 Exemplaren zum Preise von 25 M.

ALEXANDER FISCHER / VERLAG / TÜBINGEN

HERMANN VON BOETTICHER

FRIEDRICH DER GROSSE

Schauspiel in zwei Teilen

5. Auflage

Geheftet 2.50 Gm., gebunden 3.50 Gm.

ERLEBNISSE AUS FREIHEIT UND GEFANGENSCHAFT

Geheftet 2.50 Gm., gebunden 3.50 Gm.

DIE LIEBE GOTTES

Ein ernstes Spiel

Geheftet 2.— Gm., gebunden 3.— Gm.

JEPHTA

Tragödie

Geheftet 2.— Gm., gebunden 3.— Gm.

DAS BILD

Novelle

Geheftet 2.— Gm., gebunden 3.— Gm.

1 Goldmark = 10/42 Dollar, für das Ausland = 1.25 Schw. Fr.

Eh. FISCHER / VERLAG / BERLIN

Digitized by Google

Neuauflage

Seit langem vergriffen, erscheint nunmehr

die 8. bis 10. Auflage

von

THEODOR FONTANE

BRIEFE AN SEINE FAMILIE

Auf holzfreiem Papier gedruckt

Erster Band: 320 Seiten. Mit einem Bildnis von Frau Emilie Fontane.
Zweiter Band: 348 Seiten. Mit einem Bildnis von Theodor Fontane und seiner Tochter.

Beide Bände in einem Band
Geheftet 7 Gm., in Ganzleinen 9.50 Gm.

Ferner sind lieferbar

BRIEFE AN FREUNDE

Zwei Bände
Herausgegeben von Otto Pniower und Paul Schlenther
Auf holzfreiem Papier gedruckt
Geheftet 8 Gm., gebunden 10 Gm.

BEIDE BRIEFSAMMLUNGEN

in drei Ganzleinenbänden in gemeinsamem Karton
23 Gm.

1 Goldmark = 10/42 Dollar, für das Ausland = 1.25 Schw. Fr.

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN

Digitized by Google

NEUERSCHEINUNGEN FÜR WEIHNACHTEN

WALTER SERNER

Die Tigerin / Eine absonderliche Liebesgeschichte

Roman / Broschiert Mk. 2.—, gebunden Mk. 3.—, Geschenkausgabe Mk. 3.50

Der Pfiff um die Ecke / 22 Spitzel- und Detektivgeschichten

4. Band von „Die Tollen Bücher" / Broschiert Mk. 2.50, Halbleinen Mk. 3.50

Die Schärfe, wie er die Welt seiner Kokotten und Schieber umreißt, das ist absolut könnerisch. das ist mit Geist und Bosheit und mit einer Kenntnis gemacht, die einzigartig ist. Schon das Milieu ist restlose Eroberung.
„Frankfurter Zeitung."

MYNONA

Anti-Freud oder das Eisenbahnglück / Grotesken

Mit Illustrationen von Hans Bellmer / 2. Band von „Die Tollen Bücher" / Brosch. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—

Dieser Spaßvogel setzt ein in Deutschland ungewohntes Temperament daran, die Welt zu entlarven; er führt in skurrilen Windungen an den Lächerlichkeiten des Daseins vorbei. „Berliner Börsenkourier."

Bei Mynona schmunzelt nicht der von Witz angekitzelte Körper, sondern der zum Kopfstehen erfolgreich animierte Geist.
„Berliner Tageblatt."

WALTHER VON HOLLANDER

Gegen Morgen / Der Roman des Mörders Karl Rasta

Broschiert Mk. 2.50, Halbleinen Mk. 3.50

Ein einziges Hohelied der Liebe, in den tiefen und starken Farben alter Meister. „Das Volk", Jena.

Er hat die Gabe, Farben zu setzen, erotisches Lebensgefühl ohne Plumpheit wiederzugeben. „Bohemia", Prag.

Durch dies Buch geht ein heißer, keuchender Atem. Der Mann ringt um sein Recht auf Liebesglück bis zum erschöpften Zerbrechen seiner Persönlichkeit. „Neue Badische Zeitung", Mannheim.

GERHART POHL

Tagebuch merkwürdiger Verführungen / Erzählungen

Broschiert Mk. 1.75, gebunden Mk. 2.75

Keine Vorfreuden: Das Buch enthält keine einzige Schlüpfrigkeit! Die Verführungen sind geistiger Art, wie sie von selbstsicheren, willensstarken Männern mit hohen, geistigen Zielen ausgehen. „Berliner Börsenzeitung."

Getragen von dem Bewußtsein, mit aufzubauen an den Grundfesten der Erkenntnisse einer jungen Generation.
„Ostdeutsche Morgenpost."

ELENA GOTTSCHALK / VERLAG / BERLIN W. 50

Soeben erschienen in Erstauflage:

Erich Walter Czech / Die Skigefährtin

In farbigem Umschlag mit acht Vollbildern von R. Weiß / Geheftet M. 1.80, gebunden M. 2.10

Ein liebenswürdig illustriertes Buch, durch das die Gebirgssonne warm und stärkend strahlt und die lichten Gestalten schöner, sportlich knabenhafter Frauen einhergehen, ein Buch von dem wiedergefundenen Paradies, das uns Entrücken in dem neuentdeckten Sonnenland des winterlichen Hochgebirges erstanden ist. In hellen Farben ist das Leben der Einsiedler festgehalten, die zu kleinen Häuflein geballt, im Schatten alpiner Majestäten ein Dasein der Freude und Lebensandacht führen, indes unten im Wiebernebel der Täler die anderen im Alltag begraben sind. Das Leben des Skifahrers, seine Freuden, wenn der herrliche Wintertag strahlt, sein Leiden, wenn der Föhn stöhnt und die Lawine donnert, sind mit den Augen eines Künstlers festgehalten und in den Marmor einer herrlichen Sprache gemeißelt. Durch das ganze Buch, das auch den absoluten Laien von der ersten Seite an unwiderstehlich fesselt, klingt die zarte, wehmutsvolle Melodie einer unendlich feinen Erotik und rückt es in die Reihe der Werke unserer feinsinnigsten Erzähler. Bisweilen tönt das Lied der Liebe stärker, braust zu wilder Kraft empor, schüttelt Menschenherzen durcheinander, vereinigt sie in sündiger Umarmung, löscht sie aus. Farbenprächtig, leuchtend wie Gemälde von Segantini die Schilderungen der winterlichen Berge, virtuos die Renn- und Hotelbilder aus saisonablen Wintersportzentren von Engadin bis Kitzbühel, von Zakopane bis Calgary in Nordamerika.

Ein feiner Humor liegt wie klare Bergsonne über allen Gestalten des Buches, denen man, auf der letzten Seite angekommen, herzlich die Hand schüttelt, wie Menschen, die man liebgewonnen hat.

Alfred Neumann / Die Brüder / Roman / In Kartonumschlag geheftet M. 3.—

Das neue Buch von Alfred Neumann, den die Kritik rasch in die erste Reihe der jüngeren deutschen Erzähler gestellt hat, schildert mit der ganzen Eindringlichkeit seiner Gestaltungskraft das seltsam auseinanderstrebende und immer doch heimlich verbundene Leben zweier ungleicher Brüder. Der Jüngere, lebensmutiger und unbedenklicher, wird durch eine Frau aus dem gewohnten Tag geschleudert, wird Defraudant, gewerbsmäßiger Spieler, Zuhälter, Hochstapler, gleitet in vielerlei Gestalt durch die internationale Welt Belgiens, Frankreichs und Italiens und unterliegt doch im Kampf gegen die eigene, reine, verzweifelt sich wehrende und angreifende Seele. Das Gewissen ist stärker als die Sünde. Aus den Irrungen des Blutes und den Wirren der äußeren Abenteuer führt der hastige Weg in den Trost, nicht mehr schlecht zu sein. Im glühenden Süden Italiens, nach dem schweren Ringen mit den Dämonen seines Berufes und seiner Liebe, fällt er der Sonne zum Opfer, nach der er sich zeitlebens gesehnt hatte, rächend und bestraft zugleich. — Der ältere Bruder, das freudlose Leben fast schon hinter sich, wird ohne seine Schuld in das Verbrechen des jüngeren hineingezogen. Seine schwerfällige und schwermütige Seele drängt ihn abwärts: er trinkt, verkommt, verläßt gleichfalls den Beruf, sprengt seine qualvolle Ehe, geht in die Fremde, schlägt sich als Hotelportier durch das Leben, kehrt sehnsüchtig zurück, findet die Frau in einem seltsamen, späten, verdienten Glück, wird immer einsamer und treibt unter den dämonischen Gesetzen des Schicksals in die Sphäre des verabscheuten Bruders zurück — bis zum tragischen Ausgang. — Von der ersten Zeile an liegt eine unheimliche Spannung über diesem Buch. Die ungewöhnliche Darstellungskunst Alfred Neumanns formt Schicksal, Mensch und Landschaft so zu lebendigem reifem Werk, daß ein vielbedeutender deutscher Kritiker auf die Lektüre des Manuskriptes hin mit Recht dem Autor schreiben konnte: „Dieses Buch schreibt Ihnen keiner der Repräsentanten des jüngeren deutschen Schrifttums nach."

Beide Bücher sind auf schönem, holzfreiem Papier sorgfältig gedruckt.

ED. STRACHE VERLAG / WARNSDORF i. B. — WIEN

Digitized by Google

Soeben erschienen:

INGRES

SEIN LEBEN UND SEIN STIL

VON

L. FRÖHLICH-BUM

Großquartband mit 80 Kartontafeln in Kupfertiefdruck, deren Herstellung von der Wiener Kunstdruck A. G. besorgt wurde. Der Druck des Textes erfolgte aus der Hertwig-Altmediäval auf Dokumentenstoff in der Manz'schen Offizin, Wien.

„Ein Künstler, der ein Herrgott war, scheint nackte Menschen geschaffen zu haben ... Der Ruhm, einer der gewaltigsten Zeichner der Kunstgeschichte gewesen zu sein, ist ihm für alle Zeiten gesichert." *RICHARD MUTHER (Geschichte der Malerei)*

Es wurden 100 Exemplare nach einem Originalband der ehemaligen k. u. k. Fideikommiß-Bibliothek in Wien, mit echter Vergoldung, in Saffianleder mit der Hand gebunden und in der Presse numeriert.

In Ganzleder gebunden (numeriert von 1—100) Gm. 84.—
In Halbleder gebunden . . . . . Gm. 38.—
In biegsamen Kartondecken . . . . . Gm. 28.—

Ausführliche Prospekte auf Verlangen kostenfrei

MANZ-VERLAG / WIEN-LEIPZIG

Soeben erschien:

Lieder eines chinesischen Dichters u. Trinkers

(Po Chü-i)

übertragen von L. Woitsch

mit Illustrationen von R. Hadl

Druck und Ausstattung des Werkes in mustergültiger Weise von der Offizin W. Drugulin, Leipzig

Umfang III + 110 Seiten,
86 Initialen und Vignetten

I. auf holzfreiem Werkbütten, karton. M. 10.—

II. auf weißem deutschen Bütten in 120 Exemplaren mit Goldschnitt, kartoniert M. 20.—

III. auf echtem handgeschöpftem van Gelder-Bütten mit einer Folge der Illustrationen außerhalb des Textes am Schlusse des Bandes, in 20 numerierten Exemplaren, gebunden in Ganzleder (vergriffen bis auf 7 Exemplare) M. 80.—

Verlag der „Asia Major" Leipzig
Kurprinzstraße 14

Soeben erschien der
DRUGULIN-DRUCK

TAENDELEYEN

von

J. W. VON GERSTENBERG

in der Fassung von 1794

herausgegeben von

RICHARD HADL

Diesem ersten Band der neuen Drugulin-Drucke, die in beschränkter Auflage literarisch bedeutende Werke kleineren Umfanges der älteren Literaturperioden aller Völker in deren Sprachen umfassen wird, werden sich in rascher Folge weitere Ausgaben anreihen unter Verwendung des interessantesten Typenmaterials der OFFIZIN W. DRUGULIN in typographischer Musterhaftigkeit.

300 numerierte Exemplare
auf holländischem Bütten mit Goldschnitt,
kartoniert mit echter Vergoldung
Mark 16.—

VERLAG W. DRUGULIN IN LEIPZIG

Digitized by Google

VERLAGSALMANACHE UND JAHRBÜCHER

Amalthea-Almanach 1925

Umschlagszeichnung von Josef Tengler
Mit 200 Seiten und acht Abbildungen
Preis 75 Pfennig

Inhalt:

Croce, Benedetto: Schiller
Klarwill, E.: Napoleon, Wiener Sitte usw.
Reichel, Anton: Der Clairobscurschnitt
Corti, Conte Egon Cäsar: Maximilian und Charlotte von Mexiko
Toth, Karl: Die Frauen im französischen
Zoozmann, Richard: Vorwurf [Rokoko
Mell, Max: Die beiden Wucherer
Ostini, Franz von: Der Maler Edward Cucuel
Edschmied, Kasimier: Notiz über den Gesellschaftsroman
Geiger, Benno: Genesung
Lang, Paul: Sybille
Pulver, Max: Heroische Dämmerung
Springer, Max: Ant. Bruckner, der Organist
Escher, Nanny von: Altes — Alte
Rinaldini-Dasatiel, Josef: Musik und Erotik
Garzarolli-Thurnlackh: Das graphische Werk Martin Johann Schmidts
Schlosser, Julius von: Die Chastelaine von Vergi
Toth, Karl: Rafael Lopez de Haro
Studer, Heinrich: Franz von Bayros †
Grünstein, Leo: Die Sammlung Baron Bourgoing
Ernst, Richard: Wiener Porzellan des Klassizismus
Neue Österreichische Biographie
Nachwort

Den Amalthea-Almanach muß jeder Literatur- und Kunstfreund besitzen

In jeder Buchhandlung erhältlich

AMALTHEA-VERLAG
ZÜRICH – LEIPZIG – WIEN
Zentrale: WIEN III., Seidlg. 8

THEATINER-ALMANACH
MCMXXV

Kart. M. 2.—

Dieser Almanach versucht, ein Gesamtbild der Bestrebungen und der Betätigung des Theatiner-Verlags zu geben, indem er einige besonders inhaltvolle und charakteristische Kapitel aus den von ihm herausgegebenen Büchern in sich vereinigt, so aus St. Bonaventura und St. Johannes vom Kreuz, aus Newman, Möhler und Gratry, aus Lippert und Morin, aus den herrlichen Hymnen an die Kirche von Gertrud von Le Fort und den Gedichten von Ruth Schaumann. Ferner enthält der Almanach Originalbeiträge des Benediktinerpaters Mager, Beuron, und von Professor Dietrich von Hildebrand über letztlich entscheidende Fragen des „Regnum Christi". Dem Text ist ein liturgischer Kalender vorangestellt mit Tiefdruckreproduktionen von Bildern großer Meister zu dem Hauptfest eines jeden Monats

THEATINER-VERLAG
MÜNCHEN

DER EISERNE STEG
JAHRBUCH 1925
3 Mark

ZEIT UND GESCHICHTE

Beiträge von
Reichspräsident Ebert, Staatssekretär Bergmann, Fritz von Unruh, Graf Harry Keßler, Friedrich Payer, Alfons Paquet, Rudolf Kircher, Georg Popoff, Hugo Preuß u. a. m.

WIRTSCHAFT

Aufsätze von
L. Albert Hahn, Franz Oppenheimer, Fritz Naphtali, Edward A. Filene, Georg Bernhard, Ernst Kahn, Günther Frhr. von Pechmann

REISEN

Skizzen von
Leo Frobenius, Martin Borrmann, Ferdinand Ossendowski, Leopold Weiß, Ernst Lissauer

FRANKFURTER SOCIETÄTS-DRUCKEREI G.M.B.H. — ABTEILUNG BUCHVERLAG FRANKFURT A. M.

Digitized by Google

Almanach / GRETHLEIN & Co., VERLAG LEIPZIG / ZÜRICH

1899–1924 29 Bogen, 11 Illustrationen, 54 Autorenbildnisse, sowie 2 Faksimiles unveröffentlichter Briefe von Gottfried Keller und Hans von Bülow
Einband von Prof. Tiemann — **Preis 2 Mark**

Aus dem Inhalt: Georg Witkowski: Wohin steuert unsere Bühne / Knut Hamsun aus „Das letzte Kapitel" / Gustav Morgenstern: Nüchterne Bemerkungen zur literarischen Lage / Alfred Fankhauser: Psychoanalyse und Dichtung / Adolf Koelsch: Der Herr des Gartens / Friedrich Michael: Der Lektor, Betrachtungen in einer Ferienepistel / Eduard Korrodi: Der Schweizer Roman der jungen Generation / Walter Bloem: Vaterländische Dichtung / Heinrich Federer: Anima Turicensis / Jakob Boßhart: Aus meinem Leben / Adolf Damaschke: In der Rosentalerstraße / Max Rychner: Über den Entwicklungsroman / J. Anker Larsen: Kirchhof und Spielplatz u. a.

GRETHLEIN & Co., LEIPZIG / ZÜRICH

Soeben erschien:

Almanach 1925
S. Fischer Verlag

Etwa 19 Bogen Umfang und 64 Autoren-Bildnisse auf Kunstdruckpapier. Gebunden mit nebenstehend abgebildeter Titelzeichnung nach einer Lithographie von H. Daumier.

Preis 2 Goldmark

Der Textteil entnimmt sein Material aus unserer verlegerischen Arbeit während der letzten Jahre und enthält Beiträge von

PETER ALTENBERG / HERMANN BAHR / RICHARD BEER-HOFMANN / HERMANN VON BOETTICHER / RICHARD DEHMEL / ALFRED DÖBLIN / OTTO FLAKE GERHART HAUPTMANN / MORITZ HEIMANN / HERMANN HESSE / HUGO VON HOFMANNSTHAL / ARTHUR HOLITSCHER / NORBERT JACQUES / JOHANNES V. JENSEN / BERNHARD KELLERMANN / ALFRED KERR / GUSTAV LEUTELT OSKAR LOERKE / THOMAS MANN / EUGENE G. O'NEILL / WALTHER RATHENAU HANS REISIGER / GABRIELE REUTER / GUSTAV SACK / CARL LUDWIG SCHLEICH ARTHUR SCHNITZLER / BERNARD SHAW / EMIL STRAUSS / JAKOB WASSERMANN WALT WHITMAN / OSCAR WILDE

Welchen Anteil unser Verlag als Mittler unseres literarischen Lebens überhaupt zu beanspruchen hat, wird der Leser aus dem Katalog am Schlusse des Almanachs ersehen, der seit längerer Zeit zum erstenmal wieder ein vollständiges Verzeichnis unserer Bücher bietet.

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN

Digitized by Google

SOENNECKEN

RING-NOTIZBÜCHER
in farbigem Leder
GOLDFÜLLFEDERN
in verschiedenen Ausstattungen.
Auch mit Edelmetallumkleidung
Wertvolle praktische
Weihnachtsgeschenke
Durch alle Schreibwarenhandlungen zu beziehen

F. SOENNECKEN · BONN · BERLIN · LEIPZIG

KARL & FABER

Kunst- u. Literatur-Antiquariat

Lieferbare Kataloge:

Katalog 10: Am Urquell. Deutsche Literatur.
Katalog 11: Chodowiecki und Riedinger.
Katalog 12: Kunstgeschichte.
Katalog 13: Alte und neue Graphik.
Katalog 14: Der bibliophile Weihnachtsmann. Märchen in seltenen Ausgaben und Weihnachtsgraphik.

München, Marienplatz 25. Tel. 28060
Ankauf ganzer Bibliotheken und wertvoller Einzelwerke zu hohen Preisen.

Soeben erschien mein

Lager-Verzeichnis 9

seltener, vergriffener, gesuchter und kostbarer Bücher. Moderne Literatur in schönen Einbänden, Kunst, Kunstgeschichte, Graphik, Mappenwerk

Erstausgaben, Luxusdrucke, Privatdrucke, Illustr. Bücher

Ganz- u. Halblederbände

Kostenfreie Zusendung auf Verlangen

WILH. KOCH
Buchhandlung und Altbücherei
Königsberg Pr., Paradeplatz 4

Digitized by Google

DAS GUTE BUCH

Der Weihnachtsanzeiger des deutschen Buchhandels

Das literarische Ereignis des Jahres!

Im November erscheint das 1.—10. Tausend

CARL SPITTELER

Prometheus der Dulder

Ein Epos

Broschiert Mk. 5.—, Ganzleinen Mk. 7.50, Halbleder Mk. 9.—

200 Exemplare wurden auf echt van Gelderbütten gedruckt, numeriert und in Ganzleder gebunden. Der Preis der Vorzugsausgabe wird etwa Mk. 25.— sein

*

Auf Goethescher Altershöhe stehend, greift der große Schweizer in diesem späten und reifsten Werk, ebenso wie der Alte von Weimar im Faust, auf den Stoff seines kühnen und großgefügten Frühwerks zurück. Aber wie er ihn in reifer Meisterschaft formend erfaßt, wächst ihm eine völlige Neuschöpfung unter den Händen herauf. Dieser Prometheus ist ewig menschliches Erlebnis, ist der alternde Mensch selbst in seiner großen Auseinandersetzung mit den dunklen Mächten Alter, Verhängnis, Tod, äußerlich von ihnen bezwungen, aber im Erliegen ihr Bezwinger aus Kraft des Geistes. Und wie der Dichter die schwer und feierlich schreitende Prosa eines Frühwerks hier zum Vers steigert — diesem eigenwilligen lebenfunkelnden Spittelervers, den ihm unter den zeitgenössischen keiner nachschafft — so erfährt auch die Prometheusgestalt selbst eine Steigerung und Verklärung, die sie zu den großen Symbolgestalten der Weltdichtung hinaufhebt.

EUGEN DIEDERICHS VERLAG IN JENA

ERSTER TEIL: BETEILIGT SIND DIE FIRMEN

EUGEN DIEDERICHS VERLAG, JENA / BUCHENAU & REICHERT, MÜNCHEN / KURT WOLFF, MÜNCHEN / DER TEMPELVERLAG, LEIPZIG / H. HAESSEL, LEIPZIG / W. HÄDECKE, STUTTGART / E. WASMUTH A.-G., BERLIN / A. BONZ & COMP., STUTTGART / AMALTHEA-VERLAG, WIEN / HANSEAT. VERLAGSANSTALT, HAMBURG / ALBERT LANGEN, MÜNCHEN / R. HOBBING, BERLIN / K. F. KÖHLER, LEIPZIG / A. KRÖNER, LEIPZIG / GREINER & PFEIFFER, STUTTGART / DOMVERLAG, BERLIN / RIKOLAVERLAG, MÜNCHEN / A. BELSER, STUTTGART / G. HIRT, MÜNCHEN / FR. WILH. GRUNOW, LEIPZIG / F. BRUCKMANN, MÜNCHEN / VERLAG FÜR VOLKSKUNST, LAHR / E. ROWOHLT, BERLIN / BREITKOPF & HÄRTEL, LEIPZIG / VERLAG DEUTSCHE BUCHWERKSTÄTTEN, DRESDEN / FEUERVERLAG, LEIPZIG / F. REINHARDT, BASEL / J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACHF., STUTTGART / J. P. BACHEM, KÖLN / DÜRER-VERLAG, BERLIN-ZEHLENDORF / FERD. HIRTH & SOHN, LEIPZIG / F. A. BROCKHAUS, LEIPZIG / G. D. W. CALLWEY, MÜNCHEN / VOLKSVEREINS-VERLAG, M.-GLADBACH / FELSEN-VERLAG, BUCHENBACH/B.

DEZEMBER 1924

Digitized by Google

DAS GUTE BUCH

Die Weihnachtsgabe für die Freunde Goethes
und des schönen Buches

DIE
WAHLVERWANDTSCHAFTEN

Ein Roman von
GOETHE

Satz und Druck in einer holländischen Antiqua aus dem Jahre 1670 von Jakob Hegner, Hellerau .. .. Umfang 370 Seiten im 8° Format Auf bestes Werkdruckpapier abgezogen und in Pappband gebunden Gm. 7.50 1000 Exemplare wurden auf Deutsch-Japanpapier abgezogen. Diese kosten in Halbleder gebunden Gm. 12.—, in Ganzpergament gebunden Gm. 20.—

BUCHENAU & REICHERT VERLAG * MÜNCHEN

IN ALLEN BUCHHANDLUNGEN ERHÄLTLICH

LEO FROBENIUS

DER KOPF ALS SCHICKSAL

Mit 13 ganzseitig. Abbild. / In Ganzleinenband 12 Gm.
Vorzugsausgabe auf Bütten in Halblederband 30 Gm.

Nur in den dürftigsten Umrissen kann angedeutet werden, welch unschätzbarer Reichtum hier gespendet wird von einem Mann, der nicht nur als einer der ersten Kulturforscher Afrikas anerkannt wird, sondern der auch darüber hinaus über eine herrliche Stilgewalt verfügt, wie wenige. Die klargemeisterte Fülle der Anschauung „lebt", weil sie nicht bloß „lebt", sondern planvoll in jahrzehntelangen Mühen erarbeitet wurde von einem philosophischen Kopf, der hinter den bloßen Eindrücken nach dem „wirklichen Sein als des die Tatsachenwelt Bedingungen" strebt. *(Berner Bund.)*

Das neue Werk steht in der Mitte zwischen den Reisewerken und den Veröffentlichungen afrikanischen Kulturgutes in Wort und Bild. Es erzählt von dem Menschen, von den Bekanntschaften, welche uns die Anschauung dieser fremden Kulturgüter, Sagen, Lieder, Religion und Leben vermitteln.

KURT WOLFF VERLAG * MÜNCHEN

Digitized by Google

DAS GUTE BUCH

Im November erscheint das

Weihnachtsbuch der gebildeten deutschen Frauenwelt

Romain Rolland

Sommer

Deutsch von Paul Amann. Geheftet Gm. 4.50
Halbleinen Goldmark 6.–, Halbleder Gm. 9.–

Zweiter Teil der Serie:

VERZAUBERTE SEELE

deren erster Teil bereits in 24000 Auflage vorliegt

ANNETTE UND SYLVIA

Deutsch von Paul Amann. Geheftet Gm. 3.50
Halbleinen Goldmark 5.–, Halbleder Gm. 8.–

*

„Verzauberte Seele" ist der Sammeltitel der neuen Romanreihe Rollands, die in ihrer Gesamtheit – wenn auch nicht in solch epischer Breite angelegt, – das Gegenstück zu „Johann Christof" bildet. Stand dort im Mittelpunkt der schöpferische Mann, so ist es hier die um ihre Persönlichkeit kämpfende Frau unserer Zeit. In „Annette und Sylvia", dem ersten Band, schildert der Dichter in Annette die Entwicklung einer starken stolzen Frauenseele. In seinem neuen Buche führt er die frühlingshafte Gestalt der Annette zu sommerlicher Fülle voll Reichtum und Kraft, aber auch nicht ohne sommerliche Schlaffheit und Schwüle. Darüber hinaus zeichnet er in Annettes Sohn mit festem Meisterstrich die große Alltagstragik von Mutterschaft und Kindheit.

Kurt Wolff Verlag / München

Digitized by Google

DAS GUTE BUCH

Die Tempel-Klassiker

Die schönsten Weihnachtsgeschenke

sind wieder bandweise durch jede

Buchhandlung erhältlich

Ein jeder kann sich nach und nach

eine schöne Klassiker-Bibliothek zusammenstellen

Deutsche Dichterausgaben

und Zweisprachige Weltliteraturwerke

Goethe, 15 Bde. ★ Eckermann, 2 Bde. ★ Schiller, 13 Bde. ★ Heine, 10 Bde.
Kleist, 5 Bde. ★ Hebbel, 4 Bde. ★ Mörike, 3 Bde. ★ Körner, 2 Bde. ★ Uhland. 2 Bde.
Shakespeare, 8 Bde. ★ Das Nibelungenlied, 2 Bde. ★ Homer, 3 Bde. ★ Dante, 3 Bde.

Preis eines jeden Bandes

in Halbleinen gebunden RM 5.—; in Halbleder gebunden RM 7.50

Künstlerische Liebhaberbände

(in Ganzsatin gebunden)

Goethe, Faust	RM 10.—	Goethe, Westöstlicher Divan . . .	RM 7.—
Goethe, Gedichte	RM 9.—	Heine, Das Buch der Lieder . . .	RM 8.—
Goethe, Italienische Reise	RM 11.—	Das Nibelungenlied (neudeutsch).	RM 8.—

Klassische Deutsche Erzähler

Band I: Liebesgeschichten. Band III: Verbrechergeschichten.
Band II: Merkwürdige Geschichten. Band IV: Wunderbare Geschichten.

Auch diese Bände sind einzeln käuflich und kosten in Ganzleineneinband je RM 5.—

Lassen Sie sich die Ausgaben

von Ihrem Buchhändler vorlegen!

Illustrierte Verlagsverzeichnisse mit Inhaltsangabe der einzelnen Bände kostenfrei

Der Tempel · Verlag in Leipzig

Digitized by Google

DAS GUTE BUCH

WEIHNACHTEN ERSCHEINT

1925

EIN

ALMANACH

FÜR KUNST UND DICHTUNG

AUS DEM

KURT WOLFF VERLAG

REICH ILLUSTRIERT MIT CA. 30 HOLZSCHNITTEN
UND TITELZEICHNUNG VON
FRANS MASEREEL

Aus dem Inhalt: CARL GECRG HEISE, Die Forderung des Tages · WILHELM PINDER, Die deutsche Plastik · ADOLF FEULNER, Die Brüder Asam · LEO FROBENIUS, Die deutsche Kultur im Raum · VAN DE VELDE, Frans Masereel · CURT GLASER, Ein Holzschnittbuch von ERNST LUDWIG KIRCHNER · Aus den Tagebüchern von PAULA MODERSOHN-BECKER · Vier Briefe von EMIL NOLDE · WILHELM HAUSENSTEIN, Zur Soziologie der Form · Dazu dichterische Beiträge von JOHANNES R. BECHER · MAX BROD · KNUT HAMSUN · GEORG HEYM · FRANZ KAFKA · KURT HILLER · HEINRICH MANN · MAUPASSANT · ROMAIN ROLLAND · SCHICKELE · ERNST STADLER · TAGORE · G. TRAKL · FRITZ V. UNRUH · FRANZ WERFEL · WALT WHITMAN · PAUL ZECH

*

Mehr als 36 Bilder von Frans Masereel (u. a. ein nahezu vollständiger Holzschnittroman des Künstlers) schmücken den stattlichen Band, dessen Umschlag ebenfalls von Frans Masereel stammt. Schon das Äußere, das schlichte, aber doch nur scheinbar monotone Gewand werden den Band als neu und reizvoll aus der Flut der üblichen Verlags-Almanache hervorheben. Noch mehr aber wird vielleicht sein Inhalt dem Buch den Charakter eines Manifestes geben. Und wie die früheren, vergriffenen Almanache des Kurt Wolff Verlags („Vom Jüngsten Tag" / „Die Neue Dichtung" / „Der Neue Roman" usw.) dürfte auch „1925" ein Zeitdokument bleibenden Wertes bedeuten.

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ZU BEZIEHEN.

Digitized by Google

DAS GUTE BUCH

CONRAD FERDINAND MEYER

Sämtliche Werke

NEUE DÜNNDRUCK-AUSGABE

Soeben erschienen:

Erste Ausgabe mit revidiertem Text

Eingel. von Rob. Faesi; Revision des Textes von Herbert Cysarz, Jonas Fränkel u. Friedrich Michael.

4 flexible Ganzleinenbände M 40.—
4 flexible Ganzlederbände M 60.—

NEUE TASCHEN-AUSGABE

Jeder Band von einem Fachgelehrten eingeleitet.

14 goldgelbe Pappbände .... M 23.40
14 graugrüne Halbleinenbände M 36.—
8 flex. rote Ganzleinenbände M 42.—
14 flex. rote Ganzlederbände . M 147.20

OKTAV-AUSGABE: 6 grüne Leinenbände M 42.—, 6 blaue Ganzbuckrambände M 52.—
6 braune Halblederbd. M 60.—, 4 handgeb. Halbprgtbd. M 80.—, 8 handgeb. Ganzprgtbd. M 140.—

Einzelausgaben

OKTAV-FORMATE

	Pappband	Leinen
Jürg Jenatsch	M 5.60	M 6.50
Novellen, Bd. I, Amulett, Schuß, Plautus, Page	M 4.80	M 5.50
Novellen, Bd. II, Hochzeit, Leiden, Richterin	M 4.80	M 5.50
Sieben Novellen. (Inh. der 2 Bde. ‚Novellen'). Erste illustr. Ausgabe mit 28 Bildern v. H. Friedrich	Ganzleinen ...	M 10.—
	numeriert signiert ... Ganzlederband	M 24.—
Gedichte	M 5.60	M 6.50
Gedichte. 100 num. handgeb. Expl. in Ganzpgt. mit handbemalt. und handbeschriftetem Deckel u. Rücken v. L. Rudolph, Goldoberschn.	M 16.—	
Der Heilige	M 4.80	M 5.50
Versuchung des Pescara	M 4.80	M 5.50
Angela Borgia	M 4.80	M 5.50
Huttens letzte Tage, Engelberg (in einem Bande)	M 4.80	M 5.50
Huttens letzte Tage. Wohlf. (Schul)-Ausgabe mit C. F. Meyers Nachwort, Mein Erstling, Huttens letzte Tage. Leicht kart.	M —.80	
	Halbleinen	M 1.20
Zwanzig Balladen von einem Schweizer. Faksimiledruck nach der Ausgabe von 1864 in 250 num. Exemplaren. Beschn. u. unbeschn.	M 3.—	
Huttens letzte Tage. Faksimiledruck nach der Erstausgabe von 1872 in 750 num. Exemplar. Beschnitten und unbeschnitten	M 2.40	

NEUE TASCHEN-AUSGABE

(Jeder Band eingeleitet)	Pappbd.	Halbln.	Leder	Lein.
Jürg Jenatsch	M 2.80	4.—	12.—	5.50
Das Amulett	M 1.20	2.—	9.60	5.50
Schuß von der Kanzel	M 1.—	1.60	9.60	
Plautus i. Nonnenklost.	M 1.—	1.60	9.60	
Gustav Adolfs Page	M 1.—	1.60	9.60	
Hochzeit des Mönchs	M 1.20	2.—	9.60	5.50
Leiden eines Knaben	M 1.20	2.—	9.60	
Die Richterin	M 1.20	2.—	9.60	
Gedichte	M 2.80	4.—	12.—	5.50
Der Heilige	M 2.40	3.60	12.—	5.—
Angela Borgia	M 2.40	3.60	12.—	5.—
Versuchung d. Pescara	M 2.40	3.60	12.—	5.—
Huttens letzte Tage	M 1.60	2.40	10.40	5.—
Engelberg	M 1.20	2.—	9.60	

Gedichte. Ausgew. u. eingeleit. v. Dr. E. Korrodi.
Broschiert ..... M 1.40
Pappband ..... M 2.—
Halbleder ..... M 3.20

BESONDERE FORMATE

Der Heilige. Num. Vorzugsdr. der von Dr. H. Cysarz revidierten Textausgabe in 750 Expl. Gr.-4°.
Ganzleder ..... M 70.—
Ganzpergament ..... M 50.—
Halbpergament ..... M 40.—
Interimspappband ..... M 30.—

Unvollendete Prosadichtungen. Herausgeg. von Adolf Frey. 2 Bände Folio. Brosch. .... M 8.—
Halbleinen ..... M 12.—
2 handgebundene, handbeschriftete Halbpergamentbände ..... M 24.—

H. HAESSEL • VERLAG • LEIPZIG

Digitized by Google

DAS GUTE BUCH

PRACHTVOLLE WEIHNACHTSGESCHENKWERKE

sind die wertvollen Neuerscheinungen

VON HANDEL-MAZZETTI

DAS ROSENWUNDER

8°, 420 Seiten. In Ganzleinen geb. Gm. 5.80

In dem neuen Werke führt uns Handel-Mazetti in die nachnapoleonische Zeit. Zeit und Milieu sind farbensatt. Die Tat des nationalistisch überhitzten Theologen Sand an dem antideutschen Kotzebue und seine Liebe zu der Tochter des Jenenser Arztes Walch bildet den Kern des neuen Werkes. Eine wunderbar beseelte, abstufungsreiche Sprache läßt alle Arten des Pathos und süßen Geplauders lebendig werden.

PETER DÖRFLER

SIEGFRIED IM ALLGÄU

Eine alamannische Mär

8°, 160 Seiten. In Ganzleinen Gm. 3.—

Fest im Heimatboden wurzelnd, findet Peter Dörfler in dem Schatz schwäbisch-bayrischer Volkssagen neuen Anreiz zu dichterischer Gestaltung. Leuchtend ragt aus den Lokalsagen die Heiligen- und Reckengestalt des St. Mang.

ILSE VON STACH

PETRUS

Eine göttliche Komödie

8°, 251 Seiten. Geheftet Gm. 6.—, gebunden Gm. 7.50

„Petrus" — gedacht und gestaltet als das christliche Drama, die „göttliche Komödie" — als ein Gegengewicht zur heidnischen Tragödie, zurückgreifend auf die erste große Anfangszeit der Kirche.

HANS ROSELIEB

MEISTER MICHELS RÄTSELHAFTE GESICHTER

Roman

8°, 450 Seiten. In Ganzleinen Gm. 5.80

Bei Aufklärung eines Verbrechens wird ein Kriminalkommissar von dem Geheimnis jenseitig wirkender Kräfte erfaßt. Er erkennt, daß jene Erfindung das phantastische Werk des deutschen Michels ist. Der Kreis glänzend geschilderter Gestalten zeigt die meisterhafte Technik des Dichters.

FRIEDE H. KRAZE

DIES WAR MARIEBELL

Plaudereien um eine Frau

8°, 137 Seiten. In Ganzleinen Gm. 2.80

Der Name läutet silbern, und dieser Silberton begleitet uns durch dieses Buch reifer Künstlerschaft. Mariebell ist ein wunderbar feiner Mensch, der sich satt schenkt bis in den letzten Herbst.

GEORG TERRAMARE

STIMMEN AM WEGE

Ein Buch um Franz von Assisi

8°, ca. 200 Seiten. In Ganzleinen Gm. 4.50

Eine wunderbar franziskanische Stimmung erfüllt das Werk. Eine Sprache von vollendeter Schönheit spiegelt die rührende Gestalt und das Leben des großen Heiligen in den Augen seiner Mit- und Umwelt.

KARL LINZEN

ZUG DER GESTALTEN

8°, 264 Seiten. In Ganzleinen Gm. 5.60

Große Zeiten und große Männer leben auf. Das tragische Widerspiel von Sieg und Unterliegen hinterläßt einen tiefen Eindruck. Wohltuend ist die vornehme Kultiviertheit des Verfassers.

LUDWIG PFANDL

SPANISCHE KULTUR U. SITTE

des 16. und 17. Jahrhunderts

Eine Einführung in die Blütezeit der spanischen Literatur und Kunst

Lexikonformat, 288 Seiten, mit 48 Kunstdrucktafeln

Geb. in Halbleinen Gm. 12.—, in Halbleder Gm. 15.—

Die kunstgeschichtliche und kulturgeschichtliche Bedeutung Spaniens während der Zeit der höchsten Blüte wird in einer reichhaltigen Darstellung geboten. Mit wahrer Souveränität ist die Fülle jener Kulturperiode aus innerem Verständnis der spanischen Eigenart gemeistert.

PAUL KASPERCZYK

REIFENDE MENSCHEN UND MENSCHHEITS-REIFUNG

8°, 296 Seiten. In Halbleinen Gm. 7.70

Die umfassende, zu den Lebenstiefen vordringende Überschau über das menschliche Leben in seinem ganzen Ausmaße wirft helles Licht auf die pädagogischen Probleme und auf die Gebiete geschichtlicher, sozialer, nationaler, pastoraler und ethischer Art.

JOSEF SCHWERTSCHLAGER

DIE SINNESERKENNTNIS

8°, 287 Seiten. In Halbleinen Gm. 7.70

Vom erkenntnis-realistischen Standpunkt aus werden die Grundlagen der Wissenschaft von der Natur einer Prüfung unterzogen. Ausgiebig werden die Ergebnisse der Sinnesphysiologie, der menschlichen und tierischen Psychologie benutzt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

VERLAG JOSEF KÖSEL & FRIEDRICH PUSTET K.-G. MÜNCHEN

VERLAGSABTEILUNG KEMPTEN

Digitized by Google

DAS GUTE BUCH

NEUERSCHEINUNG

WALTER HÄDECKE VERLAG WHV

HERMANN GRADL

Deutsche Landschaften

mit 64 Bildtafeln nach Originalen Hermann Gradls in ein- u. mehrfarbigem Offset- sowie in zweifarbig. Lichtdruck herausgegeben von

HERMANN UHDE-BERNAYS

Das Werk wurde auf einem schönen starken holzfreien Papier gedruckt, der Text ist in der Manuskript-Gotisch gesetzt. Einband nach einem Entwurf Karl Sigrists.

Preise: geh. M 14.—, Halbleinen M 18.—, Ganzleinen M 20.—, Halbleder M 25.— * Vorzugsausgabe in 100 num. Exemplaren mit einer signierten Originalradierung in Ganzleder geb. M 75.—

Auf diesen Blättern hat ein heimlicher Poet das Seelenleben der deutschen Landschaft erlauscht und mit meisterlicher Vollendung festgehalten, diese stille geheimnisvolle duftverklärte Zauberwelt des deutschen Waldes und der deutschen Au, Sonnenglitzern auf wogenden Kornfeldern, Nebelbrauen um Bergeswände, Herrlichkeit und Finsternis, Daseinswonne und Todesschauer — trefflich führt Uhde-Bernays in die romantische Welt Hermann Gradls ein. In 64 wundersamen Bildtafeln leuchtet uns deutsches Land entgegen, Erdgeruch weht einen an und man spürt bei längerem Betrachten, wie dem Gemüt förmlich Kräfte zuwachsen durch die abgeklärte Kunst dieses Dolmetschs der Urlaute heimatlicher Scholle. — Ein würdiges Geschenkbuch. — Ausführliche Prospekte kostenlos.

Walter Hädecke Verlag * Stuttgart

Digitized by Google

DAS GUTE BUCH

EINE BEDEUTSAME NEUERSCHEINUNG

WILHELM VON SCHOLZ

LEBENSDEUTUNG

EINFÄLLE / ERLEBNISSE
ERKENNTNISSE

Das Buch wurde auf einem holzfreien Papier in der neuen Tiemann-Antiqua gedruckt. Satz- und Druckanordnung: Paul Gunkel, Stuttgart / Einbandentwurf: Karl Sigrist. Preise: H'leinen M 5.–, Ganzleinen M 6.—, Halbleder M 8.—

Ein ungemein reifes und geistvolles Bekenntnisbuch! Tiefste Dinge werden zur knappen, eindringlichen Erörterung gebracht — mit einer solchen Kraft und Reichweite dichterischer Intuition, in einer solch außerordentlichen Klarheit des Denkens und einer solch wundervollen Gepflegtheit der Sprache, daß dieses Buch bald zu den klassischen Aphorismenwerken gezählt werden wird. Ein sehr bedeutsames Werk, wie es uns nicht jeder Tag bringt — ein Werk, dessen Lektüre wahrhaft bereichert. —

Ausführliche Prospekte über das Gesamtschaffen des Dichters stehen jederzeit kostenlos zur Verfügung.

STUTTGART
WALTER HÄDECKE VERLAG

FR. TH. VISCHER

Auch Einer

Dünndruckausgabe

Auf feinstem Dünndruckpapier in der Tiemann-Fraktur

In biegsamem G'leinenband M 6.–
In biegsamem G'lederband M 12.–

Zum ersten Male als Dünndruckausgabe gedruckt

Das Wilhelm von Scholz Buch

Eine Auswahl aus den Werken des Dichters

300 Seiten auf blütenweißem Papier
9.–13. Tausend
H'leinen M 3.60, G'leinen M 4.50

Inhalt: Erzählungen / Roman / Schauspiel / Gedichte / Vermischte Schriften / Aus einer Selbstbiographie / Lebensabriß

Das Clemens Brentano Buch

Eine Auswahl aus den Werken des Dichters

Herausgegeben von

Rudolf K. Goldschmit

340 Seiten auf blütenweißem Papier
H'leinen M 3.60, G'leinen M 4.50

Inhalt: Gedichte / Geschichte vom braven Kasperl und schönen Annerl / Aus der Chronika eines fahrenden Schülers / Märchen / Parabeln / Lebenszeugnisse von und über Brentano / Zu den Texten / Brentano

Dantes Commedia Deutsch

Von Hans Geisow

12. Auflage. / Wohlfeile Ausgabe: geheftet M 3.50, fein gebunden M 4.50

11. Auflage / Halbleinen M 6.–, Ganzleinen M 7.–, Halbleder auf feinstem Papier M 10.–, Ganzleder auf feinstem Papier M 17.–

»Eine der originellsten Übertragungen aller Zeiten.«
(Wilhelm Schäfer.)

★

STUTTGART
WALTER HÄDECKE
VERLAG

Digitized by Google

DAS GUTE BUCH

DIE NEUEN BÄNDE UNSERER BUCHFOLGE

ORBIS TERRARUM

sind das gegebene GESCHENK ZU WEIHNACHTEN, es gibt niemanden, den sie nicht interessieren u. fesseln.

*

KURT HIELSCHER, »DEUTSCHLAND«. Über 300 Seiten Abbildungen in Kupfertiefdruck. Geleitwort von Gerhart Hauptmann.
In Ganzleinen gebunden M 24.— ..... In Halbleder oder Halbpergament M 32.—

RÖRDAM, KLEIN, CASPARI, OEHQUIST »SKANDINAVIEN«. Über 280 Seiten Abb. in Kupfertiefdruck. Dänemark, Schweden, Norwegen, Finnland.
In Ganzleinen gebunden M 24.— ..... In Halbleder oder Halbpergament M 32.—

LEHNERT UND LANDROCK »NORDAFRIKA«. Tripolis, Tunis, Algier, Marokko. Über 240 Seiten Abb. in Kupfertiefdruck. Einleitung v. Ernst Kühnel.
In Ganzleinen gebunden M 21.— ..... In Halbleder oder Halbpergament M 29.—

Lassen Sie sich die Bände von Ihrem Buchhändler zeigen. Jeder Band bildet eine Reise durch ein fremdes kennenswertes Land. Sie bereiten Freude.

VERLAG ERNST WASMUTH A.-G.
BERLIN W 8, Markgrafenstraße 31

Vornehme und preiswerte Geschenkwerke

aus dem Verlag

Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart

Sammlung kleiner Erzählungen. 1. Reihe:

Ganghofer, Ludwig, Dschapel. Eine Hochlandsgeschichte. 1.—6. Aufl. 145 Seit. Halbleinw. M. 2.25
Scheffel, J. V., Juniperus. Geschichte eines Kreuzfahrers. Illustr. von Anton v. Werner. Mit 28 Holzschnitten. 6. Auflage. (21.—24. Tausend.) 157 Seiten. Halbleinwand ..... M. 2.25
Stieler, Karl, Ein Winteridyll. 50. Auflage. 47 Seiten mit des Dichters Bild und Buchschmuck von J. B. Cissarz. In Zweifarbendruck. Halbleinwand ..... M. 2.25
Hansjakob, Heinrich, Der Vogtsbur. Erzählung. 144 Seiten. Halbleinwand ..... M. 2.25
Villinger, Hermine, Die vom Wald. Eine Geschichte. 114 Seiten. Halbleinwand. ..... M. 2.25

Alle 5 Bändchen in Geschenk-Karton ..... M. 10.—
(Die einzelnen Büchlein tragen weder den Sammeltitel noch eine Nummer)

Schubart, Arthur, Anglerbeute. Geschichten von Fischern u. Frauen. Ganzleinwandband .. M. 4.50
Schubart, Arthur, Frauenbrevier. 1.—3. Auflage. 185 Seiten. Halbleinenband ..... M. 5.—
Bazien, Julius, Ein bunter Strauß. Mit Bildern v. Frau G. Pfeiffer-Kohrt. 208 Seit. 8°. Hübscher Halbleinenband ..... M. 4.—
Hansjakob, Heinrich, Der Leutnant von Hasle. Eine Erzählung aus dem 30jährigen Kriege. 10. Auflage. Mit vielen Bildern von Curt Liebich. 419 Seiten. Ganzleinwand ..... M. 6.50
Hansjakob, Heinrich, Der steinerne Mann von Hasle. Erzählung. Mit Bildern von Curt Liebich. 5. u. 6. Auflage. 374 Seiten. Ganzleinen ..... M. 6.—

Digitized by Google

Schöne Geschenkwerke

EGON CAESAR CONTE CORTI

MAXIMILIAN UND CHARLOTTE VON MEXIKO

Zwei Bände in Halbleinen gebunden, Gesamtumfang 900 Seiten mit 32 Abbildungen, 5 Faksimiles und einer Karte.

Preis Gm. 30.—, Schw. Fr. 38.—

Die streng historische Unparteilichkeit des Verfassers, verbunden mit seiner wahrhaft künstlerischen Kraft, den unerhörten Reichtum seiner unmittelbaren Quellen zu gestalten, formten hier ein Werk von höchster historischer Bedeutung.

*

KARL TOTH

WEIB UND ROKOKO IN FRANKREICH

Mit 113 ganzseitigen Abbildungen. Buchschmuck aus der Zeit. 480 Seiten Umfang.

In Halbleinen . . . . . Gm. 18.—, Schw. Fr. 23.—
Vorzgsausg. i. H'led. Gm. 32.—, Schw. Fr. 40.—
Luxusausg. in H'led. Gm. 48.—, Schw. Fr. 60.—
in Ganzleder . . . . . Gm. 75.—, Schw. Fr. 95.—

»Der Burckhardt des Rokoko.«

»Ein Werk, das turmhoch über den üblichen Rokoko-Bilderbüchern steht.« Die Literatur (F. v. Zobeltitz).

*

FRITZ VON OSTINI

DER MALER EDWARD CUCUEL

Mit über 100, darunter 8 mehrfarbigen Abbildungen. In Halbleinen gebunden ca. Gm. 20.—, Schw. Fr. 23.—

Edward Cucuel ist ein Maler der Lebensfreude, dessen Arbeitsraum nicht das Atelier ist, sondern die lebendige, durchsonnte Natur darstellt, in der sich anmutige Frauen tummeln. Alle Freunde und Käufer seiner Gemälde werden diese Zusammenfassung seines Gesamtwerkes gern besitzen wollen.

In jeder Buchhandlung erhältlich

AMALTHEA-VERLAG

Zürich / Leipzig / Wien

Die Sonderart der Felsenbücher:

sie dienen dem Leben. Sie geben nicht nur Anregungen, sondern wirkliche Hilfe. Jedes der Werke hält, was sein Titel verspricht. Die Ausstattung der Felsenbücher ist vornehm; die Preise sind billig.

Uve Jens Kruse: Gedächtnisschule 1.50 — Lebenskunst gebunden 3.50 — Menschenerkenntnis 1.— — Redeschule gbd. 5.— — Kopfarbeiter 1.50.
Herbert Gerstner: Schule der Graphologie 4.—.
Wilibald Ulbricht: Neue Geselligkeit 1.25.
Erich Scheurmann: Handbuch der Kasperei 1.25 — Neue Kasperstücke 1.— — Segen der Dummheit 1.— — Der Papalagi gbd. 2.50 — Das Hohe Lied der Kultur gbd. 3.50.
Anna Rappstein: Ehekunst gbd. 3.50 — Gespräch und Brief 1.80.
Richard Baerwald: Das weibliche Seelenleben 3.—.
Kurt Bock: Das Gedicht (Wesen, Geschichte, Technik der Lyrik) —.80.
Broder Christiansen: Die Kunst des Schreibens (Prosaschule) gbd. 10.—.
Brigitte Lossen: Körperseele —.80.

Ausführliche Berichte mit Urteilen sowie die Bücher selbst erhalten Sie in jeder guten Buchhandlung oder beim Verlag

Felsen-Verlag / Buchenbach (Bad.)

Unter den Weihnachtsbaum

gehören Bücher wie:

Das alte deutsche Weihnachtslied. Mit den Weisen im Klaviersatz herausgegeben von Karl Budde und Arnold Mendelsohn. Ganzlein. geb. ca. Gm. 6.—

Geprägte Form. Zeugnisse unserer seelischen Schöpferkraft dargeboten von Ludwig Benninghoff. Mit über 70 zum Teil farbigen, auf Textpapier gelegten Bildern von der ältesten Zeit bis zur Moderne. In Alt-Schwabacher auf holzfreiem Papier. In Halbleinen geb. Gm. 12.—, in Halbleder handgeb. Gm. 24.—

Romantikland. Ein deutscher Frühling in Wort und Bild. Herausgegeben und eingeleitet von Ludwig Benninghoff. Mit 16 Kunstdrucktafeln. 2. erweiterte Auflage. Groß-8°. In Ganzleinen geb. Gm. 6.—

Die Gemeinschaft der Heiligen. Eine Auslegung des ersten Briefes St. Johannis. Von K. B. Ritter. Groß-8°. Kart. Gm. 3.—

Vom dreifachen Leben des Menschen. Von Jacob Böhme. Neu herausgeg. v. Both. Schreyer. 8°. Geb. Gm. 8.—

Aus Wilhelm Raabes mystischer Werkstatt. Von Helene Dose. Mit farbigem Bildnis W. Raabes. In Ganzleinen geb. ca. Gm. 4.50

Arnold Ammfnck. Kulturgeschichtl. Roman v. Albert Petersen. Neue Aufl. Groß-8°. In Halblein. geb. Gm. 6.—

Der junge Perthes. Kulturgeschichtlicher Roman von Albert Petersen. Mit etwa 30 Abbildungen nach zeitgenössischen Gemälden, Stichen usw. in Kupfertiefdruck. Groß-8°. In Halbleinen geb. Gm. 8.50

Hanseatische Verlagsanstalt

Hamburg 36

Digitized by Google

SOEBEN ERSCHIENEN:

BUCHER DER BILDUNG

1. Bd.: Ur-Goethe

Inhalt: Ur-Goetz (Geschichte Gottfriedens v. Berlichingen mit der eisernen Hand) / Ur-Faust und Ur- (Prosa) Iphigenie in einem Band.

Eine kostbare Ergänzung jeder Goethe-Ausgabe!

2. Bd.: Victor Hehn / Italienische Reise

Inhalt: Reisetagebuch von 1839–40 / Natur / Der Italiener / Rom / Sizilien / Einige Ratschläge, die nicht im Baedeker stehen / Nachwort.

3. Bd.: Ignaz von Döllinger / Geschichte und Kirche

Inhalt: Die Bedeutung der Dynastien in der Weltgeschichte / Die Kirche u. die Völker / Die Geschichte der religiösen Freiheit / Die Beziehungen der Stadt Rom zu Deutschland im Mittelalter / Über Spaniens politische und geistige Entwicklung / Die spanische Inquisition / Die deutsche Reformation / Die einflußreichste Frau der französischen Geschichte / Anhang: Döllinger über seine Stellung zu Kirche und Papst / Nachwort.

4. Bd.: Wilhelm Scherer / Von Wolfram bis Goethe

Inhalt: Wolfram von Eschenbach / Walther von der Vogelweide / Luther / Lessing / Herder / Schiller / Goethe / Nachwort.

5. Bd.: Die schönsten Essays von Goethe

Inhalt: Das Straßburger Münster / Altdeutsche Malerei am Rhein / Sankt Rochusfest zu Bingen / Winckelmann / Benvenuto Cellini in seiner Zeit und Stadt / Natur / Empirisches Denken / Gegenständliches Denken usw. / Über den Granit / Über Duldsamkeit in Glaubenssachen / Leonardos Abendmahl / Shakespeare / Ein Wort für junge Dichter / Über Laokoon usw. / Nachwort.

6. Bd.: Ferdinand Gregorovius / Rom im Mittelalter, 1. Bd.

Inhalt: Jerusalem / Athen / Rom / Der Begriff der Stadt Rom / Rom in der Völkerwanderung / Die Ostgoten / Die Gotenherrschaft / Der Gotenkampf / Der Verfall Roms und das aufkommende Mönchtum / Gregor der Große / Stiftung des Kirchenstaates / Karl der Große und die Erneuerung des Imperiums / Streiflichter auf das 9. Jahrhundert / Die Ottonen.

7. Bd.: Ferdinand Gregorovius / Rom im Mittelalter, 2. Bd.

Inhalt: Das erste Jahrhundert / Gregor VII. / Rom und die Kreuzzüge / Das Kapitol / Der Kampf um die römische Demokratie unter den ersten Hohenstaufen (Arnold von Brescia, Konrad III., Barbarossas Stern und Untern.) / Das 13. Jahrhundert / Friedrich II. / Der Senator Brancaleone / Manfred und Karl von Anjou / Petrus von Morrone als Papst / Bonifaz VIII. und der Beginn des avignonesischen Exils / Geistiges Leben im 13. Jahrhundert / Dantes Reichsideal.

8. Bd: Karl Hillebrand / Abendländische Bildung

Inhalt: Zur Entwicklungsgeschichte der abendländischen Weltanschauung / Zur Entwicklungsgeschichte der abendländischen Gesellschaft / Halbbildung oder Bildung? / Sprachverfall und Gesinnungsverfall? / Überschätzen wir die Geschichte? / Was ist uns Schopenhauer? / Unser Verhältnis zur Kunst / Nachwort.

9. Bd.: Rudolf von Jhering / Recht und Sitte

Inhalt: Die Gesellschaft als Leben für und durch andere / Die soziale Mechanik / Egoismus und Wirtschaft / Der Zweck als Schöpfer des Rechts / Das Wesen des Rechts nach Form und Inhalt / Geist und Bedeutung des römischen Rechts / Der persönliche Kampf ums Recht als sittliches Gebot / Scherz und Ernst im Rechtsleben / Sitte und Sittlichkeit / Mode und Moral / Theorie der Umgangsformen / Der Anstand / Phänomenologie der Höflichkeit

10. Bd.: Die schönsten Essays von Taine

Inhalt: Mein sogenanntes System / Das „Große Jahrhundert": Sein alter und neuer Adel – Sein Geheim-Chevalier – Seine klassische Erbfeindin – Sein klassischer Dramatiker – Sein Moralist / Das „Große Jahrhundert in Spanien" / Der Stoiker auf dem Throne der Cäsaren / Goethes Iphigenie / Balzac / Taines Schauroman von Josef Hofmiller / Nachwort.

Unsere Bücher der Bildung sind auf bestem holzfreiem Papier gedruckt und in blaue Ganzleinenbände gebunden. Der Einzelband umfaßt ungefähr 240 Seiten, der Preis von 3 Mk. muß als besonders mäßig bezeichnet werden. Jeder Band kann einzeln bezogen werden! – Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen.

ALBERT LANGEN — VERLAG IN MÜNCHEN

Eine Monumentalausgabe der Werke Moltkes!

Ausgewählte Werke
des Generalfeldmarschalls
Grafen von Moltke

In 4 Bänden, herausgegeben von Oberstleutnant a. D. F. v. Schmerfeld

Etwa 1600 Seiten in Lexikon-Oktav auf feinstem holzfreiem Papier gedruckt, mit ca. 40 Lichtdrucktafeln und zahlreichen Textillustrationen, darunter viele, zum Teil bisher unveröffentlichte Handzeichnungen Moltkes sowie vielen Kartenskizzen und einer großen Übersichtskarte von Frankreich

In 4 Ganzleinenbänden Mk. 100.–, in 4 Halblederbänden Mk. 125.–

Die Werke Moltkes verdienen es, dem deutschen Volke als unvergängliches Vermächtnis seines großen Führers in großer Zeit erhalten zu werden. Die vorliegende systematisch gruppierte Auswahl, die alles Unwesentliche ausscheidet, erfüllt in ihrer würdigen Ausstattung diese Aufgabe in hervorragender Weise. Der Herausgeber, der lange Jahre Leiter der »Moltke-Sektion« im Großen Generalstab war, ist als der beste Kenner der Werke Moltkes bekannt. – Moltkes Schriften und Gedanken sind gerade in der heutigen Zeit des Niederbruchs berufen, uns an ihnen aufzurichten und aus ihnen zu lernen, sind sie doch getragen von heißer Liebe zum Vaterland, dem der Feldmarschall bis in sein 91. Lebensjahr seine Kräfte weihte. Die Schriften Moltkes sind nicht nur von militärischem Interesse, sondern von hoher und bleibender geschichtlicher und kulturgeschichtlicher Bedeutung. Seine Briefe z. B. zählen zu den Perlen der Deutschen Literatur. Sein Werk wird den Weg zum Herzen des deutschen Volkes finden und für alle Zeiten vorbildlich und erzieherisch sein.

Verlag von Reimar Hobbing / Berlin SW 61

Digitized by Google

DAS GUTE BUCH

Die 18 Herbstneuigkeiten dieses Jahres

Raisuli,
Sultan der Berge
Erinnerungen.
Ganzleinen 5 M.

Tröbst, Soldatenblut
Vom Baltikum zu Kemal Pascha.
Ganzleinen etwa 6 M.

Paula v. Bülow
Aus verklungenen Zeiten
Ganzleinen 7,50 M.

Stötzner
Ins unerforschte Tibet.
Ganzleinen 15 M.

Ebert
Südsee-Erinnerungen.
Ganzleinen 8 M.

W. v. Kügelgen
Jugenderinnerungen eines alten Mannes.
1. Band d. Selbstbiographie
Pappbd. 4 M., Halbl. 5 M.

Friedrich der Große und Wilh. v. Baireuth
Jugendbriefe 1728—1740.
Herausgeg. v. Prof. Volz.
Ganzleinen 15 M.

W. v. Kügelgen
Der Dankwart. Ein Märchen
Ganzleinen 3 M.

Tirpitz
Erinnerungen
Volksausgabe. Gebunden 3,50 M.

Franz Hein
Wille und Weg, Erinnerungen eines deutschen Malers.
Ganzleinen 10 M.

Churchill
Weltkrisis 1911—1914
Erinnerungen des britischen Marineministers.
Halbleinen 10 M.

Pochhammer
Graf Spees letzte Fahrt.
Erinnerungen an das Kreuzergeschwader
Halbleinen 5 M.

G. F. Händel
Biographie von N. Flower.
Ganzleinen etwa 10 M.

Kommodore v. Schoultz
Mit der Grandfleet im Weltkrieg.
Halbleinen 10 M.

Ritter
Der Zukunftskrieg und seine Waffen.
Kartoniert 3,25 M.

Waldeyer-Hartz
Werkstudent und Burschenband
Roman.
Ganzleinen 5,50 M.

Ritter
Die französische Armee von heute.
Kartoniert 3,25 M.

Luckner-Jahrbuch 1925
Das Jahrbuch des Verlages. 90 Pf.

Einfacher Prospekt kostenlos!

K. F. Koehler - Verlag - Leipzig

Digitized by Google

DAS GUTE BUCH

Wertvolle Weihnachts-Geschenke

GOETHE
von
Karl Heinemann
5. Auflage. Mit 158 Abbildungen
2 Bände. In Halbleinen geb. M 12.—

Die Verehrung für den Menschen Goethe, den viele noch von dem großen Dichter trennen, will Heinemann erwecken und erhöhen. Die liebevoll eingehende Darstellung des Persönlichen im Lebenslauf des Dichters zeichnet das Werk vor anderen Biographien aus.

Vom gleichen Verfasser empfehle ich:

GOETHES MUTTER
Ein Lebensbild nach den Quellen
9. Auflage. Mit 3 Vollbildern und 2 Faksimiles
In Halbleinen geb. M 7.—

Friedrich Nietzsches Werke
Dünndruckausgabe
Bisher erschienen:
Also sprach Zarathustra
Leinen M 6.—, Leder M 14.—
Jenseits von Gut u. Böse
Zur Genealogie d. Moral
Leinen M 6.—, Leder M 14.—
Schriften für und gegen Wagner
Leinen M 8.—, Leder M 16.—
Die Geburt der Tragödie
Schriften der Frühzeit
Leinen M 8.—, Leder M 16.—
In Vorbereitung:
Menschliches, Allzumenschliches * Fröhliche Wissenschaft und Morgenröte * Der Wille zur Macht * Gedichte und Sprüche

MYTHOLOGIE
der Griechen u. Römer
Unter stetem Hinweis auf die künstlerische Darstellung der Gottheiten
von
Otto Seemann
6. Auflage. Mit 135 Abbildungen
In Halbleinen geb. M 7.50

Die alte Klage, daß auf unseren höher. Schulen nicht für die Veranschaulichung des Unterrichts gesorgt wird, muß angesichts des vorliegenden Werkes verstummen. Da es bei seiner inneren und äußeren Ausstattung den Charakter des Schulbuches vermeidet, kann es den Eltern als wertvollste Gabe für den Weihnachtstisch empfohlen werden.

Sonderprospekte stehen gern zur Verfügung!

ALFRED KRÖNER VERLAG IN LEIPZIG

Dom-Verlag G. m. b. H. in Berlin SW 11

Weihnachtsgeschenke von bleibendem Wert
sind die

DOMKUNSTGABEN

Herausgegeben von der
Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege in Berlin

Ein Unternehmen mit dem Zweck, gute deutsche Kunst in weiteste Kreise zu tragen. — Jedes Heft mit einem knapp und gründlich unterrichtenden Geleitwort und 12 musterhaft wiedergegebenen Hauptwerken je eines großen deutschen Malers.

Jede Gabe schlicht, geschmackvoll kartoniert M 2.—

1. Arthur Kampf
2. Anselm Feuerbach
3. Wilhelm Trübner
4. Hans Thoma (I)
5. Matthias Grünewald
6. Fritz von Uhde
7. Graf von Kalckreuth
8. Adolf Menzel
9. Wilhelm Leibl
10. Hans Thoma (II)
11. Ph. O. Runge
12. H. Baldung (Grien)
13. Philipp Franck
14. Carl Spitzweg

Die Sammlung wird fortgesetzt!

Nur ein Urteil von vielen: „Es sollte sich keiner besinnen, diese schönen und billigen Kunstwerke einem lieben, feingeistigen Menschen oder sich selbst zu schenken. Eine Gabe von unvergänglichem Wert bringt er damit in sein Haus."

Digitized by Google

Wertvolle neue Bücher

Dante-Novellen

Herausgegeben von Albert Wesselski

Mit 76 Federzeichnungen von Wolfgang Born

XI und 144 Seiten Quart. Einmalige Auflage von 1000 numerierten Exemplaren. In Halbpergament M 20.—

Diese Auslese altitalienischer Erzählungskunst hat Episoden aus dem Leben Dantescher Zeitgenossen zum Gegenstand, deren Schicksal der Dichter in seiner Göttlichen Komödie gedenkt und es meist als bekannt voraussetzt. Der Leser dieser Anekdoten von hohem literar- und kunsthistorischem Wert wird auf seiner Reise in Dichters Lande in die Kastelle der Fürsten geführt, in Bürgerhäuser, in Fischerhütten, an die Höfe des Sultans und des Papstes, in die Kirchen, in die Stube des Gelehrten und in die Gemächer schöner Frauen. Die hier zum ersten Male ins Deutsche übertragenen Dante-Novellen werden ein Ereignis bilden.

HERMAN BANG

Wanderjahre

In seinen Briefen an Peter Nansen

Mit einem Vorwort von Peter Nansen und einem Porträt Herman Bangs nach einer Radierung von Hermann Struck. Herausgegeben v. Lauritz Nielsen Autorisierte Übersetzung von Helene Klepetar Oktav. 179 Seiten. Broschiert M 5.—, Halbleinen M 5.80

Diese wundervollen Briefe geben ein faszinierendes Bild dieser eigenartigen, fast dämonischen Persönlichkeit, dieses Erlebers, der ein Mensch war von unbändigem Willen und von jenem innerlichen Feuer, das über seine Werke hinaus aus den kleinsten Äußerungen seines Lebens Licht und Wärme spendet.

KURT MARTENS

Schonungslose Lebenschronik

Zweiter Teil (1901—1925)

Oktav. 206 Seiten. Broschiert M 5.—, Halbleinen M 4.—

»Ein frisch geschriebenes und gerade für uns Zeitgenossen interessantes Buch, das nicht zum mindesten durch seine scharfe Zeichnung charakteristischer Dichterprofile packt... Es schildert, um es kurz zu sagen, ein Münchener Schriftstellerleben aus dem ersten Viertel des neuen Jahrhunderts. Das ist bisher noch nicht gebeten worden, jedenfalls nicht in einer Form, die jedes Versteckspielen ablehnt und auf die belletristische Maske verzichtet.« *R. Riis im Neuen Wiener Journal.*

Erster Teil (1870—1900). 5. Auflage. 260 Seiten. Mit einem Bildnis des Verfassers. Broschiert M 2.80, Pappband M 3.50. — Beide Bände sind in sich abgeschlossen und einzeln käuflich

T. B. MACAULAY

Essays

Herausgegeben von Egon Friedell

Inhalt: Einleitung — Machiavelli — Lord Bacon — Friedrich der Große — Lord Byron

XIX u. 305 Seiten 8°. Brosch. M 3.50, Halbleinen M 4.50

Die feine Geistigkeit und die unübertroffene Darstellungskraft des berühmten englischen Denkers wirken heute nach mehr als sechzig Jahren noch so klar, überzeugend und lebendig, als wären diese Essays gestern geschrieben.

RIKOLA VERLAG
MÜNCHEN - WIEN - LEIPZIG

Charles Dickens

Gesammelte Werke

Deutsch von Gustav Meyrink

Als 1. Serie sind soeben erschienen:

David Copperfield

(5 Bände in einem Band)

Der autobiographische Roman. In die Lebensgeschichte seines Titelhelden hat Dickens eine Fülle von selbst Erlebtem aus seiner eigenen Kindheit und Jugend verwoben und damit der Schilderung eine ganz besondere Fülle und Lebendigkeit verliehen.

Master Humphreys Wanduhr

(2 Bände in einem Band)

Dieser Roman enthält die unter dem Titel »Der Raritätenladen« bekannte Cordeliageschichte von dem rührenden Verhältnis der kleinen Nell zu ihrem der Spieleidenschaft verfallenen Großvater, den sie wie ein guter Geist durch Not und Elend bis zu ihrem Tode begleitet.

Bleakhaus

(4 Bände in einem Band)

Der in England erfolgreichste Roman von Dickens. Eine wuchtige Anklage gegen das englische Gerichtswesen in Gestalt der abenteuerlichen Geschichte des Prozesses »Jarndyce gegen Jarndyce«.

Oliver Twist / Weihnachtsgeschichten

(2 Bände in einem Band)

Oliver Twist: die Welt des Arbeitshauses und der Londoner Verbrecherviertel, dargestellt in der Geschichte des kleinen Waisenjungen Oliver Twist.

Die Weihnachtsgeschichten sind die vielleicht dichterisch vollendetsten und stimmungsreichsten kleineren Erzählungen von Dickens, in denen sich seine Phantasie am freiesten entfaltet.

Im Anschluß daran erscheinen:

Barnaby Rudge (2 Bände in einem Band)

Nikolas Nickleby (2 Bände in einem Band)

Die Pickwickier (2 Bände in einem Band)

Martin Chuzzlewit (2 Bände in einem Band)

Jeder Band der Ausgabe umfaßt durchschnittlich 1000 Seiten und ist in Leibniz-Fraktur auf holzfreies Dünndruckpapier gedruckt. In biegsamem Ganzleinenband. Die Ausstattung besorgte Prof. Emil Preetorius, der auch die Initialen für die einzelnen Kapitel zeichnete.

Jeder Band wird einzeln abgegeben; die Bände tragen keine Bandbezeichnung. — Preis jedes Bandes M 8.—

Der werdende Nietzsche

Autobiographische Aufzeichnungen

Herausgegeben von Elisabeth Förster-Nietzsche

455 Seiten 8° mit drei Jugendbildnissen

Broschiert M 6.—, Ganzleinenband M 9.50

Hier werden, zum großen Teil erstmalig, die wichtigsten Dokumente zur geistigen Entwicklungsgeschichte des werdenden Nietzsche der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Das Buch ist unentbehrlich für jeden, der die Kenntnis des Dichters und Philosophen durch menschliche Selbstzeugnisse bereichern und vertiefen will.

MUSARION VERLAG
MÜNCHEN, KÖNIGINSTR. 15

Digitized by Google

NEU ERSCHIENEN:

GERHARD VON KÜGELGEN

Ein Künstlerleben um 1800
und die andern sieben Künstler der Familie

3. vollständig umgearbeitete u. erweiterte Auflage mit 160 Abbild.

Von Leo von Kügelgen

15 Bogen Gr.-8°. Mattkunstdruck in Leinen mit Farbschnitt gebunden Mk. 10.—
In Halbpergament gebunden mit Kopfgoldschnitt Mk. 14.—

Nicht allein Kunstfreunde werden großen Genuß an der fein ausgestatteten Künstlermonographie haben, die vielen Leser der „Jugenderinnerungen" „Lebenserinnerungen" des „alten Mannes", wie des in Frauenkreisen weit verbreiteten Buches „Helene Marie von Kügelgen" werden dieselbe gerne als Ergänzung erwerben.

Der Dankwart

Ein Märchen von Wilhelm von Kügelgen
dem Verfasser der „Jugenderinnerungen eines alten Mannes"

Mit 6 Farbenbildern in Offsetdruck, Kopfleisten und Schlußstücken von Professor R. Pötzelberger. 80 Seiten Gr.-8°.
In Leinen mit Farbschnitt gebunden Mk. 5.—, in Halbpergament mit Goldschnitt gebunden Mk. 7.50

Hunderttausende der begeisterten Leser der „Jugenderinnerungen" wie „Lebenserinnerungen" des alten Mannes werden das bisher unveröffentlichte Märchen „Der Dankwart" mit Freuden begrüßen und von Inhalt wie Ausstattung entzückt sein.

Man verlange die illustrierte Ausgabe Belser

CHR. BELSER A.-G., VERLAGSBUCHHANDLUNG / STUTTGART

G. HIRTH'S VERLAG A.-G. IN MÜNCHEN

KUNST-MAPPEN DER „JUGEND"

Aus der reichen Sammlung der „Jugend"-Kunstblätter, die einige tausend verschiedene künstlerische Vierfarbendrucke umfaßt, haben wir die Wiedergaben der bekanntesten Künstler in Mappen vereinigt, die in dieser Form ein geschlossenes Bild über das Schaffen des Meisters geben. Jede Mappe enthält 12 Kunstdrucke auf Karton aufgezogen.

*

Von folgenden Künstlern liegen Mappen vor:

F. v. Defregger, R. M. Eichler (Mappe 1/2), Fidus (Mappe 1/2), W. Georgi, E. L. Hoess (Mappe 1/3), A. Jank, F. A. v. Kaulbach, A. v. Keller, P. W. Keller-Reutlingen (Mappe 1/2), H. Kley, F. v. Lenbach, A. Münzer (Mappe 1/3), L. Putz (Mappe 1/2), P. Rieth (Mappe 1/2), R. Sieck, F. Spiegel, C. Spitzweg (Mappe 1/2), H. Thoma (Mappe 1/2), R. Wilke (Mappe 1/2), A. Zorn, J. Zuloaga, L. v. Zumbusch (Mappe 1/2).

Preis jeder Mappe 6 Mark

Zu beziehen durch die Buchhandlungen oder unmittelbar vom Verlag.

Das Weihnachtsbuch
für hochgestimmte Leser

ist der neue große Roman

Bianca Maria

von

Reinhold Conrad Muschler

In Leinen 8.—. In Halbleder 14.—. Vorzugsausgabe, numeriert und gezeichnet, Ganzleder 22.—. Im Verlag Fr. Wilh. Grunow in Leipzig wie auch die Romane „Douglas Webb" und „Der lachende Tod" erschienen und durch jede Buchhandlung — wenn nicht vorrätig — sofort zu beziehen.

*

Glänzende Beurteilungen erster Federn stempeln diesen Roman zu einem Kunstwerk ersten Ranges.

Dr. Friedrich Castelle:

Die große Kunstform des deutschen Romans ist in diesem Werke und seinem Schöpfer neu erstanden. Höchste Welterfahrenheit und tiefste Menschenkenntnis, reifstes Wissen und reifste Kultur steigern sich in ihm zu durchdringend lebendiger Darstellung modernen Gesellschaftslebens.

Digitized by Google

KÜNSTLERISCHE
WEIHNACHTSGESCHENKWERKE

MÜNCHNER KÜNSTLERFESTE
MÜNCHNER KÜNSTLERCHRONIKEN
von G. J. Wolf im Verein mit F. Wolter

240 Seiten Text mit 160 Abbildungen und 8 farbigen Tafeln. Grossoktav.
Mit farbiger Titelauszeichnung von Jul. Diez. Ganzleinen M 12.50, Pappband M 10.—

Die Münchner Künstlerfeste, in aller Welt bekannt als Sammelpunkte der Satire und des Humors, des Geschmacks und der witzigsten künstlerischen Improvisation, erwachen in diesem Buche zu neuem Leben. Die Bilder sind zumeist aus bisher unzugänglichen Chroniken und Kneipzeitungen geholt und bilden einen wahren Schatz heiterer Kunst.

GOTISCHE CHARAKTERKÖPFE
von Hubert Wilm

Ein Grossoktavband mit 88 Tafeln in Mattdruck und einer Einführung. In Ganzleinen M 15.—

Das Antlitz des gotischen Menschen vom lieblichsten bis zum ergreifendsten Ausdruck tritt uns auf 88 Tafeln in Mattdruck von nicht alltäglicher Qualität entgegen. In diesen Gesichtern lesen heisst dem Geiste des Mittelalters ins Auge blicken.

DIE KUNST DES FRÜHEN UND HOHEN MITTELALTERS IN DEUTSCHLAND
von Hermann Schmitz

300 Seiten Text mit 195 Abbildungen. Grossoktavband in Halbleinen M 15.—, in Halbleder M 20.—

Die wundervolle erste grosse Blütezeit der deutschen Kunst, vom späten zehnten bis zur Höhe des fünfzehnten Jahrhunderts, bildet den Kern der Darstellung dieses Buches. In klarer Sprache geschrieben, ausgestattet mit einem Bildmaterial von grosser Fülle und Schönheit, ist das Buch bestimmt für weiteste Kreise ein künstlerisches Volksbuch zu werden.

KUNST UND KULTUR DES 18. JAHRHUNDERTS IN DEUTSCHLAND
von Hermann Schmitz

390 Seiten mit 213 Abbildungen. Grossoktavband in Halbleinen M 20.—, Halbleder M 27.—

Keine Kulturgeschichte, aber auch keine einseitige Kunstgeschichte, sondern ein Lebensbild des 18. Jahrhunderts, wie es sich in seinen künstlerischen Äusserungen von der Architektur bis zum Kunstgewerbe zeigt. Ein köstlicher Spiegel jener künstlerisch unerhört reichen Zeit.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung. Prospekte kostenlos vom Verlag

VERLAG F. BRUCKMANN A.-G., MÜNCHEN
WEIHNACHTEN 1924

Digitized by Google

Verlag für Volkskunst u. Volksbildung, Rich. Keutel, Lahr in Baden

Früherer Sitz der Firma in Stuttgart. — Eigene Druckerei für Farbenkunstdruck und Buchbinderei.

Prachtwerke.

Die Gleichnisse Jesu. Von Eugen Burnand, mit 72 Illustrationen und 11 Tafeln, 3. Auflage. Evangelische Ausgabe mit Vorwort von D. theol. David Koch. GM. 15.—.

Dasselbe. Kathol. Ausg. Mit Vorwort von Dr. Ignaz Rohr u. Dr. Hans Schmidtkunz mit Gutheißung der kirchlichen Obrigkeit (nur noch wenige Exemplare vorrätig). GM. 15.—.

Am Ort, da Gottes Ehre wohnt. Kirchengemälde von Prof. D. Rudolf Schäfer in 14 farb. Tafeln und 33 einfarb. Abbildungen, davon 18 ganzseitig. Mit Vorwort, Einführung u. Erläuterungen von Stadtpfarrer Konrad Mack. Preis GM. 15.—. Wer sich an den prachtvollen Gemälden Rudolf Schäfers erfreuen und erbauen will, greife nach diesem Werk.

Hans Volkert, 24 Originalradierungen zu Eichendorff's Gedichten. Ohne Unterschrift des Künstlers GM. 100.—. Mit Unterschrift des Künstlers GM. 200.—.

Märchenbilder von Auguste Langbein-Mährlen. 25 farbige Kunstblätter u. 19 Federzeichnungen mit Einführung von Prof. Konr. Lange. Die Künstlerin versteht ihre Märchen mit so köstlichen Bildern, daß Jung und Alt von der Künstlerin bezwungen sein wird. Preis GM. 25.—.

Bilderbücher.

Wer weiss den Weg in's Märchenland? Kindergedichte von Paula Rakobrandt mit 27 Scherenschnitten von Hedwig Pelizaeus. Preis GM. 3.50. Künstl. besonders fein ist das Buch. Denn hier wird in den Scherenschnitten von Pelizaeus den Kindern echte Kunst zur Anschauung gebracht.

Im Himmelland. Gedichte von Lina Sommer mit 21 vielfarbig. Bildern nach Entwürfen von Ernst Rieß. 3. Auflage, 9.—15. Tausend. Preis GM. 4.—.

Wie die Elflein durch den Winter kamen. Bilder von Auguste Langbein-Mährlen, Verse von Paul Langbein. Preis GM. 4.—. Ein ganz wundervolles, feines Leben und Wirken wird uns in diesem Buch gegeben, wie wir es kaum sonst irgendwo finden können. In jedem deutschen Hause, wo Kinderlein sind, sollte das Bilderbuch seinen Einzug halten.

Bei Grossmama. Gedichte von Lina Sommer mit 28 vielfarb. Bildern von Franziska Schenkel. Preis GM. 4.—. Jedes von den herrlichen Bildern, die Franziska Schenkel schuf, sind kleine Kunstwerke. Jedes Bild ist ein kleines Erlebnis und weiß so viel den Kindern zu erzählen.

Unser Vater in dem Himmel. 9 farb. Bilder von Ludwig Richter. Meine Andachten v. Pfr. Gottfr. Herders. GM. 2.—.

Caspari-Fibeln. Ein Lesebuch mit vielen bunten Bildern. Von Gertrud Caspari. Preis GM. 2.—. Ein belehrendes Bilderbuch für unsere ABC-Schützen.

Kling-Klang. Kinderlieder. Scherenschnitte von Sophie Reuschle. Preis GM. 1.—. Ganz allerliebste schelmische Kindergedichtlein. Unsere Kleinen werden gerne manches davon auswendig lernen.

Kleine Kinderbibliothek.

Über 40 gemütv. Erzähl. u. Gedichte mit zahlr. Illustr. Preis das Stück 20 Pfg. besonders für den Weihnachtstisch.

Unser Kind. Ein Büchlein klein für's Mütterlein von Frau Lina Sommer, mit Illustrationen von Heinrich Göttler. In Ganzleinen gebunden GM. 4.—.

Begleitet von köstlichen humorvollen Gedichten gibt Frau Sommer der jungen Mutter ein Büchlein in die Hand, in welchem sie die ganze Entwicklung ihres Kindes niederschreiben kann, sei es von den ersten Gehversuchen, Sprechversuchen bis zu den losen Streichen und Scherzen. Das ganze Büchlein ist mit schreibfähigem Papier ausgestattet und am Schlusse eine Einrichtung zum Einkleben von Photographien.

Erbauungsbücher (evangel.).

Vom Grund der Freude. Reden und Aufsätze von Dr. Paul Jaeger, Freiburg im Breisgau. Preis GM. 3.—.

„Freude zuvor!" Krankenblätter von Dr. Paul Jaeger, Freiburg i. Breisg. Preis GM. 2.50.

Gottfinden und Überwinden. Krankenbetrachtungen von Dr. Paul Jaeger. Preis GM. 2.—.

Unterwegs. Wanderungen zum ewigen Quell. Von Dr. Paul Jaeger. Preis GM. 2.—.

Am Lebensborn. Andachts- und Gebetbuch für alle Tage im Jahre. Mit einem Anhang von Gebeten. Von Past. Gottfr. Herders GM. 2.—.

Romane, Erzählungen, Novellen.

Der Orden der Sonnenbrüder. Roman von D. David Koch. Preis GM. 3.—. Schön ist er oft genug, sonnig, melodisch, erquickend, neben herben, herzbedrückenden Wahrheiten. Wundern sollte es mich, wenn diesem Buche nicht ein großer Erfolg beschieden wäre. . .

Das neue Reich. Von D. David Koch. Preis GM. 3.—. Ein Lukas-Cranach-Roman.

Psyche. Eine Erzählung von Adolf Schmitthenner. Preis GM. 2.—. Die Novelle „Psyche" ist ein mit zarter Hand geformtes Kunstwerk, eine mit realistischer Meisterschaft geschilderte Seelenstimmung. Dieses Buch, das noch lange, lange lebenskräftig bleiben wird, enthält die Geschichte einer ganz jungen, unschuldvollen Balletttänzerin, die in häßlicher Umgebung heranwachsend, zugrundegeht, weil sie ihre Psyche rein und makellos erhalten wollte. Dem Pfarrer-Dichter gelingt es durch die innere Wahrheit seiner Darstellung die Verantwortlichkeit in uns zu erregen, ohne daß seine Moral je aufdringlich wird. — Ein tiefes innerliches Dichterbuch.

In bunter Reihe. Geschichten und Erzählungen von Theod. Ebner. In Halbl. GM. 3.—. Ein liebenswürdiges, humorvolles Erzählertalent spricht hier zum Leser, frisch im Empfinden, idealistisch im Streben und voll vornehmer Gesinnung. Diese Erzählungen, die sich besonders für Unterhaltungslektüre eignen, sind vortrefflich und dazu geeignet, dem Verehrerkreis dieses amüsanten Plauderers neue Freunde zuzuführen.

Esther Nottenius. Eine Erzählung v. Maria Kayser. 29.—34. Tausend, in Leinen gebd. GM. 3.—. Es gibt Bücher, die schlagen uns in ihren Bann; wir müssen „in sie hineinsehen wie in einen goldenen Kelch". Eine schlanke weiße Hand schließt ein Fach an der braunen Wandtäfelung auf und drin hängt eine Harfe mit goldenen Saiten. Jetzt spielt die Hand auf den Saiten und wir lauschen ergriffen, weil es Melodien gibt, die wir in unsern besten Stunden selbst schon im Traume gesungen haben, und nun klingen sie wieder und ziehn uns mit sich! Solch ein Buch ist dieses.

Unterdrückt — nicht überwunden! Historische Erzählung aus der Zeit des schweizerischen Bauernkriegs 1653 von Karl Brestin. Preis GM. 3.—.

Für Euch. Gedichte u. Erzählungen v. Lina Sommer. Mit 10 Illustrationen und einer Umschlagzeichnung von Carlos Tips, Karlsruhe i. B. Preis GM. 1.—.

Weihnachtsbücher.

Die Geschichte von der Geburt unseres Herrn Jesus Christus. Von Heinrich Steinhausen. Holzschnitt von Wilhelm Steinhausen. Leicht gebunden. Ein Frühwerk Wilhelm Steinhausens. Preis GM. 2.—. Das Buch eignet sich bei seiner Innigkeit und Feinfühligkeit für Kinder schon vom 4. Lebensjahre an; es schildert jeden Zug der Weihnachtsgeschichte in großen und kleinen Bildern.

Unterm Christbaum. Weihnachtsgeschichten von Alb. Thoma. Preis GM. 3.—. Über 20 Erzählungen schildern die deutsche Weihnacht und führen uns ein in deutsches Kulturleben und Geschichte, beginnend von der Römerzeit, über das Mittelalter, die Reformation, bis in unsere Neuzeit. Ein treffliches Weihnachtsbuch, das jede deutsch-evangelische Familie ihrer Jugend auf den Weihnachtstisch legen sollte.

Adventskalender. Eine reizende neue Idee für die Weihnachtszeit in zwei Ausführungen. Preis je GM. 2.—.

Farbige Kunstgaben mit je 6 farbigen Kunstblättern, über 30 Mappen berühmter Meister, je GM. 5.—

Wandbilder in großer Auswahl und verschiedenen Größen von GM. 1.— bis GM. 6.— Bitte Katalog verlangen.

Digitized by Google

Soeben erscheint das 1.—7. Tausend

NAPOLEON

von

EMIL LUDWIG

Mit 21 seltenen Napoleon-Bildnissen auf Kunstdrucktafeln
Umfang 720 Seiten. Bestes holzfreies Papier
Geheftet Gm. 10.—, Ganzleinenband Gm. 14.—

*

Das größte Leben der Neuzeit, bisher nur von Historikern beschrieben oder von Dichtern umschrieben, wird hier von Emil Ludwig, dem Meister des biographischen Porträts, mit der bildreichen Kraft einer hinreißenden Darstellungsgabe in einem einzigen Band derart zusammengeballt, daß man glaubt, die Weltgeschichte von Corsica bis St. Helena wie in einem Roman zu erleben. Auf dem festen Grunde des gesamten Dokumentenmaterials läßt Ludwig, statt nur Schlachten zu schildern, den Mann der eisigen Tatkraft und des glühenden Herzens in all seinem Lieben und Hassen, seinem Siegen und Erliegen erstehen.

*

Durch jede gute Buchhandlung zu beziehen

Ausführliche Prospekte und den Verlagskatalog verlange man direkt vom

ERNST ROWOHLT VERLAG
BERLIN W 35

Digitized by Google

DAS GUTE BUCH

ALTBEWÄHRTE GESCHENKBÜCHER

Felix Dahn: EIN KAMPF UM ROM
Hiſtoriſcher Roman. 3 Bände
H'leder M 24.—, G'leinen M 18.—, H'leinen M 15.—

Felix und Therese Dahn: WALHALL
Germaniſche Götter- und Heldenſagen für jung und alt am deutſchen Herd erzählt
Ausgabe mit Bildern: Geb. M 10.—, geh. M 8.—
Ausgabe ohne Bilder: Geb. M 7.—, geh. M 5.—

Felix Dahn: GEDICHTE
Auswahl des Verfaſſers. Geb. M 4.50, geh. M 3.—

Rudolf Schug:
ZU BESUCH BEI DEN TIEREN
Ein luftiges Bilderbuch mit Verſen von Magdalene Volkmann. Geb. M 3.—

M. E. delle Grazie: EINES LEBENS STERNE
Roman. 2 Bücher in 1 Bande. Geb. M 6.50, geh. M 5.—

M. E. delle Grazie:
HEILIGE UND MENSCHEN
Roman. Mit Buchſchmuck. Geb. M 5.50, geh. M 4.—

M. E. delle Grazie: VOR DEM STURM
Roman. Geb. M 6.50, geh. M 5.—

Richard von Volkmann-Leander:
TRÄUMEREIEN AN FRANZÖSISCHEN KAMINEN
Mit Schattenriſſen von Marie Landsberger
in Halbleder M 5.—, geb. M 3.—
Mit Zeichnungen von H. R. Volkmann
Halbleder M 5.—, geb. M 3.—, Liebhaberausgabe handkoloriert in Saffianleder mit Goldſchnitt, auf Büttenpapier M 20.—

Roland Anheißer: IM OBERELSASS
30 Städtebilder und Landſchaften nach Originalradierungen. Geb. M 8.—

Paul Kühn: MAX KLINGER
Mit 1 Lichtdrucktafel und 104 Abbildungen
Geb. M 20.—, geh. M 18.—

Hans Thoma:
PHANTASIE- UND MÄRCHENWELT
24 Kunſtblätter. In einem Bande M 8.—

Hans Thoma:
DEUTSCHES LAND UND DEUTSCHE ART
24 Kunſtblätter
Mit Einleitung von Dr. Ludwig Volkmann
In einem Bande M 8.—

Verlag BREITKOPF & HÄRTEL, LEIPZIG-Berlin

Bachem-Bücher

Literariſch wertvoll, gediegen und vornehm ausgeſtattet

5 neue Geſchenkwerke

Die Tochter des Kunſtreiters. Roman v. Ferd. Freiin v. Brackel. Jubiläumsausgabe. 75. Aufl. Gedruckt auf ff. ſchwer chamois gerippt Papier. Mit Titelbild u. 9 Einſchaltbildern. Gebund. in Liebhaberband mit Lederrücken u. Lederecken Gm. 30.—

Die Moſel. Bilder von Land, Volk und Kunſt. Von Ludwig Mathar. 607 Seiten. Vornehme Ausſtattung. Mit 117 Kunſtdruckbildern nach Original-Aufnahm. u. einem Titelbild in Vierfarbendr. Geb. Gm. 20.—

Der Niederrhein. Bilder von Land, Volk u. Kunſt. Von Ludwig Mathar. 258 Seiten. Vornehme Ausſtattung mit 82 Kunſtdruckbildern. Geb. Gm. 12.—

Chriſtus. Des Heilands Leben, Leiden, Sterben und Verherrlichung in der bildenden Kunſt aller Jahrhunderte. Von Dr. Walter Rothes. 7.—10., vermehrte Aufl. Mit vier Farbendrucktafeln u. 229 Abbild. im Text. Vornehme Ausſtattung. Gebunden Gm. 15.—

Illuſtrierte Geſchichte der Stadt Köln. Von Prof. Dr. Franz Bender. Mit Titelbild u. 185 Abbildungen. 7.—10. Auflage. Gebunden ..... Gm. 12.50

8 neue Romane

Caeſarius von Heiſterbach. Künſtlergeſchichte a. d. Kloſterleben des 13. Jahrh. Von Carl Rademacher. 1.—4. Aufl. Mit 15 Bild. Geb. . . Gm. 8.—

Der Spielmann Gottes. Erzählung aus der Zeit des Heiligen von Aſſiſi. Von Anna Freiin v. Krane. 1.—5. Auflage. Gebunden ..... Gm. 7.50

Der Heidevikar. Roman. Von Henriette Brey. 1.—4. Auflage. Gebunden ..... Gm. 9.—

Goldengel von Köln. Kulturgeſchichtlicher Roman aus Kölns Franzoſenzeit. Von Ernſt Vasqué. Neu herausgeg. v. Fr. Bender. 1.—4. Aufl. Geb. Gm. 8.—

Valentins Magnificat. Roman. Von Hugo Strauch. 1.—3. Auflage. Gebunden ..... Gm. 5.50

Um die Scholle. Roman. Von Georg Julius Petersen. 1.—4. Auflage. Gebunden ..... Gm. 6.—

Eikenborn. Die Geſchichte e. Hauſes u. e. Geſchlechts. Von A. Freiin v. Krane. 1.—4. Aufl. Geb. Gm. 6.—

Meerland-Menſchen. Ein Grenzroman. Von Dora Hohlfeld. 1.—3. Auflage. Gebunden .... Gm. 6.—

J. P. Bachem Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. Köln

Digitized by Google

DAS GUTE BUCH

DIE UMWERTUNG ALLER WERTE

in LITERATUR und KUNST zeigt auch der entzückende kleine

ALMANACH

über

Wilh. Busch

der den Meister einmal von einer ganz anderen Seite zeigt als von der des »Spaßmachers«. Mit zahlreichen Leseproben und Abbildungen. Kostenlose postfreie Zusendung durch den Verlag. Es handelt sich um folgende 9 Werke, die sämtlich auf holzfreiem Papier gedruckt sind und in köstlichen Ganzleinenbänden vorliegen:

BRIEFE AN MARIA ANDERSON
Mit Bild und Brief-Faksimile

HERNACH
Bilder und Schnurren. Mit 95 zum Teil farbig. Bildern. Text in der Handschrift des Meisters

KINDERMÄRCHEN
Mit 20 Zeichnungen des Meisters

PLATTDÜTSCH
Märchen, Sagen, Reime. Mit 21 Zeichnungen des Meisters. Zweifarbiger Druck

SAGEN UND LIEDER
Mit 20 Zeichnungen des Meisters

SCHEIN UND SEIN
Gedichte

DER VETTER AUF BESUCH
Singspiel in einem Akt. Musik von Freund Kremplsetzer. Klavierauszug mit Text. Mit einer Abhandlung von Rudolf Will über »Wilhelm Busch und das Theater« und 16 Bildern des Meisters

VOLKSMÄRCHEN
Mit 18 Zeichnungen des Meisters

DIE BIOGRAPHIE
Von seinen Neffen A., H. und O. Nöldeke. Mit 8 farbigen und 250 Schwarz-Weiß-Bildern

DER FEUER-VERLAG / LEIPZIG

Verlag von Friedr. Reinhardt in Basel
Adresse aus Deutschland: Leopoldshöhe, Baden

Soeben erscheint in meinem Verlag

der neue Roman Helene Christaller
von
Das Reich des Markus Reander
In elegantem Leinenband Gm. 6.—

Der Roman schildert das Werden eines Mannes, der aus den hochfliegenden Träumen seiner Knabenjahre auf den Boden der Wirklichkeit gestellt wird und nach Reife- und Wanderjahren sich sein bescheidenes Reich baut mit den Menschen, die zu ihm gehören in Liebe und Arbeit. Es liegt eine innere Kraft in der Behandlung des Stoffes, die ihre Wirkung auf den Leser nicht verfehlen wird.

In neuen Auflagen liegen vor:

Gottfried Erdmann u. s. Frau 27. Aufl. Ruths Ehe 17. Aufl. Heilige Liebe 14. Aufl. Die Wege des Wilfried Holm 7. Aufl. Mutter Maria 7. Aufl.
Jeder dieser 5 Bände in gedieg. Leinenband Gm. 6.—

Das Gotteskind 16. Aufl. Wie die Träumenden.. 14. Aufl. Lichter im Strom 6. Aufl. Von Liebe 6. Aufl. Drei Schicksale 5. Aufl. Frauen 5. Aufl. Magda 5. Aufl. Wer aber nicht hat.. 5. Aufl.
Jeder dieser 6 Bände in gedieg. Leinenband Gm. 4.50.

Ein Band Gedichte Gustav Schüler
von
Spiegelscherben vom Ewigen
In elegantem Leinenband Gm. 3.—

Nun wollen wir dafür sorgen, daß die Gedichte dieses ganz echten Dichters bei uns weiterklingen. Es sollte eine Ehrenpflicht für uns sein, mitzuhelfen, daß sich endlich diese starke tiefgläubige Persönlichkeit in Deutschland durchsetzt. (Deutsches Pfarrerblatt.)

Das neue Werk des Großadmirals

A. v. Tirpitz

Politische Dokumente

*

Der Aufbau der deutschen Weltmacht

1.—30. Tausend. Groß-Oktav. XII und 472 Seiten. Mit Faksimile eines Briefes des Admirals Jellicoe an Großadmiral v. Tirpitz.

Geheftet Gm. 9.—, in Halbleinen Gm. 12.—, in Ganzleinen Gm. 18.—, in Halbleder Gm. 17.—

*

Bisher geheim gehaltene Dokumente von höchster weltpolitischer Bedeutung, Botschafterberichte, Randnotizen Wilhelms II., Briefwechsel, Tagebuchaufzeichnungen usw., werden hier in rückhaltloser Vollständigkeit vor dem Leser ausgebreitet.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.
Stuttgart und Berlin

Digitized by Google

DAS GUTE BUCH

Soeben ist erschienen:

Für Hagenbeck im Himalaja und den Urwäldern Indiens

Dreißig Jahre Forscher und Jäger

von

Hermann Wiele

Mit 105 Originalaufnahmen des Verfassers und 3 Landkarten * Buchschmuck und Einbandentwurf fertigte der bekannte Tiermaler Paul Haase.

*

Das Buch atmet Urwalds- und Hochgebirgsromantik, Jagdleidenschaft, Tollkühnheit und Todesverachtung. Ein Freund und Jagdgenosse John Hagenbecks, mit dem er ein Menschenalter in Indien lebte, offenbart sich Hermann Wiele in diesem Buche als ein Meister der Lichtbildkunst, als der verwegene Jäger, der unermüdliche Forscher und Tierbeobachter. Seine Abenteuer mit Elefant und Gaur, Steinbock, Bär, Tiger, Schlangen, seine Begegnungen mit den scheuen Waldmenschen der Dschungeln stellen starke Erlebnisse voller überwältigender Eindrücke dar. Ein umfangreiches Kapitel hat der Verfasser dem »sagenhaften Luckvalleytiger« gewidmet und damit dem Buche eine Note unübertrefflicher Spannung verliehen. Die überaus fesselnden Schilderungen einer großen Expedition in den Himalaja sind der Höhepunkt seiner Erlebnisse. Hier findet der Leser in Wort und Bild jene Gegenden, die durch die Everesterpedition im Vordergrund des Interesses stehen, und erhält einen Begriff davon, welche Anstrengungen und Gefahren die Durchquerung des gewaltigsten Hochgebirges der Erde mit sich bringt.

Holzfreies Papier * Umfang 428 Seiten * Großoktavformat * In Ganzleinen 14 M

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Verlag Deutsche Buchwerkstätten / Dresden.

Der unbedingt führende deutsche Künstler-Abreißkalender ist der

Dürer-Kalender

für Kultur und Kunst

Herausgegeben vom Deutschen Kulturarchiv durch Karl Maußner

320 Seiten. Feinster Kunstdruck. M 4.50

Der Dichter Wilhelm Lobsien urteilt:

Es ist eine Freude, einmal ein Werk ganz rückhaltlos lieben zu dürfen, und diese Freude blüht in einem empor, wenn man den „Dürer-Kalender" durchblättert. Die hervorragendsten Meister der Farbe und des Stiftes vom 15. Jahrhundert an bis zur Gegenwart schmücken in technisch vollendeten Wiedergaben die einzelnen Seiten, deutsche Dichter und Denker breiten täglich ihre Gedichte, Träume und Gedanken, ihre Hymnen und Aphorismen in feinsinnig getroffener Auswahl vor dem Leser und Beschauer aus, und bekannte Führer auf bildungs- und volkskundlichem Gebiet bringen kurze Aufsätze und Betrachtungen. Ist es da ein Wunder, daß unter der kundigen Hand Karl Maußners ein Werk zustandegekommen ist, das weit mehr ist als ein gewöhnlicher Kalender, ein Werk, das in edelstem Sinne ein deutscher Führer und Mahner sein will, der nicht nur unterhalten, sondern täglich den Leser mit hohen Gedanken füllen und so zur Höhe hinaufleiten will, weshalb man diesen „Dürer-Kalender" jedem Deutschen auf den Weihnachtstisch legen möchte.

Man lasse sich diesen Kalender vorlegen od. beschaffen! Wenn nicht zu haben, senden wir zur Ansicht!

Dürer-Verlag / Berlin-Zehlendorf

NEUIGKEIT *NEUIGKEIT*

JAPAN

Das Land des Nebeneinander

Eine Winterreise durch Japan, Korea und die Mandschurei

Mit 193 eigenen Aufnahmen von

ALICE SCHALEK

VIII und 404 Seiten auf Kunstdruckpapier In Halbleinen gebunden mit echter Goldprägung und Schutzumschlag in vielfarbigem Offsetdruck 18 Goldmark, in Ganzleinen gebunden 20 Goldmark

VERLAG

FERDINAND HIRT IN BRESLAU

Digitized by Google

DAS GUTE BUCH

WEIHNACHTS-NEUIGKEITEN 1924

F. W. Up de Graff: Bei den Kopfjägern des Amazonas. Sieben Jahre Forschung und Abenteuer. / 326 Seiten Text mit 31 Abbild. u. Karte. / In Ganzleinen geb. auf bestem weißen Papier GM. 15.—.

Alfred Nawrath: Im Reiche der Medea. Kaukasische Fahrten und Abenteuer. / 254 Seiten Text mit 36 Abbildungen und 2 Karten. / In Ganzleinen gebunden auf bestem weißen Papier GM. 8.—.

Alberto M. de Agostini: Zehn Jahre im Feuerland. / 300 Seiten Text mit 118 einfarbigen und bunten Abbildungen, 2 Panoramen und 3 Karten. / In Ganzleinen geb. auf bestem weißen Papier GM. 16.—.

Hans und Margarete Driesch: Fern-Ost. Als Gäste Jungchinas. / 320 Seiten Text mit 62 bunten und einfarbigen Abbildungen und 2 Karten. / In Halbleinen geb. auf bestem weißen Papier GM. 8.—.

Colin Ross: Das Meer der Entscheidungen, beiderseits des Pazifik. / Etwa 320 Seiten Text mit 97 Abbildungen und 7 Karten. / In Halbleinen gebunden auf bestem weißen Papier etwa GM. 8.—.

*

Ausführliche Prospekte stehen auf Verlangen kostenlos zur Verfügung.

*

Inland: 1 GM. (Goldmark) = 10/42 U.S.A. $

Ausland: Umrechnung in stabile Währungen zum letzten amtlichen Berliner Mittelkurs.

F. A. BROCKHAUS / LEIPZIG

Das hohe Lied von Deutschlands Heldentum! Ein Ehrendenkmal des Deutschen Volkes!

Walter Bloem: Der Weltbrand

Deutschlands Tragödie 1914—1918

Mit Zeichnungen von Prof. Ludwig Dettmann

17.—22. Tausend

2 Lex.-Oktavbände, 640 Seiten mit 70 farbigen Tafeln und Einschaltbildern nebst Übersichtskarten der Kriegsschauplätze

Auf holzfreiem Papier gedruckt in Ganzleinenbänden Mk. 36.—

Mit heiliger Andacht wird man dieses zweibändige Werk durchblättern, wird man hängen bleiben an den kraftvollen Bildern Dettmanns (mit deren künstlerischer Wiedergabe sich der Verlag ein besonderes Verdienst erworben hat); und in Ehrfurcht vor Heldengröße und Heldentat, mit hohem Stolz über die Leistungen des eigenen Volkes wird man sich hineinvertiefen in den lebendigen Text Walter Bloems, des mehrmals verwundeten Bataillonsführers und Dichters. Nehmt dieses Buch, das strahlende Testament der Kriegszeit: lest darin und teilt aus ihm mit, damit es seine Mission erfülle, zu wecken den Stolz des deutschen Volkes. Otto Riebicke.

*

Die beste kurzgefaßte Kriegsgeschichte!

Der große Krieg 1914—1918

Kurzgefaßte Darstellung auf Grund der amtlichen Quellen des Reichsarchivs mit einem Urkunden-Anhang und einer Darstellung der Kriegswirtschaft

Von Major a. D. Otto Volkmann

Mitglied des Reichsarchivs

19.—23. Tausend

304 Seiten Oktav mit zwei großen Karten in mehrfarbigem Steindruck. Auf holzfreiem Papier gedruckt in Ganzleinenband Mk. 12.—

Ein ausgezeichnetes, knapp und klar geschriebenes Buch, das in allgemeinverständlicher Weise die großen Linien des Krieges mit sicherer Hand zeichnet und alle entbehrlichen Einzelheiten beiseite läßt. Es ist aber keineswegs trocken, sondern anregend und lebendig geschrieben.

Verlag von Reimar Hobbing * Berlin SW 61

Digitized by Google

In jedem deutschen Hause freudig willkommene Weihnachtsgaben!

Künstlermappen

Herausgegeben vom Kunstwart
Mit Texten von Ferdinand Avenarius

Böcklin, 6 Vollbilder 2 M. Boehle, 12 Vollb. u. 27 Textbl. 7 M. Dürer, 15 Bilder und 6 Textbl. 4 M. Feuerbach, 30 Vollb. und 42 Textbl. 15 M., Geschenkausgabe 20 M. Holbein, 23 Bl. 5 M. Käthe Kollwitz, 15 Bilder 7 M. Kreidolf, 21 farb. Bl. 7.50 M. Cécile Lee, Schattenschnitte 3 M. Menzel-Pelikan, 23 Bl. 7.50 M. Meunier, 14 Bl. 4.50 M. Michelangelo I—VI, 18—36 Bl. 6.50 M., 7 M. und 8 M. Millet, 12 Bl. 4.50 M. Rembrandt I—II, je 14 Bl. je 4 M. Richter I—IV, je 8 Bl. je 2 M., I—IV in Geschenkmappe 12.50 M. Philippi, 6 Bl. 3 M. Schwind I—V, je 7 Bl. je 2 M., I—IV in Geschenkmappe 10 M. Spitzweg, 8 Bl. und 8 Textbl. 2.50 M. Steinhausen I—II, je 12 Bl. 5 M. und 6 M. Steinhausen, Die Bergpredigt, 5 Bl. 3 M. Preller d. Ä., Odyssee. 15 Bl. 3 M. Preller d. J., Ilias, 12 Bl. 2.50 M. Thoma, 26 Vollb. und 34 Textbl. 15 M., Geschenkausgabe 20 M. Uhde, 40 Vollb. 12 M., Geschenkausgabe 15 M. Welti, 20 Bilder 5.50 M. Wolfgangmüller, 12 Bilder 4 M.

Das Heilandleben in deutscher Bilderkunst

5 auch einzeln käufliche Hefte mit 80 großen Kunstblättern und Text von Ferdinand Avenarius
Zusammen 16.50 M.

Kampf in deutscher Bilderkunst

20 Vollbilder mit Text 3 M.

Drei wertvolle Lebensbücher!

Hausbuch deutscher Lyrik

Gesammelt von Ferdinand Avenarius
Mit Bildern von Fr. Phil. Schmidt

Herausgegeben vom Kunstwart. 261.—270. Tausend
878 S. Oktav. In Ganzleinen 6 M., in Halbl. 5 M.

Balladenbuch

Gesammelt von Ferdinand Avenarius
Mit 20 Kunstbeilagen nach ersten deutschen Meistern

Herausgegeben vom Kunstwart. 161.—170. Tausend
868 S. Oktav. In Ganzleinen 6 M.

Das fröhliche Buch

Aus deutscher Dichter und Maler Kunst gesammelt von Ferdinand Avenarius

Herausgegeben vom Kunstwart. 161.—170. Tausend
448 S. Oktav mit 12 Kunstbeilagen und etwa 270 Textbildern. In Ganzleinen 6 M., in Halbleinen 5 M.

Diese drei berühmten Anthologien von Avenarius gelten immer noch unbestritten als die besten und künstlerisch abgerundetsten Auslesen deutscher Dichtung. Im „Hausbuch" und „Balladenbuch" ordnen sich die Gedichte zu organischen Zyklen, um die edelste deutsche Dichtung zur unmittelbaren Begleiterin des Menschenlebens zu machen.

Ausführliche Verzeichnisse zu Diensten

VERLAG GEORG D. W. CALLWEY IN MÜNCHEN

Soeben erschienen:

Grimms Märchen

in Scherenbildern. Von Käthe Reine

Bilder und Text auf Karton gedruckt. In Halbleinen gebunden
Querformat 29×38 cm. Mk. 6.–

Richard Seewald

Von Dr. Heinrich Saedler

Mit 36 Abbildungen

Vorzugsausgabe auf Ganzkunstdruck, in Halbpergament, Selbstbildnis auf Japan, vom Künstler signiert, hundert Exemplare je M. 10.–

Weihnachten liegt vor:

Die Seele des Jahres

Von Margarete Windthorst

Ausstattung von Karl Köster
Zweite vermehrte Auflage

Der Narrenspiegel

Von Abraham a Sancta Clara

Neu herausgegeben mit 46 Abbildungen aus der Nürnberger Ausgabe von 1709

Von Prof. Dr. Karl Bertsche

Volksvereinsverlag G. m. b. H., M. Gladbach

Soeben erschien:

Jurij Danilow

Generalquartiermeister der kaiserlich-russischen Feldarmee

Rußland im Weltkriege
1914—1915

Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Russischen von Rud. Freiherr von Campenhausen

Holzfreies Papier. Mit 11 Karten. 600 Seiten Groß-Oktav. Geschmackvoller Ganzleinenband

Preis broschiert Gm. 15.–, Ganzleinenband Gm. 18.50

Endlich

ist das ersehnte Werk des russischen Generals J. Danilow erschienen, der kraft seines Amtes als Generalquartiermeister alle Fäden der russischen Kriegsmaschinerie in seinen Händen hielt. Er hatte Einblick in die langgestreckten Fronten und kannte ihre Sorgen und Hoffnungen. Er weiß manchen Schleier zu lüften, der Geschehnisse verhüllt, die nicht nur dem Fernstehenden, sondern auch aktiven Teilnehmern des gewaltigen Ringens rätselhaft geblieben wären. Mit ruhig-vornehmer Urteilskraft und vorsichtig abwägendem Scharfblick führt Danilow den Leser in die sich immer mehr verwirrende Kampfaktion der Ostfront ein, und die Lektüre hinterläßt den tiefbefriedigenden Eindruck zuverlässiger Geleitschaft nicht nur auf den einzelnen Fronten, sondern auch in der bewegten Tragödie des politischen Schauplatzes. Da sein ehemaliger Chef, Großfürst Nicolai Nicolajewitsch, keine Memoiren geschrieben hat, und voraussichtlich keine veröffentlichen wird, so gibt es keinen Berufeneren, der das langersehnte ‚russische Generalstabswerk' schreiben konnte

Prospekte mit genauer Inhaltsangabe auf Wunsch

Frommannsche Buchhandlung * Jena
Walter Biedermann

Digitized by Google

Stern und Unstern

Eine Sammlung merkwürdiger Schicksale u. Abenteuer

Herausgegeben von Tim Klein

Kein Dichter übertrifft an Erfindungskraft die Geschichte. Die Schicksale ungewöhnlich veranlagter Menschen, wenn ihr Leben mit dem großen Geschehen ihrer Zeit im Zusammenhang steht, gehören zum Fesselndsten was es gibt. Unsere Sammlung »Stern und Unstern« bringt solche Geschicke, reißt den Leser mit fort, hinein in das wirbelnde Geschehen der Vergangenheit, das sich hier anders malt, heißer, leidenschaftlicher und — wahrer als in den Köpfen objektiver Historiker.

Soeben sind erschienen:

Rasputin
Von Otto Frhr. von Taube
327 S. Oktav. Mit einem Bildnis. Geh.
M 3.—, kart. M 3.50, Ganzl. M 4.50

Andrea Doria
Von A. Frhr. von Ezibulka
196 Seiten Oktav. Mit einem Bildnis
Geheftet M 2.20, kartoniert M 2.80
Ganzleinenband M 3.50

Stranensee
Von Jos. M. Wehner
240 S. Oktav. Mit einem Bildnis. Geh.
M 2.50, kart. M 3.—, Ganzl. M 4.—

Hans Waldmann
Von Jos. Bernhart
Etwa 128 Seiten. Mit einem Bildnis
Geh. etwa M 2.20, kart. etwa M 2.80
Ganzleinenband etwa M 3.50

Karl Gaud
Von Karl Alex. von Müller
Etwa 210 Seiten Oktav. Mit einem Bildnis
Geheftet etwa M 2.20, kartoniert etwa M 2.80, Ganzleinenband etwa M 3.50

Weitere Bände sind in Vorbereitung / Ausführlicher Prospekt kostenfrei

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung München

ZWEITER TEIL: BETEILIGT SIND DIE FIRMEN

C. H. BECK'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG, MÜNCHEN / DER MALIK-VERLAG, BERLIN / J. ENGELHORN'S NACHF., STUTTGART / UNION DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT, STUTTGART / E. A. SEEMANN, LEIPZIG / H. STUBENRAUCH A.-G., BERLIN / GYLDENDAL'SCHER VERLAG A.-G., BERLIN / DUNCKER & HUMBLOT, MÜNCHEN / DEUTSCHER KUNSTVERLAG G. M. B. H., BERLIN / THEATINER-VERLAG, MÜNCHEN / KURT SCHROEDER, VERLAG, BONN / A. KOCH, DARMSTADT / M. KOCH, LEIPZIG / DIETERICH'SCHE VERLAGSBUCHHANDL. M. B. H., LEIPZIG / ENGLERT & SCHLOSSER, FRANKFURT/M. / PAN VERLAG ROLF HEISE, CHARLOTTENBURG / R. MÜHLMANN, VERLAGSBUCHHANDLUNG, CLAUSTHAL / FR. COHEN, BONN / J. SINGER, LEIPZIG / PAUL LIST, LEIPZIG / DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT, STUTTGART.

Digitized by Google

FÜR WEIHNACHTEN DAS GUTE MALIK-BUCH!

UPTON SINCLAIR:
„DER LIEBE PILGERFAHRT"
Roman. Neuauflage
Broschiert 2.—, Pappband 3.20, Halbleinen 4.—
Leinen 5.—

JOHN DOS PASSOS:
„DREI SOLDATEN"
Roman. Übersetzt von Julian Gumperz
Broschiert 3.—, Pappband 3.20, Halbleinen 4.—,
Geschenkband 5.—

MARIETTA SCHAPINIAN:
„ABENTEUER EINER DAME"
Roman
Broschiert 1.60, Pappband 2.80
Halbleinen 3.60

UPTON SINCLAIR:
„GESAMMELTE ROMANE"
BAND I—III
à Band: Pappband 4.—, Halbleinen 6.—
Halbleder 10.—

FRANZ JUNG:
„DIE EROBERUNG D. MASCHINEN"
Ein Roman aus dem Ruhrgebiet
Broschiert 1.60, Pappband 2.80, Halbleinen 3.60
Geschenkband 4.60

UPTON SINCLAIR:
„NACH DER SINTFLUT"
Roman
Broschiert ca. 1.60, Pappband ca. 2.80, Halbleinen
ca. 3.60, Geschenkband ca. 4.60

GEORGE GROSZ:
„ECCE HOMO"
Lithographien und Aquarelle
Ausg. B. II (n. d. Aquar.) 18.-,
Ausg. C. (Lith. u. Aquar.)
40.-, Ausg. D. (nur die
Lithographien)
12.—

LEONHARD FRANK:
„DER BÜRGER"
Roman. 1.—44. Tausend
Brosch. 2.20, Pappb. 3.60,
Halbleinen 4.60,
Halbleder
6.—

DER MALIK-VERLAG / BERLIN W 9

Digitized by Google

DAS GUTE BUCH

Die drei tonangebenden Zeitschriften für Kunst und Kunstgewerbe von Alexander Koch

DEUTSCHE KUNST UND DEKORATION. Reichillustrierte Monatshefte für Malerei, Plastik, Architektur, Wohnungskunst, Gärten, künstlerische Frauenarbeit usw. / Erscheint im 28. Jahrgang (Okt. 1924 — Sept. 1925). Abgeschlossene Halbjahresbände mit je 3—400 Abbildungen und vielen ein- und mehrfarbigen Kunstbeilagen. Gebunden Gm. 20.—, Einzelhefte Gm. 2.50.

INNEN-DEKORATION. Die gesamte Wohnungskunst in Bild und Wort. Reichillustrierte Monatshefte. Erscheint im 36. Jahrgang (Januar—Dezember 1925). Älteste und führende Kunstzeitschrift für den Innen-Ausbau. / Abgeschlossene Jahresbände, je mit gegen 500 Abbildungen und vielen ein- und mehrfarbigen Kunstbeilagen. Gm. 30.—, Einzelhefte Gm. 2.50.

STICKEREIEN UND SPITZEN. Blätter für kunstliebende Frauen. Jährlich 8 reichillustrierte Hefte. Erscheint im 25. Jahrgang (Okt. 1924 — September 1925). Abgeschlossene Jahresbände, je mit gegen 200 Abb. u. Kunstbeilag. Gm. 16.—, Einzelh. Gm. 2.—.

Weitere empfehlenswerte Buchwerke des Verlags:

ALEXANDER KOCH'S

HANDBÜCHER NEUZEITLICHER WOHNUNGSKULTUR.
DAS VORNEHM-BÜRGERLICHE HEIM. Neue Folge / HERREN-ZIMMER. Neue Folge / SPEISEZIMMER UND KÜCHEN / SCHLAFZIMMER. Dritte Folge. Jeder Band mit mehr als 200 Abbildungen künstlerisch vorbildlicher Räume. Gebunden Gm. 20.—, Vorzugs-Ausgabe Gm. 25.—.

DAS NEUE KUNSTHANDWERK IN DEUTSCHLAND UND ÖSTERREICH. Unter besonderer Berücksichtigung der »Deutschen Gewerbeschau in München 1922«. Starker Folioband von mehr als 300 S., mit 384 großen Abb. u. Kunstbeil. Vornehm braun geb. Gm. 40.—.

DAS SCHÖNE HEIM. Ein textlicher Ratgeber für die Ausgestaltung und Einrichtung der Wohnräume. Unter Mitarbeit von etwa 30 Kunst- und Fachschriftstellern herausgegeben von Alexander Koch. Gr. 8°. Zweite verbess. Ausgabe 1924, in schön ornam. Einband. Gm. 10.—.

Verlagsanstalt Alexander Koch G. m. b. H., Darmstadt S. 93

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig

Werke von Jakob Schaffner

in neuen Auflagen:

Das Wunderbare

Roman. 5. Auflage

In Ganzleinen Gm. 6.—

„Ein Kunstwerk, wie es in gleicher Fülle des Gehalts kaum ein anderer heute schreiben kann..."
Hamburger Nachrichten

„Dieses Werk gehört zu den bedeutendsten Erscheinungen der heutigen Romankunst..."
Kölnische Zeitung

Johannes

Roman einer Jugend. 6. Auflage. Zwei Bände

In Halbleinen Gm. 9.—, In Halbleder Gm. 16.—

Ein Urteil:

„... ein schlechthin großes Werk, mit dessen innerer Reife und Fülle und formaler Vollendung kaum ein zeitgenössisches Buch sich vergleichen läßt..."
J. Herwig im „Hochland" Oktober 1924

Die Weisheit der Liebe

Roman. 16. Auflage

In Ganzleinen Gm. 6.—

„Ich bezeichne dieses Buch als die menschlich reichste, tiefste und weiseste Dichtung der Gegenwart..."
Gertrud Bäumer in der „Hilfe"

Die goldene Fratze

Novellen. 3. Auflage

In Ganzleinen Gm. 5.—

„Schaffner ist ein großer Ethiker. Er weiß, wohin die irdischen Wege laufen, er versteht die Wanderer in ihren Sprüngen und Abwegen und rafft sie mit der großen Güte Gottes an ihrer Seele zusammen; den einzelnen liebt er in seiner Beziehung zum Weltganzen, ob er ein Prahlhans, Schurke, Geizhals oder sonst ein scheinbarer Elender ist; er sieht ins Große und er schafft Größe. Denn er ist ein Könner."
Ludwig Finckh in den „Propyläen"

Kinder des Schicksals

Roman. 6. Auflage

In Ganzleinen Gm. 4.50

„Ein erquickendes Buch und mehr: ein ergreifendes, tief berührendes, selbst beglückendes. Man muß wohl Jakob Schaffner sein, um solch eine Geschichte glühender Herzen schreiben zu können..."
Kurt Münzer im „Literarischen Echo"

Die Irrfahrten des Jonathan Bregger

Roman. 3. Aufl. In Ganzleinen Gm. 4.50

Die Laterne

Novellen. 3. Auflage

In Ganzleinen Gm. 4.50

„... Das Schönste, was ich seit langem gelesen habe. Mit einer schalkhaften Innigkeit, einer treuherzigen Wärme, einer festen Behaglichkeit wird der durchaus nicht ungewöhnliche Stoff ausgebreitet und vorgetragen, daß man in allen Tiefen entzückt ist; die ganze Herzlichkeit unserer liebsten deutschen Meister dringt dabei auf uns ein, und am Ende hat man das Gefühl, daß man etwas wundervoll Frohes und Schönes erlebt hat..."
Velhagen und Klasings Monatshefte

Zu haben in allen Buchhandlungen

Digitized by Google

DAS GUTE BUCH

Norbert Jacques

STURMBOCK

Eine Segelschiffreise durch den Stillen Ozean

Mit vielen
photographischen Aufnahmen vom Verfasser

Halbleinen 5.50

*

Ein prachtvoll echtes, bis ins Bitterste wahres und aufrechtes Bekenntnis eines Reisenden, das die gesamte Seebärenliteratur routinierter Ofenschriftsteller aufwiegt.
Berliner Volkszeitung.

Hier klingt unmittelbar das Herz des Weltwanderers, das dem Herzen der Welt so nahe verwandt ist.
B. Z. am Mittag.

Gyldendalscher Verlag / Berlin

DER ZINNSOLDAT
EIN DEUTSCHES SPIELZEUG

Von Theodor Hampe

4°. 116 Seit. mit 11 Abbildungen im Text u. 175 Abbildungen auf Tafeln. Auf schwerem holzfreien Papier und in wirkungsvollem Halbleinen-Einband

5,50 GM.

Dieses Buch schildert zum ersten Male die Geschichte des treuesten Freundes und Spielgefährten unserer Jugend. In aufschlußreicher und lebendiger Darstellung wird gezeigt, daß der Trieb, mit jenen zierlichen Nachbildungen aus der großen Welt der heroischen Ereignisse, doch auch friedlicher Lebensdinge die Jugend zu erheitern und zu erziehen, zwar weit in das Dunkel vieler Jahrhunderte zurückgeht, aber seine eigentliche erste Blüte im 18. Jahrhundert erlebt hat, um von da ab immer tiefere Wirkung und Ausbreitung zu finden. An Hand zahlreichster Abbildungen werden die köstlichsten Schöpfungen unserer Vorväter und der überraschende Formen- und Motivreichtum, den die Zinnspielfiguren bis in unsere Tage aufweisen, gezeigt, sodaß das Buch den Erwachsenen eine liebliche Erinnerung, der Jugend eine begehrte Belehrung über die Geschichte ihres liebsten Spielzeuges bietet. Für Jung und Alt das

reizendste Weihnachtsgeschenk!

HERBERT STUBENRAUCH
Verlagsbuchhandlung A.-G., Berlin W 15
Joachimsthalerstr. 15

Zwei reizende Geschenkbücher

ZU WEIHNACHTEN ERSCHEINT

DIE MÄDCHEN VON TANAGRA

Griechische Terrakotten und griechische Verse

»Ein Preislied will ich singen,
Den weißgewandeten Tanagräerinnen.«

Dies Buch verkörpert eine bezaubernde Idee: Auslese des Köstlichsten, was uns Tanagra hinterlassen hat, begleitet von Perlen griechischer Liebeslyrik in den klassischen Übersetzungen von Herder, Mörike, Leuthold u. a. — ein schwingender Akkord, frei von der Schwere der Gelehrsamkeit. „Die Mädchen von Tanagra" sind das Geschenkbuch für Menschen von Kultur und Geschmack.

Preis, in Künstlerband, 10 Mark

*

ALFRED KUHN

ARISTIDE MAILLOL

Landschaft / Werke / Gespräche

Der noblen Kunst eines der großen modernen Meister der Plastik wird hier die längst erwartete erste Monographie gewidmet. Alfred Kuhn ist zu seiner Arbeit von Maillol selbst inspiriert worden, und was er schreibt, ist Wiedergabe von Gesprächen, von Kunst- und Landschaftseindrücken, die er in Banyuls empfangen hat. Wundervolle Photographien der hauptsächlichsten Schöpfungen Maillols schmücken auf 43 Tafeln den auch mit Zeichnungen reich ausgestatteten Quartband.

Preis, in Künstlerband, 15 Mark

E. A. SEEMANN / LEIPZIG

Digitized by Google

DAS GUTE BUCH

Seit Herbst 1924 neu:

Leopold von Ranke

Französische Geschichte

in achtzehn Büchern

In mustergültiger Ausstattung. 2500 Seiten stark

Fünf Ganzleinenbände Gm. 36.–, fünf Halblederbände Gm. 48.–

Die französische Geschichte ist nach der letzten von Ranke besorgten Ausgabe ungekürzt und mit sämtlichen Anmerkungen, sowie einem reichen fesselnden Urkundenanhang wiedergegeben. Ein Deutscher schreibt ein allgemein anerkanntes, bis heute unübertroffenes Hauptwerk der französischen Geschichte, das den Gipfel der Objektivität und den Inbegriff subtiler historischer Methode darstellt! Ein gelehrtes, für die klassische deutsche Wissenschaft des 19. Jahrhunderts repräsentatives Werk und zugleich ein auf jeder Seite lesbares, nach Sprache und Inhalt vibrierendes Lesebuch!

Mitte Dezember erscheint:

A. Aulard

Professor der Geschichte an der Universität Paris

Politische Geschichte der französischen Revolution

Entstehung und Entwicklung der Demokratie und der Republik (1789 bis 1804)

Vom Verfasser autorisierte Übersetzung von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski

2 Bände: Über 800 Seiten in Gr. 8°: Preis geb. Gm. 27.–

Aulards berühmtes Werk ist als erste wissenschaftliche und beste Darstellung der französischen Revolution von epochemachender Bedeutung für die Geschichtsschreibung jener großer Zeit und steht auch bei denen in hohem Ansehen, die in Rankescher Objektivität dem demokratischen Standpunkt des Verfassers, seiner patriotischen Wärme und liebevollen Sympathie mit dem Geiste der Revolution, seiner Begeisterung für die Menschenrechte, kühler gegenüberstehen.

Es ist ein verfassungsgeschichtliches Problem, das von Aulard mit fanatischer »intellektueller Redlichkeit« aufgerollt wird. Das Werk ist nach eindringenden zwanzigjährigen Quellenstudien veröffentlicht und überragt an Zuverlässigkeit Sybels, Taines oder Carlytes Darstellung der gleichen Epoche.

DUNCKER & HUMBLOT / MÜNCHEN

Theresienhöhe 3c

Digitized by Google

Werke von Frank Thieß

»Man fühlt sich versucht, diesen Frank Thieß einen germanischen Dostojewski zu nennen.«
Danziger Neueste Nachrichten.

Das Gesicht des Jahrhunderts

Briefe an Zeitgenossen

4.–6. Tausend. Ganzleinen Gm. 7.—, Halbleder Gm. 12.—

»Thieß stellt sich mit diesem mutigen Buch in die erste Reihe der aufhellenden Kritiker des Zeitgeistes.«
Badischer Generalanzeiger.

Der Leibhaftige

Neu 1924 Roman 670 Seiten

Ganzleinen Gm. 10.50, Halbleder Gm. 18.—

»Frank Thieß hat die Hölle erlebt und er hat sie in sein Werk gebannt.« Der Bund, Bern.

Der Tod von Salem

Der Roman einer sterbenden Stadt

4.–8. Tauf. Ganzl. Gm. 7.—, H'leder Gm. 10.—

»Ein außerordentliches Buch, eines von brennender Aktualität für unsere Zeit.« Chemnitzer Neueste Nachr.

Die Verdammten

6.—10. Tauf. Roman 671 Seiten

Ganzleinen Gm. 12.—, Halbleder Gm. 20.—

»Ein Buch, das so breit ist wie tief, und aus dem die reine Musik echter Dichtung klingt.« Neu. Wien. Journ.

Angelika ten Swaart

6.–10. Tauf. Roman 180 Seiten

Ganzleinen Gm. 4.—, Halbleder Gm. 8.—

»Man könnte das Werk eine Philosophie der Erotik nennen.« Der Heilweg, Essen.

J. Engelhorns Nachf. Stuttgart

DER NAUMBURGER DOM

DER NAUMBURGER DOM

und seine

BILDWERKE

Aufgenommen durch
WALTER HEGE

Beschrieben von
WILHELM PINDER

*

Großquart. 87 Vollbilder
und zahlreiche Textbilder
In Ganzleinen . . M. 28.—

*

Ein Werk von erregender Schönheit!

DEUTSCHER KUNSTVERLAG

BERLIN W 8

BERLIN W 8

Die Literaturgeschichte auf neuen Wegen:

Aufsehenerregend in seiner umwälzenden Methode, unentbehrlich für Lehrende und Lernende ist das neu erscheinende „Handbuch der Literaturwissenschaft", herausgegeben in Verbindung mit ausgezeichneten Universitätsprofessoren von Professor Dr. Oskar Walzel-Bonn. Mit ca.

3000 Bildern

in Doppeltondruck und vielen Tafeln zum Teil in Vierfarbendruck. Jede Lieferung nur

Goldmark 2.20

Man verlange Ansichtssendung Nr. 49a.

ARTIBUS et LITERIS, Gesellschaft für Kunst- und Literaturwissenschaft m. b. H., POTSDAM.

Digitized by Google

DAS GUTE BUCH

NEUERSCHEINUNGEN DES THEATINER-VERLAGS

THEATINER-DRUCKE

III. ALESSANDRO MANZONI: INNI SACRI – HEILIGE HYMNEN

Italienisch-deutsche Parallelausgabe. Deutsche Übertragung von Dr. Paul Graf Thun-Hohenstein.

Ausgabe A auf handgeschöpftem Bütten in Lederband M 25.—

Ausgabe B auf handgeschöpftem Bütten in Halbleder M 15.—

Ausgabe C auf bestem holzfreien Papier in Pappband M 3.50

Manzonis dichterische Gestaltungskraft und tief religiöse Empfindung einen sich in den Inni Sacri zu dem grandiosen Versuch, die Feste des Kirchenjahres in künstlerischer Form auszudeuten.

IV. GERTRUD VON LE FORT: HYMNEN AN DIE KIRCHE

Ausgabe *A* M 30.—, Ausgabe *B* M 18.—, Ausgabe *C* M 4.—

Dr. Heinrich Getzeny schreibt in der »Tat«, Oktober 1924: Im Theatiner-Verlag, München, ist vor kurzem eine Sammlung religiöser Hymnen von der Freiin von le Fort erschienen, die an Tiefe der inneren Ergriffenheit und an Bildkraft der Sprache alles hinter sich lassen, was in den letzten Jahren an religiöser Lyrik erschienen ist.

*

NEUE DICHTUNG

RUTH SCHAUMANN / *Der Knospengrund*

Gedichte. Gebunden M 3.50

Münsterischer Anzeiger: Das sind schöne musikalische Verse, ein zartes Schwingen von der Erde zum Himmel, ein Tönen, wie es oft im Volkslied lebt.

RUTH SCHAUMANN / *Die Glasbergkinder*

Geheftet M 1.— Ein Spiel Gebunden M 1.50

Hochland: Dies Spiel von der Jugendbewegung ist ein echtes Märchen. Die Sprache ist voll Demut und einer stillen, in sich ruhenden Schönheit.

THEATINER-VERLAG MÜNCHEN

FÜR WEIHNACHTEN

DAS DEUTSCHE DSCHUNGELBUCH

in dritter Auflage (11.–16. Tausend)

Aus Indiens Dschungeln

Erlebnisse und Forschungen

VON OSKAR KAUFFMANN

386 S. u. 228 Abb. auf Kunstdruckpapier
Halbleinen Gm. 8.–, Ganzleinen Gm. 10.–

BEI BESTER AUSSTATTUNG

KONKURRENZLOS BILLIG

KURT SCHROEDER VERLAG / BONN

Digitized by Google

Walter von Molo

Vom Herzschlag meines Volkes

Band I. Der Mensch und das Werk

Ein Früchtekranz aus Molos Werken

Karl Bauer zeichnete für dieses Werk in charakteristischer Auffassung die Köpfe von Walter von Molo, dem jungen Goethe, Friedrich dem Großen, Schiller, der Königin Luise, dem alten Goethe, Kleist und Fichte, Kurt Opitz den ornamentalen Buchschmuck, die Initialen und Schlußstücke. 240 Seiten 15×21 cm. Halbleinenband M 7.–, Ganzleinenband M 8.–. 10. Tausend.

Aus dem Inhalt:
Der Vater und das Kind · Der ewige Sieg · Wir tragen etwas in uns, das sich nicht befehligen läßt · Das Sehen der Größe · Der Ruhm · Das Licht in der Dachstube · Die Natur ist nicht hart · Der Einzelne muß sich läutern durch die Tat · Und setzet ihr nicht das Leben ein · Deutschland · Ein einig Volk von Brüdern · Es lebe die Freiheit

Aus dem Inhalt:
Die Erhebung · Auf der rollenden Erde · Immer wieder geht die Sonne auf · Die große Einheit · Was ist der Tod? · Die Erde zerrt mächtig an uns · Wir alle kennen die Furcht, sie wird Mut durch die Scham vor einander · Sie sollen nur des Gesetzes spotten · Jeder Tod ist der Anfang neuen Lebens · Der Weltfreund. Über den Menschen · Ausklang

Neuerscheinung

Band II. Der Dichter und das Leben

Von Franz Camillo Munck

Mit einem Bildnisse Walter von Molos und reichem Buchschmuck: Doppelseitiger Innentitel und Initialen von Kurt Opitz. 240 Seiten 15×21 cm. Halbleinenband M 7.50, Ganzleinenband M 8.50

Aus dem Inhalt:
Jugend · Kinder- und Sturmjahre · Werdezeit · Wille · Kampf · Ums Menschentum · Die Freiheit · Den Sternen zu · Reife · Der Roman Luise · Die Menschenpflicht ist nicht Ruhe, Kampf ist sie, Kampf in Ewigkeit · Bewegung · Auf der rollenden Erde · Jugen des Seins · Neue Lyrik Molos (zum ersten Male in diesem Buche veröffentlicht) · Bekenntnis

Max Koch, Verlag Leipzig und Berlin

Digitized by Google

DAS GUTE BUCH

Für Literaturfreunde

Goethekalender für 1925

Herausgegeben von Professor Dr. K. Heinemann mit 8 Kunstdrucktafeln. In künstlerischem Einband Gm. 2.80

Als alter Vertrauter in stets neuem gewählten Gewande von künstlerischem Geschmack, weiß der Goethekalender auch diesmal eine Fülle des Interessanten über Goethe und seinen Kreis, über Weimar und sein Fürstenhaus zu berichten.

Mit Goethe durch das Jahr

Goetheaussprüche von jedem Tage des Jahres zusammengestellt von E. Kühler-Genth mit Bildschmuck von Hans Thoma Gm. 2.50, gebunden Gm. 4.—

Geleitet von höchstem Feingefühl, hat die dem Hause Wahnfried nahestehende Herausgeberin im Verein mit dem greisen Meister Hans Thoma hier dem deutschen Hause ein Goethebuch geschenkt, an dem sich jeder tiefer Veranlagte erfreuen und erbauen kann.

Prof. Dr. Robert Riemann

Von Goethe zum Expressionismus

Dichtung und Geistesleben Deutschlands seit 1800
Dritte, völlig umgearbeitete Auflage
Gm. 8.–, gebunden Gm. 10.–, Hpfaffianbd. Gm. 15.–

Rieman strebt bei aller Betonung einer eigenen Subjektivität überall nach möglichster Sachlichkeit und kehrt wohl auch hier und da den Schalk heraus, der es sich nicht versagen kann, sich in witziger Weise über seinen Gegenstand auszulassen. Das gibt seiner ganzen Darstellung etwas überaus Frisches und Wohltuendes und bewahrt ihn vor jener Trockenheit, die sich sonst so leicht gerade in der Literaturgeschichte einschleicht. Prof. Dr. A. Drews.

Prof. Dr. Karl Heinemann

Die tragischen Gestalten der Griechen in der Weltliteratur

Gm. 5.–, gebunden Gm. 6.50

Allen Literaturfreunden wird das Heinemannsche Buch eine willkommene Gabe sein. Nicht nur die Fachleute, sondern auch die große Gemeinde der Gebildeten werden es zu schätzen wissen, daß sie darin neben Bereicherung ihrer Kenntnisse eine Erweiterung ihres geistigen Horizonts finden werden.
Berner Bund.

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung m. b. H., Leipzig

DREI QUELLEN

der Kraft und Frische für den Lebenskampf!

Der Brief

Ein Lebensbild in Briefen aus der Biedermeierzeit. 270 Seiten, 8 Bilder, Halbleinen 6 M.

Alte Bekannte begegnen, Frau Rat, Goethe, Marianne Willemer. Eine stilsichere Ausstattung zeichnet das schöne Buch aus, mit dem man gerne in einer Zeit weilt, die noch Briefe um ihrer selbst willen und aus Freude am Erzählen schrieb. Literar. Handweiser

Das Lebensbild

Norbert Schrödl · Ein Künstlerleben im Sonnenschein

620 Seiten, 18 Bilder, Halbl. 8, Halbld. oder Halbperg. 12 Mk.

. . . ein dickes Buch. Trotzdem legt es vor dem Ende keiner mehr aus der Hand, der Sinn hat für schöne Menschlichkeit. Und wenn man es gelesen hat, fängt man von vorn wieder an, denn man hat seine Menschen liebgewonnen. Hannoverscher Kurier

Das Memoirenbuch

Das Puppenhaus · Aus den Erinnerungen eines Siebenzigers. Von Carl Jügel

436 Seiten, 15 Bilder. Halbleinen 10 Mark, Halbleder 15 Mark.

. . . jeder wird beim Lesen auf seine Kosten kommen. Ob es die kulturgeschichtlich Interessierten, ob es die Suchenden sind, die etwas von dem Glanz und Schimmer einer versunkenen Goethezeit genießen möchten . . . Bonner Zeitung

Verlag Englert & Schlosser in Frankfurt am Main

Im Dezember erscheint

■ Jahrbuch ■ der Charakterologie

Herausgegeben von

Emil Utitz

Mit 16 Tafeln und 8 Abbildungen im Text

Preis ca. 15 Mk.

Mit Beiträgen von

R. Allers / R. Heindl / K. Hildebrandt / L. Klages / J. Lindworsky / K. Scheffler u. v. a.

■

PAN VERLAG ROLF HEISE
CHARLOTTENBURG 2

Digitized by Google

DAS GUTE BUCH

Fedor Sommers Werke:

Am Abend. Roman. 3. Auflage. Lwb. ca. 5.—

Luise Eberhard. Roman. Geb. 4.50

Ernst Reiland. Roman. 5. Aufl. Geb. 4.—

Das Rokokopult und Anderes. Lwb. ca. 4.50

Die Schwenckfelder. Roman aus der Zeit der Gegenreformation. 4. Aufl. Lwb. 7.—

Der Sparfranze. Elegant Kart. —.75

Hans Ulrich. Der Narr zum Briege. 2 Novellen. Lwb. 5.—

NEU! Das Waldgeschrei. Roman. 3. Auflage. etwa Lwb. 7.50

NEU! In der Waldmühle. Roman. 5. Auflage. etwa Lwb. ca. 5.—

Der 60 jährige Verfasser hat sich mit seinen Werken einen Namen von sehr gutem Klange erworben, so daß sich der Verlag entschloß, eine Auswahl seiner Schriften herauszubringen.

NEU! Ausgewählte Werke. 5 Bände. Lwb. in Geschenkkarton etwa 25.—

Kurt Delbrücks Werke:

NEU! Beethovenroman in 2 Bd. in Geschenkkart.

NEU! I. Die Liebe des jungen Beethoven.

NEU! II. Beethovens letzte Liebe.

NEU! Halbleinen etwa 3.75/4.— (einzeln erhältl.)

NEU! 2 Bde. Glwd. in Geschenkkart. etwa 9/10.—

NEU! u. Halbleder in Geschenkkarton etwa 18.—

Ein Familienbuch ersten Ranges, wie noch kein ähnliches über Beethoven vorhanden ist. Feierstunden sind es, die wir mit dem großen Komponisten in Freude und Glück verleben, wie wir sein erschütterndes Schicksal ergreifend mitempfinden. Jedem Musikfreund eine Freude.

Dein auf ewig. Die Seelengeschichte eines jungen Mädchens. 4. Auflage. Halbleinenband 3.50

Frau Heiternich u. Tante Minchen. Ein Familienroman aus dem Gesellschaftsleben der Gegenwart. 2. Auflage. Geb. 4.50

Liebe glaubt alles. Roman aus einer kleinen Residenz. Geb. 4.75

Savonarola-Roman in 2 Bänden. Lwb. 14.— Einzeln: Papst Alexander VI. und Savonarola 2. Auflage Lwb. 6.50

NEU! Hin u. Zurück. Aus d. Papieren ein. Arztes.

NEU! Wohlfeile Ausgabe in Halbleinbd. 4.50

Vorzugs-Ausgabe in Halbleder 10.—

Nimm und lies, gib es auch in die Hände deiner Söhne und Töchter. Das Buch hat schon unendlichen Segen gestiftet.

Fritz Ramenhauer, Untergang. Historischer Roman aus d. letzt. Tagen d. alt. Jerusalems. Lwb. 4.50

Würdig neben Quo vadis und Bulwers Pompejiroman genannt zu werden wegen der meisterhaften tiefgründenden Schilderungen. Für Christen wie Juden sehr empfehlenswert.

NEU! Hedwig v. Bismarck, Erinnerungen einer 95jährigen. 21. Auflage. etwa Lwb. 6.—

Ein Buch sonnigen Humors. „Vor Kusine Hedwig nehme ich den Hut ab" äußerte Fürst Bismarck.

Hermann Lange, Erinnerungen an den Alten und seinen Sachsenwald. 11. Auflage. Lwb. 3.75 Halbleder in Schutzkarton 7.50

Imperium mundi. Romgn v. *„* I. Bd. 10. Aufl. II. Bd. 3. Aufl. III. Bd. in Vorbereitung. Vorläufig 2 Bände. Gebd. 9.—, Halbleinen 11.—, Leinenband 12.—. Der II. Bd. apart gebd. 4.25 Halbleinen 5.—

Ein packendes Bild der Weltgeschicke in klassischer Sprache; berückende Herrlichkeit und erschütternde Tragik lassen den Leser bis zum Ende nicht frei! Ein einzig dastehendes Werk!

Vaterländische Literatur:

Adolf Bartels, Volk und Vaterland. Ein deutschvölkisches Dichterbuch. 2 starke Bände. Geb. in Schutzkarton 16.—

Martin Foß, Der See- u. Kolonialkrieg 1914–16. Eine Schilderung der Ruhmestaten deutscher Seeleute und Schutztruppen im Weltkriege. Mit 11 Karten und Plänen. Geb. 10.—

Kurt Engelbrecht, Am Urquell des Geistes. Geben und Aufgeben aus Natur und Kultur. Geb. 3.50

Kurt Engelbrecht, Die Seele deines Volkes. Ein deutscher Charakterspiegel. Lwb. 5.—

Karl Stark, Die Deutsche Familie. Ein Führer zum neuen deutschen Leben. 4. Aufl. Halbl. 4.50

Hellmuth Korth, Wir weißen Sklaven. Meine Erlebnisse in dreijähriger französischer Gefangenschaft. Geb. 2.25

Die sterbende Monarchie. Ein politischer Roman aus Deutschlands größter und kleinster Zeit. Von einem Deutschen. Geb. 4.—

Gute Unterhaltungsliteratur:

C. H. Abbot, Baut aneinander. Bilder aus meinem Leben. Lwb. 4.50

E. Graubner, Die Dornenlose. Roman. Halbleinen 4.50

M. Richert-Most, Das hohe Ziel, 2. Auflage Roman zweier Menschen.

Karl Neumann-Strela, Aus Weimars goldenen Tagen. Fürst und Dichter im Familienkreise. 2. Auflage. Mit 8 Bildnistafeln. Lwb. 5.50

Dies ist ein Quell deutscher Gesinnung und freudigen Stolzes auf die Großtaten der Weimaraner Geistesheiden in ihrem engeren und weiteren Kreise. Ein vorzügliches Geschenk für jung und alt.

Richard Mühlmann Verlagsbuchhandlung (Max Grosse)

Clausthal 369 Postfach 27

Digitized by Google

DAS GUTE BUCH

VERLAG VON FRIEDRICH COHEN IN BONN

ERNST ROBERT CURTIUS

BALZAC

543 Seiten mit 1 Titelbild,
3 Tafeln und 1 Faksimile.
Geheftet M 7.–, Leinen M 10.–
Halbleder M 15.–

PAUL HANKAMER

JACOB BÖHME

Gestalt und Gestaltung

427 Seiten Gr.-8°
Geheftet M 8.50, Halbleinen M 12.50
Halbleder M 15.–

MARTIN SOMMERFELD

HEBBEL und GOETHE

275 Seiten
Geheftet M 6.50, gebunden M 9.50

ERNST BARTHEL

LEBENSPHILOSOPHIE

194 Seiten
Gebunden M 4.20

WALTER OTTO

DER GEIST DER ANTIKE UND DIE CHRISTL. WELT

139 Seiten
Geheftet M 3.–
Halbleinen M 5.–

FRIEDRICH DESSAUER

LEBEN·NATUR·RELIGION

140 Seiten
Geheftet M 3.–
Leinen M 5.–

Emil Orlik

Gerhart Hauptmanns Bildnis

Acht Original-Lithographien und zwei Original-Radierungen

Mappengröße 45 × 33 cm. Sämtliche Blätter vom Künstler signiert / 1 bis 25 auf echt Japan in Ganzpergamentmappe M. 300.—. Die beiden Radierungen auch von Gerhart Hauptmann signiert, 26 bis 135 auf Bütten in Halbpergt. M. 180.—. Die Porträt-Rad. auch von Gerhart Hauptmann signiert

Unter allen unseren Künstlern ist keiner so gerüstet wie Orlik, das Bildnis Hauptmanns zu gestalten. Jahrzehntelange Verbundenheit mit dem Dichter hieß ihm jahrzehntelanges Studium seiner Erscheinung und seines Wesens zu künstlerischer Erfassung. Unsere Mappe gibt eine vielseitige Folge neuer Arbeiten Orliks zu dem großen menschlichen Phänomen und zeichnerischen Problem Hauptmann

EMIL ORLIK / HANDZEICHNUNGEN

62 meist farbige Zeichnungen in feinstem Lichtdruck

Einleitung von Oskar Loerke / Als Beigabe zwei vom Künstler signierte Original-Radierungen

Von den 450 numerierten Exemplaren sind 100 in Ganzpergt. gebunden, die Rad. auf echt Japan, Preis M. 240.—. 101 bis 450 in Halbpergt., die Rad. auf Bütten, Preis M. 180.—

In gleicher Ausstattung ist auch ein Werk von **Hans Meid** erschienen

Interessenten wollen sofort ausführlichen Prospekt verlangen

REMBRANDT VERLAG, G. m. b. H., BERLIN-ZEHLENDORF

Digitized by Google

DAS GUTE BUCH

KUNSTBÜCHER DEUTSCHER LANDSCHAFTEN

Gotische Plastik in den Rheinlanden | Nürnberg.-Fränkische Bildnerkunst | Romanische Baukunst am Rhein

Bildwerke Westfalens

Neu! 100 Jahre rheinischer Malerei *Neu!*

Jeder Band mit 80 ganzseitigen Abbildungen M 2.50

CARL JUSTI

Diego Velazquez und sein Jahrhundert
2 Bde. 3. Auflage. 900 Seiten
Mit 64 Kupfertiefdrucktafeln
Geh. M 30.–, H'leder M 48.–

Briefe aus Italien
289 Seiten
Geheftet M 4.–
gebunden M 5.50
Halbleder M 9.–

Spanische Reisebriefe
368 Seiten
Geheftet M 6.–
Halbleinen M 8.–

HEINRICH MARIA LÜTZELER
FORMEN DER KUNSTERKENNTNIS

Mit einem Vorwort von **Max Scheler**

259 Seiten. Mit einem Titelbild und 9 Tafeln. Geheftet M 10.–, Leinen M 12.50

VERLAG VON FRIEDRICH COHEN IN BONN

Soeben erschien das 6.—10. Tausend

P. N. VON KRASNOW

Die Amazone der Wildnis

An der Stufe zum Throne Gottes

224 Seiten. Mit zehn Abbildungen und einer Karte
Broschiert Gmk 4.50
Ganzleinen (Entwurf Prof. W. Klemm) Gmk 6.—

»Kölnische Zeitung«: »Die Amazone der Wildnis« ist ein echter Krasnow ... Aber das alles ist mit so viel natürlicher Anmut geschrieben, von so feinem Humor vergoldet und mit so wundervollen selbsterlebten und mit allen Sinnen des Reiters, des Soldaten, des Jägers und Forschers erfaßten Naturschilderungen gekrönt, daß es sich zu einem Kunstwerk rundet.

»Ost und West« (Münchner Neueste Nachrichten): ... Sauberkeit ist die Grundlage des vorliegenden an Beschreibungen der Natur und Kultur so reichen Romans. Was uns Ossendowski in »Tiere, Menschen und Götter« in sensationell betäubender Aufmachung bot, gibt uns Krasnow mit unbefleckter Liebe zur Menschheit, zur Natur und Kultur.

Vorrätig in allen Buchhandlungen

Verlag der Frommannschen Buchhandlung · Jena
Walter Biedermann

Die Verkommenen
Söhne ihrer Väter / Herbststurm
In Frack und Arbeitsbluse

Max Kretzer

Stehe auf und wandle
Der irrende Richter
Das Mädchen aus der Fremde
Fidus Deutschling

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

C. DÜNNHAUPT, VERLAG
DESSAU

Digitized by Google

DAS GUTE BUCH

DIE SINGER BÜCHER

bringen eine Auslese von Meisterwerken der Weltliteratur in bester Ausstattung zu wohlfeilen Preisen

Ihre Vorzüge sind:

Vollständige Texte — feinstes weißes holzfreies Papier — schöner klarer zweifarbiger Druck reicher Buch- und Bilderschmuck — geschmackvolle Einbände — einheitliche Ausstattung

A. E. Brachvogel, Friedemann Bach.
Miguel de Cervantes, Don Quixote.
Dostojewski, Raskolnikov. 2 Bände.
A. Dumas, Der Graf von Monte Christo. 2 Bände.
Grimmelshausen, Simplicius Simplicissimus. Herausgegeben von Will Vesper.
John Habberton, Helenens Kinderchen.
Hauff, Lichtenstein.
E. T. A. Hoffmann, Die Elixiere des Teufels.
Selma Lagerlöf, Gösta Berling.
Selma Lagerlöf, Jerusalem.
Guy de Maupassant, Aus seinen Werken.
August Strindberg, Aus seinen Werken.
Jos. Victor von Scheffel, Ekkehard.
Franz Rabelais, Gargantua und Pantagruel.
H. Sienkiewicz, Quo vadis.
F. Th. Vischer, Auch Einer.

Preise: Jeder Band in Halbleln. M 5.50, in Ganzlein. M 6.—, in Halbleder M 7.50, in biegs. Ganzleder M 12.— Luxus-Ausgabe (auf Bütten gedruckt), in Pergament oder Leder handgebunden, numeriert M 60.—

DIE ILLUSTRIERTE REIHE

bietet in schönem ansprechenden Gewande Perlen der besinnlichen Unterhaltungsliteratur, geschmückt mit 8—10 farbigen Bildbeigaben erster Künstler

Theodor Storm, Immensee.
Theodor Storm, Ein stiller Musikant.
Theodor Storm, Beim Vetter Christian.
J. P. Jacobsen, Ein Schuß im Nebel.
Eduard Mörike, Lucie Gelmeroth.
Karl Stieler, Ein Winteridyll.
Theodor Storm, Bulemanns Haus.
L. Andrejew, Das Schweigen.
A. Tschechow, Die Deportierten.
Goethe, Das Tagebuch.

Jeder Band gebunden M 1.50, in biegs. Ganzlederband M 4.—

GOETHE
Hermann und Dorothea

Herausgeg. von Prof. Dr. Karl Heinemann

Diese neue Ausgabe des klassischen Werkes ist durch ihre innere und äußere prächtige Ausstattung ein Geschenkwerk ersten Ranges.

In folgenden Ausstattungen zu haben:

Elegant. Pappband mit verstärktem Rücken M 4.—
in Halbseide mit handgestrich. Überzugpap. M 5.—
in Seide mit handgemalten Motiven der Zeit M 12.—
Luxus-Ausgabe (mit einer Radierung von Hermann Holzherr), auf Bütten gedruckt, numeriert und vom Künstler sign. in handgebundenem Ganzlederband . . . . . M 60.—

GOETHE
Dichtung und Wahrheit

Vorwort von Prof. Dr. Karl Heinemann

Mit vielen Bildern, Silhouetten und Handschriftenprobe geschmückt.

In 2 Bände gebunden.

Hermann Hesse schreibt: Eine musterhafte populäre Ausgabe.

In 2 Leinenbänden . . . . . M 15.—
in 2 Halblederbänden . . . . . M 20.—
Ausgabe in Ganzleder auf hohe Bünde handgebunden, vom Herausgeb. sign. u. numer. M 60.—

In allen Buchhandlungen zu haben

JOSEF SINGER VERLAG / AKTIENGESELLSCHAFT
LEIPZIG / INDUSTRIEPALAST

Digitized by Google

EPIKON

Eine Sammlung klassischer Romane

Herausgegeben von

E. A. Rheinhardt

*

Mit dieser großen, aus 30 Werken der Weltliteratur bestehenden Buchreihe will der Verlag alles das zusammenfassen, was die Romanliteratur des letzten Jahrhunderts an Großem und Bleibendem aus dem Erleben der Menschheit geschaffen hat. Der Weltkrieg schließt eine Epoche ab; die neue Zeit liegt noch im Dunkeln und wird jahrzehntelang ringen müssen, ehe sie uns Wertvolles, Dauerndes schenken kann. So soll diese Buchreihe

EIN VERMÄCHTNIS

für uns sein, ein Schatz, den wir hinüberretten in unsre Tage, um immer wieder neue Kraft daraus zu schöpfen. Dem Verlag ist die Sammlung eng ans Herz gewachsen; er hat nichts unterlassen, ihr den Charakter zu geben, der den Besitz der Bücher begehrenswert macht. Als Schrift wurde die edle Walbaum-Antiqua in Handsatz verwandt; die flexiblen Einbände sind das Ergebnis eines besondern Preisausschreibens.
Format der Bücher 10:18 cm.

Hervorragende Übersetzer haben die Ausländer neu verdeutscht, darunter Baudisch, Bergengruen, Enking, Flake, Hessel, v. Hoerschelmann, Katja Mann, Reisiger, Schaffgotsch, v. Vegesack, v. Walther; bedeutende Schriftsteller, wie Frank, Hesse, v. Hofmannsthal, Holitscher, Th. Mann, Wassermann usw. schrieben das Vor- und Nachwort.

*

Bisher erschienen folgende fünf Bände:

Auf holzfreiem Dünndruckpapier	In originellem Ganzleinenband	In Geschenkband mit reichem Goldaufdruck und Goldoberschnitt
IMMERMANN / Münchhausen Mit einem Nachwort von Jacob Wassermann	7.50	9.50
JEAN PAUL / Siebenkäs Mit einem Nachwort von Hermann Hesse	5.50	7.30
MEREDITH / Der Egoist Übersetzt und mit einem Nachwort von H. Reisiger	6.50	8.50
STENDHAL / Rot und Schwarz Übersetzt von Otto Flocke	5.30	7.50
TURGENJEW / Väter und Söhne Übersetzt und mit einem Nachwort von B. Frank	3.50	5.—

Die Bände liegen in jeder guten Buchhandlung aus

PAUL LIST VERLAG / LEIPZIG

Digitized by Google

WERTVOLLE WEIHNACHTSBÜCHER

*

Otto Reiner

18 JAHRE FARMER IN AFRIKA

Ein einzigartiges Buch, das seinen Weg gehen wird. Als junger deutscher Handwerker zog Reiner aus und verbrachte die besten Jahre seines Lebens im schwarzen Erdteil; als Großfarmer kehrt er zurück und schildert nun seine bunten Erlebnisse in Ost-, Süd- und Westafrika, sein kampffreudiges Ringen bis zum endlichen Sieg. Und wie weiß er zu schildern! Herzerfrischend ist die Urwüchsigkeit seiner Darstellung, die offne, von echtem Mutterwitz übersprudelnde Art, das kecke Draufgängertum, nachdem er am eignen Leibe erfahren hatte, daß man überall da, wo Engländer das Wort führen, mit dem Hute in der Hand nicht weiter kommt. Hier kann der Deutsche lernen, wie er sich im Auslande Achtung verschafft, und er sollte es endlich lernen! Ein großer Gedanke durchweht das ganze Buch:

DEUTSCHLAND, VERGISS DEINE KOLONIEN NICHT!

PREIS IN HALBLEINEN 4,50 GOLDMARK,
IN GANZLEINEN 5 GOLDMARK

*

Henry Ford

MEIN LEBEN UND WERK

Jeder, der im Leben vorwärts kommen will, sei er Unternehmer, Angestellter oder Arbeiter, muß dieses Buch gelesen haben.

PREIS IN HALBLEINEN 8 GOLDM., IN GANZLEINEN 9,50 GOLDMARK,
IN HALBLEDER 12,50 GOLDMARK

Jede gute Buchhandlung hat die beiden Bücher ausliegen.

PAUL LIST VERLAG / LEIPZIG

Digitized by Google

DAS GUTE BUCH

NEUERSCHEINUNGEN

Romane und Erzählungen

CLARA VIEBIG:
Der einsame Mann
Roman
In Ganzleinen gebunden M 5.–

IRENE FORBES-MOSSE:
Gabriele Alweyden
oder Geben und Nehmen
Roman. In Ganzleinen gebunden M 4.–

VICKI BAUM: Ulle der Zwerg
Roman. In Ganzleinen gebunden M 6.–

WILHELM HEGELER:
Der Apfel der Elisabeth Hoff
Roman. In Ganzleinen gebunden M 4.50

MEINRAD INGLIN:
Wendel von Euw
Roman. In Ganzleinen gebunden M 4.50

PAUL FECHTER:
Die Kletterstange
Roman
In Ganzleinen gebunden M 5.50

ROBERT KURPIUN:
Das Flammenhaus
Roman
In Halbleinen geb. M 4.50, in Ganzleinen M 5.–

Dichtung und Philosophie

ERNST LISSAUER: Das Kinderland
im Bilde der deutschen Lyrik von den Anfängen bis zur Gegenwart
Mit 13 ganzseitigen Federzeichnungen von Josua Leander Gampp. Gebunden M 6.–

EDUARD REINACHER:
Elsässer Idyllen und Elegien
Gebunden M 5.–

FRIEDRICH WOLF:
Das Heldenepos des Alten Bundes
In Ganzleinen gebunden M 5.–

EMIL LUCKA:
Urgut der Menschheit
In Halbleinen geb. M 10.–, in Ganzleinen M 12.–

ADOLF FISCHER:
Orient
In Ganzleinen gebunden M 6.–

Kunstliteratur

JOSEF PONTEN:
Architektur, die nicht gebaut wurde
Ein Band Text, ein Band mit 400 Abbildungen
In Buckram M 26.–

WILHELM HAUSENSTEIN:
Carpaccio
Mit 35 Textabbildungen u. 80 ganzseitigen Tafeln
In Halbleinen etwa M 16.–

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT / STUTTGART-BERLIN

Digitized by Google

Bergstadtbücher + Gute Bücher

Paul Keller

Die drei Ringe

1.—20. Auflage

In mehrfarbigem Leinen M. 3.–

Es geht in diesem Buche um das in tausend Tiefen der Nacht unserer Zeit verankerte Problem des Kindermordes, das die Abgesandten Gottes an der Grenze des Lebens überfällt. Heute steht Deutschland an der Spitze jener Nationen, die in der Herodesfinde dahinleben, in der willkürlichen Beschränkung der Kinderzahl. — — Das Buch scheint bestimmt zu sein, wie ein Feuerbrand durch alle Seelen zu gehen . . .

Pädagog. Blätter

*

Anna Hilaria von Eckhel

Rings um ein Streichquartett

1.—3. Auflage

Gebunden M. 4.–

Ein Buch erfüllt von Güte und Menschlichkeit und von echter deutscher Gemütstiefe. Die köstliche, künstlerisch vollendete Darstellung ist nirgendwo gequält. Durch das ganze Buch geht jener enzianblaue, beruhigende Ton, den der Pfarrer Waldlechner seiner Amatie entlockt. Das prächtige Buch eignet sich in besonderem Maße für ein frohes Weihnachtsgeschenk, weil die Weihestimmung der Liebe und Hilfsbereitschaft darin einen so wohltuenden Ausdruck findet.

Bücher von der Wasserkante

Wilhelm Poeck

In der Ellernbucht

Roman von der Waterkant

6.—8. Auflage

In Ganzleinen M. 5.50

Das Buch ist von der Presse als klassisches Werk bezeichnet worden. Die Gestaltungskraft und die stilistische Anpassung des Dichters an den Stoff stehen hier auf einer, nur von wenigen ganz Großen erreichten künstlerischen Höhe.

*

Robinsonland

Roman

Gebunden M. 4.50

Ein Buch, das bei seinem Erstabdruck in der Bergstadt großen Beifall fand. Es ist ein Erzieherroman von großer Bedeutung.

*

Islandzauber

Ein Roman

Gebunden M. 3.80

Die Handlung spielt auf Island, wo nordische Mythologie schattenhaft lebendig ist in moderner Zeit. Es ist in echt nordischem Geiste geschrieben.

*

Karl Oppermann

Vom Leben des Eide Sielken

Eine Küstengeschichte

Gebunden ca. M. 4.–

Dieser Halligroman, durchweht von der Salzluft der See und dem frischen Geruch norddeutschen Marschlandes, ist ein so harmonisch abgerundetes Werk, daß es den besten Stormschen Novellen an die Seite gestellt werden kann.

Bergstadtverlag in Breslau I

Digitized by Google

Der Bücherfreund

Ankündiger sämtlicher im Buch- und Kunsthandel erschienener

Almanache / Verlagskataloge / Prospekte / Antiquariatsberichte

BUCHHANDLUNG LUDWIG AUER / DONAUWÖRTH

Neue Jahrbücher, Jugendschriften, Unterhaltungsliteratur für Erwachsene sind in unserm neuen Prospekt übersichtlich aufgeführt.

JOHANN AMBROSIUS BARTH / LEIPZIG

Spezialkataloge über Medizin, Exakte Naturwissenschaften, Psychologie, Philosophie und verwandte Gebiete. Kostenlos.

C. H. BECK'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG MÜNCHEN

Ein Bild Oswald Spenglers und eine kleine Novelle »Der Sieger« bietet der III. Almanach der Rupprechtpresse 1924/25, der unter anderem eine Reihe wertvoller kleiner Aufsätze von Ludwig Klages, Max Scheler, Conrad Wandrey, Conrad Weiß enthält; außerdem 24 Abbildungen nach zum Teil noch nicht veröffentlichten Originalen. Preis des hübschen kleinen Almanachs M 1.50. Kostenfrei liefert jede gute Buchhandlung ein Weihnachtsverzeichnis »Bücher zu Geschenken«, das eine Übersicht über neuere und neueste Erscheinungen des Beck-Verlages gibt.

ADOLF BONZ & COMP. / STUTTGART

Wir bitten zu verlangen unseren illustrierten Weihnachtskatalog, unser Neuigkeitenverzeichnis, unsere Sonderprospekte über die soeben erschienene Sammlung kleiner Erzählungen, die Dichter Ludwig Ganghofer, Arthur Schubart, Franz Herwig, Otto Hauser.

BREITKOPF & HÄRTEL / LEIPZIG

Freunde guter Bücher und Musikalien verlangen unsere neuesten Verzeichnisse.

F. A. BROCKHAUS / LEIPZIG

Das Jahrbuch »Den Freunden des Verlags F. A. Brockhaus« 4. Folge 1924/25 soeben erschienen.

F. BRUCKMANN A. G. VERLAG / MÜNCHEN

Kostenloser Prospekt über die soeben erschienenen Werke G. J. Wolf »Münchner Künstlerfeste — Münchner Künstler Chroniken« und Hubert Wilm »Gotische Charakterköpfe« ist erschienen.

VERLAG VON FRIEDRICH COHEN IN BONN

Über unsere Sammlung »Kunstbücher Deutscher Landschaften« steht jedem Interessenten ein bebilderter, ausführlicher Prospekt zur Verfügung.

CONCORDIA DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT, ENGEL UND TOECHE / BERLIN SW 11

sendet kostenlos Prospekte über wertvolle Bücher wie Schleich, Es läuten die Glokken — Hauff, Im Siegeswagen des Dionysos. Ein Nietzsche-Roman — Geucke, Scholle und Stern. Lieder und Balladen.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT / STUTTGART

Prospekt: Politische Bücherei. Inhalt: Internationale Politik, Innere Politik, Staatenkunde, Erinnerungen, Lebensbilder, Briefbücher. Neuheitenverzeichnis des Jahres 1924. Beides kostenlos erhältlich.

DELPHIN-VERLAG / MÜNCHEN

Unser achtseitiger, illustrierter Weihnachtsprospekt über Kunstbücher und Werke zur Körperkultur ist fertig und steht kostenlos zur Verfügung. Ein vornehmer Abreißkalender, 122 Seiten mit Bildern und Texten, im Format 17×25, wurde von uns zu Propagandazwecken hergestellt: Freunden unseres Verlages geben wir ihn zu dem Ausnahmepreis von M 1.—, der kaum unsere Selbstkosten deckt.

EUGEN DIEDERICHS VERLAG / JENA

Zur Orientierung über meinen Verlag liegen vor: »Die Tätigkeit des Verlages während des letzten Jahrzehnts 1914—1924.« Mit 12 Bildbeigaben. »Verzeichnis der diesjährigen Neuerscheinungen.« Bezug kostenfrei.

FERD. DÜMMLERS VERLAG / BERLIN SW 68

Wasserzichers Bücher zur deutschen Sprachpflege. Kochs Sprachführer. Philosophische, pädagogische, astronomische Werke. Verzeichnis unberechnet.

DUNCKER & HUMBLOT / MÜNCHEN

»Meisterwerke europäischer Geschichtschreibung.« (Ranke — Max Weber — Sombart — Eberhard Gothein — Aulard.)

GEBR. ENOCH VERLAG / HAMBURG

Prospekte »Wunder des Schneeschuhs«, »Die neuen Bücher des S. E. V.« verlangen.

FRANKFURTER SOCIETÄTS-DRUCKEREI G.M.B.H. Abteilung Buchverlag, Frankfurt a. M.

Unser Jahrbuch 1925 »Der Eiserne Steg« ist erschienen. Preis M 3.—. Verlangen Sie kostenlose Zusendung unserer Broschüre »Zu den Angriffen gegen Ossendowski«.

VERLAG DER FROMMANN'SCHEN BUCHHANDLUNG / JENA

Verlangen Sie das Verzeichnis über drei neue Bücher von P. N. von Krasnow!

ORELL FÜSSLI VERLAG / ZÜRICH UND LEIPZIG

»Der Frosch«, illustrierte Verlagszeitschrift. »Deine Freizeit«, aus schweizer Jugendbüchern. Der neue Weihnachtskatalog. Alles kostenlos!

STEPHAN GEIBEL VERLAG / ALTENBURG, THÜR.

Funckes Werke für jedermann. Gut, billig, gut ausgestattet. Bitte kostenlose Verzeichnisse verlangen!

VERLAG GRETHLEIN & Co. / LEIPZIG-ZÜRICH

Almanach 1899—1924, mit Beiträgen von: Hamsun, Larsen, Boßhart, Koelsch, Damaschke, Bloem, Witkowski, Korrodi und anderen. Preis M 2.—

Die obigen Verzeichnisse sind durch jede gute Buchhandlung oder durch den Verlag zu beziehen.

Zentralstelle für buchgewerbl. Reklame Emil Fink, Stuttgart, Schloßstraße 84.

Digitized by Google

VALTER HÄDECKE VERLAG / STUTTGART

»Wilhelm von Scholz im Spiegel der Zeit.« Ein Führer zu seinem Werk. 32 Seiten Oktav mit einer Kunstdruckbeilage, geheftet M —.15.

I. HAESSEL VERLAG / LEIPZIG

Goethe-Freunde verlangen das Prospekt-Heftchen über J. P. Eckermann. Sein Leben für Goethe. Nach neuaufgefundenen Tagebüchern Eckermanns und Briefen dargestellt von H. H. Houben. Kostenlos.

ERLAG HERDER / FREIBURG i. Br.

Unser »Bücherschatz 1925« wird kostenlos abgegeben. Er bietet eine Auswahl aus den Erzeugnissen unseres Verlags und berücksichtigt vor allem die Neuerscheinungen und die neu aufgelegten Werke des Jahres 1924, soweit sie für weitere Kreise von Bedeutung sind.

Jugendfreunde erhalten das Verzeichnis »Jugendbücher« kostenlos.

Almanach Herder bietet auf rund 96 Seiten 12 auserwählte Aufsätze verschiedener Wissensgebiete, 72 Bildnisse hervorragender Autoren jetziger und früherer Zeit und 18 Katalogseiten. M 0.60.

Heinrich Federer über Pastors Papstgeschichte. Mit Bildnis von Ludwig Freiherr v. Pastor. 12 Seiten. Kostenlos.

Das Heilige Jahr. Literatur für Romfahrer. 4 Seiten. Kostenlos.

Deutsche Heldenlegende. Von Franz Herwig. Prospekt, 4 Seiten. Kostenlos.

ULIUS HOFFMANN VERLAG / STUTTGART

Ein neues illustriertes Verlagsverzeichnis, aus den Gebieten der Baukunst, des historischen Möbels, der Memoiren- und Geschichtsliteratur wird auf Wunsch kostenlos zugesandt.

SEL-VERLAG / LEIPZIG

Der »Insel-Almanach« für das Jahr 1925 liegt vor. Preis M 1.—

XEL JUNCKER VERLAG / BERLIN W 15

Unsere Bücherschau Herbst 1924 mit vielen Abbildungen u. Neuerscheinungen wird Interessenten kostenlos übersandt.

ERLAG VON ERNST KEIL'S NACHF. / LEIPZIG

Verlangen Sie unser kostenloses Verzeichnis über gute Weihnachtsbücher.

F. KOEHLER VERLAG / LEIPZIG

Lucknor Jahrbuch 1925 mit Proben aus neuen Verlagswerken. M 0.90. 16seitiger Prospekt über Memoiren, Briefwechsel und Reisewerke kostenlos.

UNSTVERLAG PETER LUHN / BARMEN

»Aus Carl Spitzweg's Welt.« 100 seiner schönsten Bilder mit Porträt, Biographie und verbindendem Text von Freiherrn v. Ostini, München. 232 Seiten Großquart mit 12 Bildern in Vierfarbendruck und 88 Bildern in dreifarbigem Druck. Halbleinen M 25.—, Ganzleinen M 30.—, Halbleder M 45.—, Ganzleder M 60.—. Der hochfeine ausführliche Prospekt mit Probeseite ist erschienen.

AUL LIST VERLAG / LEIPZIG

Über Gustav Freytags berühmtes Werk »Bilder aus der deutschen Vergangenheit« haben wir einen ausführlichen illustrierten Prospekt herausgegeben. In jeder Buchhandlung kostenlos erhältlich.

FELIX MEINER VERLAG / LEIPZIG

versendet an alle Freunde philosophischer Literatur sein soeben neugedrucktes, 32 Seiten starkes Gesamt-Verlagsverzeichnis mit Goldmarkpreisen »Katalog der Philosophischen Bibliothek«. Inhalt: Geschichte und Ziele des Verlags; Von der Preisgestaltung (auf dem Umschlag) — I. Alphabetisches Verzeichnis der Philosophischen Bibliothek — II. Taschenausgaben der Philosophischen Bibliothek — III. Wissen und Forschen. Schriften zur Einführung in die Philosophie — IV. Dokumente der Menschlichkeit — V. Lehrbücher der Philosophischen Bibliothek — VI. Neuere philosophische Einzelwerke.

W. J. MÖRLINS / BERLIN

Herbstkatalog »Das billige Qualitätsbuch zu erschwinglichem Preise.« (Deutsche Romantiker, moderne Spanier in Originalsprache und Übertragungen.)

MORAWE & SCHEFFELT VERLAG / BERLIN-SÜDENDE

Über unsere allerseits mit größtem Interesse aufgenommene Sammlung: »Deutsche Klassiker in Form und Text ihrer Erstausgaben« ist eine 16seitige illustrierte interessante Broschüre erschienen, die gern kostenlos zugesandt wird. Wir bitten zu verlangen.

MUSARION VERLAG / MÜNCHEN, KÖNIGINSTRASSE 15

Prospekt »Anatole France, Gesammelte Werke.« Romane und Novellen. Prospekt »Charles Dickens, Gesammelte Werke.« (Deutsch von G. Meyrink.)

NÜRNBERGER BILDER-BÜCHER-VERLAG GERHARD STALLING / OLDENBURG i. O.

Unser kostenloser, entzückender Bilderbücher-Katalog »Den Kindern« führt Sie auf den Weg zu einem vollkommene Freude bereitenden Weihnachtsgeschenk für Ihr Kind.

FRIEDRICH ANDREAS PERTHES / GOTHA-STUTTGART

Ausführliches Verzeichnis über die Werke unseres Verlags steht jedem Bücherfreund zur Verfügung. (Jugend- u. Volksbücher, Biographien, Geschichte, Völkerkunde, Religion, Sozialwissenschaft, Philosophie, Philologie, Jugendbewegung, Erziehung.)

OTTO REICHL VERLAG / DARMSTADT

Reichls philosophischer Almanach 1924. In Leinwand gebunden M 12.—. »Ein philosophischer Baedeker.« (Leipziger Tageblatt.) Reichls Bücherbuch 1925 sendet der Verlag auf Verlangen kostenlos.

RIKOLA VERLAG / MÜNCHEN, KÖNIGINSTR. 15

»Rikola-Bücherschrein« mit 23 Dichterbildnissen. Prospekt »Schöne Bücher für Frauen.« Eine Auswahl.

LUDWIG RÖHRSCHEID / BUCHHANDLUNG-ANTIQUARIAT / BONN / GEGRÜNDET 1818

Kostenlose Zusendung von Katalogen, kaufe stets Bibliotheken und größere Einzelwerke und übernehme diese zur Versteigerung.

BERGVERLAG RUDOLF ROTHER / MÜNCHEN

Bergfreunde und Wintersportler verlangen folgende Bücherverzeichnisse und Werbebüchlein: Neue Wintersportbücher 16 Seiten stark; Blodig, Die Viertausender der Alpen; Henry Hoek's Werke; Eugen Guido Lammer, Jungborn; Schätz, Bayerisches Hochland. Die vier letzten Verzeichnisse bringen Bilder und Textproben.

Digitized by Google

RNST ROWOHLT VERLAG / BERLIN W

Über unsere Balzac-Ausgabe steht ausführlicher Prospekt zur Verfügung.

OS. SINGER VERLAG AKT.-GES. / LEIPZIG

Ein neuer Prospekt von »Singers großer Detektiv-Serie.« Der Detektivroman des gebildeten Lesers. Alle Bände erfahren in je 20—30 Zeilen Würdigung mit kurzer Inhaltsangabe.

IERMANN SCHAFFSTEIN VERLAG / KÖLN

Gesamtverzeichnis und Sonderprospekte für Weihnachtsgeschenke (Jugendschriften, Bilderbücher, Schöne Literatur) kostenlos.

OS. SCHOLZ / MAINZ

Ein kostenloses Verzeichnis meiner neuen Kinderbilderbücher für den Weihnachtstisch liegt vor.

URT SCHROEDER VERLAG / BONN, BELDERBERG 4

Mein illustr. Almanach 1919—1924 wird Interessenten kostenlos gesandt. Angabe des Interessengebietes erwünscht.

ARL SCHÜNEMANN VERLAG / BREMEN

»Der Erntewagen«, ein Bücherblatt. Von dieser bekannten Hauszeitschrift des Verlages Carl Schünemann ist soeben das dritte Heft (Winter 1924/25) erschienen, das Textproben, Bilder und nähere Angaben aus den zahlreichen Neuerscheinungen des Verlages bringt. Das Heft wird in jeder besseren Buchhandlung an Interessenten kostenlos abgegeben oder ist sonst direkt vom Verlage zu beziehen.

. STAACKMANN VERLAG / LEIPZIG

»Das gute Buch« Bericht über die neuen Bücher des Jahres 1924 (32 Seiten farbig illustriert). Ein literarischer Ratgeber. Kostenlos.

AUL STANGL-VERLAG / MÜNCHEN-PULLACH

W. Schmidkunz: Christusmärchen. 87 Märchen und Legenden mit 16 Bildern von M. Ade. 317 Seiten. Ganzleinen nur M 4.—. Verlagsverzeichnis.

ER TEMPEL VERLAG / LEIPZIG

Ein neues illustriertes Verlagsverzeichnis ist in jeder Buchhandlung kostenlos erhältlich.

ÜRMER-VERLAG GREINER & PFEIFFER STUTTGART

Der Prospekt über die Gesammelten Werke des Dichters und Denkers Friedrich Lienhard ist erschienen.

RANIA-VERLAGS-G. M. B. H. / JENA

Naturfreunde verlangen unseren ausführlichen Prospekt.

. VOIGTLÄNDERS VERLAG / LEIPZIG

16seitiger illustrierter Prospekt der wichtigsten Verlagswerke: Naturwissenschaft, Reisewerke, Tiererzählungen, Belletristik, Kunst, Geschichte und andere Gebiete.

KURT VOWINCKEL VERLAG / BERLIN-GRUNEWALD

Ein 16seitiger Prospekt: Geopolitik 1924 berichtet über die Tätigkeit des Verlages im ersten Jahr seines Bestehens und gibt einen Begriff von Umfang und Wesen der Geopolitik. Ein weiterer Prospekt: Zeitschrift für Geopolitik berichtet über die interessante und bedeutende weltpolitische Monatsschrift, von der auch Probehefte zum Preis von M 1.— zur Verfügung stehen.

VERLAG ERNST WASMUTH A.-G. / BERLIN W8

Unser soeben erschienenes Verzeichnis »Neue Bücher über schöne und angewandte Kunst« enthält eine Übersicht über die Neuerscheinungen unseres Verlages, und zwar folgender Gebiete: »Kunstgewerbe, Gewebe, Kostümkunde, Theaterdekorationen, Architektur, Städtebau, Malerei, Graphik, Kunstgeschichte, Plastik, Orientalia, Reisewerke.

VERLAGSBUCHHANDLUNG J. J. WEBER / LEIPZIG

Illustrierter Prospekt über literargeschichtliche Werke, insbesondere Goethe-Literatur.

BUCHHANDLUNG A. HOLOCH & CO. / STUTTGART

Verlangen Sie den illustrierten Prospekt über die Werke von Stratz »die Schönheit des weiblichen Körpers« mit 351 Abbildungen und 7 Tafeln, und »die Rassenschönheit des Weibes« mit 426 Abbildungen und 4 Tafeln. Ebenso mein Weihnachtsprospekt kostenlos.

Antiquariats-Kataloge

GERSCHEL'S ANTIQUARIAT / STUTTGART

Neueste Antiquariatskataloge: Nr. 108 Erstausgaben und Frühdrucke / Nr. 110 Deutsche Literatur / Nr. 111 Theater und Musik / Nr. 112 Staatswissenschaften / Weihnachtskatalog: Geschenkwerke / Monatliches Verzeichnis »Der Bücherkasten« / Alle Kataloge kostenfrei.

HEINRICH KERLER ANTIQUARIAT / ULM a. D.

Kat. 460: Kulturgeschichte (umfaßt auch Volksdichtung, Mythologie usw.). Verlangen Sie genaues Inhaltsverzeichnis. Bis jetzt Bogen 1—4 erschienen.

HEINRICH STAADT ANTIQUARIAT / WIESBADEN

Meine Antiquariatskataloge Nr. 2: Geschichte und Kulturgeschichte (2600 Nrn.). Nr. 3: Erstausgaben und Seltenheiten der deutschen Literatur. Illustrierte Bücher des 18. u. 19. Jahrhunderts (800 Nrn.), bitte kostenfrei zu verlangen.

Wegen weiterer Beteiligung an dieser Einrichtung wende man sich an die untenstehende Firma

Die obigen Verzeichnisse sind durch jede gute Buchhandlung oder durch den Verlag zu beziehen.

Zentralstelle für buchgewerbl. Reklame Emil Fink, Stuttgart, Schloßstraße 84.

Digitized by Google

Geschichte der großen amerikanischen Vermögen

von

GUSTAVUS MYERS

Mit Einleitung von Max Schippel

Fünfte bis siebente Auflage

Zwei Bände. XL und 800 Seiten. Holzfreies Papier. Lexikonformat

Geheftet 11 Gm., Halbleinen 15 Gm.

INHALT:

I. Teil: Die Verhältnisse in der Niederlassungs- und Kolonialzeit / II. Teil: Die großen Landvermögen / III. Teil: Die großen Vermögen aus Eisenbahnen / IV. Teil: Große Vermögen der Industrie

Das Werk des amerikanischen Soziologen Gustavus Myers über die Entstehung der amerikanischen Vermögen füllt eine Lücke in unsern Kenntnissen über Amerika aus. Myers verfolgt die Entwicklung von den ersten Anfängen der Kapitalbildung bis zu den höchsten Höhen des vertrusteten Kapitals, und es zeigt sich, daß das Minimum an staatlichem Zwange dem ökonomischen Egoismus der einzelnen Wirtschafter ein viel stärkeres Maß von Immoralismus beigemengt hat als bei uns, daß dessen Schlammwellen bis tief in die Verwaltung und in das Rechtswesen eingedrungen sind, und daß nur die besonders günstigen Umstände der amerikanischen Entwicklung und Entwicklungsmöglichkeiten die menschlichen Spannkräfte nicht gelähmt, sondern im allgemeinen frisch erhalten haben. Die Einleitung von Max Schippel hat den besonderen Vorzug, den Leser auf Methode, Tendenz und Ergebnisse des Werkes einzustellen.

Ausführliche Prospekte auf Wunsch kostenlos

1 Goldmark = 10/42 Dollar, für das Ausland = 1.25 Schw. Fr.

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN

Digitized by Google

„Es ist ein einzigartiges, gewaltiges Werk"

(Ernst Blaß)

ALFRED DÖBLIN

BERGE MEERE UND GIGANTEN

Roman / 9. Auflage

Umfang 37 Bogen. Auf holzfreiem Papier gedruckt

Geheftet Gm. 6.50, in Ganzleinen Gm. 9.50

Wie hier von den Müttern her die Kräfte in Bewegung gesetzt werden, wie es aus den Quellen des Lebens selbst strömt und rauscht, das hat in aller phantastischen Literatur nicht seinesgleichen. Vossische Zeitung.

Das Buch ist erschreckend und packend. Die Ereignisse überstürzen sich. Visionen von schauerlicher Größe erfüllen es, und dazwischen liegen, wie Oasen, einzelne in sich geschlossene Episoden von rührender Schönheit. Der Tag, Wien.

Früher erschienen:

WALLENSTEIN

Roman / 8. Auflage

Zwei Bände auf holzfreiem Papier gedruckt

Geheftet Gm. 8.—, in Halbleinen Gm. 11.—

WADZEKS KAMPF MIT DER DAMPFTURBINE

Roman / 4. Auflage

Auf holzfreiem Papier gedruckt

Geheftet Gm. 4.—, in Halbleinen Gm. 6.—

DIE DREI SPRÜNGE DES WANG-LUN

Chinesischer Roman / 12. Auflage

Auf holzfreiem Papier gedruckt

Geheftet Gm. 5.—, in Halbleinen Gm. 7.—

DER SCHWARZE VORHANG

Roman von den Worten und Zufällen / 3. Aufl.

Auf holzfreiem Papier gedruckt

Geheftet Gm. 1.25, gebunden Gm. 2.—

DIE NONNEN VON KEMNADE

Schauspiel / Auf holzfreiem Papier gedruckt

Geheftet Gm. 1.50, gebunden Gm. 2.50

1 Goldmark = 10/42 Dollar, für das Ausland = 1.25 Schw. Fr.

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN

Digitized by Google

ANATOLE FRANCE

SELBSTBIOGRAPHIE

in zwei Bänden:

DER KLEINE PETER

Deutsch von B. Sacks

BLÜTEZEIT DES LEBENS

Deutsch von A. Seiffhart

Jeder Band in Halbleinen 3 Gm.

Reizend in seiner geistreichen Feinheit hat uns A. France vor einigen Jahren seine Jugendzeit in der Geschichte vom „Kleinen Peter" erzählt. Ihr folgt nun als Fortsetzung die „Blütezeit des Lebens", Erinnerungen aus den Jahren am Gymnasium und auf der Universität. In lockerem Gefüge sind die einzelnen Episoden zarte Kunstwerke voll Empfindung und schalkhafter Weisheit. Das kleine Kapitel, daß der Verehrer der klassischen Literaturen „Ägle" taufte, zwingt in wenige Zeilen die ganze Herzensnot des Knaben, der zum Jüngling reift. Es möge dem schönen Buch viele beschauliche Leser werben. Der Bund, Bern.

Ferner erschienen in unserem Verlage:

DER DÜRRE KATER

Mit 24 Original-Lithographien von Rudolf Großmann
Gebunden 6 Gm.
Vorzugsausgabe: Nr. 1—50 mit einer Originalzeichnung als Beigabe, signiert, in Ganzleder handgebunden 120 Gm., Nr. 51—170 signiert, in Ganzlederhandband 80 Gm.

AUFRUHR DER ENGEL

Roman
Gebunden 3 Gm.

DIE GÖTTER DÜRSTEN

Roman aus der franz. Revolution
Gebunden 3 Gm.

DER FLIEGENDE HÄNDLER

(Crainguebille) / Novellen
Halbleinen 3 Gm.

KOMÖDIANTENGESCHICHTE

Roman
Gebunden 3 Gm.

France ist einer der wenigen großen Franzosen, dem das so oft mißbrauchte Wort von der Menschlichkeit und Gerechtigkeit keine drohende rhetorische Phrase ist, sondern stärkster Inhalt.
Volkszeitung, Wien.

Herrliche Werke des ewigen Jungen, in einer flimmernden vielgesichtigen Sprache, die oft ironisch über Kindlichkeiten schwebt, uns dann plötzlich ganz nah heranreißt und uns zeigt, wie klein wir sind vor dem ewig Kindlichen. Leipziger Tageblatt.

Eine Seite solcher Prosa wiegt ganze Wagenladungen moderner Sprachverrenkungen auf.
Vorwärts, Berlin.

KURT WOLFF VERLAG / MÜNCHEN

Digitized by Google

Sechs neue wertvolle Werke der

Romanliteratur

Maria Petras

Herzschläge einer kleinen Stadt

Roman aus der Franzosenzeit.
Gebunden G.-M. 4.50

Kosel anno 1807. Der geschichtlich und dichterisch groß geschaute Freiheitskampf der Bürger im bunten Rahmen einer alten Stadt — ein starkes, vom Blute jener Zeit genährtes Leben. Trotz aller Treue zur Wirklichkeit ein überzeitliches, aus tiefem Wissen und Verstehen heraus geschriebenes Buch.

Kath. Hofmann

Der reichste Fürst

Roman. Gebunden G.-M. 5.80

Das Bild des Grafen Eberhard, der von sich sagte, daß er jedem Untertan sein Haupt in den Schoß legen könne. Ein sorgfältig gearbeiteteres, durchaus sympathisches Buch. Seines reichen Stimmungsgehaltes u. der fein gezeichneten Frauengestalten wegen vor allem ein Buch für die Frauen.

Joseph Albert

Der Gottversucher

Ein Roman. Gebunden G.-M. 3.50

Ein westfälischer Roman. Das erschütternde Ringen des Schäfers Magnus, dem aus allen Werken der Natur und Seele Gott entgegenruft und der doch zerbricht im Suchen nach dem letzten Grund. Qualvolle Szenen spielen vor wundervoll gemalten Heidebildern und Idyllen.

August Ganther

Der Vetter aus Siebenbürgen

Erzählungen. Geb. G.-M. 3.50

Wieder ein echter Ganther: die bäuerlich-bürgerliche Kleinwelt seiner lieben Schwarzwälder, leise zurückgeträumt, mit dem freien Recht des Poeten geschaut und sorglos hinerzählt. Gesunder alemannischer Humor.

Hertha Pohl

Tina Stawiks Ernte

Roman. Gebunden G.-M. 3.50

Der Roman — nein: das Drama einer Magd, mit oft geradezu erschreckender Realistik und spannender Handlung. Hier steht das sündige, mühselige Leben vor uns, aber „eine herbe Keuschheit hält die lohenden Flammen nieder. Hertha Pohl schildert das Leben mit der Ecce-Homo-Gesinnung...." (Jos. Wittig.)

Hermann Herz

Der Herr Professor

Eine kleinstädtische Geschichte
Gebunden G.-M. 1.50

Der beste und stärkste Dichter ist immer das Leben. Eine Fülle geschichtlicher Bilder und menschlich schöner und großer Dinge sind hier mit gütigem Humor verklärt und ohne literarischen Aufputz einfach und wahr vor uns hingestellt.

VERLAG HERDER, FREIBURG IM BREISGAU

Diesem Heft liegen folgende Prospekte bei:

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München

Bibliographisches Institut A.-G., Leipzig

Buchenau & Reichert, Verlag, München

Eugen Diederichs Verlag, Jena

Frankfurter Verlagsanstalt A.-G., Frankfurt a. M.

Johann Georg Holzwarth, Bad Rothenfelde

Gustav Kiepenheuer, Verlag A.-G., Potsdam-Wildpark

Klinkhardt & Biermann, Leipzig

Max Koch, Verlag, Leipzig

Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

F. J. Marcan Verlag, Köln

Musarion-Verlag A.-G., München

Erich Reiß Verlag, Berlin

Hermann Schaffstein, Köln

Franz Schneider Verlag, Berlin

Ferdinand Schöningh, Verlagsbuchhandlung, Paderborn

E. A. Seemann, Leipzig

F. Soennecken, Bonn,

Gerhard Stalling, Verlag, Oldenburg

Paul Steegemann Verlag, Hannover

E. P. Tal & Co., Wien

Digitized by Google

Soeben erschien

ROMAIN ROLLAND

VERZAUBERTE SEELE

Zweiter Band

SOMMER

Deutsch von Paul Amann

Geheftet Gm. 4.50, Halbleinen Gm. 6.—, Halbleder Gm. 9.—

In seinem neuen Buch entfaltet Romain Rolland die knospenhafte Gestalt seiner jüngsten Schöpfung Annette zu sommerlicher Fülle: durch harten Kampf ums tägliche Brot, durch Arbeit, Leidenschaft, Entsagung und vor allem durch den freudigen Überschwang und die schmerzliche Resignation der Mutterschaft führt Rolland seine Heldin der höchsten Reife und Vollendung zu. Der Schöpfer des Johann Christof zeigt hier von neuem seine alte Meisterschaft als der gerechte und wahrheitsmutige Beurteiler des Lebens und als der tiefe und unbestechliche Kenner der Seelen. Aufwühlendes Weterleben, Grauen des Todes schreiten erschütternd durch das Buch, das doch schließlich den Menschen sich siegreich gegen die kosmischen Kräfte behaupten läßt und so als gewaltige bejahende Lebenssymphonie ausklingt.

Bereit in 24000 Auflage liegt der erste Band:

ANNETTE UND SYLVIA

Geheftet Gm. 3.50, Halbleinen Gm. 5.—, Halbleder Gm. 8.—

KURT WOLFF VERLAG / MÜNCHEN

Digitized by Google

Soeben erschien:

FRANZ WERFEL / JUAREZ UND MAXIMILIAN

DRAMATISCHE HISTORIE

In einer erregenden Welt von Kampf, Intrigue, Verrat und kühner Größe sind die Urgegensätze der Menschheit, die der hohe Opfertod eines zarten Helden versöhnt und verklärt, grandios gestaltet.

Die ewige Tragödie der Politik.

In neuer Auflage:

FRANZ WERFEL / VERDI / ROMAN DER OPER

12.—22. TAUSEND

Dieser Roman, der Oper und der Zeit, in stark suggestiver Sprache, wird jeden Leser innerlich beschäftigen. Ein Werk von mehr als vorübergehendem Wert; Meilenstein im Gesamtschaffen Franz Werfels. (Adolf Weißmann in der Vossischen Zeitung)

Soeben erschien:

ARTHUR SCHNITZLER / FRÄULEIN ELSE

NOVELLE

Arthur Schnitzler erweist sich in dieser epischen Arbeit wiederum als ein Meister der psychologischen Erzählung. Mit erstaunlicher Sicherheit wird das entscheidende Erlebnis eines jungen Mädchens aus der Vorkriegszeit nicht etwa berichtet, sondern, indem der Autor die Gedanken der jungen Else Wort werden läßt, monologisch als lebendiges Geschehen gestaltet. Meisterhaft ist die schier unmerkliche Steigerung der Spannung, die bis zum Ausklang anhält. (Prager Presse)

Prospekte und Preislisten stehen Interessenten kostenlos zur Verfügung

PAUL ZSOLNAY VERLAG / BERLIN / WIEN / LEIPZIG

Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

BOUND

DEC 28 1925

UNIV. OF MICH.
LIBRARY

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 02757 8239

Digitized by Google

Digitized by Google